Geschichte Russlands bis zum Ende des 18 Jahrhunderts

Alexander Brückner, Constantin Mettig

Geschichte Rußlands

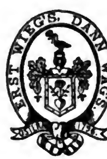
bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Von

A. Brückner.

Band I.

Überblick der Entwickelung bis zum Tode Peters des Großen.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1896.

Vorrede
des Herausgebers der Geschichte der europäischen Staaten.

Indem ich den ersten Band der ehrwürdigen „Geschichte der europäischen Staaten", der unter meiner vollen Verantwortlichkeit erscheint, der Öffentlichkeit übergebe, fühle ich das Bedürfnis einer kurzen Aussprache.

Als Wilhelm v. Giesebrecht, mein Vorgänger, im Jahre 1874 die Redaktion der Sammlung übernahm, welche bis dahin die Namen Heerens und Ukerts getragen hatte, da war er in der Lage, auf Grund des reichen litterarischen und brieflichen Nachlasses ihres buchhändlerischen Begründers, Friedrich Perthes, eine intime Geschichte derselben zu geben. Er ließ in die anfänglichen Sorgen des Verlegers, in die Schwierigkeiten der Herausgeber blicken: vor allem aber zeigte er, wie ein unversieglicher Idealismus der wissenschaftlich wie der geschäftlich Beteiligten das große Sammelwerk über all' die Fährlichkeiten hinweggehoben hat, denen es immer wieder begegnete.

Aber auch in noch anderem Sinne, als Giesebrecht es ausführte, hat die Sammlung ihre Geschichte. Sie ist ein Monument der deutschen Geschichtswissenschaft dieses Jahrhunderts. Nicht in dem Sinne freilich unsrer einheitlich geplanten, rasch geschaffenen, häufig aber auch rasch ihres ersten Eindrucks beraubten Denkmäler der Gegenwart. Wie ein Dom des Mittelalters vielmehr mutet sie an: mehrere Generationen schon haben an ihr gebaut, und jede Generation in ihrem Stil, und jeder Baumeister innerhalb dieses Stils nach seinem Geschmack. Sie ist keine moderne Myriobibliothek, in der Gelehrte in der Art spezialistisch eingeschulter Industriearbeiter nach Schablonen schaffen: das schwere Problem, inwiefern wissenschaftliche Arbeit arbeitsteilig gefördert werden kann, ist in ihr in durchaus individualistischem Sinne gelöst.

Die großen geistigen Bewegungen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, welche die moderne Zeit eingeleitet haben, haben uns eine doppelte Betrachtungsweise des geschichtlichen Geschehens hinterlassen. Auf der einen Seite stehen Winckelmann und Herder, die Begründer unserer Kulturgeschichtsschreibung: sie sehen das Ganze vor dem Einzelnen, die Nation vor dem Staate; in breitem

Strome allseitiger menschlicher Bethätigung ergießen sich ihnen die Geschicke der Welt. Auf der andern Seite stehen die historischen Anschauungen der älteren Idealphilosophen, namentlich Kants, und ihrer historischen Vertreter, namentlich Rankes: ihnen erscheint die Welt vom Einzelnen bewegt und der Staat als wichtigeres geschichtliches Erzeugnis denn die Nation; eng geschürzt nur, allein unter politischem Gesichtspunkt betrachtet, scheint ihnen der Reichtum menschlicher Entwickelung verständlich. Es sind Gegensätze, die in den beiden Generationen, welche sich in der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts begegnen, noch friedlich und nicht völlig geklärt nebeneinander bestanden: bis mit dem Emporsteigen der Sterne Rankes die individualistische Auffassung auf fast zwei Generationen siegte, um neuerdings von der sozialpsychologischen abgelöst zu werden.

Das Herz des Verlegers der Staatengeschichte wie das der Redaktion, deren wissenschaftlicher Charakter durch den erlauchten Namen Heerens bestimmt wurde, waren bei Begründung des großen Unternehmens ganz auffseiten der kulturgeschichtlichen Auffassung. „Wir haben zu sehr Geschichte der Herrscher", so lassen sich Redaktion und Verlag am 1. April 1823 vernehmen, „und erfahren nicht genug von den Be-

herrschten, man giebt uns zuviel Kriegs- und Friedenshistorie, Haupt- und Staatsaktionen und übersieht die Darstellung des stillen Ganges der Ausbildung der zurückgezogen lebenden Klassen des Staates, deren Fortgang oder Rückschritt in jeglicher Hinsicht so bedeutend auf das Ganze wirkt." Dementsprechend sollte die Sammlung vor allem kulturgeschichtliche Fragen beantworten helfen, so wie man sie im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts verstand; „wie sich ein dritter Stand gebildet habe, wie sich die Verhältnisse der Stände untereinander und zu den Regenten bildeten, was in Hinsicht auf Steuern und Finanzen geschehen sei, wie das Kriegswesen beschaffen war, welchen Grad der Bildung die einzelnen Stände hatten, wie der sittliche und religiöse Zustand aller Klassen in den verschiedenen Perioden war, wie es mit Ackerbau, Gewerbe, Handel und Verkehr stand."

Es war ein Programm, das ein Jahr vor dem Erscheinen des ersten großen Werkes von Ranke aufgestellt wurde, in einem Augenblicke, da soeben der Umschlag aus der kulturgeschichtlichen in die individualistische Betrachtung der Entwickelung entschiedener eintrat. Natürlicherweise ist es deshalb nur in sehr begrenztem Umfange verwirklicht worden.

Perthes selbst hat später die „äußere Seite" der Geschichte schon stärker betont, noch mehr thaten das Redaktion und Mitarbeiter nach Heerens Tode. Dem außerordentlichen Aufblühen der rein politisch-geschichtlichen Studien verdankt die Europäische Staatengeschichte einige der besten der in ihrem Rahmen erschienenen Werke; und noch unter der Redaktion Giesebrechts war die wissenschaftliche Produktion wesentlich im Sinne rein politischer Geschichte das unausgesprochene Programm des Unternehmens, so große Freiheit den einmal gewählten Autoren in der Durchführung ihrer Aufgaben gelassen ward.

Jetzt wird die Fortsetzung der Staatengeschichte unter einer neuen Redaktion mit dem ersten Bande eines Werkes eröffnet, das der kulturgeschichtlichen Seite der Entwickelung nicht minder gerecht wird als der politischen, und dessen Charakter dem Sinne eines Friedrich Perthes recht eigentlich als in seinen Absichten gelegen erschienen sein würde. Eine neue Bauperiode an dem alten Gebäude im Sinne des ursprünglichen Plans, wenn auch von dessen Konzeptionen im einzelnen gewiß abweichend, wird, das ist der Wunsch und das Bestreben des Herausgebers, kräftig beginnen. Aber sie wird sich dennoch deshalb mit nichten völlig abheben von dem all-

gemeinen Charakter der bisherigen Arbeitszeiten. Auch ferner sollen dem Unternehmen alle ursprünglichen Kräfte deutscher Geschichtswissenschaft, welcher Art auch immer, soweit sie nur sich in seine Dienste stellen wollen, zugute kommen; und wie bisher wird die unbeschränkte Äußerung der Individualität, dieses in modernen Kollektivwerken so oft unterdrückten oder wenigstens stark beschränkten tiefsten Reichtums des geistig Schaffenden, gewahrt bleiben als ein Palladium gerade dieser Sammlung und als die sicherste Gewähr einer nunmehr durch sieben Jahrzehnte hin erprobten Kraft des Wirkens.

Leipzig, am 9. Juni 1896.

K. Lamprecht.

Vorrede.

Mehrere Jahrzehnte sind seit dem Erscheinen von Strahls und Herrmanns „Geschichte des russischen Staats" vergangen. Inzwischen erschienen in Rußland große Sammlungen von Quellenmaterial, zahllose Monographieen und zusammenfassende allgemeine Darstellungen über diesen Gegenstand, so daß eine Neubearbeitung des Stoffes geboten ist. Die in Deutschland veröffentlichten Darstellungen Bernhardis (in Biedermanns Sammlung) und Schiemanns (in Onckens „Weltgeschichte in Einzeldarstellungen") lassen eine Wiederaufnahme der Arbeit nicht als überflüssig erscheinen. Des ersteren Werk, fesselnd und anregend, ist in der Anordnung wunderlich, zeugt von geringen Studien und einer rein zufälligen Belesenheit; Schiemann hat seinem Programm entsprechend nur die früheren Zeiten der Geschichte Rußlands bis in das 16. Jahrhundert behandelt. Für die etwas spätere Zeit kann Brüggens „Wie Rußland europäisch wurde" wegen allzu geringfügiger Vertrautheit des Verfassers mit dem von ihm behandelten Gegenstande nicht in Betracht kommen. Von meinen Schriften sind „Peter der Große" und „Katharina II." nur der Geschichte weniger Jahrzehnte gewidmet, und in der „Europäisierung Rußlands" behandelte ich nur einige unter dem Titel „Land und Volk" zusammengefaßte Erscheinungen der Kulturentwickelung der letzten Jahrhunderte.

Wenn es sich nun für die Heeren- und Ukertsche Sammlung in erster Linie um eine Fortsetzung des Werkes von Ernst Herrmann handelte, welches nur etwa bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts fortgeführt ist, so mußte es wünschenswert erscheinen, auch den schon bearbeiteten Perioden Beachtung zu schenken und dieselben in zwei Bänden zu behandeln, von denen der erste einen zusammenfassenden Rückblick auf die Haupterscheinungen und Entwickelungsreihen der Geschichte Rußlands bis zum Tode Peters des Großen (1725), und der zweite eine eingehendere Darstellung der Vorgänge in den auf den letzteren Zeitpunkt folgenden Jahrzehnten enthalten sollte.

Der erste Band liegt nun vor. Ich konnte und wollte in demselben nicht sowohl die Begebenheiten der nahezu tausendjährigen Geschichte Rußlands in der hergebrachten chronologischen Reihenfolge und, wie üblich, nach den einzelnen Regierungen angeordnet erzählen, als vielmehr die Ergebnisse der Entwickelung Rußlands und den Eintritt dieses Staats in die abendländische Kulturwelt beurteilend zusammenfassen und darstellen. Die einzelnen Thatsachen, welche wiederholt mit epischer Breite behandelt wurden, mußte ich als mehr oder minder bekannt voraussetzen, habe aber zu einer bessern Orientierung mit dem Stoffe weniger vertrauter Leser eine chronologische Übersicht der Vorgänge bis zum Jahre 1725 entworfen und diesem Vorwort angefügt. Auf eine auch nur annähernde Vollständigkeit der Erwähnung der historischen Begebenheiten konnte es mir bei einer derartigen zusammenfassenden, diskussiven Behandlung des umfangreichen Stoffes nicht ankommen. Als Nachschlagewerk wird man ein Buch, welches den Charakter einer allgemeinen Einleitung hat, nicht brauchen wollen und dürfen. Das rein Thatsächliche wird man bei meinen Vorgängern zum Teil viel vollständiger und ausführlicher finden, schon weil dieselben über mehrere Bände verfügten.

Von der gewöhnlichen chronologischen Anordnung des

Stoffes habe ich abgesehen und dem hergebrachten Querschnitte den Längsschnitt vorgezogen. Bei einem so umfassenden Gegenstande ist eine Zerlegung nach kürzeren Zeiträumen, etwa nach Regierungsepochen, eine Erzählung der auf verschiedenen Gebieten gleichzeitig sich abspielenden Begebenheiten weniger geeignet, ein Verständnis der Bedeutung lange Zeit hindurch sich fortsetzender historischer Prozesse zu erzielen. Handelt es sich um die Betrachtung der Ergebnisse des Fortschritts innerhalb mehrerer Jahrhunderte, um eine Art — wenn der Ausdruck gestattet ist — zeitlicher Vogelperspektive, so empfiehlt sich eine freiere Anordnung nach dem Prinzip längerer Thatsachenreihen, über deren Wert ich mich gelegentlich an anderen Stellen geäußert habe [1]). Indem durch die Massenbeobachtung eine Verallgemeinerung ermöglicht wird, gelangt man durch eine Vergleichung zwischen früher und später, sonst und jetzt, zu einer sichern Auffassung von mehr oder weniger, schlechter oder besser, zur quantitativen und qualitativen Abschätzung historischer Werte.

Die einzelne Thatsache hat dabei freilich nur mehr die Bedeutung einer Exemplifikation; das Detail, dessen vorgängige Erforschung und Feststellung selbstverständlich erforderlich ist, gilt bei solchen Zusammenfassungen und Verallgemeinerungen als Voraussetzung.

Weil es sich in dem vorliegenden Bande nicht um eine irgend ausführliche Erzählung, noch um eine Darlegung eingehender Studien, sondern nur mehr um die Andeutung und Hervorhebung der Ergebnisse der letzteren handelte, glaubte ich mit Quellenhinweisen sparsam sein zu dürfen. Ich suchte auf engem Raume eine möglichst tiefe Perspektive zu gewinnen. Mir lag daran, den Prozeß der Hauptwandlungen, welche sich in Rußland, insbesondere in dessen Beziehungen zur abendländischen Kulturwelt, vollzogen, zu

1) S. meine Festrede in Dorpat, Dorpat 1886, und die Vorrede zu meiner „Europäisierung Rußlands“.

veranschaulichen. Dabei betonte ich dem Gegenstande entsprechend nicht sowohl die Geschichte der historischen Individuen, als die Macht der Ideen, welche die Einzelnen und die Massen beherrschen und sich, allerdings getragen und vertreten von hervorragenden Persönlichkeiten, durchsetzen.

Der Fortschritt in der Geschichte Rußlands liegt in der Verwandlung Rußlands aus einem asiatischen Staate in einen europäischen. Sowohl Herrmann (s. die Vorrede des III. Bandes) als Bernhardi (II, 1, 312) haben dieses anerkannt, aber doch nur mehr angedeutet als ausgeführt. Gegenüber der wiederholt und noch neuerdings (Bernhardis Tagebücher I, 230) gemachten Äußerung, daß von einer Europäisierung Rußlands etwa so viel zu halten sei, wie von der Auffindung der Quadratur des Zirkels, habe ich in dem vorliegenden Buche anders und nachdrücklicher, als dieses bisher geschah, zu zeigen versucht, wie Rußlands Europäisierung begann und fortschritt.

Scheveningen, 8. Juni 1896.

A. B.

Chronologische Übersicht
der wichtigsten Ereignisse und der Regierungsperioden.

862 Angebliche Gründung des russischen Staats durch Rurik.

890 Der Normann Othere landet an der Mündung der Dwina.

912 Olegs Friedensvertrag mit den Griechen.

921 Ibn-Foßlans Reise zu den Wolga-Bulgaren.

944 Igors Friedensvertrag mit den Griechen.

957 Olgas Reise nach Konstantinopel.

973 Russische Gesandte am Hofe Ottos III. zu Quedlinburg.

988 Wladimir der Heilige erhebt das Christentum zur Staatsreligion.

1019—1054 Jaroslaw.

Teilfürstentümer.

1113—1125 Wladimir Monomach.

1169 Eroberung Kijews durch Andrej Bogoljubskij. Verlegung des Schwerpunktes des Staates in den Nordosten des Reiches.

1204 Eroberung Kijews durch Rurik Rostislawitsch.

1224 Tatareninvasion. Schlacht an der Kalka.

1238 Tatareninvasion. Schlacht am Sitj.

1240 Alexander Newskij. Schlacht an der Newa.

1240 Zerstörung Kijews durch Batu.

Vom 13. bis zum 15. Jahrhundert Mongolenjoch.

1245 Reise Plano Carpinis.

1253 Reise Rubruquis'.

1299 Übersiedelung des Metropoliten von Kijew nach Wladimir an der Kljasma.

Um 1320 ff. Kleinrußland mit Kijew geht an Litauen verloren.

1326 Der Metropolit Peter nimmt seinen Wohnsitz in Moskau.
1328—1341 Iwan Danilowitsch Kalita.
1341—1353 Simeon der Stolze.
1362—1389 Dimitrij Donskoi.
1380 Schlacht bei Kulikowo, Sieg über die Tataren.
1382 Invasion Tochtamyschs.
1386 Litauen mit Polen vereinigt.
1389—1425 Wassilij Dimitrijewitsch.
1395 Invasion Tamerlans.
1399 Die Litauer durch Edegu an der Worskla geschlagen.
1425—1462 Wassilij der Geblendete.
1429 Gründung des Klosters Ssolowezkoje.
1439 Der Metropolit Isidor wirkt für die Union der Kirchen auf dem Konzil zu Florenz.
1462—1505 Iwan III.
Italiener kommen nach Moskau.
1472 Vermählung Iwans III. mit der griechischen Prinzessin Zoë.
1479 Eroberung Nowgorods durch die Moskauer.
Beziehungen zu Österreich (Poppel, Snups u. a.).
1494 Schließung des deutschen Kontors in Nowgorod.
1496, 1501, 1507 Reisen der Russen ums Nordkap.
1505—1533 Wassilij Iwanowitsch.
1510 Eroberung von Pskow.
1514 Sieg der Polen über die Russen an der Orscha.
1520, 1525 Paolo Centurione in Moskau.
1516—1518, 1526—1527 Herberstein in Rußland.
1521 Invasion der Tataren der Krim.
1525 Schriften Giovios und Fabris über Rußland.
1533—1584 Iwan IV. der Schreckliche.
1547 Sendung des Hans Schlitte nach Deutschland.
1547 Annahme des Zarentitels.
1548—1698 Gelegentliche Berufung von Landestagen.
1551 Versuch kirchlicher Reformen. „Stoglaw"-Versammlung.
1552 Eroberung von Kasan.
1553 Entdeckung des Seeweges nach Rußland durch die Engländer.
1554 Eroberung von Astrachan.

1558 Adaschews Feldzug in die Krim.
1558 Livländischer Krieg.
1558—1581 Narwa von den Russen besetzt.
1564 Gründung der „Opritschnina".
1571 Invasion der Tataren der Krim.
1580 Beziehungen zu Rom.
Possevin in Rußland.
Fletcher in Rußland.
1584 Gründung von Archangelsk.
1584—1598 Feodor Iwanowitsch. Erlöschen des Hauses Rurik.
1589 Gründung des Patriarchats (besteht bis 1700).
1589 Einführung der Leibeigenschaft.
1598—1605 Boris Godunow.
1605—1606 Pseudodemetrius.
1606—1613 Interregnum.
1610—1612 Belagerung des Klosters Troïza durch die Polen. Freiheitskampf; Minin und Posharskij.
1613 Erhebung der Romanows. Wahlkapitulation.
1613—1645 Michail Feodorowitsch.
1617 Frieden von Stolbowa. Verzicht auf die Küste.
1618 Frieden mit Polen in Deulino.
1633, 1636—1638 Olearius in Rußland.
1634 Frieden mit Polen in Poljanowka.
1636 Die Kosaken nehmen Asow.
1645—1676 Alexei Michailowitsch.
1649 Neues Gesetzbuch „Uloshenije".
1652 Gründung der deutschen Vorstadt bei Moskau.
1654—1681 Kampf mit Polen und der Türkei um Kleinrußland.
1654 Pest in Moskau.
1655 Beziehungen zu Venedig. Vimina.
1658—1666 Streit zwischen Alexei und Nikon.
1661 Frieden mit Schweden in Kardis.
1662 Geldkrisis. Aufstand in Moskau.
1667 Frieden mit Polen in Andrussow.
1671 Kosakenrebellion Stenka Rasins im Südosten.
1672 Peter der Große geboren.

1676—1682 Feodor Alexejewitsch.

1682 Thronstreitigkeiten. Blutbad in Moskau.

1682—1689 Regentschaft Sophiens. Fürst Golizyn.

1686 Frieden mit Polen zu Moskau.

1687 Feldzug in die Krim.

1689 Feldzug in die Krim.

1689 Sturz der Regentin Sophie und Golizyns.

1695—1696 Asowsche Feldzüge.

1697 Erste Reise Peters ins Ausland.

1698 Militärrebellion der Strelzy.

Anfang durchgreifender Reformen.

1700—1721 Nordischer Krieg.

1700 Schlacht bei Narwa.

1703 Gründung St. Petersburgs.

1709 Schlacht bei Poltawa.

1711 Feldzug am Pruth.

1725 Tod Peters I.

Inhalt.

	Seite
Vorrede	V
Chronologische Übersicht	IX
Erstes Buch: Europa und Rußland.	
I. Geographische Entdeckung	3
1. Altertum und Mittelalter	4
2. Giovio und Fabri	10
3. Herberstein	17
4. Die Engländer	21
5. Massa	31
6. Olearius	35
7. Rinhuber, Ludolf, Witsen, Leibniz	39
II. Politische Annäherung	51
1. Gegensatz zwischen Rußland und Westeuropa	51
2. Gegensatz Rußlands zu den Grenzgebieten	64
3. Orientalische Frage	73
III. Eindrücke und Urteile	91
1. Allgemeines	91
2. Russische Diplomaten	98
3. Ausländische Diplomaten in Rußland	117
4. Hof, Höhere Stände, Volkssitten	133

Seite

Zweites Buch: Land und Volk.

I. Geographisches 169
1. Umrisse, Grenzen, Areal 169
2. Städte 181
3. Verkehrsadern 196
4. Klima, Flora und Fauna 203

II. Bevölkerungsverhältnisse 223
Einleitung 223
1. Ethnographisches 226
a) Warjagerfrage 226
b) Asiatische Elemente 241
c) Griechen, Kleinrussen, Polen, Deutsche 247
2. Populationistisches 255
a) Einleitung 255
b) Sterblichkeit 258
α. Hungersnot und Epidemieen 258
β. Krieg und Despotismus 270

Drittes Buch: Byzanz.

Einleitung 281
1. Einführung des Christentums 285
2. Staat und Kirche 295
a) Abhängigkeit von Byzanz 295
b) Fürsten und Geistliche 303
c) Patriarchat 311
3. Klosterwesen 327
4. Bildungsstufe der Geistlichen 346
5. Sektenwesen 371
6. Die andern Kulte 396
a) Katholizismus 396
b) Protestantismus 418
Schluß 436

Viertes Buch: Tatarisierung.

Einleitung 443
1. Mongolenjoch 445
2. Emporkommen Moskaus 472
3. Orientalischer Charakter des Staats 500

Seite

Fünftes Buch: Rußland und Europa.

Einleitung 535

I. „Westlinge“ vor Peter I. 540

1. Fürsten 540
2. Staatsmänner 564
3. Publizisten 586

II. Peter der Große 611

Druckfehler und Berichtigungen.

S. 53 Note 1, Z. 3 statt „IV“ l. „V“.
„ 109 Z. 2 der Note statt „soni persone indomito“ l. „sono persone indomite“.
„ 170 Z. 8 v. u. statt „Parallelismusses“ l. „Parallelismus“.
„ 180 Z. 11 v. o. statt „Polens“ l. „Polen“.
„ 195 Z. 6 v. o. statt „und, zu“ l. „und zu“.
„ 210 Z. 8 v. o. statt „als gälte es“ l. „als gelte es“.
„ 215 Note 4 statt „Relazioni“ l. „Relazione“.
„ 232 Z. 5 v. o. statt „Petschenegern“ l. „Petschenegen“.
„ 236 Z. 12 v. o. statt „und, muß“ l. „und muß“.
„ 239 Z. 18 v. o. statt „wischen“ l. „zwischen“.
„ 249 Z. 18 v. u. statt „Grigroriopol“ l. „Grigoriopol“.
„ 305 Z. 8 v. o. statt „fanden“ l. „fand“.
„ 333 Z. 2 v. o. statt „außerordentlich“ l. „außerordentliche“.
„ 341 die Columnenüberschrift statt „Kirche“ l. „Klöster“.
„ 357 Z. 11 v. u. statt „Relation des“ l. „Relation de“.
„ 415 Note statt „Possel“ l. „Posselt“.
„ 456 Z. 14 v. u. statt „suchten“ l. „suchte“.
„ 476 Z. 6 v. u. statt „Gemeinde“ l. „Gemeinden“.
„ 560 Z. 1 v. o. statt „welchem“ l. „denen“.
„ 563 Z. 9 v. o. statt „des“ l. „der“.
„ 566 Z. 3 v. u. statt „obskönen“ l. obscönen“.
„ 590 Z. 10 v. o. statt „solches“ l. „solchen“.
„ 628 Z. 10 v. u. statt „Ljubras“ l. „Lubras“.

Ein Register wird für beide Bände des vorliegenden Werkes dem zweiten beigefügt werden.

Erstes Buch.

Europa und Rußland.

I. Geographische Entdeckung.

Rußlands Geschichte umfaßt über ein Jahrtausend. Aber der weitaus größere Teil derselben spielt sich — etwa sieben Jahrhunderte hindurch — in großer räumlicher, geistiger und politischer Entfernung von der eigentlichen Kulturwelt, gewissermaßen hinter einem Vorhange ab. Es gab nur flüchtige, unwesentliche und meist unliebsame Berührungen Rußlands mit Westeuropa. Als ein fremdes, von der Teilnahme an den Geschicken der romanischen und germanischen Welt ausgeschlossenes Element, als ein unbekannter Weltteil mußte Rußland an der Schwelle der sogenannten neueren Geschichte in ähnlicher Weise entdeckt werden, wie Amerika. Ganz allmählich, scheinbar zufällig tritt Osteuropa aus dem Dunkel hervor; die Kenntnis des Landes und Volkes wird der wesentlich historischen Welt erschlossen; der russische Staat wird zur Teilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten langsam und zögernd herangezogen; die Angliederung des europäischen Ostens an die unvergleichlich ältere Kulturwelt des Occidents erfolgt nicht ohne gelegentliches Widerstreben von der einen wie von der andern Seite.

Es sei gestattet an die wichtigsten Vorgänge bei der räumlichen Annäherung Rußlands an den Westen, bei der sehr langsam sich vollziehenden Erschließung des Landes zu erinnern.

1. Altertum und Mittelalter.

Es erscheint begreiflich, daß bei den Alten, da die thalassische Welt den Schauplatz historischer Entwickelung abgab, der Norden und Osten lange Zeit hindurch unbekannt blieben. Unsicher und schwankend, voll von Sagen und Fabeln, sind die Vorstellungen, welche damals inbetreff der Gebiete des heutigen Rußlands vorwalteten. Daß aber solche abenteuerliche Angaben über Länder und Völker im Norden und Osten das ganze Mittelalter hindurch bis in die neue Zeit hinein herrschend bleiben konnten, ist beachtenswert.

Herodot erzählt von den Agrippäern, welche nördlich von dem Gebiete der Skythen „am Fuße hoher Berge“ wohnen sollten, „Menschen, von der Geburt an kahlköpfig, stumpfnasig, mit großem Kinn, eine eigene Sprache sprechend, von den Früchten eines Baumes, Namens Pontikon, lebend“; „was jenseits der Kahlköpfigen liegt“, berichtet der hellenische Geschichtschreiber weiter, „weiß niemand mit Bestimmtheit zu sagen: denn ein hohes und unübersteigliches Gebirge trennt jene Gegend von ihnen, und niemand hat es jemals überstiegen“ [1]). Dieses mythische Gebirge erhält dann fünfzig Jahre später in einem dem Hippokrates zugeschriebenen Werke den Namen des „rhipäischen“. Skythien sollte nun am Fuße dieses Gebirges, unter welchem vielleicht der Ural verstanden werden muß, gelegen sein, unmittelbar am Nordpol [2]). Obgleich nun das Uralgebirge eine so geringe Steigung hat, daß der Reisende erstaunt nach dem Gebirge fragt, wenn er es bereits hinter sich hat, erhält sich die Vorstellung einer imposanten Alpenkette im Norden sehr lange und sehr hartnäckig. Es heißt bei Aristoteles: „Gerade unter dem Siebengestirn jenseits der äußersten Grenze Skythiens liegen die sogenannten Rhipä, über deren Größe die fabelhaftesten Gerüchte im Um-

1) Herodot, Buch IV, Kap. 23 u. 25.

2) S. die Ausführungen bei Hiekisch, „Das System des Urals“, Dorpat 1882, S. 4ff.

laufe sind. Dort entspringen die meisten und größten Flüsse." Liegt hier der Höhenzug von Waldai zugrunde, in dessen Nähe allerdings die beträchtlichsten Ströme Rußlands ihren Ursprung haben, so ist daran zu erinnern, daß auch diese Erhöhung kaum merklich erscheint, und u. a. von der Kaiserin Katharina II., nachdem sie das Jaïlagebirge in der Krym gesehen hatte, als eine „Warze" verspottet wurde. Man ahnte sehr lange Zeit hindurch nicht, daß der Norden sich in Niederungen ausbreitet, ein Flachland ist. Pomponius Mela, ein Zeitgenosse des Kaisers Claudius, Plinius, Virgil u. a. wiederholen diese Fabel von den Rhipäischen Bergen, von denen u. a. der Tanais (Don) entspringen und jenseits deren das Volk der Hyperboreer wohnen sollte.

Mag nun auch die im Jahre 140 n. Chr. vollendete Erdbeschreibung des alexandrinischen Geographen und Astronomen Ptolemäus einiges Licht über das Gebiet des heutigen Rußlands verbreiten — er erwähnt u. a. der Wolga und des Ural —, so glaubt er denn doch auch an die gewaltige Alpenkette im Norden, und daher figuriert dieselbe auf allen Reproduktionen der Ptolemäischen Karte. Die „Montes Rifei" begegnen uns u. a. auf der Kompaßkarte des Venetianers Marino Sanuto aus dem Jahre 1320 [1]), auf den Editionen der Ptolemäischen Karte der Jahre 1459, 1490, 1511 und 1513 [2]). Da sieht man u. a. den Don unmittelbar in den „Hyperborei Montes" im äußersten Norden entspringen und nach ganz kurzer Strecke bereits in die „Palus Mäotides" — das Asowsche Meer — münden.

So währte es denn sehr lange, ehe man sich eine einigermaßen richtige Vorstellung von dem heutigen Großrußland zu bilden vermochte. Man sprach nach Plinius von fabelhaften Völkern, wie den Arimaspen, welche diese Gegend bewohnen sollten; man verschob die Entfernungen und zeichnete bis in das 16. Jahrhundert hinein in der naivsten Weise die Karte

1) Peschel, Gesch. der Erdkunde, S. 191.
2) Nordenskjöld, Facsimile-Atlas.

von Rußland so roh und ungeschickt, wie das ungefähr in Sebastian Münsters „Kosmographie“ (Basel 1544) geschieht, wo man die Auerochsen in unmittelbarer Nähe der Landenge von Perekop grasen sehen kann [1]). Auf einer im Jahre 1522 in Straßburg erschienenen Karte liegt Moskau etwa unter dem 80° nördlicher Breite, etwas östlich von der Stelle, wo Grönland, wie man lange Zeit hindurch annahm, mit Skandinavien zusammenhängt. Damit man ja nicht im Zweifel sei, ist unmittelbar an der Verbindungsstelle folgende Inschrift: „Hic dominatur magnus princeps et imperator Russiae, Moscoviae, Podoliae ac Plescoviae rex.“ Wer die Gegend kennt, wo Grönland an Norwegen stößt, kann den Thron der Großfürsten von Moskau nicht verfehlen [2]).

Wie wenig die Geographen des Mittelalters zur Kenntnis Rußlands beigetragen haben, zeigen die nahezu anderthalb Jahrtausende geltende Darstellung des Ptolemäus auf den Karten und die herodotischen Namen in den Länderbeschreibungen dieser Gegenden. Nur etwa die Peripherie des heutigen russischen Reiches wurde der Kenntnis der Welt näher gebracht. Kein Grieche hatte eine Ahnung von der Existenz des Baltischen Meeres gehabt, und erst Plinius war infolge des Vordringens der Römer nach Deutschland imstande, die Fundstätte des samländischen Bernsteins anzudeuten [3]) und die Flüsse des Balticums zu nennen. Der Periplus des Normannen Othere, welcher im Jahre 890 bis zur Mündung des Mesen oder der Dwina gelangte, blieb unbekannt und unberücksichtigt, obgleich er die ganze Geographie des Nordens hätte umgestalten sollen [4]). Es war dieselbe Fahrt, welche mehrere Jahrhunderte später (1553) die Engländer unter-

1) Nordenskjölds Atlas Nr. 115.

2) K. E. v. Baer, Peters des Großen Verdienste um die Erweiterung der geographischen Kenntnisse, in den Beiträgen zur Kenntnis des russischen Reiches. Bd. XVI, St. Petersburg 1872, S. 246.

3) Sophus Ruge, Gesch. d. Zeitalters der Entdeckungen. Berlin (Grote) 1881, S. 14.

4) Hiekisch, Ural, S. 18—19.

nahmen, um die nordöstliche Durchfahrt nach China und Indien zu entdecken, wobei sie ganz unvermutet ins Weiße Meer gerieten und mit dem ihnen völlig unbekannten Großfürstentum Moskau Handelsverbindungen anknüpften. Aber die armseligen Fischer, Vogelsteller und Jäger, welche Othere an dem unwirtlichen Strande antraf, ließen ihn nicht weiter ins Land eindringen [1]). Ob Skandinavien eine Insel sei, oder mit Rußland zusammenhänge, wußte man in der Zeit der Entstehung des russischen Staats in Westeuropa nicht. Die Ostsee war in ihrem nördlichen Teile nicht bekannt. Einhard, der Geschichtschreiber Karls des Großen, bemerkt, daß man über die Länge der Ostsee nicht unterrichtet sei. Erst durch Adam von Bremen erfuhr man im 11. Jahrhundert, daß das Baltische Meer im Norden geschlossen sei und daß man zu Lande von Schweden nach Rußland gelangen könne. Über Land und Volk im Innern herrschten die abenteuerlichsten Vorstellungen. Adam von Bremen spricht von einer „terra feminarum“, von baltischen Amazonen, deren Männer als Hundsköpfige bezeichnet werden [2]).

Auch die arabischen Reisenden, welche gelegentlich an der Wolga vordrangen, wußten nicht viel von dem Binnenlande zu erzählen. Ibn-Foßlan, welcher im Jahre 921 von dem abassidischen Kalifen Muktedir als Begleiter eines Gesandten an den König der Wolga-Bulgaren geschickt wurde, zerlegt nach dem Beispiel des Marinus von Tyrus, als dessen Schüler sich Ptolemäus bekennt, das bewohnbare Kugelviertel in sieben Klimate und schreibt von dem siebenten Klima, welches etwa dem heutigen Mittelrußland entspricht: „Es ist wenig bewohnt und zwar nur im Osten. Dort sind Berge, welche Haufen von Türken gleich Wilden zur Behausung dienen. Es erstreckt sich längs der Gebirge der Baschghurd und der Grenzen der Petschenakia und der Bulgaren und Russen und Kasalike und von Bulgaria. Sein Ende ist am Weltmeer“ [3]). Edrisi

1) Ruge, a. a. O. S. 16.
2) Peschel, a. a. O. S. 82.
3) Hiekisch, Ural, S. 16.

(12. Jahrh.) wußte von Finnland und von manchen finnischen Stämmen in der Nähe des Eismeeres zu erzählen, aber die zentralen Gegenden blieben auch für ihn in Nacht gehüllt. Ibn-Batuta wollte auf Schlitten mit Hundegespann nach Kamtschadalenart von Bolgary an der Wolga eine Reise nach dem „Lande der Dämmerung" unternehmen (im 14. Jahrh.), aber seine Absichten wurden durchkreuzt. Massudi, welcher (im 10. Jahrh.) sich das Verdienst erwarb, den Irrtum von einer Verbindung des Kaspischen Meeres mit dem Asowschen Meere widerlegt zu haben, wußte von dem Innern Rußlands so wenig, daß er für die Verbindung der Ostsee mit dem Schwarzen Meere einen rätselhaften Fluß oder Kanal erfand [1]).

Von Bedeutung für die geographische Kenntnis des Ostens waren die im 13. Jahrhundert unternommenen Reisen Plano Carpinis (1245) und Rubruquis' (1253), deren Ziel die Sommerresidenz des Tatarenchans, Karakorum, war. Plano Carpini berührte Kijew; in seiner Schilderung begegnen uns die modernen Namen der großen Ströme im Süden und Südosten, Nepere (Dnjepr), Don, Wolga, Jaik (Ural). Rubruquis erwarb sich das Verdienst, das Kaspische Meer für ein geschlossenes Becken zu erklären, also den Irrtum Isidors (7. Jahrh.) zu berichtigen, wonach das Kaspische Meer ein Meerbusen des nördlichen Eismeers sein sollte, ein Irrtum, dem viele Geographen des Altertums verfallen waren, ein Wahn, der gelegentlich noch bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts immer wieder belebt wurde [2]). Aber über die Geographie des eigentlichen Rußlands werden wir durch die Berichte dieses Reisenden nicht unterrichtet. Plano Carpini tischt die Fabel von im Norden lebenden hundsköpfigen Menschen wieder auf, und selbst der Umstand, daß er die Stadt Kijew gesehen hatte, blieb ohne Wirkung auf die geographischen Begriffe des Abendlandes. Auf der Catalanischen Erdkarte, welche 1375 für den König Karl von Frankreich gezeichnet wurde,

1) Peschel, S. 97—99.
2) Ruge, S. 47.

ist der Stadt Kijew nicht erwähnt, während Riga, Krakau, Lemberg und, sehr kenntlich, die Stadt Bolgary an der Wolga vermerkt sind [1]). Der Name „Russia“ auf dieser Karte entspricht einem leeren Raume. Daß die Stadt Nowgorod auf manchen Karten des 15. Jahrhunderts erwähnt wird, entspricht der Bedeutung der Beziehungen der Hansa zu dieser russischen Handelsrepublik. Es ist als Fortschritt zu bezeichnen, daß die Stadt Moskau auf Fra Mauros Weltkarte von 1459, deren Original sich in Venedig befindet, vermerkt ist; sonst sind die Nachrichten über Rußland hier dürftig genug; im Norden ziehen sich die altgewohnten „Rhipäischen“ Berge hin, neben denen weiter östlich die „Hyperboreischen“ Berge angedeutet sind; es fehlt auch nicht an ungeheuerlichen Verschiebungen der Flüsse und Seeen, an wunderlichen, aus der Luft gegriffenen Namen von allerlei Ortschaften u. dgl. m.

Nicht nur, daß man erst langsam die Fähigkeit zu korrekten geographischen Vorstellungen erwarb, nicht nur, daß gegen das Ende des 15. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit des Abendlandes durch die Entdeckung der neuen Welt im äußersten Westen von Rußland abgelenkt wurde: es war das Reich, dessen Geschichte damals denn doch schon mehrere Jahrhunderte zählte, eine „terra incognita“. Selbst die mehrfachen unmittelbaren Berührungen des Abendlandes mit Rußland in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wie etwa der Aufenthalt des Venetianers Ambrogio Contarini in Moskau im Jahre 1473, die Verheiratung des Großfürsten Iwan III. mit der griechischen Prinzessin Zoë (Sophie) im Jahre 1472, die diplomatischen Beziehungen Österreichs zu Rußland, die Gesandtschaftsreisen Niclas Poppels (1486 und 1489) und Georgs von Thurns (1490 und 1492), trugen kaum dazu bei, eine umständlichere und zuverlässigere Kunde über Rußland zu verbreiten, und erst im 16. Jahrhundert vollzieht sich in diesem Punkte ein wesentlicher Fortschritt.

1) Ruge, S. 78.

2. Giovio und Fabri.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts begann man in Westeuropa Rußland mehr Beachtung zu schenken als früher. Ja, es entstand der Wunsch, das in weiter Ferne gelegene, fast völlig unbekannte moskowitische Reich zu erforschen. In demselben Jahre, da Columbus zum erstenmal in Amerika landete, erschien (1492) zu Moskau eine österreichische Gesandtschaft ganz neuer Art, nämlich eine bloß wissenschaftliche. Der Erzherzog Sigismund, welcher sich gern mit Sammlung von Nachrichten über fremde Länder und Völker beschäftigte, sandte von Innsbruck aus, wo er seinen Hof hielt, einen Tiroler, Namens Michael Snups, mit Empfehlungsschreiben von ihm selbst und von seinem Neffen, dem römischen Könige Maximilian, an den Großfürsten Iwan III. Der Reisende hatte den Auftrag, sich nach allen Merkwürdigkeiten des Landes zu erkundigen und zu diesem Zwecke die russische Sprache zu erlernen. Der Erzherzog hatte darum gebeten, daß es Snups gestattet würde, das Innere des Landes zu bereisen und selbst bis an den Ob gehen zu dürfen [1]). Man hielt es indessen in Moskau, bei dem allgemeinen Mißtrauen, das dort gegen das Ausland herrschte, nicht für ratsam, eine solche Reise zu begünstigen; man schützte vor, daß der Ob viel zu entfernt sei und daß die Beschwerlichkeiten dieser Reise für einen Fremden viel zu groß wären, da selbst die Beamten, welche von der Regierung geschickt würden, um den Tribut von den dortigen Völkern zu erheben, auf dem weiten Wege immer mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hätten. Snups wünschte nun durch die Türkei oder durch Polen zurückzureisen, aber auch dieses wurde ihm unter dem Vorwande zu großer Unsicherheit abgeschlagen, und es blieb ihm nichts übrig, als die

1) Auszüge aus dem Moskauer Archiv, angefertigt von dem bekannten Archivar G. F. Müller, in Adelungs Werk, Übersicht der Reisenden in Rußland, Petersburg 1846, I, S. 157. Müller bemerkt, daß dieses die erste Erwähnung des Flusses Ob sei, welche man sowohl in russischen als ausländischen Schriften antreffe.

Rückreise auf demselben Wege zu machen, auf welchem er gekommen war, nämlich durch Livland und Deutschland. Irgendein Bericht von Snups' Reise ist nie bekannt geworden.

So scheiterte der erste Versuch einer geographischen Erforschung Rußlands, nachdem über sechs Jahrhunderte seit der Gründung des russischen Staates verflossen waren, an dem in Osteuropa herrschenden Chinesentum. Man war hier nicht geneigt sich entdecken zu lassen.

Dreißig Jahre später bot sich dann eine andere Gelegenheit den Schleier zu lüften, welcher das rätselhafte Land Moskau verhüllte.

Im Jahre 1520 kam ein genuesischer Kaufmann, Paolo Centurione, mit einem Empfehlungsschreiben des Papstes Leo X. an den Großfürsten Wassilij nach Rußland. Der Hauptzweck seiner Reise war die Erforschung eines neuen Weges für die nach Europa zu führenden indischen Waren; man gedachte dieselben vom Indus in den Oxus, von diesem in das Kaspische Meer [1]) und die Wolga und endlich nach Riga zu bringen, von wo die Schiffe der Hansa sie weiter verteilen sollten. Diese Reise des Paolo Centurione, sowie eine zweite im Jahre 1525 von ihm unternommene erreichten ihren Zweck nicht und trugen auch nicht in irgend erheblicher Weise zur Verbreitung von Kenntnissen über Rußland bei. Indessen ward dadurch die Gesandtschaft des Dimitrij Gerassimow an den päpstlichen Hof im Jahre 1523 veranlaßt, und der Aufenthalt dieses Diplomaten in Rom ist für die Kunde Rußlands in Westeuropa epochemachend geworden.

Gerassimows diplomatische Mission war ganz unerheblich; auch war er Gesandter dritten Grades („Goniez“); indessen hatte er seine Schulbildung infolge unbekannt gebliebener Umstände in Livland genossen [2]) und, ehe er nach Rom kam, an

1) Es bestand damals die irrtümliche Ansicht, daß der Oxus (Amu-Darja) ins Kaspische Meer münde.

2) Pauli Jovii Novocomensis, De legatione Basilii magni ducis Moschoviae ad Clementem VII. etc. „Demetrius enim haud inepte latina utitur lingua, utpote qui in Livonia a teneris annis in

manchen anderen diplomatischen Missionen teilgenommen. Er sprach recht gewandt Lateinisch. So unterschied er sich denn wesentlich von anderen russischen Gesandten dieser und der späteren Zeit, welche weder Sprachkenntnisse noch irgendeine nennenswerte allgemeine Bildung besaßen.

An dem Hofe des Papstes Clemens VII. lebte damals der bekannte Arzt und Schriftsteller Paolo Giovio. Auf Veranlassung des Papstes mußte dieser ausgezeichnete und vielseitig gebildete Gelehrte die Bekanntschaft des russischen Diplomaten machen, und aus den Unterhaltungen mit ihm schöpfte Giovio eine Menge von Nachrichten über Rußland, die Einteilung desselben in verschiedene Provinzen, die vornehmsten Städte des Landes, die Sitten des Volkes, die Produkte und den Handel, über die dem russischen Reiche benachbarten Tataren im Süden und die Lappen im Norden. Man erfuhr ferner bei dieser Gelegenheit mancherlei über die Religion der Russen, die Rechtspflege, über russische Speisen und Getränke, über das Kriegswesen der Moskowiter, über die Ungunst der Lage der Frauen u. s. w.

Alle diese Erzählungen des Dimitrij Gerassimow, das Ergebnis eines Interview von welthistorischer Bedeutung, stellte Paolo Giovio in einer kleinen Schrift zusammen, welche 1525 erschien. Dieselbe führte den Titel „Libellus de legatione Basilii magni Principis Moschoviae ad Clementem VII. Pont. Max., in qua situs Regionis antiquis incognitus, Religio gentis, mores et causae legationis fidelissime referuntur“ [1]). Der litterarische Erfolg des Buches war ein ungewöhnlicher. Es erschienen während des 16. Jahrhunderts gegen zwanzig Auflagen und Übersetzungen desselben. Die Leser hatten vollauf Gelegenheit in lateinischer, italienischer und deutscher Sprache sich über das gewissermaßen neuentdeckte Rußland zu informieren.

ludo prima literarum rudimenta didicerit.“ S. die Einleitung zu der Schrift des Paolo Giovio.

1) Diese Ausgabe in 4° außer mehreren andern in der Kaiserl. Bibl. zu St. Petersburg. Adelung, I, 188, erwähnt der Ausgabe von 1537 als der frühesten.

Als sei es selbstverständlich, daß es während des ganzen Mittelalters keine Gelegenheit gegeben haben könne, Nachrichten über Rußland zu sammeln, und daß man wie inbetreff aller anderen Dinge, so auch in diesem Punkte allein von den Alten etwas hätte lernen können, beginnt Giovio seine Darstellung mit den Worten, er wolle, da Plinius, Strabo und Ptolemäus dieses Land kaum gekannt hätten, dasselbe beschreiben und seiner Darstellung eine Karte hinzufügen [1]).

Diese Karte, welche Giovio gleich am Anfang seiner Schrift verheißt, ist niemals bei einer Ausgabe seines Büchleins gesehen worden. Sie findet sich aber handschriftlich auf der Markusbibliothek in Venedig in einem Atlas des Battista Agnese, eines fleißigen Kartenzeichners, welcher damals in Venedig lebte [2]).

Die Lektüre von Giovios Büchlein — es umfaßt nur ein Paar Bogen — entsprach damals etwa dem Eindruck, welchen in unserem Jahrhundert die ersten Darstellungen der Natur und der Bevölkerung von Zentralafrika hervorbrachten. Die Schilderung der Tierwelt, der Wälder und Ströme, der Bauart der Hauptstadt, der umwohnenden Völker übt die Wirkung einer den Westeuropäer fremdartig und phantastisch berührenden Welt. Auch erfuhr man vieles die bisherigen geographischen Vorstellungen wesentlich Berichtigende und Ergänzende. So entnahm Giovio den Erzählungen Gerassimows,

1) „et in tabula typis excusa figurabitur“.

2) S. den Nachweis, daß diese Karte bei Jovius gemeint ist, in der mustergültigen Untersuchung von Dr. H. Michow in Hamburg, „Die ältesten Karten von Rußland“, in den „Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg“ 1882—1883. Hamburg 1885. S. in derselben Abhandlung Eingehendes über die Karte des Anton Wied und deren Verhältnis zu den Karten bei Herberstein. Michow vermutet, daß die Karte des Agnese wohl schon, während Jovius seine Arbeit schrieb, in Bestellung gegeben war, daß sie aber nicht veröffentlicht worden sei, weil der Holzschnitt damals in Italien noch sehr wenig Verwendung fand, also vielleicht auch ein geeigneter Künstler nicht so schnell aufzutreiben war. Michow vergleicht den Text des Jovius mit der Agneseschen Karte sehr eingehend.

daß das moskowitische Reich bis in den äußersten Norden ein Flachland sei, und daß man „alles das, was die alten Kosmographen von Rhipäischen und Hyperboreischen Bergen mehrmals angezeigt, für eine Fabel halten müsse“. Von der allergrößten Bedeutung konnte die Entdeckung von der Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt nach China erscheinen. In der deutschen Ausgabe des Schriftchens Giovios ist zu lesen: „Der Dividna, in welchen unzahlbarlich viel Wasser laufen, fähret mit grossem Gewalt gegen Mittnacht, da dann das Meer trefflich groß ist; also daß man von demselbigen Ort, wann man mit Schiffen der rechten Hand nach an dem Gestade fürzeucht, zuletzt (wo kein ander Erden dazwischen gelegen) gen Cathay kommen mag, wie man denn Solches durch gewisse Muthmassung erlernet.“ Damit hängen denn die allerwichtigsten Entdeckungsreisen zusammen: die Expedition der Engländer, welche im Jahre 1553 zu der Landung derselben an der Mündung der Dwina führte, die von Peter dem Großen ausgerüstete Expedition Berings zur Beantwortung der Frage, ob Asien und Amerika zusammenhängen oder nicht, im 18. Jahrhundert, und endlich Nordenskjölds Reise mit der „Vega“ im Jahre 1878.

Topographische Einzelheiten stehen in Giovios Darstellung im Vordergrunde. Der Ursprung und die Richtung der großen Ströme, die Lage der Städte, etwa „Colmogoras“ im Norden oder „Citrachas“ (Astrachan) im Südosten, die Entfernung von Rom bis Moskau und auf welchem Wege man etwa bis zu der letzteren Stadt gelangen könne — solche Dinge, welche zur räumlichen Orientierung in dem aus dem Dunkel allmählich hervortretenden Osten beitrugen, erschienen von dem allergrößten Interesse. Das Staatswesen der Russen ist in Giovios Buche kaum erwähnt; es war, als sei ein irgend erheblicher Zusammenhang des Staates Moskau mit der politischen Welt des Westens ausgeschlossen, in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Die Bemerkungen über die Religion der Russen konnten, als Giovios „Libellus“ zum erstenmale veröffentlicht wurde, nicht so neu erscheinen als die

geographischen und ethnographischen Mitteilungen, weil bereits im Jahre 1525 ein diesen Gegenstand im besonderen behandelndes Werkchen gedruckt worden war.

Es geschah nämlich, daß eine nach Rußland zurückkehrende Gesandtschaft, an deren Spitze der Fürst Jaroslawski und der Djak Trofimow standen, sich an dem Hofe des römischen Königs Ferdinand in Tübingen aufhielt. Bei dieser Gelegenheit beauftragte Ferdinand den Bischof Johann Fabri, einen berühmten Theologen und heftigen Feind der Reformation, bei den Russen Nachrichten über ihr Vaterland, ihr Volk, ihre Sitten und Gebräuche, vorzüglich aber über ihre Religion einzuziehen und sorgfältig aufzuzeichnen. Fabri unterhielt sich mit den russischen Diplomaten durch einen Dolmetscher, Namens Wassilij Wlaß, welcher etwas Deutsch und Latein verstand. Die Aufschlüsse, welche er von ihnen über das Land und das Volk erhielt, waren, verglichen mit den Ergebnissen der Gespräche Giovios mit Gerassimow, ganz unbedeutend; desto genauer forschte Fabri nach den Lehren und Gebräuchen der russischen Religion, welche man in Europa zuerst durch ihn kennen lernte. Über das Ergebnis seiner Nachforschungen berichtete er dem Erzherzog am 18. September 1525 und machte dasselbe gleich darauf durch den Druck bekannt [1]). Sein Schriftchen „Epistola de Moscovitarum juxta mare glaciale religione seu de dogmatibus Moscorum“, erschien zuerst in Tübingen im Jahre 1525 und erlebte im Laufe des 16. Jahrhunderts mehrere Auflagen. Die im Titel erwähnte Annahme von dem Wohnort der Moskowiter „in der Nähe des Eismeeres“ ist bezeichnend für den damaligen Stand der Kenntnisse inbetreff Rußlands. Wie damals von den Russen, so spricht und schreibt man in unserm Jahrhundert von Samojeden, Tungusen, Jakuten oder Tschuktschen. Fabri sucht zu allererst zu erfahren, was die Moskowiter für ein Volk wären; er gelangt zu der Annahme, es seien die Roxolanen, von denen in den Schriften des Plinius und des Strabo die Rede sei.

1) Adelung, Übersicht der Reisenden in Rußland, I, S. 184—186.

Er ließ sich von den geographischen Verhältnissen des Landes als von etwas ganz Neuem erzählen, die Namen einiger Städte nennen, von dem Reichtum an Pelztieren, von dem Überfluß an Honig und Wachs und von angeblich großen Erfolgen der Russen im Kampfe gegen die Tataren berichten. Er ließ sich darüber belehren, daß die russische Sprache der böhmischen und kroatischen verwandt, aber „rauher und härter" sei als andere slavische Mundarten. Viele dem Herrscher des Reiches unterworfene Völker, berichtet Fabri weiter, wüßten nichts von Wein und Getreide, sondern lebten nur „wie Tiere von Tieren"; aber auch die übrigen Russen pflegten, fährt er fort, ihre Speise in ganz anderer Weise zuzubereiten, als dieses in Westeuropa geschehe. Auf dem Gebiete der Kirchenverfassung, der religiösen Gebräuche, fand Fabri eine viel größere Übereinstimmung mit den Völkern der westeuropäischen Kulturwelt als in anderen Stücken. Hier befand man sich auf gemeinsamem Boden. In Gottesdienst und Mönchstum, im Fasten und im Marienkultus, in der Besetzung geistlicher Ämter wie in der Beobachtung biblischer Satzungen, in der Lebensweise der Geistlichen ergaben sich Anklänge an die Institutionen des Abendlandes. Daß Fabri auf Abweichungen in Dogma und Sakramenten im einzelnen aufmerksam macht, ist selbstverständlich. Daß in Rußland das Schulwesen in den allerbescheidensten Anfängen begriffen und die Kenntnis fremder Sprachen, auch des Hebräischen, gar nicht verbreitet sei, hebt er in seiner Darstellung ebenso hervor, wie daß mancherlei Versuche einer Vereinigung der russischen Kirche mit der katholischen bisher leider mißlungen wären. Indessen hofft er, daß das noch geschehen könne. Am Schlusse betont er, daß die Russen, welche so unendlich weit entfernt, am Eismeer wohnten und von verschiedenen Seiten von Türken und Tataren umgeben seien, doch an dem Christentum festhielten. Neben dieser Andeutung einer gewissen Solidarität von Westeuropa und Rußland begegnet uns indessen in den Schlußworten der Fabrischen „Epistel" der Hinweis auf eine Parallele zwischen Moskau und Persien, nachdem Ferdinand in

Nürnberg den Gesandten der letzteren Macht gesehen und sich von ihm über die Sitten, Gesetze und Gebräuche auch dieses Landes hatte belehren lassen. Längere Zeit hindurch sollten Persien und Rußland der Kulturwelt des Occidents in gleicher Weise fremd bleiben.

3. Herberstein.

Wollte man Rußland näher kennen lernen, gründlicher erforschen, so durfte man sich nicht daran genügen lassen, russische Diplomaten während ihres zufälligen und vorübergehenden Aufenthaltes in Italien oder Deutschland nach den Verhältnissen ihrer Heimat zu befragen. Verlegte man solche Interviews nach Rußland, so konnte man zu den auf diese Weise gesammelten Nachrichten die Ergebnisse eigener Anschauung und selbständiger Erfahrung hinzufügen. Es kam nur darauf an, daß solche Touristen in Rußland neben den ihnen obliegenden Geschäften in dem fremden Lande auch mit einem tieferen Verständnis für geographische, ethnographische und politische Fragen eine derartige Enquête zu betreiben vermochten. Frühere Reisende, an denen es ja nicht gefehlt hatte, waren nicht in der Lage gewesen, zwischen der westeuropäischen Kulturwelt und Rußland durch Verbreitung ausführlicher und zuverlässiger Nachrichten über die Moskowiter zu vermitteln. Diese Aufgabe löste der Freiherr Siegmund von Herberstein; als das Ergebnis zweier nach Rußland unternommener Reisen veröffentlichte er ein grundlegendes Werk, welches ihm wohl die Bezeichnung eines „Columbus Rußlands“ erworben hat.

Dem Wunsche Österreichs, bei Gelegenheit der Kämpfe Moskaus gegen Polen zwischen diesen beiden Mächten zu vermitteln, verdanken wir mehrere Gesandtschaften, unter denen die zwei Reisen Herbersteins (1516—1518 und 1526—1527) durch das Werk „Rerum Moscoviticarum Commentarii“ von welthistorischer Bedeutung geworden sind. In politischer Hinsicht war die Mission Herbersteins unerheblich. Als Schriftsteller über Rußland ist er bahnbrechend gewesen. Er benutzte

seinen Aufenthalt in Moskau dazu, um allerlei Nachrichten über Land und Volk und auch über die Geschichte Rußlands zu sammeln. Da er von seiner Heimat Kärnthen her die slavischen Sprachen kannte, vermochte er russische Chroniken zu verwerten. Zum erstenmal erfuhr man in Westeuropa durch ihn Umständlicheres über die sechs bis sieben Jahrhunderte, welche seit der Gründung des russischen Staates verflossen waren. Den Mitteilungen Giovios über die geographischen, denjenigen Fabris über die kirchlichen Verhältnisse Rußlands fügte Herberstein eine Fülle von neuen Angaben hinzu. In einem an den Gesandten gerichteten Schreiben des Erzherzogs Ferdinand (aus Augsburg vom 1. Februar 1526) wird Herberstein aufgefordert, die Forschungen Fabris über die Religion der Moskowiter fortzusetzen und, wenn möglich, ein Meßbuch oder sonstige Schriften aus Rußland mitzubringen, damit man daraus ersehen könne, welcher Art geistliche Zeremonieen bei den Russen üblich wären [1]. Herberstein that viel mehr, indem er über allerlei andere Fragen ebenso eingehende Nachrichten sammelte, wie über die Kirche und den Glauben der Russen. Wir erfahren auch, wer die russischen Gewährsmänner gewesen seien, denen er lehrreiche Auskunft verdankte. Es waren: Grigorij Istoma, welcher früher eine Reise über Lappland nach Schweden gemacht hatte, und Litauen, Livland und Finland sehr gut kannte; Wassilij Wlaß, welcher, wie bereits oben bemerkt wurde, dem Bischof Fabri in Tübingen allerlei Mitteilungen gemacht hatte und u. a. in Norwegen, Livland und Dänemark gewesen war; Dimitrij Gerassimow, welcher insbesondere die nördlichen Gegenden Rußlands sehr gut kannte und nach dessen Erzählungen Giovio sein Schriftchen über Rußland zusammengestellt hatte; der Fürst Simon Feodorowitsch Kurbskij, welcher im Osten ge-

1) „denn wir begehren auf das Fleißigste zu erkundigen, wo sie mit unsers Glaubens Artikel und Zeremonieen übereinkommen oder darwider sind". S. das Schreiben bei dem Vorwort der deutschen Ausgabe des Herbersteinschen Werkes „Moskowitische Chronika", Frankfurt a. M. 1576.

kämpft und viele bis dahin unbekannte Gegenden gesehen hatte; ein Grieche, Namens Georg, welcher die Stelle eines Schatzmeisters des Großfürsten Wassilij bekleidete u. a. [1]). Indem Herberstein über Krakau, Wilna und Nowgorod nach Moskau reiste und auf der zweiten Reise auch Smolensk kennen lernte (er sah u. a. auch Orscha, wo 1514 die Russen im Kampfe gegen Litauen geschlagen worden waren), war er in der Lage, über die westlich von Moskau gelegenen Gebiete aus eigener Anschauung zu urteilen. Über andere Gegenden Rußlands konnte er nach eingezogenen Erkundigungen im Gegensatze zu den früheren ganz unsicheren Nachrichten sehr umständliche und korrekte Auskunft erteilen. Um mathematische Breitenbestimmungen ausführen zu können, versah er sich auf der Reise mit einem Astrolabium, und wenn auch seine Messungen sehr unglücklich ausfielen [2]), so war doch schon ein solcher Versuch in jener Zeit anerkennenswert. Als Frucht seiner Nachforschungen entwarf er eine Karte von Rußland, welche von den Phantastereien anderer Karten, u. a. derjenigen in Sebastian Münsters „Kosmographie" durch größere Korrektheit und Vollständigkeit sich sehr vorteilhaft unterscheidet. Wir erblicken auf Herbersteins Karte das Weiße Meer als einen Arm des Eismeeres, den Lauf der Flüsse Mesen und Petschora und statt der Rhipäischen und Hyperboreischen Berge östlich von der Petschora in der korrekten Achsenrichtung von Süd nach Nord das Uralgebirge. Von Herberstein hören wir zuerst die Namen transuralischer Bevölkerungen der Wogulen und der Ugrer; auf seiner Karte erblicken wir den Irtysch als Nebenfluß des Ob, die Namen einiger befestigter Ortschaften jenseits des Ural, darunter Tjumen u. s. w. [3]). Wichtiger noch

1) S. Abelungs Werk über Herberstein, St. Petersburg 1818, S. 203. Am eingehendsten erforschte in neuerer Zeit Herbersteins Leben und Schriften Samysslowskij, dessen Werk 1884 in St. Petersburg in russischer Sprache erschien.

2) S. Peschel, Geschichte der Erdkunde, S. 287.

3) S. die Bemerkungen Peschels S. 287—288, wo die Annahme, daß Herberstein die Fahrt der Engländer 1553 veranlaßt habe, etwas gewagt erscheint. S. weiter unten den Abschnitt über die Engländer 1553.

war es, daß Herberstein einen kurzen Abriß der Geschichte der Entstehung des russischen Staates zusammenzustellen vermochte, daß er der nachmals so vielfach erörterten Warjagerfrage erwähnte, daß er mancherlei sehr wichtige Angaben über die Regierungen Iwans III. und Wassilijs mitteilte. Auch ein Bildnis des letzteren Großfürsten ist dem Werke Herbersteins beigefügt. Zum erstenmale erschien ein Plan der Hauptstadt Moskau [1]; auf demselben ist der Charakter der meist von Holz gebauten Residenz, der Kreml, sowie die denselben umgebende Mauer wenn auch etwas unbeholfen, so doch anschaulich wiedergegeben. Man erfuhr aus Herbersteins Buche allerlei von der „tyrannischen" Regierung der russischen Herrscher, von deren Titel, von den verschiedenen Provinzen und Städten des Reiches, von den Reiserouten bis an den Ob nach Osten, über das Eismeer nach Europa, über den Landweg nach Litauen u. s. w. Er berichtete über die Religion und das Maß der Unduldsamkeit der Russen der katholischen Welt gegenüber, über die Art, wie in Rußland Ehen geschlossen würden, über die Kleidung und die Bewaffnung des Volkes, die Rechtspflege, die Münze, die Handelsverhältnisse, die Fahrpost, die Feierlichkeiten beim Empfange ausländischer Gesandter u. dgl. m.

Es fehlt in Herbersteins Werk nicht an Phantastereien und Anklängen an die Sagen der alten Schriftsteller über die Völker im Norden. So z. B. erzählt er, es lebten dort wunderbare Menschen von seltsamer Gestalt, voller Haare an dem ganzen Leibe, wie die wilden Tiere; andere hätten Hundsköpfe, noch andere hätten das Gesicht ohne Hals auf der Brust, lange Hände und keine Füße. Er nennt einen Fluß, in welchem ein Fisch in Menschengestalt, doch ohne alle Stimme leben sollte und dessen Fleisch besonders wohlschmeckend sei. Manche andere Erzählungen, welche Herberstein vernahm, klangen fabelhaft genug, ohne daß er an den Thatsachen zu zweifeln scheint. So hatte er von Kurbskij gehört, die Berge im

1) Denselben reproduziert Schiemann in seiner „Geschichte Rußlands, Polens, Livlands", Bd. I, S. 357 ohne Hinweis auf Herberstein.

Osten (der Ural) seien so hoch, daß dieser Feldherr mit seinen Truppen sieben Tage hindurch hinaufgestiegen sei, ohne doch über den Kamm der Berge gelangen zu können. Die Sage von einem im Südosten lebenden Schafe, welches aus einer Art Melonensamen gezogen, einer Pflanze gleich, mit einem Stengel am Boden befestigt sei, ist aus Herbersteins Buch später in unzählige Werke übergegangen und anderthalb Jahrhunderte lang immer wieder aufgetischt und geglaubt worden [1]). Auch manche der Wirklichkeit durchaus entsprechende Angaben über in Rußland vorkommende, in Westeuropa aber fehlende Tiere, wie die Auerochsen, die Elentiere und die Rentiere mochten die Einbildungskraft der Leser Herbersteins in anregender Weise beschäftigen. Nie zuvor hatte man soviel über Rußland erfahren. Kein Wunder, daß der Erfolg des Herbersteinschen Buches ein ungewöhnlicher war. Es erschienen gegen dreißig Ausgaben desselben in verschiedenen Sprachen mit verschiedenen Karten und Abbildungen geschmückt. Die von dem Verfasser selbst nach der Baseler Ausgabe von 1556 redigierte Übersetzung ins Deutsche, welche 1557 in Wien erschien, wird wesentlich zu der Verbreitung der Kenntnisse über Rußland in weiteren Kreisen Deutschlands beigetragen haben. Immer wieder kommen spätere Reisende und Schriftsteller auf Herbersteins Buch als Hauptfundgrube zurück. Er hatte gleichsam einen neuen Weltteil erschlossen.

---

4. Die Engländer 1553.

Etwas später erfolgte die Entdeckung des Seeweges nach Rußland im äußersten Norden im Jahre 1553.

Zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, also in der Zeit, da man in Italien und Deutschland auf das moskowitische Reich aufmerksam wurde und Erkundigungen über dasselbe einzuziehen suchte, ist die Kommunikation zwischen dem

1) S. die Abhandlung über den „Baranetz“ von Eduard Brückner in der Russischen Revue, Bd. XXI, S. 131—146.

Weißen Meere und Westeuropa nicht ganz unbekannt gewesen. Das Nordkap ist in dieser Zeit mehrmals umschifft worden, ohne daß dieser Seeweg auch nur entfernt als eine regelmäßige Fahrstraße hätte benutzt werden können.

Der Dolmetscher einer russischen Gesandtschaft, Grigorij Istoma, welchen Herberstein in Rußland kennen lernte, erzählte dem letzteren von einer Reise, welche er im Jahre 1496 nach Dänemark hatte unternehmen müssen; da es damals zwischen Schweden und Rußland Krieg gab, mußten Istoma und seine Genossen nicht, wie das sonst geschehen wäre, den Weg über die Ostsee wählen, sondern die unendlich weitere, beschwerlichere und gefährlichere Reise über das Eismeer wagen. Die Gesandtschaft benutzte ganz kleine Fahrzeuge, welche über schmale Landzungen geschleppt werden konnten, und reiste von der Dwina aus längs der rechten Küste des Weißen Meeres, sodann links hinüber zu dem Murmanufer. Bei dem Vorgebirge der „heiligen Nase" (swjatoi Noss) hatten die Reisenden in ihren schlechten Schiffen, infolge einer ungewöhnlichen Bewegung des Wassers, eine besondere Gefahr zu bestehen. Man kam an einem Felsen vorüber, wo ein böser Geist, Semes genannt, wohnen sollte. Demselben brachte der Schiffer heimlich eine Spende von Hafermehl mit Butter vermischt dar, um glücklich an der gefährlichen Stelle, aber nicht ohne einen Aufenthalt von vier Tagen vorüberzukommen. Dieser Zug, wie ein anderer, daß die Reisenden, statt um die Schiffer-Halbinsel herumzufahren, ihre Fahrzeuge und alles Gepäck über den schmalen Landstreifen, welcher die Halbinsel mit dem Festlande verbindet, hinüberschleppten [1]), kennzeichnet die niedere Kulturstufe und den Stand der nautischen Technik der Russen in jener Zeit. Die Reisenden umschifften sodann das Nordkap und gelangten an die Westküste Norwegens und nach Drontheim, von wo sie

1) In der deutschen Ausgabe des Herberstein: „deshalben haben sie ihren Plunder mitsamt den Schiffen durch das eng Gebirg fast eine halbe Meile mit großer Arbeit auf den Achseln getragen". S. die Ausgabe von 1576, S. 97 b.

zu Lande mit Rentieren und in Schlitten nach Bergen weiterreisten.

Dieselbe Reise machte etwas später ein anderer russischer Diplomat, Wassilij Wlaß, dessen bereits oben erwähnt wurde. Er berichtete darüber dem Freiherrn von Herberstein und erwähnte, er sei erst in Bergen ans Land gestiegen.

Sowohl Istoma als Wlaß erzählten, sie seien aus Dänemark über die Ostsee und durch Livland nach Moskau zurückgekehrt. Offenbar lag es nahe, die Reise um das Nordkap herum nach Möglichkeit zu vermeiden. Indessen wird doch noch von folgenden zwei Beispielen solcher Reisen in den arktischen Gegenden berichtet. Im Jahre 1501 machte dieselbe ein Grieche, Trachaniot, von Dänemark kommend und nach Rußland gehend, und ferner unternahm im Jahre 1507 der obengenannte Istoma diese Fahrt zum zweitenmale [1]). Sodann vergingen, wie es scheint, Jahrzehnte, ohne daß diese allerdings gefahrvolle und entlegene Seestraße benutzt worden wäre. Man mochte in andern Ländern von den Versuchen der Russen, das Eismeer zu befahren, wohl schwerlich irgendeine Kunde haben, und erst durch Giovios Büchlein über Rußland erfuhr man von einer Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt vom Weißen Meere aus. Dagegen blieb der Meeressaum in Nordeuropa bis zum Weißen Meere vorläufig noch ganz unbekannt. Bis nach Skandinavien erstreckte sich der Handel der Italiener, folglich auch ihre Kunst der Seekarten nicht, und die Hanseaten, welche wohl bis Bergen und Drontheim fuhren, mochten wohl auch keine Gelegenheit haben, die weiter nach Norden und Osten gelegenen Gestade kennen zu lernen. Dazu kam, daß man damals an der Vorstellung von einer Verbindung Grönlands mit Skandinavien festhielt, wie verschiedene Karten bis zum Jahre 1532 zeigen. Dieser Umstand mochte den Gedanken an eine nordöstliche Durchfahrt erst recht nicht auf-

1) S. Hamel, „Tradescant der Ältere“, in dem „Recueil des Actes de la séance publique de l'Académie impériale de St. Pétersbourg.“ St. Petersburg 1847, S. 119—128.

kommen lassen [1]). Die Küstenfahrten der Norweger hatten nur eine lokale Bedeutung. Des Fleckens Wardöhuus erwähnte Istoma in seiner von Herberstein reproduzierten Erzählung. Aber auch diese Ortschaft scheint nicht zu Besuchen aus weiter Ferne angeregt zu haben.

Da kann es denn wohl sein, daß Herbersteins Werk, wie vielfach angenommen wird, zu der hochwichtigen Entdeckungsreise der Engländer im Jahre 1553 mit beigetragen hat, ohne daß über den Zusammenhang des Erscheinens von Herbersteins Werk und der kühnen Unternehmung der Engländer auch nur das Allergeringste bekannt geworden wäre.

Herberstein wollte erfahren haben, daß der Ob aus einem See „Kithay" entspringe und stellte diesen Irrtum auch auf einer Karte dar. So mochte man meinen, daß man, den Ob aufwärts segelnd, diesen See, also China, erreichen und von dort bequem nach dem Hauptziel damaliger Seefahrten, nach Ostindien gelangen könne. Höchst naiv und mit freudiger Zuversicht hatte Herberstein in unmittelbarer Nähe dieses Sees „Kithay" die Hauptstadt von China „Cumbalick, regia in Cathay" vermerkt (also Peking?), während die Entfernung von Tobolsk, dessen Lage etwa dem erfundenen See Kithay entspricht, bis Peking etwa 4000 Kilometer beträgt.

Solche Entdeckungen, wie Herberstein sie gemacht zu haben meinte, übten eine starke Wirkung. Ramusio erzählt, daß ein edler Venetianer, wie man vermutet, Galeazzo Butrigario, in Deutschland mit Herberstein zusammengetroffen sei und vor der ausgebreiteten neuen Karte Rußlands den Gedanken angeregt habe, daß man den Weg nach China im Nordosten Europas suchen müsse. Ein anderer Venetianer, Caboto, hat die Entdeckungsreise der Engländer nach dem Nordosten im Jahre 1553 anregen helfen [2]).

1) Sophus Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, S. 520—521.

2) O. Peschel, Geschichte der Erdkunde, S. 288—289.

Ob der Venetianer, welcher Herbersteins Karte vor ihrer Veröffentlichung gesehen haben mochte, mit seinem Landsmann Caboto in Verbindung gestanden habe, wissen wir nicht. Die erste Ausgabe von Herbersteins Buche erschien im Jahre 1549 [1]). Es verstrichen über drei Jahre, ehe die Engländer ihre folgenreiche Fahrt antraten. Dieselbe kann also zum Teil unter dem Einflusse der Publikation des österreichischen Diplomaten zustande gekommen sein. Doch giebt es über diesen Punkt nur willkürliche Annahmen.

Aber schon im Jahre 1527 hatte Sebastian Caboto in England ein Gutachten überreicht, in welchem die Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt nach China und Indien erörtert wurde. Er hoffte, nördlich von Norwegen eine Art Magelhaesstraße zu finden. Es entstand damals eine neue Gesellschaft „The Mystery, Company and Fellowship of Merchant Adventurers for the discovery of unknown lands.“ Aber erst im Jahre 1553 in der letzten Zeit der Regierung Eduards VI. kam es zur Ausrüstung einer Expedition, deren Geschichte Clemens Adam, ein Begleiter eines der Leiter der Expedition, in einem kleinen dem Gemahl der Königin Maria, Philipp II., gewidmeten Werkchen beschrieben hat [2]). Wir erfahren daraus, mit welcher Spannung und Teilnahme das Publikum in London die Vorbereitungen zu dem Unternehmen verfolgte und wie feierlich den drei Schiffen und deren Führern bei der Abfahrt im Mai das Geleite gegeben wurde. Ausdrücklich wird berichtet, daß die großen Erfolge der Spanier und Portugiesen bei ihren Entdeckungsreisen in den äußersten Westen zu der Unternehmung angeregt hatten, welche man sehr wohl mit den späteren Nordpolexpeditionen vergleichen kann.

1) S. Adelung, Übersicht der Reisenden in Rußland, I, S. 166 und den Katalog der „Russica“ der Kaiserl. Bibl. zu St. Petersburg, I, S. 526.

2) Anglorum navigatio ad Moscovitas. In der Widmung nennt sich Clemens Adam als Verfasser. S. die verschiedenen Ausgaben bei Adelung a. a. O. S. 203—204. Wir benutzen die Ausgabe in den „Rerum Moscoviticarum Auctores varii“. Frankfurt 1600, S. 142 ff.

Die Reise hatte bereits über drei Monate gewährt, als Mitte August ein Sturm die Schiffe auseinandertrieb. Der Oberbefehlshaber des Geschwaders, Sir Hugh Willoughby, ein Verwandter der Jane Gray, geriet mit seinem und dem kleinsten Schiffe weit jenseits des Nordkaps, welches für die westeuropäische Schiffahrt bei dieser Gelegenheit gleichsam entdeckt wurde, an eine von Eis umstarrte flache Küste, vielleicht die Insel Kalgujew, wandte sich von da wieder zurück und erreichte am 18. September die lappländische Küste, wo er zu überwintern beschloß. Aber unbekannt mit den Gefahren eines arktischen Winters und mit den Mitteln, demselben Widerstand zu leisten, erlag die gesamte Mannschaft beider Schiffe der Kälte, dem Hunger und verschiedenen Krankheiten. Die Küste war ganz öde; alle Fischer, welche diese „Murmanküste" (normannische Küste) nur zeitweilig zu besuchen pflegten, waren fortgezogen. So wurden 65 Seeleute ein Opfer ihres Wagnisses. Willoughby, dessen Tagebuch und Leiche im Jahre 1554 von den Fischern gefunden wurden, hatte noch am 24. Januar 1554 gelebt. Man hätte vielleicht nie von seinem Schicksal erfahren, wenn nicht das dritte Schiff unter den Befehlen Richard Chancellors als Kapitän und Stephan Burraughs als Master seine Reise glücklich fortgesetzt hätte. Diese Seefahrer landeten nach einer Fahrt über das Weiße Meer an der Mündung der Dwina, wo sie von den erstaunten Russen, welche noch nie größere Schiffe gesehen hatten, freundlich empfangen wurden [1]).

Statt die nordöstliche Durchfahrt nach China und Indien zu finden, hatte Chancellor, wie durch einen Zufall, Rußland entdeckt. Bei der Landung unweit der Stelle, an welcher drei

1) S. Ruge a. a. O. S. 520 ff. und Peschel a. a. O. S. 288 ff. Grundlegend für die Geschichte der Beziehungen zwischen England und Rußland in den ersten Jahrzehnten nach 1553 ist Hamels bereits oben angeführte Monographie. Dazu erschien dann 1875 in russischer Sprache, von Jurij Tolstoi herausgegeben, eine Sammlung von 82 Aktenstücken aus den Archiven des British Museum und des State-Paper-Office und dem Moskauer Archiv unter dem Titel „Die ersten vierzig Jahre der Beziehungen zwischen Rußland und England" (1553—1593).

Jahrzehnte später die Stadt Archangelsk entstand, ahnten die Engländer nicht, wo sie seien und erfuhren, daß das Land „Russia“ oder „Moscovia“ heiße und von dem Großfürsten Iwan Wassiljewitsch beherrscht würde. Die Eingeborenen, welche in dem Bericht von diesen Vorgängen als „Barbari“ bezeichnet werden, waren über die Begegnung nicht weniger erstaunt als die Reisenden, welche die Mittel [1]) erhielten, nach Moskau zu reisen und sich dem Herrscher, von dessen Dasein sie bis dahin keine Ahnung gehabt hatten, vorzustellen.

Die Erzählung dieser Entdeckung Rußlands, der Reise nach Moskau und der Anknüpfung von Handelsverbindungen mit dem den Engländern bis dahin völlig unbekannten Lande macht denselben Eindruck, welchen die Berichte von den ersten Landungen an der amerikanischen Küste hervorrufen. Während Herberstein sich auf Giovio beruft und dieser der alten Schriftsteller erwähnt, welche gewisse Vorstellungen von dem Gebiete des späteren Rußland gehabt hätten, betraten die Engländer das von ihnen zufällig entdeckte Land völlig voraussetzungslos, ohne, wie es scheint, von Giovio und Herberstein zu wissen. Sie berichten in der Schrift des Clemens Adam von dem Lande als von etwas ganz Neuem. Nur ist allerdings in dem Schriftchen von den Rhipäischen Bergen und dem Namen der russischen Flüsse, wie sie bei den alten Schriftstellern vorkommen, die Rede, also vom Borysthenes (Dnjepr), vom Tanais (Don) und vom Rha (Wolga). Klima, Tierwelt und Kultur werden als ganz fremdartig und durchaus von Westeuropa verschieden geschildert. Solche Tiere, wie etwa Auerochsen, Bären, Wölfe und Vielfraße (Rossomacha) seien in England (nostro orbi) nicht zu sehen. Das Klima, heißt es weiter, sei so mannigfaltig, daß man an manchen Stellen des Reiches Obst pflücken könne, während andere in Eis vergraben lägen. Namentlich der furchtbaren Kälte, von welcher die in Chancellors Schiffe Zurückbleibenden zu leiden gehabt hätten, wird erwähnt. Die Stadt Moskau, lesen wir weiter, komme an Größe Lon-

1) D. h. Pferde „veredarios“.

von nahe, aber die Holzbauten der russischen Residenz seien mit den Londoner Häusern nicht zu vergleichen, auch der Palast des Herrschers sei auffallend unansehnlich und dürftig [1]). Daß die Russen mit Europa nichts gemein hätten, wird auch darin angedeutet, daß sie „ihren Papst für sich besäßen“ [2]), daß ihr Heer nur aus Reiterei bestehe, und daß ihre Bewaffnung ganz „nach der Sitte der Türken“ nur in Bogen und Pfeilen bestände.

Mit dem den Engländern eigenen Unternehmungsgeist verstanden sie es, Rußland als eine Art Kolonialgebiet zu behandeln, englische Produkte, insbesondere Tuche, dahin abzusetzen und russische Rohwaren nach England zu exportieren. Die prachtvollen Pelze, welche wir auf den von Holbein gemalten Bildnissen, etwa demjenigen Thomas Moores oder demjenigen Anna Boleyns erblicken, waren schon früher doch wohl aus Rußland, vielleicht über Nowgorod durch Vermittelung hansischer Kaufleute nach England gekommen. Nun konnten die Engländer sich die russischen Waren selbst holen. Die Unternehmung von 1553, die Gesellschaft der „abenteuernden Kaufleute“, war ja eben deshalb mit besonderen Privilegien ausgestattet worden, um der den Seehandel beherrschenden Hansa entgegenzuarbeiten [3]). Aber im wesentlichen war man doch ins Blaue hineingefahren, und Chancellor konnte dem Zaren Iwan IV. nur ein sehr allgemein gehaltenes Schreiben des Königs Eduard VI. vorweisen, in welchem die Reisenden allen den Herrschern der Gebiete, welche sie bereisen würden, empfohlen wurden. Es genügte das vorläufig zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen, welche sowohl den Engländern als den Russen Vorteile darboten.

Die Erforschung der nordöstlichen Durchfahrt wurde nach Chancellors Entdeckung Rußlands noch eine kurze Zeit lang

1) „Regia structurae humilis, nostrorum palatiorum nitore longe superatur.“

2) „Habent suum Papam.“ Damals bestand die Patriarchenwürde in Rußland noch nicht.

3) Ruge a. a. O. S. 522.

fortgesetzt. Der Gefährte des letzteren, Stephen Burraugh, wurde in einer Pinasse „Searchthrift“ zur Aufsuchung des Flusses Ob ausgeschickt. Er gelangte (1556) an die Mündung der Petschora, sodann an die Südspitze von Nowaja Semlja, nach der Insel Waigatsch, fand aber den Eingang in das Karische Meer mit Treibeis angefüllt und mußte die Weiterreise aufgeben [1]). Man ließ die weiteren Entwürfe fallen und begnügte sich mit der Entdeckung des Seeweges nach Rußland, dessen Handel so große Vorteile bot wie zunächst noch kein anderes Gebiet. Es war sowohl für die merkantilen Interessen Englands als auch für die Europäisierung Rußlands eine Epoche. Der Zar Iwan war entgegenkommender, als man erwarten konnte. Er bewilligte den Engländern Privilegien, welche ihnen nahezu ein Jahrhundert lang bedeutende Vorteile sicherten. Eine große Anzahl englischer Agenten kam nach Rußland. Es bildete sich eine Gesellschaft für den Handel mit diesem Lande; manche der englischen Agenten trugen durch ihre Schriften zur Verbreitung von Kenntnissen über Rußland bei. Leider kam Chancellor bei Gelegenheit seiner zweiten Reise nach Rußland um, zugleich mögen dabei sehr wertvolle Nachrichten, welche er hier gesammelt hatte, verloren gegangen sein. Bald darauf (1558) kam Jenkinson, einer der berühmtesten Touristen jener Zeit, nach Rußland. Er kannte ganz Europa, war in Kleinasien, in Tripolis und Tunis gewesen und unternahm nun über Rußland hinweg eine Reise nach Zentralasien und nach Persien, in der Absicht eine neue Route nach China zu finden. Er reiste die Wolga hinab und über das Kaspische Meer nach Buchara; es war ein ungeheures Wagnis, um der räuberischen Turkmenen willen, welche die Gegend unsicher machten. Der Plan, bis nach China vorzudringen, scheiterte an allzu großen Schwierigkeiten; indessen war die Ausbeute an Nachrichten über Persien von großem Werte. Eine zweite Reise nach Persien unternahm Jenkinson im Jahre 1561, und der Zar Iwan legte für die Er-

1) Peschel S. 291, Ruge S. 524.

zählungen des kühnen Entdeckers ein lebhaftes Interesse an den Tag, indem er die Hoffnung hegte, durch Vermittelung der Engländer mit Persien Handelsbeziehungen anknüpfen zu können. Es ist charakteristisch für den Mangel an Initiative Rußlands, daß man solcher Hilfe zu bedürfen meinte. An Unternehmungslust, Geschäftserfahrung, Kenntnissen und politischer Gewandtheit waren die Engländer den Russen soweit überlegen, daß sie alsbald den Handel und die Industrie in Rußland zu monopolisieren strebten. Die stramme Organisation der englischen Compagnie mit ihrem Hauptsitz in Moskau führte zu der Gründung einer beträchtlichen Anzahl von Comptoirs in verschiedenen Städten, in Cholmogory, in Wologda, etwas später in dem 1584 gegründeten Archangelsk u. s. w. Für die Produktenkunde Rußlands bilden die von den Engländern angestellten Forschungen eine Epoche. Jenkinson entdeckte an der Dwina Alabasterlager; die Engländer errichteten Theersiedereien, Pottaschbrennereien, Seilereien u. dgl. m. Sie stellten genaue Karten über verschiedene Teile Rußlands her; einer der englischen Diplomaten, welche vorwiegend oder fast ausschließlich die Handelsinteressen ihres Heimatlandes zu vertreten hatten, Fletcher, sammelte die wertvollsten Angaben über die Handelsstatistik Rußlands; Tradescants Schrift über die Erzeugnisse des Landes stellt eine Kombination von wissenschaftlichen und merkantilen Interessen dar; der Handelsagent John Merick, welcher gelegentlich auch als Diplomat fungierte, unterrichtete die Russen in den Hauptgrundsätzen des Merkantilsystems; der Reise eines anderen Engländers, Thomas Smith, verdankt man wertvolle Angaben über die letzte Zeit der Regierung des Zaren Boris Godunow. Es entstand in England während der auf die Entdeckungsreise Chancellors folgenden Jahrzehnte eine reiche Litteratur über Rußland, über deren Umfang und Mannigfaltigkeit wir aus den Angaben Miltons in dessen Schrift über Rußland schließen können. Aber auch diese Publikation „A brief history of Moscovia and of other less known Countries lying eastward of Russia as far as Cathay" des be-

rühmten Dichters des „Paradise lost" zeigt uns, daß auch noch hundert Jahre nach Chancellor Rußland als ein fremdes, außerhalb Europa liegendes Gebiet betrachtet wurde [1]). Die Entdeckung Rußlands war noch lange nicht abgeschlossen. Aber Milton hielt die Vorgänge des Jahres 1553 für so wichtig, daß er dieselben als „first discovery of Russia" bezeichnete.

---

5. Massa.

Es waren westeuropäische Machthaber gewesen, welche den ersten Anstoß zur Erforschung Rußlands gaben. So hatte Giovio im Auftrage des Papstes Clemens VII. seine Nachrichten über diese unbekannte Welt gesammelt, so hatte der Erzherzog Sigismund den Michael Snups nach Rußland gesandt und der Erzherzog Ferdinand durch den Erzbischof Fabri Erkundigungen über die griechische Kirche sammeln lassen. Die Entdeckung Rußlands durch die Engländer und die Erfolge der englischen Kaufleute in dem neuentdeckten Lande mußten die Aufmerksamkeit der Regierungen der westeuropäischen Staaten auf den Osten lenken. Aus freien Stücken widmeten hervorragende Schriftsteller über Rußland ihre Werke den Souveränen. Clemens Adam richtete das Vorwort seiner „Navigatio Anglorum ad Moscovitas" an den König Philipp II., Giles Fletcher pries in der Einleitung seines der Königin Elisabeth gewidmeten Buches über Rußland das Lob der Frei-

1) Die wenig bekannte Schrift Miltons, deren u. a. bei Adelung nicht erwähnt wird, erschien zuerst 1682. S. dieselbe in Miltons „Prose Works" von 1806, Bd. III, S. 271—313. Das Verzeichnis der englischen Bücher, meist Reisewerke, auf S. 313. Auffallenderweise ist dort des berühmten Buches von Giles Fletcher „Of the Russe Commonwealth or manner of government by the Russe Emperor" (London 1591) nicht erwähnt, was sich vielleicht dadurch erklärt, daß die Gesellschaft der Londoner Kaufleute, welche mit Rußland Handelsbeziehungen unterhielt, den Zorn des Zaren über den Freimut ihres Landsmannes fürchtete und sich daher an den Minister Cecil mit der Bitte wandte, daß Fletchers Buch verboten werden möchte. Es gehört jetzt wohl daher zu den bibliographischen Raritäten.

heit Englands im Gegensatze zu der in Rußland herrschenden Tyrannei. Im Jahre 1607 erschien Margerets Buch „Etat présent de l'empire de Russie et grand duché de Moscovie“; der Verfasser hatte eine Zeit lang als Militär in russischen Diensten gestanden und nach seiner Rückkehr nach Frankreich dem Könige Heinrich IV. oft von seinen Erlebnissen in dem fremden Lande erzählen müssen [1]. Auf den Wunsch des Königs machte Margeret seine Nachrichten über Rußland und die Geschichte des Demetrius, welchen er für echt hielt, durch den Druck bekannt. In der Widmung an den König bemerkt er, es sei Unrecht, Rußland für ein barbarisches Land zu halten, da es doch im Gegenteil als „boulevard de la chrétienté“ gelten könne. Ebenso ist das Buch des holländischen Geographen Isaak Massa über Rußland, welches 1612 erschien, dem Prinzen Moritz von Oranien gewidmet; er hat auch andere Schriften über diesen Gegenstand verfaßt und eine Anzahl von Karten über Rußland und Sibirien herausgegeben [2].

Es war begreiflich, daß die Holländer, den Spuren der Engländer folgend, schon sehr bald nach Chancellors Entdeckung ebenfalls in Rußland erschienen, um an den Vorteilen des neu erschlossenen Handelsgebietes, wie das sowohl in Ost- als in Westindien geschah, teilzunehmen. Die Rivalität der beiden Völker in Rußland bildet einen interessanten Abschnitt der Handelsgeschichte; dieselbe endet mit einer entschiedenen Überlegenheit der Holländer über die Engländer in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die Frage von der nordöstlichen Durchfahrt beschäftigte die Holländer in ähnlichem Maße wie die Engländer. Es wurden zu Ende des 16. Jahrhunderts mehrere Expeditionen zu

1) In der Widmung an den König sagt Margeret: „Après avoir daigné m'écouter, Elle a été agréable en outre de me lire.“

2) S. die treffliche Edition von Massas Schrift „Histoire des guerres de la Moscovie“, von van der Linde und Obolenski (Brüssel 1866), in zwei Teilen, mit einer sehr wertvollen Einleitung über das Leben, die wissenschaftliche und die politische Thätigkeit Massas.

diesem Zwecke ausgerüstet, ohne daß es gelang, den Weg nach China und Indien zu finden [1]). Isaak Massa, welcher als Handelsagent für den Seidenhandel in Moskau lebte, Reisen nach Asien unternommen und eine Fülle von geographischen Kenntnissen erworben hatte, lehnte die ihm im Jahre 1612 angetragene Teilnahme an einer solchen Unternehmung ab, weil er dieselbe für aussichtslos hielt, hat aber auf andere Weise und insbesondere durch sehr eingehende kartographische Studien sich in hohem Grade verdient gemacht. Sibirien war während der letzten Jahre von den Russen allmählich besetzt worden. Massa hatte ein Interesse daran zu erforschen, ob Asien und Amerika zusammenhingen. Seine Berichte aus Moskau über die Zeit des Interregnums und die Anfänge der Regierung des Zaren Michail Romanow, über die Erfolge der Engländer in Rußland u. dgl. m. waren für die Generalstaaten von dem größten Werte. Er schrieb ein umfassendes Gutachten über die Möglichkeit der Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit Persien über Rußland hinweg, eine Frage, welche damals in vielen Ländern Westeuropas erörtert wurde und eine Reihe von Versuchen, Handelsverträge mit Rußland abzuschließen, veranlaßte.

Hatte man im 16. Jahrhundert mit dem europäischen Rußland als mit etwas ganz Neuem zu thun gehabt, so bemühte man sich im 17. Jahrhundert, nachdem man sich hier einigermaßen orientiert hatte, den ferneren Osten zu erforschen. Es war insbesondere Massa, welcher zu allererst zuverlässige Nachrichten über Sibirien sammelte. Die beste Auskunft über die neuentdeckten Länder erhielt er durch seinen Gastfreund in Moskau, dessen Bruder an einer Expedition nach Sibirien teilgenommen hatte; sogar eine Karte des von den Russen besetzten Gebietes war er imstande ihm zu verschaffen [2]). So

1) S. über die Reisen Brunels, die Entwürfe Moucherons, die Reisen Nays und Willem Barendsz, bei Ruge a. a. O. S. 525 ff.

2) S. die Spezialforschungsergebnisse über diesen Punkt bei Hiekisch, Die Tungusen, St. Petersburg 1879, S. 2.

konnte er u. a. von einer Reise erzählen, welche während der Regierung Boris Godunows zu Wasser aus dem Ob in den Jenissei gemacht worden war. Der Bericht über diese Unternehmung befand sich im Archiv, und dort mag Massa denselben entnommen oder durch einen Vertrauten kennen gelernt haben [1]). Er beschreibt das westliche Sibirien, ferner das Land der Tungusen am Jenissei, deren Aussehen und eigentümliche Sprache er schildert. Welche Aufmerksamkeit Massa mit seinen Nachrichten bei den Gelehrten der damaligen Zeit erregte, ersieht man aus der Benutzung seiner Schrift bei den Arbeiten der Fachgenossen im Auslande [2]). Massas Karten, welche in Holland 1612 erschienen, reichen bis zum Jenissei.

Die Anwesenheit der Engländer in Rußland während der letzten Jahrzehnte war nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der Russen geblieben. Sie hatten einiges von den Westeuropäern gelernt. Der Zar Iwan war wohl spottweise von den Gegnern der Ausländer als der „englische Zar“ bezeichnet worden. Der Zar Boris Godunow verkehrte gern mit englischen Ärzten, welche bei Hofe angestellt waren und vermutlich etwas Russisch verstanden. Obgleich Boris selbst, wie Massa versichert [3]), weder schreiben noch lesen konnte, sorgte er doch dafür, daß sein Sohn Feodor eine in Rußland ganz ungewöhnliche Ausbildung erhielt. Der Thronfolger legte ein Interesse für die Kartographie an den Tag. Er soll eine Karte von Rußland haben anfertigen lassen; es war die einzige, welche vor Peters I. Regierung der Initiative der Russen verdankt wurde. Diese Reichskarte „Bolschoi Tschertesh“ (großer Plan) genannt, ist nicht erhalten, allein es bestehen Beschreibungen derselben oder Kommentare zu derselben, aus denen man auf ihre Beschaffenheit schließen kann. Sie beruht nicht auf astronomischen Ortsbestimmungen, sondern

1) S. die Einzelheiten der Mitteilungen Massas in einer besonderen lateinisch verfaßten Abhandlung bei Hiekisch, Tungusen, S. 2—4.

2) Daß u. a. Purchas ihn ausschrieb, zeigt Hiekisch, S. 5.

3) S. van der Lindes Ausgabe, S. 42.

auf Itinerarien und oberflächlichen Abschätzungen. Man darf vermuten, daß Isaak Massa sich eine Kopie dieser Handzeichnung werde verschafft haben. So ist es wohl zu erklären, daß ein holländischer Kartograph, Hessel Gerard, welcher im Jahre 1614 eine Tabula Russiae herausgab, auf derselben sagen konnte, sie sei nach der handschriftlichen Karte, die Feodor Borissowitsch habe zeichnen lassen, gefertigt. Er fügte nur die speziellen Beobachtungen hinzu, welche die Holländer und Engländer auf ihren häufigen Reisen durch das Weiße Meer und von dort nach Moskau gemacht hatten. Da die Karten von Isaak Massa im wesentlichen mit derjenigen von Hessel Gerard übereinstimmen, so kann man annehmen, daß diese beiden etwas richtigeren Karten von Rußland, welche bis dahin erschienen waren, die nur handschriftlich vorhandene Reichskarte im Stich und Abdruck reproduziert haben [1]).

---

6. Olearius.

Sehr häufig hat man in Westeuropa Rußland nicht um des letzteren selbst willen Beachtung geschenkt, sondern als Durchgangsgebiet für weiter gelegene Länder. Indem man den Weg nach China und Indien suchte, kamen Reisende wie Snups, Centurione, Chancellor u. a. nach Rußland. Alsbald gewann Rußland ein Interesse besonders darum, weil es auf dem Wege nach Persien lag. Jenkinsons Reisen die Wolga entlang nach Transkaspien werden wesentlich dazu beigetragen haben, daß während des 17. Jahrhunderts ein Wettbewerb der Nationen wegen des Handels mit Persien entstand. Holländer, Engländer, Franzosen und Deutsche bemühten sich um das Monopol des Transithandels über Rußland nach Persien.

So kam es, daß in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts jene holsteinische Gesandtschaft in Rußland erschien, in deren Gefolge sich der Hofmathematiker und Bibliothekar

1) K. E. v. Baer, Peters des Großen Verdienste, S. 245 ff. und S. 262 ff.

des Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp, Adam Olearius, befand; sein Reisewerk über Moskau und Persien stellt sich an Bedeutung demjenigen Herbersteins zur Seite und übertrifft dasselbe an Verbreitung, weil es litterarisch wertvoller, glänzender ausgestattet und in deutscher Sprache verfaßt war. An Fülle der Nachrichten, an Umfang der Kenntnisse über Rußland, welches er von der Ostsee bis zum Kaspisee bereist hatte, steht Olearius höher als alle seine Vorgänger. Alle seinem Werke beigefügten Karten und Ansichten zeichnete er selbst an Ort und Stelle und ließ sie später in seinem Hause und unter seiner Aufsicht von geschickten Künstlern in Kupfer stechen. Als Botschaftsrat und Sekretär während der zweiten Reise (1635 bis 1638) stand Olearius auch den Geschäften nahe, welche den Abschluß eines Handelsvertrages betrafen. Der bekannte deutsche Dichter Paul Flemming, welcher sich ebenfalls im Gefolge der Gesandtschaft befand, schöpfte hier den Stoff zu vielen seiner Gedichte.

In Olearius' „Beschreibung der Muscovitischen und Persischen Reise" [1]) begegnet uns neben der Schilderung des Landes und Volkes in Rußland auch eine eingehende Darlegung der politischen und sozialen Zustände. Die seinem Werke beigegebene Spezialkarte der Wolga, welche er in ihrer ganzen Ausdehnung bereist hatte, war ein ungewöhnlich bedeutender topographischer Beitrag zur Kenntnis Rußlands. Manche Fabeln über die Ethnographie dieser Gebiete, welche vielfach erzählt worden waren, suchte Olearius durch exakte Thatsachen zu deuten, so z. B. die Sage von den Menschen ohne Kopf mit dem Gesicht auf der Brust. Olearius schreibt von den Samojeden: „Sie ziehen bisweilen, wenn es sehr kalt ist, ihre Röcke über den Kopf und lassen die Ärmel auf den Seiten beihangen, welches denen, so es nicht gewöhnt sind, seltsam vorkommt. Solcher Anblick, sonderlich vom Schiff anstrandenden, kann vielleicht Anlaß gegeben haben, daß etliche von

1) S. das Bibliographische bei Adelung, Übersicht der Reisenden in Rußland, II, S. 299—306.

den Alten geschrieben, es würden Menschen gefunden, welche keine Köpfe, sondern das Angesicht auf der Brust hätten" [1]). Das reiche Illustrationsmaterial der Reisebeschreibung veranschaulichte viele Verhältnisse, von denen man bis dahin keine genaue Vorstellung hatte; da gab es Landschaften, Ansichten von Städten, Kostümbilder, genrebildartige Darstellungen; zum erstenmal sah man, wie es mit der Bauart russischer Häuser und Kirchen, mit dem Habitus der Personen verschiedener Stände, mit kirchlichen Prozessionen, dem Fahren und Reiten, dem Empfange und der Bewirtung ausländischer Gesandten, mit allerlei Volkssitten u. s. w. sich verhielt. Bis auf den heutigen Tag gewähren Olearius' Ansichten von Straßen in Moskau eine lebhafte Anschauung von dem ungeheuren Unterschiede, welcher zwischen der niederen Kulturstufe der damaligen russischen Hauptstadt und etwa den Städten Reval und Riga bestand, welche letztere sich durch nichts von den Hauptzentren westeuropäischer Kultur unterschieden. Es ist derselbe Gegensatz, wie etwa zwischen der Hauptstadt von Korea, Söul, und Paris, der Abstand zwischen Orient und Occident, der ungeheure Schritt vom bekannten europäischen Typus zu dem völlig Fremdartigen, einer anderen Kulturwelt Angehörenden. Beim Lesen von Olearius' Buche, bei dem Betrachten der zum Teil außerordentlich fein ausgeführten Kupferstiche, welche uns das Reisen und Leben in Rußland und Persien veranschaulichen, hat man den Eindruck, daß diese beiden Länder in gewissem Sinne zusammengehören, unter sich kongenial, der westeuropäischen Welt in derselben Art und in gleichem Maße entgegengesetzt, exotisch sind. Dabei erscheint Persien gewissermaßen als der ältere Bruder in der asiatischen Völkerfamilie, und die prächtigen Stein- und Tempelbauten, die großartigen Gartenanlagen u. a. üben im Zusammenhange mit der reicher

1) Ebenso war erzählt worden, es gebe in Rußland Leute mit so großen Füßen, daß sie sich damit bedecken könnten. Olearius ist geneigt, dieses durch die Schneeschuhe zu erklären. S. seine Reisebeschreibung, Ausgabe von 1656, S. 161 und die dazu gehörende Abbildung auf S. 160.

ausgestatteten Landschaft und der üppigeren Natur Persiens einen fesselnderen Eindruck als die Dürftigkeit der kümmerlichen Balken- und Bretterwelt in der Öde der moskowitischen Landschaft. Hier aber wie da tritt uns in gleicher Weise der Orient entgegen. Eine breite Kluft trennte beide, Persien sowohl als Rußland, von Europa.

Olearius' Werk erschien zuerst im Jahre 1646. Der Erfolg desselben war ungewöhnlich groß. Es erschienen im Laufe des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts neunzehn Auflagen in deutscher, französischer, holländischer, englischer und italienischer Sprache [1]). Kein Werk über Rußland hat so erheblichen Absatz gefunden wie dieses Buch, dessen Herstellungskosten sehr beträchtlich gewesen sein müssen. Vergleicht man mit Olearius' Werke die Schriften des Freiherrn von Meyerberg [2]), des Begleiters des englischen Gesandten Carlisle, Miège, Witsens, Korbs u. a., so erscheint der Erfolg derselben unbedeutend und ihr Leserkreis beschränkt. War Herbersteins Buch im 16. Jahrhundert bahnbrechend gewesen, so schloß Olearius im 17. in gewissem Sinne die Orientierung über das Moskowitische Reich ab, und spätere Schriftsteller, wie Witsen und Strahlenberg konnten nur etwa inbetreff Sibiriens hervorragend Neues und wesentlich Ergänzendes bringen oder, wie Collins, Kilburger, Klenck, Rinhuber, Neuville u. a., als Referenten über Spezialfragen oder Zeitgeschichtliches von Bedeutung sein.

1) S. den Katalog der „Russica" in der St. Petersburger öffentlichen Bibliothek, II, S. 51—52 und Adelung, Übersicht der Reisenden in Rußland, II, S. 303 ff.

2) Meyerberg hatte während seiner Reise sehr viele wertvolle Abbildungen machen lassen, indessen wurden dieselben erst 1827 als Beilage zu Adelungs Werk über diesen Reisenden herausgegeben; die Originale befinden sich in der Dresdener Bibliothek. Auch stehen diese Illustrationen denjenigen bei Olearius nach. Sehr wertvoll ist bei dem letzteren u. a. der Plan von Moskau b. S. 144. Er stimmt mit demjenigen überein, welchen Schiemann, Rußland, Polen, Livland, Berlin 1887, II, S. 244 herausgab, und zu früh „im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts" datiert.

7. Rinhuber, Ludolf, Witsen, Leibniz.

Hatten die grundlegenden Werke hervorragender Reisenden und Schriftsteller das Interesse an dem fremden Lande in Osteuropa wachgerufen, so waren die während des 17. Jahrhunderts sich mehrenden Berührungspunkte zwischen Moskau und Westeuropa geeignet, ein solches Interesse zu steigern. In allen Stücken erschien Rußland in dieser Zeit, da man nicht erwarten konnte, daß der moskowitische Staat nach einigen Jahrzehnten sich in eine europäische Großmacht verwandelt haben werde, ein fesselndes Forschungsobjekt. In jeder Hinsicht suchte man sich über die Verhältnisse des Landes zu orientieren. So fügte der Freiherr von Meyerberg, welcher als österreichischer Gesandter im J. 1661 in Moskau erschien, seinem Buche „Iter in Moscoviam“ eine lateinische Übersetzung des 1649 in Rußland zusammengestellten Gesetzbuches „Uloshenije“ hinzu. So schrieb etwas später der sächsische Gelehrte Heinrich Wilhelm Ludolf die erste russische Grammatik, welche 1696 in Oxford erschien, so verfaßte Heineccius ein dreibändiges Werk über die orientalische Kirche u. dgl. m. In zeitschriftartigen historischen Editionen, wie das „Theatrum europaeum“ oder Ludolfs „Schaubühne der Weltgeschichte“ wird dem russischen Reiche mehr Beachtung geschenkt als früher. Allerdings werden hier den Vorgängen in anderen, noch weiter entlegenen Ländern, wie Abyssinien, Persien, Japan und China häufigere und umfassendere Abschnitte gewidmet als dem Staate Moskau, dessen bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts ganz kurz, allenfalls bei der Darstellung der Vorgänge in Polen erwähnt wird. Aber als die Zahl der nach Rußland einwandernden Ausländer insbesondere während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stieg, benutzten die Gelehrten und Schriftsteller vornehmlich in Deutschland ihre persönlichen Beziehungen zu ihren in Rußland lebenden Landsleuten dazu, um genaue Erkundigungen über das entlegene Gebiet einzuziehen. So konnte Olearius den späteren Auflagen seines Werkes manche wertvolle Ergänzungen

über die Vorgänge in der Zeit der Regierung des Zaren Alexei hinzufügen; so brachte u. a. das „Theatrum Europaeum“ Originalkorrespondenzen über die Begebenheiten des Jahres 1682, so erfuhr man mancherlei über die Verhältnisse der evangelischen Gemeinden, welche in Rußland bestanden.

Insbesondere empfand man an dem Hofe des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen ein lebhafteres Interesse für Rußland, welches damals allerdings auf eine Stufe mit Abyssinien gestellt wurde. Der Herzog korrespondierte gelegentlich mit einem Obersten Baumann, welcher 1654 in russische Dienste getreten war und dort in der bei Moskau gegründeten deutschen Vorstadt in den Angelegenheiten der evangelischen Kirche eine hervorragende Rolle spielte. Als ein Sachse, Gregorii, nach Moskau ging, um dort die Stelle eines Predigers einzunehmen, ward er von der herzoglich-sächsischen Regierung beauftragt, in dem fremden Lande Erkundigungen über die kirchlichen Verhältnisse in Moskau einzuziehen; er sollte ferner in Erfahrung bringen, ob die russische Regierung mit Persien und Abyssinien einigen Verkehr unterhalte, ob man dort gute Pferde kaufen könne; auch sollte Gregorii Proben russischer Münzen nach Sachsen senden. Im Archiv zu Gotha haben sich eingehende Antworten auf solche und ähnliche Fragen gefunden; darin ist von dem Glauben der Russen, dem Maße der Duldsamkeit gegen Andersgläubige, von den Ärzten und den Apotheken, von der Rechtspflege, von dem Handel und dem Münzwesen u. s. w. die Rede. Zugleich wird aber bemerkt, wie gefährlich es für die in Rußland lebenden Ausländer sei, Nachrichten über dieses Reich zu verbreiten. „Aus Moskau“, schreibt Gregorii, „kann man ohne Gefahr großer Strafe nichts Neues, was des Zaren Regierung und die Sitten oder Zufälle des Landes betrifft, herausschreiben. Und pflegen sie oftmals deswegen dem Oleario zu fluchen, daß er in seiner Persianischen Reisebeschreibung der Muskoviter allzu viel gedacht“ [1]) Als ein junger Mediziner aus Sachsen, Lau-

1) S. die Edition „Relation du voyage en Russie fait en 1684 par Laurent Rinhuber“, Berlin 1883, S. 1—21.

rentius Rinhuber, nach Rußland ging, um dort zunächst als Hauslehrer in der Familie des Arztes Blumentrost thätig zu sein, benutzte man im Herzogtum Sachsen die Beziehungen zu diesem unternehmenden Reisenden, um sich über die Verhältnisse des Ostens belehren zu lassen, die Frage von der Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit China zu erörtern, eine Annäherung zwischen dem Staate Moskau und Abyssinien anzubahnen u. dgl. m. Diese Angelegenheiten traten in ein wichtigeres Stadium, als Rinhuber im Gefolge eines russischen diplomatischen Agenten in Sachsen erschien. Da ward geradezu ein umfassendes Programm der Erforschung Rußlands und der Zivilisierung dieses Landes entworfen [1]).

Laurentius Rinhuber, welcher seine ärztliche Kunst nur gelegentlich ausübte, sich durch sehr vielseitige Interessen, aber auch durch einen gewissen Hang zum Abenteurerleben auszeichnete, kann als Agent der westeuropäischen Kultur, als Apostel deutscher Sitte und Bildung in Rußland, als Reporter und Schriftsteller mit den hervorragendsten Kennern dieses Landes in dieser Zeit verglichen werden. Ludolf sagte wohl von ihm, er sei „zum Reisen geboren“; welterfahren und gebildet, suchte er seine Reiseerlebnisse litterarisch zu verwerten, doch sind manche seiner Schriften, wie ein „Abrégé d'état de Moscovie“ und eine „Russia ecclesiastico-politica“ verloren gegangen; aber wir verdanken seinen Briefen und Berichten, insbesondere seinem Reisebericht vom Jahre 1684, eine Fülle von neuen Nachrichten, welche darthun, daß man in Europa von Rußland immer noch verhältnismäßig wenig wußte, daß Rußland bis an die Schwelle der Regierung Peters des Großen der zivilisierten Welt als ein völlig fremdes Element gegenüberstand und daß es der von Westeuropa gebotenen Anregungen bedurfte, um dem Reiche zu einem Aufschwunge zu verhelfen. Es handelte sich nicht mehr bloß darum, das fremde Land zu entdecken und zu erforschen, sondern auch demselben die Ergebnisse westeuropäischer Kulturentwickelung zu vermitteln.

1) S. die „Relation du voyage“, S. 81 ff., 91 ff., 131 ff.

Rinhubers diplomatische Mission bezweckte die Verhandlung über ein Zusammenwirken der Abyssinier mit den Russen im Kampfe gegen die Türken; das kleine Sachsen wollte ferner den Handel mit China zur Blüte bringen, wie etwa ein halbes Jahrhundert früher das kleine Holstein den Handel mit Persien über Rußland hinweg zu monopolisieren gehofft hatte. In einem Schreiben an den Sohn Ernsts des Frommen, den Herzog Friedrich, erinnert Rinhuber ihn daran, wie dessen Vater ihm geographische Karten von Sibirien gezeigt und mit deren Hilfe die Leichtigkeit der Ausführung so gewaltiger handelspolitischer Entwürfe veranschaulicht habe. Man solle, empfahl Rinhuber, eine Anzahl von tüchtigen Männern nach Rußland senden, welche dort, insbesondere auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften als Lehrer wirken sollten; es gelte auch die militärischen Kräfte Rußlands durch Übung und Disziplin zu steigern. „Was könne wohl", schrieb Rinhuber, „mehr zum Ruhme der sächsischen Fürsten beitragen, als wenn unter ihren Auspicien die Wissenschaften und Künste Eingang fänden in dem moskowitischen Reiche! Welche Unternehmungen seien nützlicher, als daß man im Norden und Osten neue Bahnen eröffne." Man wollte von Sachsen aus den Holländern, Engländern und Portugiesen ihre kommerziellen Vorteile entreißen, Kasan und Sibirien durch den Handel mit China zur Blüte bringen, die gewaltigen Ströme Nordasiens nutzbar machen, durch Ortsbestimmungen einzelner Plätze eine genauere Kenntnis des russischen Reichs gewinnen, Silberadern und andere Erze entdecken, genau erfahren, wie weit denn eigentlich das russische Reich sich nach Norden und Osten erstrecke u. s. w. Auf diese Weise meinte man in Sachsen der Menschheit zu nützen und zugleich den eigenen Interessen dienen zu können [1]). Kam es auch nicht zu der Ausführung so hochfliegender Entwürfe, so zeigen denn doch diese Bestrebungen, wie man in Westeuropa auf Grund der langsam durch Giovio, Herberstein, Olearius u. a. erworbenen Kenntnis Rußlands den Gesichts-

1) S. die „Relation du voyage", S. 88 ff.

kreis der westeuropäischen Kulturwelt zu erweitern hoffte, ohne zu ahnen, daß in dem fremden Lande sehr bald schon dem europäischen Staatensystem ein neues, gelegentlich sehr unbequemes Element erstehen werde.

Die Tendenz, Rußland zu erforschen, die Kräfte des Landes zu entwickeln, demselben eine vermittelnde Stellung zwischen Westeuropa und entfernteren Gebieten zu sichern, mußte besonders dann Erfolg haben, wenn es gelang, russische Machthaber für derartige Kulturideeen zu gewinnen. Hatten wir Grund zu der Annahme, daß die Entstehung der Reichskarte unter den Auspicien des Sohnes des Zaren Boris Godunow dem Einflusse der Engländer verdankt wurde, so erfahren wir Genaueres über die Unterredungen, welche zwischen Rinhuber einerseits und den russischen Ministern anderseits über derartige Fragen stattfanden. Sowohl der Zar Alexei als dessen Ratgeber Matwejew lauschten mit Interesse den Vorschlägen, welche der sächsische Diplomat inbetreff der Erforschung Sibiriens bis zu den Grenzen Chinas machte. Rinhuber veranlaßte die Sendung Protopopows nach Sachsen, wo die obenerwähnten Fragen eingehender erörtert wurden. Dem sächsischen Unterhändler war die Mission des Griechen Spafari nach China zu verdanken, ein Ereignis, welches in der Geschichte der geographischen Entdeckungen eine bedeutende Stelle einnimmt; zum erstenmale wurde Nordasien in ethnographischer und geographischer Hinsicht von einem hervorragend gebildeten Reisenden beschrieben; Spafari erscheint als der Vorgänger jener berühmten Erforscher Asiens: Strahlenberg, Messerschmidt, Steller, Müller, Fischer u. a., welche im 18. Jahrhundert diese Gegenden kennen lernten [1]). Hatte schon Massa allerlei Angaben über Sibirien gesammelt, so erwarb sich ein Holländer, Nikolaus Witsen, ein Zeitgenosse Rinhubers, welcher sich im Jahre 1666 dem Gesandten der Generalstaaten Boreel

1) S. meine Abhandlung über Laurentius Rinhuber in meinen „Beiträgen zur Kulturgeschichte Rußlands im 17. Jahrhundert“, Leipzig 1887, S. 247 ff.

auf dessen Reisen nach Rußland angeschlossen hatte, die größten Verdienste um die Erforschung des Ostens Rußlands. Er brachte einen reichen Schatz von Nachrichten zusammen, welche er in seinem berühmten Werk „Noord en Oost Tatarje“ veröffentlichte [1]). Zum erstenmal gab es hier ausführlichere Nachrichten über den Ural, die Ostjaken und Tungusen, die Reiseroute nach China, über den Amur und die an dessen Ufern wohnenden Mongolen u. s. w. Witsen hatte sich eine handschriftliche Karte von Sibirien verschafft, mit deren Hilfe er eine Karte für das ganze russische Reich bis an den Stillen Ozean entwarf. Dieselbe wurde im Jahre 1687 in holländischer Sprache herausgegeben; eine andere spätere Edition erschien mit einer lateinischen Dedikation an Peter den Großen [2]). Witsen wurde später Bürgermeister von Amsterdam: ihm verdankte Peter bei seinem Aufenthalte in Holland im Jahre 1697 viel Anregung.

Es ist von der allergrößten Bedeutung für die Erforschung Rußlands gewesen, daß einerseits Männer wie Ludolf, Witsen, Leibniz u. a., welche sich für geographische, ethnographische und linguistische Probleme interessierten, untereinander in Briefwechsel standen und diese Fragen inbetreff Rußlands erörterten, und daß anderseits solche bahnbrechende Gelehrte in ein persönliches Verhältnis zu Peter dem Großen traten, welcher mehr wie sonst jemand darauf bedacht war und zugleich die Mittel hatte, das Land zu erforschen, zu erschließen und zu zivilisieren. Es ist ein solcher Gedankenaustausch einem zündenden Funken zu vergleichen, welcher das unermeßliche Forschungsgebiet erhellt, das Operationsfeld beleuchtet und die Mitarbeiter an dem großen Werke instand setzt, den Blick dahin zu lenken, wo ihre Leistung am meisten Erfolg verspricht. Die Gelehrten und Schriftsteller, die Kartographen und Völkerpsychologen im Abendlande bedurften der Mitarbeit

1) Die erste Ausgabe erschien in Amsterdam 1692, die zweite 1705; über andere Editionen Witsens s. Adelung a. a. O. II, S. 339—340.

2) K. E. v. Baer a. a. O. S. 246.

jenes Machthabers, welcher während seines ganzen Lebens und Wirkens Rußland bereiste und in allen Stücken zu erforschen suchte, und welcher mit der Neigung zu den vielseitigsten Studien praktisch-politische Ziele verband und für eine gedeihliche Entwickelung seines Reiches zu sorgen suchte.

Witsens Werk war zuerst 1692 erschienen; er galt für eine Autorität in geographischen Fragen; an ihn wandte sich der junge Zar noch vor seiner ausländischen Reise, wenn es galt Schiffsmodelle, Werkzeuge u. dgl. m. aus Holland zu verschreiben [1]). Peters Freund Lefort sandte in den Jahren 1693 und 1694 fast mit jeder Post einen Brief an Witsen ab. Der letztere, ein Kaufmann in großem Stil, hatte neben seinen Comptoirinteressen höhere und allgemeinere: er rüstete wissenschaftliche Expeditionen aus und ließ es sich bedeutende Summen kosten, die besten Teleskope anfertigen zu lassen [2]). Als Peter nach Holland kam, geschah es durch Witsens Vermittelung, daß Peter auf der Werft der Ostindischen Compagnie arbeiten konnte, ohne dort durch die neugierige Schaulust des Publikums belästigt zu sein. In Witsens Gesellschaft machte Peter Ausflüge nach Texel und anderen Punkten der Umgebung Amsterdams. Witsen führte ihn bei dem Anatomen Ruysch, bei anderen Gelehrten, wie Leuwenhoek und Boerhave ein. Mit dem gelehrten Bürgermeister unterhielt der Zar auch später einen Briefwechsel; in kollegialischer Weise sandte er seinem Freunde einige Exemplare von Eidechsen und Weichtieren aus Rußland, Fische vom Asowschen Meere u. dgl. m., während Witsen den Zaren durch die Zustellung von allerlei seltenen Tieren aus den holländischen Kolonieen erfreute [3]). An Witsens Krankenlager erschien der Zar noch im Jahre 1717 bei seinem letzten Aufenthalte in Holland.

1) Ustrjalow, Gesch. Peters d. Gr. (russisch). II, S. 362—363.

2) Perry, State of Russia (deutsch). Leipzig 1717, S. 256.

3) Pekarskij, Wissenschaft und Litteratur unter Peter dem Großen (russisch). S. 520—521.

Man war damals geneigt, dem berühmten Gelehrten, weil Rußland allzu mächtig geworden war, seine freundschaftlichen persönlichen Beziehungen zu Peter zu verdenken [1]). Aber für den letzteren und für Rußland waren dieselben von unberechenbarer Tragweite.

Ähnlich Leibniz. Wie Ludolf und Rinhuber das Interesse für Rußland mit weitausblickenden Entwürfen inbetreff Abyssiniens und Chinas verbanden, so faßte auch Leibniz, indem er seine Studien Rußland zuwandte, Fernliegendes, Allgemeines ins Auge. Derselbe Kosmopolitismus, welcher die Gelehrten und Schriftsteller, von Giovio, Fabri und Herberstein an, für Rußland als Forschungsobjekt begeisterte, ohne daß das politische Gebiet dabei berührt worden wäre, begegnet uns auch bei Leibniz. Es war keine leere Redensart, wenn er in einem Schreiben an Peter den Großen, von sich sagte: „Ich bin nicht von denen, so auf ihr Vaterland oder sonst auf eine gewisse Nation erpicht sind, sondern ich gehe auf den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts. Denn ich halte den Himmel für das Vaterland und alle wohlgesinnte Menschen für dessen Mitbürger, und ist mir lieber bei den Russen viel Gutes auszurichten, als bei den Deutschen oder andern Europäern wenig; . . . meine Neigung und Lust gehen aufs gemeine Beste."

Leibniz hoffte, daß Rußland als ein Bindeglied zwischen Westeuropa und China dienen werde, und dieses erschien von Wert, nachdem die Kultur des letzteren Landes von den jesuitischen Missionären übermäßig gepriesen worden war. Von der Erforschung Rußlands erwartete Leibniz ferner besonders wichtige Ergebnisse für die Ethnographie und Sprachwissenschaft. Er hielt das unermeßliche Gebiet für geeignet zu Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel. Ihn interessierte die Frage von der nordöstlichen Durchfahrt, welche mit der andern zusammenhing, ob Asien und Amerika

1) S. meine Abhandlung über die Reisen Peters des Großen in der Zeitschrift „Russkij Wjestnik", Bd. CL—CLII (1880—1881).

durch einen Meeresarm getrennt seien oder nicht. Kein Wunder, daß in dem Briefwechsel Leibniz' mit Witsen und Ludolf und insbesondere mit dem Schweden Sparvenfeldt, welcher in Rußland gewesen war und die russische Sprache vollkommen beherrschte, der Name Moscowien sehr häufig vorkommt. Bald sammelte er Nachrichten über die Genealogie der russischen Zaren, bald suchte er über die an der Wolga lebenden Völker, die Tschuwaschen u. a. sich belehren zu lassen, um allgemeine linguistische Ergebnisse zu erzielen. Auch geographische Probleme nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Unter seinen Papieren hat sich ein Plan gefunden, auf welchem die Flüsse Don und Wolga mit ihren Nebenflüssen Ilowlja und Kamyschenka und dem Kanalprojekt zur Verbindung der beiden Stromgebiete verzeichnet sind. Ihm schien es darauf anzukommen, den Zaren persönlich für allerlei Studien zu interessieren; die Fortschritte der Wissenschaft und der Zivilisation galten ihm für gleichbedeutend mit denjenigen des Christentums. Im Hinblick auf diese Ziele sparte Leibniz keine Mühe. In mehreren Briefen sprach er den Wunsch aus, durch Witsens Vermittelung Sprachproben sibirischer Völker zu erhalten. Durch andere Personen hoffte er zu erfahren, ob sich nicht in Moskau „einige Manuscripta Graecorum patrum“ befänden. In einem Schreiben an den russischen Diplomaten Urbich beklagt Leibniz die Unruhe des (nordischen) Krieges, welche das Werk der Zivilisierung Rußlands erschwere: „Ich habe“, schreibt er, indem er der verschiedenen Sprachzweige in Rußland erwähnt, „noch tausend andere Fragen über die Länder des Zaren zu machen, aber es sind dafür günstigere Zeiten nötig“. Nach der Schlacht von Poltawa schreibt Leibniz: „Ich wäre entzückt, wenn ich zu der Absicht des Zaren beitragen könnte, die Wissenschaften in seinem Reiche in Blüte zu bringen. Ich bin der Meinung, daß er in dieser Hinsicht mehr thun könnte, als alle andern Fürsten je gethan haben.“ Leibniz erörterte gelegentlich die Frage von der Herkunft der russischen Fürsten, d. h. die Warjagerfrage; er ließ auf dem Boden eines geräumigen Saales im Palaste zu Wolfenbüttel eine Relief-

karte des russischen Reiches herstellen. Es geschah zu der Zeit, als man dort den Besuch Peters des Großen bei Gelegenheit der Verlobung des Zarewitsch Alexei mit der Prinzessin Charlotte erwartete. Das Werk war darauf berechnet, die Wißbegierde des Zaren zu erregen und ihn den Vorschlägen geneigter zu machen, welche eine gründliche Erforschung der Geographie und Ethnographie seines Reiches bezweckten. Eine Hofbelustigung gab Leibniz Gelegenheit, auf eine neue Methode der Kartographie hinzuweisen, welche erst später zur Anwendung kam. Indem er mit dem Zaren in Torgau zusammentraf, hatte er Gelegenheit, von der Dringlichkeit umfassender Studien über die Verhältnisse Rußlands zu reden und zu großen wissenschaftlichen Unternehmungen anzuregen. Er schrieb an Bruce über die Bedeutung des Problems der Deklinationslinien der Magnetnadel und des andern inbetreff der Existenz eines Meeres zwischen Europa und Asien. „Diesen Zweifel“, bemerkt Leibniz, „kann niemand besser als der Zar der Welt benehmen, und wird solches rühmlicher auch an sich selbst wichtiger sein, als was die ägyptischen Könige gethan, um den Ursprung des Nilus zu erfahren. Der chinesische Monarch läßt auch geographische und astronomische Observationes machen, wie ich denn Briefe davon habe.“

Leibniz’ Anregungen hängen mit den wichtigsten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung in Rußland zusammen. Er nahm den lebhaftesten Anteil an dem Gedanken der Begründung einer Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Wenn Peter der Große noch kurz vor seinem Tode jene denkwürdige Expedition Berings ausrüstete, welche das Problem von der Amerika und Asien trennenden Meeresstraße löste, wenn eine lange Reihe von wissenschaftlichen Expeditionen zur Erforschung des europäischen und des asiatischen Rußlands zustande kamen, wenn Alexander v. Humboldt ein System von magnetischen Beobachtungen in Rußland veranlaßte, wenn in der Zeit Katharina II. die sprachwissenschaftlichen Studien in Rußland einen großen Aufschwung nahmen, so mag man sich gern der Anregungen erinnern, welche Leibniz im Zusammenhange mit

den Ergebnissen der Entdeckung Rußlands im 16. und 17. Jahrhundert dargeboten hatte [1]).

Es konnte keinen gelehrigeren Schüler geben als Peter den Großen. Seine Beobachtungen, seine Unternehmungen schließen sich würdig den Ergebnissen der bedeutenden Schriftsteller und Reisenden an, deren wir erwähnten. Um dies zu veranschaulichen, greifen wir nur Einzelnes heraus. Ptolemäus hatte die Karte des Kaspischen Meeres mit ganz falschen geographischen Positionen gezeichnet, langgestreckt von Osten nach Westen [2]). Olearius hatte eine unvergleichlich richtigere Darstellung dieses Seebeckens geliefert; trotzdem erhielt sich auf allen Karten die fehlerhafte Form bis in das achtzehnte Jahrhundert; Peter war es, welcher 1721 eine im wesentlichen korrekte Karte des Kaspisees nach Paris sandte, wo er schon im Jahre 1717 in der Sorbonne durch Wort und Zeichnung die herrschenden Irrtümer zu berichtigen gesucht hatte [3]). Durch ihn erfuhr man erst, daß der Syr-Darja und der Amu-Darja sich nicht in das Kaspische Meer ergießen, sondern in den Aralsee, den die wissenschaftliche Welt bis dahin nicht kannte [4]). Oder ein anderes Beispiel. Bis zu der Zeit Peters des Großen war die Kenntnis des äußersten Rußlands so mangelhaft, daß selbst auf den Witsenschen Karten der asiatische Kontinent um etwa 40—50 Grad kürzer erschien, als er war, ein Fehler, welcher der Strecke von London bis Kasan entspricht. Die von Peter angeregten Forschungsreisen haben die Kenntnis der richtigen Gestalt dieser Gebiete und deren Ausdehnung bis zum 206. Grade und nicht, wie man noch zu

1) Alle Leibniz betreffenden Thatsachen entnehme ich dem Werke Guerriers „Leibniz in seinen Beziehungen zu Rußland und Peter dem Großen", St. Petersburg und Leipzig 1872.

2) Eine abenteuerliche Schilderung der Größe des Kaspischen Meeres findet sich bei Petrejus, S. 119.

3) K. E. v. Baer a. a. O. S. 241 und 242 und die Karte am Schlusse. Peter hatte von dem Ingenieur van Verden eine Karte des Kaspisees erhalten (1720). S. Davies Schreiben an den Kardinal Dubois in dem „Sbornik" der histor. Gesellschaft, Bd. XL, S. 73.

4) S. K. E. v. Baer a. a. O. S. 152.

Ende des 18. Jahrhunderts annahm, bis zum 158. Grade, verbreiten helfen [1]). Die Instruktion, welche Peter kurz vor seinem Tode für Bering verfaßte, und welche zu der Entdeckung der nach diesem Seemann genannten Straße führte [2]), schließt die lange Reihe von Versuchen ab, Rußland zu entdecken und zu erforschen, deren wir in dieser kurzen Übersicht erwähnten. Die Welt war um ein gewaltiges Stück weiter geworden.

1) S. die Karte bei Baer am Schlusse. S. ferner über eine Expedition vom Jahre 1720 das Schreiben Laviés an Dubois im „Sbornik", XL, S. 17.

2) Baer S. 43 ff. Über Peters des Großen geographische Entwürfe s. Perry, Der jetzige Staat von Rußland, deutsche Ausgabe 1717. S. 96 u. 97. Diese Mitteilungen hat Baer nicht berücksichtigt.

II. Politische Annäherung.

1. Der Gegensatz zwischen Rußland und Westeuropa.

Es liegt nahe, die Frage aufzuwerfen, wie es möglich war, daß mehrere Jahrhunderte seit der Gründung des russischen Staates im 9. Jahrhundert verstreichen konnten, ehe man im 16. und 17. Jahrhundert dazu kam, sich in Westeuropa eine deutlichere Vorstellung von Rußland als einem Staate zu machen, so daß wir von einer Entdeckung dieses Landes durch Giovio, Herberstein, die Engländer und Olearius reden dürfen. Die Antwort auf diese Frage wird im wesentlichen in den weiter unten folgenden Abschnitten über die Beziehungen Rußlands zu Byzanz und den Tataren zu finden sein. Vorläufig aber gilt es zu zeigen, wie verschiedene Umstände zusammenwirkten, eher eine gegenseitige Abstoßung als eine Anziehung zwischen dem moskowitischen Reiche und Westeuropa zu bewirken. Von einer irgend nennenswerten Anteilnahme Rußlands an den allgemein europäisch-politischen Vorgängen ist in der Zeit vor Peter dem Großen kaum zu reden. Nur selten taucht im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts der Gedanke auf, daß Rußland den Ehrgeiz und die Macht haben könne, den Vorgängen in Westeuropa nicht fern bleiben zu wollen. Aber diese Besorgnis begegnet uns als Ausnahme und ist nicht geeignet, eine Stellungnahme zu Rußland auf politischem Gebiete zu bewirken. Man verhielt sich im wesentlichen ablehnend gegen Rußland; man ignorierte es; man fand es fremdartig und unsympathisch und wenig geeignet zu einer

Teilnahme an irgendeiner politischen Aktion, dazu militärisch und diplomatisch so schwach ausgerüstet, daß schon deshalb der Gedanke an eine Allianz mit dem fern entlegenen Lande nicht ernstlich aufkommen konnte. Auch geschah von Rußlands Seite nichts, um etwa in dieser Richtung in Westeuropa auftauchenden Ideeen entgegenzukommen. Man beachtete Rußland viel eher als Transitgebiet für etwaige geographische Entdeckungen, deren Ziel der Verkehr Europas mit China und Indien war; man dachte wohl an den Abschluß von Handelsverträgen mit Rußland zum Zwecke der Anbahnung kommerzieller Verbindungen mit Persien; man hielt das Land für ein wertvolles Forschungsobjekt auf dem Gebiete der Ethnographie und Sprachwissenschaft; man rechnete gelegentlich auf Getreidezufuhr aus Rußland und betrachtete Rußland als ein gewinnbringendes Absatzgebiet für die Erzeugnisse europäischer Industrie; aber der Gedanke, Rußland an den Staatsgeschäften des Westens teilnehmen zu lassen, begegnet uns erst sehr spät und in schwachen Andeutungen, bis dann plötzlich während der Regierungszeit Peters des Großen der ehemalige Staat Moskau in die europäisch-politische Welt mit einer ungeahnten Wucht eintritt und in ganz unerwarteter Weise sein Schwergewicht in dem dadurch völlig geänderten politischen System geltend macht. Ganz bescheiden erscheint das moskowitische Reich in den allgemein historischen Publikationen des 17. Jahrhunderts ebenso entlegen und geringfügig, wie etwa Marokko oder Abyssinien. Von der Regierung der ersten Zaren aus dem Hause Romanow ist darin nur selten und ganz episodisch und zwar im Sinne ganz außereuropäischer und absonderlicher anekdotischer Züge erwähnt. Die Türkei erfreut sich während des ganzen 17. Jahrhunderts in dieser Litteratur selbstverständlich einer unvergleichlich größeren Beachtung, weil von hier aus gelegentlich der europäischen Kulturwelt eine große Gefahr drohte, während man nicht annahm, daß Rußlands Machtmittel jemals den Eintritt dieses Reiches in die europäische Völkerfamilie erzwingen würden. Es erschien daher im ganzen und großen als unbedenklich, zur „Zivilisierung" Rußlands die Hand zu

bieten, Rußlands militärische Kräfte durch westeuropäische Offiziere zu entwickeln und dem Reiche die Waffen zuzuführen, deren es zum Kampfe gegen orientalische Gegner bedurfte. Nur selten erhoben sich warnende Stimmen, welche in der militärischen und politischen Entwickelung Rußlands eine Gefahr erblickten, und auch diese Mahnungen ließen sich verhältnismäßig spät vernehmen.

Naiv und nebelhaft sind daher die Vorstellungen in Westeuropa von Rußland und den Vorgängen in diesem Reiche, trotz der stark verbreiteten Werke Herbersteins, Olearius' u. a. Es blieb bis in das 18. Jahrhundert hinein eine Art „ultima Thule", und man sprach von den Begebenheiten dort im Sinne und Geiste der Bürger in Goethes „Faust": „wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen". Ein Pole schrieb am Anfange des 17. Jahrhunderts, indem er der auf russischem Gebiete befindlichen Lappen oder Samojeden erwähnte, sie wohnten „in der Nähe Indiens am Eismeer" [1]), wobei er noch dazu dieses Volk als „Japaner" bezeichnete. Noch ein Jahrhundert später klagte ein russischer diplomatischer Agent in Paris, Postnikow, welcher dort Chirurgen zum Eintritt in russische Dienste veranlassen wollte, daß, wenn von Moskau die Rede sei, die Franzosen sich vorstellten, dieses Reich liege „am äußersten Ende der Welt und stoße mit seiner äußersten Grenze an Indien" [2]).

Noch viel weniger wußte man in Rußland von Westeuropa. In keiner Weise war man über die politischen Verhältnisse der Welt orientiert. Als der russische Diplomat Schewrigin zu Ende des 16. Jahrhunderts nach Rom gesandt wurde, glaubte er, wie viele andere seiner Landsleute, daß die Republik Venedig eine Provinz des Papstes sei [3]). Es war ein

1) S. die Aufzeichnungen Maskewitschs in der Edition Ustrjalows „Memoiren der Ausländer über Pseudodemetrius" (russisch), St. Petersburg 1834, Bd. IV, S. 25.

2) S. Schumrlo, Postnikow (russisch), Dorpat 1894, S. 61.

3) Pierling, Documents inédits sur les rapports du Saint-Siège avec les Slaves. Paris 1887, S. 19.

arges Versehen, wenn der russische Gesandte Potemkin 1667 nach Spanien ging, um Philipp IV. ein Schreiben des Zaren Alexei zu überreichen, worauf er nach seiner Ankunft erfuhr, daß dieser König bereits seit zwei Jahren tot und durch Karl II. ersetzt sei. Es zeugt von ähnlicher Unbekanntschaft mit den Personalverhältnissen im europäischen Staatsleben, wenn der nach Venedig abgesandte Diplomat Tschemodanow nach seiner Ankunft sich sagen lassen mußte, daß der Doge, an welchen der Zar ein Schreiben schickte, seit zwei Jahren nicht mehr am Leben sei, und daß seit jener Zeit bereits drei andere Personen das Dogenamt verwaltet hätten [1]).

In allen Stücken waren die russischen Gesandten, welche in Westeuropa erschienen, Neulinge. Von den Ländern, durch welche sie reisten, hatten sie kaum jemals gehört; über die Beziehungen der europäischen Staaten erfuhren sie mancherlei erst während ihres Aufenthaltes im Westen. Sie besaßen weder die Vorkenntnisse noch die staatsmännische Gewandtheit, um einen wirklichen Einblick in die europäische Politik gewinnen zu können [2]).

Auch schien Rußland bis in das 17. Jahrhundert hinein vielmehr geneigt, diplomatische Beziehungen, wenn überhaupt, mit orientalischen Reichen zu unterhalten als sich Europa zu nähern. Es ist in dieser Hinsicht von Interesse von dem erfahrenen Beamten des auswärtigen Amtes, Kotoschichin, aus dessen in Schweden verfaßtem Werke über Rußland unter dem Zaren Alexei, zu erfahren, wie hoch man in Moskau den Schach von Persien hielt, während die westeuropäischen Monarchen den russischen Machthabern in keiner Weise imponierten. Während man an die europäischen Fürsten, unbekümmert um andere Sprachen, russische Schreiben zu richten pflegte, was übrigens überhaupt nur selten geschah, schrieb man an

1) Denkmäler (Pamjatniki) der diplomatischen Beziehungen Rußlands zu Europa (russisch), St. Petersburg 1872, X, S. 64.

2) S. über die Naivetät russischer Diplomaten meine Monographie „Kulturhistorische Studien“, Riga 1878, S. 65 ff.

den Schach von Persien „in tatarischer Schrift". Während man bei Gesandtschaften nach Österreich Geschenke an den Kaiser für nur etwa 1000 Rubel zu senden pflegte, betrug der Wert der dem Schach von Persien zu überreichenden Geschenke 50- bis 100000 Rubel, im Jahre 1663 bei einer solchen Gelegenheit sogar 200000 Rubel [1]). Der Schach, der Sultan und überhaupt orientalische Fürsten flößten durch ihre absolute Machtvollkommenheit den russischen Zaren viel mehr Respekt ein als europäische Herrscher, deren Gewalt beschränkt erschien. In einem Schreiben des Zaren Iwan IV. an die Königin Elisabeth von England aus dem Jahre 1570 ist zu lesen: „Wir haben gedacht, daß Du in Deinem Reiche eine Herrscherin und im Besitze der Staatsgewalt seist, auf die Ehre Deiner Stellung achtest und den Vorteil Deines Reiches wahrnehmest, aber nun sehen wir, daß in Deinem Staate unabhängig von Dir andere Leute regieren, und noch dazu was für Leute? gemeine Kaufleute [2]); und Du bist ein ganz ordinäres Mädchen" [3]) u. s. w. Iwan IV., welcher gelegentlich die absurde Behauptung aufstellte, von Prussus, dem Bruder des Kaisers Augustus, abzustammen, blickte mit unsäglicher Verachtung auf die schwedischen Könige aus dem Hause Wasa, weil sie Emporkömmlinge seien. Er schrieb in tatarischem Hochmut an Erich XIV.: „Ich bin so hoch über Dir, wie der Himmel über der Erde"; in einem Schreiben an den König Johann III. erinnert Iwan den letzteren daran, daß Warjager, also Schweden, früher im Dienste der russischen Fürsten gestanden hätten, also deren Unterthanen gewesen seien; er warf dem schwedischen Könige vor, derselbe sei „bäuerlichen Ursprungs" [4]). Iwans Stilproben strotzen von asiatischer Renommage; so prahlte er mit seinen Erfolgen bei der Einnahme von Kasan und Astrachan; nach einem ganz unbedeutenden

1) Kotoschichin, Kap. III, § 10 u. 11, und Kap. IV, § 29 u. 36.

2) „mushiki torgowyje". Der Ausdruck „mushik" bedeutet „gemeiner Bauer".

3) „ty poschlaja djewiza", im Sinne von „niederträchtig, gemein".

4) „mushitschjago roda".

Siege russischer Waffen in Finnland schrieb er an den Nogaierfürsten Ismail, indem er ihm einige schwedische Rüstungen zum Geschenk übersandte: „Da sind abermals Trophäen Rußlands! der deutsche [1]) König hat sich Grobheiten gegen uns herausgenommen; wir haben seine Mannen geschlagen, seine Städte erobert, seine Dörfer verwüstet; so strafen wir unsere Feinde; sei unser Freund"; oder in einem Schreiben an Gustav Wasa: „Wenn Du nicht weißt, wie Nowgorod aussieht, so frage doch nur bei Deinen Kaufleuten danach; sie werden dir schon sagen, daß die Vorstädte Nowgorods besser sind als Dein ganzes Stockholm" u. dgl. m. [2]). Als russische Gesandte 1562 nach Dänemark kamen, um dort wegen des Besitzes von Livland zu verhandeln, machte man ihnen zur Pflicht, den üblichen Ausdruck „Bruder" von Friedrich II. zu vermeiden, weil der Zar sich für sehr viel höher hielt als den dänischen König [3]). Es entsprach solchen Alluren echt orientalischer Anmaßung, wenn den russischen Gesandten in der Instruktion vorgeschrieben wurde, im Auslande sich niemals mit anderen Personen zusammen zu Tische laden zu lassen oder wenigstens in einem solchen Falle darauf zu bestehen, daß die anderen „niedriger" sitzen sollten u. dgl. m.

Im 13. Jahrhundert hatte der Großchan der Goldenen Horde in einem Schreiben an den König Ludwig IX. von Frankreich gesagt: „Im Namen Gottes befehle ich Dir mir zu gehorchen und feierlich zu erklären, was Du haben willst, Krieg oder Frieden" u. dgl. m. Ähnliche Anschauungen von der Überlegenheit des Orients begegnen uns in den Beziehungen Rußlands zu Westeuropa im 16. Jahrhundert. Ein russischer

1) d. h. schwedische. Die Westeuropäer galten oft schlechtweg als Deutsche oder „njemtzy", und es war von französischen, englischen, brabantischen u. s. w. „njemtzy" die Rede.

2) S. u. a. die Blütenlese plump-bäurischer Ausdrücke in Iwans IV. Schreiben an den König von Schweden bei Ssolowjew, VI, S. 348 bis 349 und an andern Stellen dieses Werkes.

3) S. die Abhandlung „Zwei Gesandtschaften unter Iwan IV." im „Russkij Wjestnik" (1887) Juli (Bd. CLXXXIX), S. 103.

Diplomat, welcher um diese Zeit nach Rom kam, benahm sich so anmaßend, daß der Jesuit Possevin damals über ihn schreiben konnte: „Diese Leute denken, daß die ganze Welt dem russischen Zaren tributpflichtig sei, und daß alle gewissermaßen als seine Sklaven geboren wären“ [1]).

Derartige Auffassungen hatten zur Folge, daß die Forderungen russischer Gesandter inbetreff des Zeremoniells das Maß des Gewöhnlichen weit überschritten, weil sie von der den tatarischen Chanen entlehnten Vorstellung ausgingen, daß der Zar eine höhere Rangstufe einnehme als die Fürsten Westeuropas. Einer solchen Fiktion zufolge behauptete der Diplomat Lichatschew in seinem Gesandtschaftsbericht, daß der Großherzog von Toscana, indem er die russischen Gesandten empfangen, das Schreiben des Zaren, vor Freuden weinend, geküßt und dazu bemerkt habe, er begreife gar nicht, wie der Zar ihn, seinen Sklaven, der hohen Ehre einer solchen Gesandtschaft habe würdigen können; so hoch der Himmel über der Erde stehe, so hoch sei der Zar über allen Fürsten, der Name des Zaren strahle weit und breit vom alten Rom bis zum neuen Jerusalem, nie könne er, der Großherzog, dem Zaren eine solche Wohlthat vergelten: er und sein Sohn seien des Zaren Sklaven u. s. w. — Ebenso sollte die Gemahlin des Großherzogs, als sie die russische Gesandtschaft empfing, sich überaus knechtisch und unterwürfig geäußert haben [2]).

Einem solchen hochmütigen und verlogenen Wesen entsprach es, wenn die russischen Diplomaten im Auslande die Macht und den Einfluß des Zaren, die Unwiderstehlichkeit seiner Heere, den Glanz seiner Siege verherrlichten, während die Kriegsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts in unzähligen Beispielen die Überlegenheit der polnischen, schwedischen und

1) „Questi uomini pensino que tutto il mondo sia tributario al loro principe“ u. s. w. S. dazu das Citat aus Herberstein bei Possevin. Pierling, „Bathory et Possevin“, Documents inédits des rapports du Saint-Siège avec les Slaves, S. 215.

2) Alte russische Bibliothek (russisch), Moskau 1772, Bd. IV, 345 und 354.

tatarischen Waffen gegenüber denjenigen der Russen veranschaulicht. So z. B. schilderte Tschemodanow in Florenz die Organisation der russischen Armee und bemerkte dazu prahlerisch: „Wo die russischen Heerscharen hinkommen, vermag niemand vor ihnen zu bestehen.“ Dabei erzählte er, daß der Großherzog hierauf erwidert habe es sei ja diese Überlegenheit der russischen Waffen ganz allgemein anerkannt [1]). Als der Grieche Lichuda 1689 in der Eigenschaft eines russischen Diplomaten in Venedig weilte, erzählte er dort den Hergang des Feldzuges des Fürsten Golizyn in die Krim vom Jahre 1687 und stellte diesen als einen glänzenden Sieg über die Ungläubigen dar; er schilderte das Entsetzen der Tataren, die Flucht derselben, die Menge der tatarischen Leichen, welche das Schlachtfeld bedeckten, die Verödung der Krim, weil nur Greise und Kinder nachgeblieben seien [2]), während der Feldzug in Wahrheit total mißlungen war, die Russen überhaupt nicht in die Krim eindrangen und gar nicht dazu kamen, mit den Tataren zu kämpfen, aber durch Hunger, Durst und Krankheiten infolge der schlechten Militärverwaltung eine Unmasse von Menschen verloren [3]). Man weiß nicht, ob man mehr staunen soll über die unverschämte Verlogenheit der russischen Diplomaten oder über die kindliche Naivetät der Voraussetzung, daß der eigentliche Verlauf des Feldzuges im Westen unbekannt geblieben sei oder bleiben werde [4]).

Man begreift, daß unter solchen Verhältnissen die Russen sehr unzufrieden waren, wenn sie Gegenstand genauerer Beobachtung wurden, und daß sie, wie oben erwähnt wurde, dem

1) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen, Bd. X, S. 988.

2) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen, Bd. X, S. 1371—1382.

3) S. mein Buch über Peter den Großen, Berlin 1879. S. 71 ff.

4) Die Flugschriftenlitteratur jener Zeit beschäftigte sich mit der Geschichte dieses unglücklichen Feldzuges sehr eifrig. S. z. B. Schleisings „Derer beiden Zaren in Rußland Iwan und Peter Regimentsstab“, Zittau 1693 oder „Gespräche im Reiche der Toten“, Nr. 224 u. dgl. m. Der schwedische Gesandte Kochen meldete aus Moskau Einzelheiten über den Verlauf des Feldzuges.

Olearius grollten, weil er ihrer in seiner „Persianischen Reisebeschreibung" zu ausführlich gedacht hatte. Nachdem im Jahre 1664 durch die Initiative der in Rußland lebenden Holländer und Deutschen eine Briefpostverbindung zwischen dem Staate Moskau und Westeuropa hergestellt worden war, schrieb ein Russe: „Die Ausländer haben aus unserem Lande in das ihre ein Loch durchgeschlagen und sehen dadurch alle unsere Staats- und Gewerbeangelegenheiten: das ist die Post, welche vielleicht dem Zaren finanzielle Vorteile bringt, dem Lande aber nur schadet. Was auch bei uns geschehen mag, von allem wissen die Ausländer gleich. . . . Mir scheint, man müßte das Loch baldmöglichst ganz fest schließen, ja auch alle Reisenden auf das Schärfste überwachen, damit niemand ohne Wissen der Behörden irgendwelche Nachrichten ins Ausland befördern könne" [1]).

Einer solchen ablehnenden Haltung der Russen, welche mit Europa nichts gemein haben wollten und sich besser und höher dünkten als die Völker und Staaten Westeuropas, entsprach das Bestreben mancher Nachbarn Rußlands, das letztere Land von dem westeuropäischen Einflusse abzusperren und dasselbe auf einer niederen Kulturstufe festzuhalten. Wir begegnen bei den stets im Kriege mit Rußland lebenden Polen und Livländern dem lebhaften Wunsche, jede Vervollkommnung des russischen Heerwesens zu hintertreiben. Der Staat Moskau als Absatzgebiet für die Erzeugnisse westeuropäischen Gewerbfleißes sollte möglichst wenig in die Geheimnisse der Technik der Industrie eingeweiht werden. Das barbarische Rußland durfte nicht ohne Schädigung der westeuropäischen Gewerbetreibenden sich von den letzteren durch eigene Arbeit emanzipieren.

Nachdem seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die russische Regierung gelegentlich westeuropäische Lehrmeister herangezogen hatte, um u. a. im Kampfe gegen die Tataren an der Wolga besser gerüstet zu sein, gab es vonseiten der Nachbarn Ruß-

1) Iwan Possoschkows Schriften, herausgegeben von Pogodin, Bd. I, S. 273—274 (russisch).

lands recht energische Versuche einer solchen Zivilisierung Rußlands entgegenzuarbeiten; man meinte nicht ohne Grund, daß die Förderung der Kenntnisse und technischen Hilfsmittel in Rußland durch die Machtentwickelung dieses Reiches dem Westen Gefahren bereiten könne. Bekannt ist folgende Episode aus der Geschichte der Regierung Iwans IV. Im Jahre 1547 wurde Hans Schlitte aus Goslar vom Zaren bevollmächtigt, für ihn im deutschen Reiche Künstler, Gelehrte, Handwerker und Gewerbetreibende aller Art anzuwerben. Schlitte erhielt für diesen Auftrag um so leichter die kaiserliche Genehmigung, als man hoffte, auf diesem Wege für den katholischen Glauben in Rußland wirken zu können. Es hielt nicht schwer, die Leute, welche man brauchte, zusammenzubringen. Da gab es u. a. vier Ärzte, vier Apotheker, mehrere Chirurgen, Rechtsgelehrte, Baumeister, Zimmerleute, Ingenieure, Bergleute, Steinmetzen, Braumeister, Glockengießer, Goldschmiede, Messerschmiede, Panzermacher u. s. w., in allem 123 Personen. Schon befand sich die ganze Gesellschaft in Lübeck. Da geschah es, daß Hans Schlitte auf Betrieb des livländischen Heermeisters Herrmann von Brüggenoye, genannt Hasenkamp, ins Gefängnis geworfen wurde. Der Heermeister hatte nämlich den Kaiser auf die Gefahr, welche von Rußland her drohte, wenn es in den Besitz der Kulturmittel gelangte, aufmerksam gemacht und einen entsprechenden Befehl erwirkt. Nach anderthalbjähriger Haft gelang es Schlitte, nach Dänemark zu entfliehen, um dort sicheres Geleite zu erbitten. Die Angeworbenen hatten sich zerstreut. Wenigen mag es gelungen sein, Rußland zu erreichen. So mußte einer, Meister Hans, in Livland, zwei Meilen vor der russischen Grenze, seinen wiederholten Versuch nach Moskau zu reisen mit dem Leben büßen. In Dorpat ließ man einen Mann, welcher bereit schien, den Russen Kanonen anzufertigen, spurlos verschwinden [1]).

Auch anderswo wußte man, daß es sehr bedenklich sei,

1) Herrmann, III, S. 130–131.

wenn Rußland in die Schule Westeuropas ging. Als während des Krieges Iwans IV. gegen Livland Gefangene aus diesem Gebiete in Moskau erschienen und dort gemißhandelt wurden, mußten sie den harten Tadel eines dabeistehenden tatarischen Fürsten hören: „Es geschieht euch schon recht; denn ihr habt erstlich dem Muskowiter die Rute in die Hand gethan, damit er uns gestäupet hat; nun stäupt er euch selber damit“ [1]). Kein Geringerer als Herzog Alba machte in einem Schreiben vom 18. Juli 1571 den Reichstag zu Frankfurt auf die von Rußland her den europäischen Staaten drohende Gefahr aufmerksam, indem er die Notwendigkeit hervorhob, zu verbieten, daß dem Zaren Iwan IV. Harnische, Musketen und Geschütze zugeführt würden [2]). Es mochte diese Anregung insbesondere gegen Lübeck gerichtet sein, von wo Munition und Waffen gerade zu der Zeit nach Rußland geliefert worden waren, als Rußland gegen Livland kämpfte. Die darauf abzielenden Verbote des Kaisers Ferdinand erreichten ihren Zweck nicht [3]). Ebenso bot der König von Polen Sigismund alles auf, um den seit 1553 zwischen Rußland und England angebahnten Verkehr zu verhindern, und schrieb an die Königin Elisabeth, solche Handelsbeziehungen seien gefährlich, weil Rußland dadurch die für den Krieg nötigen Gegenstände erhalte, und noch schlimmer sei es, daß Rußland auf diesem Wege Einwanderer gewinne, welche dort nützliche Kenntnisse auf dem Gebiete der Technik verbreiteten. „Im Interesse der Christenheit und der Religion“, meinte der polnische König dagegen protestieren zu müssen, daß Rußland, „der Feind aller freien Nationen“, Kanonen und Munition erhalte, Techniker und Künstler berufe und in die Absichten und Entwürfe der europäischen Politik eingeweiht werde [4]).

1) Seraphim, Gesch. Livlands, Estlands u. Kurlands, Reval 1895, S. 400.

2) Havemann, Innere Geschichte Spaniens, S. 287.

3) Seraphim a. a. O. 405.

4) Hamel, Die Engländer in Rußland (russisch), St. Petersburg 1865, S. 83 u. 84.

Und nicht bloß auf politischem Gebiete suchte Westeuropa Rußland von der Anteilnahme an den allgemeinen Vorgängen auszuschließen; die nationale Eifersucht machte sich auch auf ökonomischem Gebiete geltend. Der Kaiser Maximilian I. hatte zu Anfang des 16. Jahrhunderts an den deutschen Ordensmeister geschrieben: „Die Größe Rußlands ist eine Gefahr.“ Ebenso galt es für eine Gefahr, wenn Rußland den Ausländern technische Kunstgriffe auf dem Gebiete der Gewerbe ablernte, oder wenn es den Versuch machte, Handelsgeschäfte in der Weise der Ausländer zu betreiben. Es war in Moskau wohl geschehen, daß deutsche Techniker, welche Fabriken und Werkstätten besaßen, die russischen Lehrlinge bei gewissen Manipulationen fortschickten, um im Alleinbesitz der Geschäftsgeheimnisse zu bleiben. Ähnliches begab sich auf dem Gebiete des Großhandels, wie folgende Episode veranschaulicht.

In einer an den Zaren Alexei im Jahre 1646 gerichteten Massenpetition russischer Kaufleute begegnet uns die Klage, daß die Engländer nicht mehr von russischen Kaufleuten in Archangel die russischen Waren zu kaufen pflegten, sondern dieselben durch ihre Bevollmächtigten im ganzen Lande aufkaufen ließen. „Sie wollen offenbar nicht“, heißt es in der Klageschrift, „daß die russischen Kaufleute fernerhin den Jahrmarkt in Archangelsk besuchen, und deshalb bieten sie für unsere Waren so geringe Preise, daß mancher sich gar nicht zum Verkauf entschließt und andere, die bares Geld brauchen, ihre Waren unter Thränen für einen Spottpreis hingeben müssen.“ Noch charakteristischer ist folgender Vorfall, welcher in der Klageschrift sehr ausdrucksvoll die Überlegenheit der Engländer in Handelsangelegenheiten kennzeichnet. „Wir müssen Dir“, so beschweren sich die russischen Kaufleute beim Zaren, „die ganze Bosheit dieser Ausländer offenbaren. Ein russischer Kaufmann aus Jaroßlaw, Anton Laptew, ist einmal mit Zobel- und Fuchsfellen und Grauwerk über Riga nach Amsterdam gefahren, um seine Waren dort zu verkaufen und dagegen holländische Waren einzukaufen. Wie er aber dahin kommt, haben sich diese Deutschen (Njemtzy) allesamt untereinander verabredet, nicht für einen einzigen Rubel

von ihm Ware zu kaufen, sodaß er genötigt war, mit den Ausländern selbst auf einem ihrer Schiffe mit seinem Pelzwerk wieder zurück nach Archangelsk zu reisen. Als sie nun in Archangelsk angekommen waren, kauften ihm eben dieselben Ausländer, seine Reisegefährten, die Ware zu gutem Preise ab. Da haben denn die russischen Kaufleute, welche zu der Zeit gerade in Archangelsk waren, den Ausländern Vorwürfe gemacht: ‚Ist es denn wahr‘, fragten sie, ‚daß einer der Kaufleute des Zaren zu euch gekommen ist, und ihr habt ihm seine Waren nicht abkaufen wollen und ihn schier verhungern lassen? Nur durch die Gnade des Zaren habt ihr das Recht, in unserm Lande zu handeln; auch haben wir eine solche Verabredung getroffen wie ihr; ihr solltet die Gnade des Zaren nicht mit solcher Arglist vergelten.‘ Die Ausländer aber entgegneten darauf: ‚Wir haben dem Anton Laptew nichts abkaufen wollen, damit sich die russischen Kaufleute überhaupt gar nicht einfallen lassen, in unser Land zu reisen; denn wenn die Russen in unserm Lande Handel zu treiben anfangen, wie wir bei euch Handel treiben, so werden wir ebenso aus unsern Gewerben verdrängt und so elend wie ihr russischen Kaufleute. Wir haben den Kaufleuten aus Persien ganz in derselben Weise heimgeleuchtet, und ihr könnt noch sehr zufrieden sein, daß wir den Anton Laptew nicht wirklich haben Hungers sterben lassen.‘ So verhöhnen sie uns noch dazu. Und als wir im vergangenen Jahre rohe Seide aufgekauft hatten und ihnen anboten, da haben sie es ganz ebenso gemacht und nicht ein Lot von uns kaufen wollen und höhnisch gedroht: ‚Wir werden schon diese russischen Kaufleute dahin bringen, daß sie sich auf den Handel mit Bastschuhen [1]) beschränken und nicht daran denken sollen, uns ins Handwerk zu pfuschen‘“ [2]).

So war man vonseiten Westeuropas bemüht, zwischen der

1) Vielleicht ein Wortspiel mit der Andeutung des Namens Laptew. „Lapti“ bedeutet im Russischen „Bastschuhe“.

2) Das denkwürdige Aktenstück ist abgedruckt in den von der Archäographischen Expedition herausgegebenen Archivalien „Akty archeographitscheskoi Expedizii“, Bd. IV, Nr. 13.

eigentlichen Kulturwelt und Rußland einen hohen Wall aufzuwerfen, hinter welchem die Moskowiter von der Gemeinsamkeit mit andern Völkern ausgeschlossen bleiben sollten. Dazu kam nun der asiatische Hochmut, welcher an dem eigenen Dasein Genüge fand, blasiert auf Andersgläubige und Nichtrussen hinabblickte und die Berührung mit den Ketzern scheute. Wie sollte da der Prozeß der Annäherung zwischen Orient und Occident nicht sehr erschwert und verlangsamt werden?

Auch gab es fortwährend Konflikte mit den unmittelbar benachbarten Gemeinwesen.

---

2. Der Gegensatz Rußlands zu den Grenzgebieten.

Während der früheren Phasen der Geschichte Rußlands hatte es mancherlei flüchtige Berührungen mit Westeuropa gegeben. Damals lag der Schwerpunkt des russischen Staatswesens, welches indessen der Einheit entbehrte, mehr im Westen, und Kijew sowohl als Nowgorod waren schon räumlich nicht so weit von den Zentren allgemeiner Kulturwelt entfernt, wie Moskau, welches in der späteren Zeit den Mittelpunkt politisch-russischer Entwickelung abgab und die Vorstufe bildete zu jenem Rußland, welchem es beschieden war, eine europäische Großmacht zu werden. Die Kijewer Großfürsten hatten in den ersten Jahrhunderten der Entwickelung des russischen Staatswesens, außer den Beziehungen zu Byzanz und zu Skandinavien, auch solche zu Deutschland. Wir erfahren etwa von einer russischen Gesandtschaft, welche 973 am Hofe Ottos I. zu Quedlinburg geweilt haben soll [1]). Wir begegnen dem Großfürsten Isjasslaw als Flüchtling am Hofe Heinrichs IV. zu Mainz, und dessen Sohn Jaropolk in Rom bei Gregor VII [2]). Wir wissen von verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen russischen Großfürsten mit westeuropäischen Dynastieen im 11.

1) Strahl, I, S. 149.
2) Strahl, I, S. 179 u. 180.

und 12. Jahrhundert [1]). Auch Nowgorod hatte Beziehungen zum Westen über die Ostsee hinweg unterhalten. Der Umstand, daß diese Republik dem Geschick einer eigentlichen und unmittelbaren Unterjochung durch die Tataren entgangen war, ermöglichte die Fortdauer der Beziehungen der Hansa zu Nowgorod bis zum Ende des 15. Jahrhunderts.

Es konnte scheinen, als sei Nowgorod dazu berufen, als Bindeglied zu dienen zwischen der westeuropäischen Kulturwelt und dem tatarischen Osten Rußlands. Das spezifisch mittelalterliche Gemeinwesen hatte im Gegensatz zu andern echt kontinentalen russischen Gebieten von altersher Beziehungen zu der Ostsee unterhalten und mancherlei Berührungen mit Deutschland gepflogen. So z. B. gab es Handelsbeziehungen zwischen Nowgorod und der Insel Gothland, und es wird im 12. Jahrhundert von einer russischen Kirche in Wisby berichtet [2]); im Westen wußte man schon vor der Entstehung der Hansa die große Bedeutung der Handelsbeziehungen zu Nowgorod zu würdigen, wie u. a. aus dem Handelsvertrage zwischen der russischen Republik und Gothland aus dem Jahre 1201 hervorgeht [3]). Dann blühte dort im 13. und 14. Jahrhundert der Hansahandel, und sowohl die Russen als die hansischen Kaufleute fanden dabei ihre Rechnung; eine Ansicht von Nowgorod, welche dem Schiemannschen Buche über Rußland, Livland und Polen [4]) beigegeben ist, belehrt uns über den Umfang und Habitus der Stadt, welche damals gewissermaßen die Mitte hielt zwischen der soliden westeuropäischen Bauart von Riga und Reval einerseits und dem kümmerlichen Typus

1) S. Beispiele solcher internationalen Heiraten bei Strahl, I, S. 116, 167, 168, 190, 191, 200, 201. Wir kommen an einer andern Stelle unsers Buches auf diesen Gegenstand zurück.

2) S. die genaueren Hinweise auf diese Beziehungen bei Strahl, I, S. 447 u. 448 und Neueres bei Schiemann, I, S. 189—190 nach Bereshkow und Wladimirskij-Budanow.

3) Strahl, I, S. 312—322.

4) Bd. I, S. 192.

weiter im Osten gelegener russischer Städte. Indessen war Nowgorod dem Untergange geweiht. Es hatte im Grunde nicht die Fähigkeit einer wirksamen Initiative auf dem Gebiete des Handels den Hanseaten gegenüber und wurde in einer gewissen Abhängigkeit von den Ausländern erhalten [1]). Anderseits drohte vonseiten der Moskauer Fürsten die Gefahr, daß das Prinzip der Monarchie den Sieg behalten werde über die freiheitlichen Institutionen Nowgorods. Das Tatarenjoch blieb der Republik nicht erspart; es war gewissermaßen bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts vertagt worden. Schlimmer als die Moskauer Fürsten im 15. und 16. Jahrhundert, Wassilij, Iwan III. und Iwan IV., hätten auch die Tataren in Nowgorod nicht hausen können; die Blüte der Stadt war dahin; sie verödete; in den Kupferstichen und Zeichnungen, welche den Werken des Olearius und des Freiherrn v. Meyerberg beigegeben sind, nimmt sich Nowgorod weniger stattlich aus als auf dem oben erwähnten Bilde. Moskau verzichtete auf die Kulturelemente, welche es den von ihm verwüsteten Republiken Nowgorod und Pskow hätte verdanken können [2]). Der Untergang Nowgorods machte den Beziehungen dieser Stadt zu Westeuropa ein Ende. Im Jahre 1479 hatte sich Nowgorod den Heerscharen Iwans III. bedingungslos ergeben; im Jahre 1488 wurden tausende der besten Einwohner der Stadt nach Moskau weggeführt, und im Jahre 1494 erfolgte die Schließung des „Kontors des deutschen Kaufmanns“ zu Nowgorod; die Kaufleute wurden gefangen gesetzt, das Eigentum der Hanseaten eingezogen. Trotz der Fürsprache des livländischen Meisters und zahlreicher Gesandtschaften, die unter nicht geringen Fährlichkeiten an den Hof des Großfürsten

1) S. Hildebrands Abhandlung über die hansisch-livländische Gesandtschaft nach Moskau 1494 in der Balt. Monatsschrift 1871, S. 116.

2) S. die vortrefflichen Bemerkungen Engelmanns über diesen Gegenstand in seiner Rezension des Nikitskijschen Buches über Nowgorod in der Edition der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, „Die 17. Verteilung der Prämien des Grafen Uwarow“, St. Petersburg 1875, S. 140 ff.

zogen, gelang es erst im Jahre 1497, die Kaufleute aus ihrer Haft zu erlösen [1]).

Kein Zweifel, daß die Nowgoroder dem Westen gegenüber sich anders verhielten als Moskau. Der Bojar, der russische Kaufmann kleideten sich in das flandrische und englische Tuch, das hier feilgeboten ward; der Fisch vom schonischen Strande bildete ein Hauptnahrungsmittel des Volkes; das allen gleich unentbehrliche Salz gelangte beinahe ausschließlich über die Ostsee dorthin. Die der Nowgoroder Republik gehörenden Gebiete bis zum Eismeer zeigten sich unerschöpflich an kostbaren Pelztieren; das Wachs ward hier in einer Menge geboten, genügend den ganzen Westen damit zu versehen. Allerdings fehlte es nicht an Konflikten zwischen Russen und Hanseaten, welche letztere, wie im 16. und 17. Jahrhundert die Engländer, nicht zulassen wollten, daß die Russen Aktivhandel trieben [2]), aber die Nowgoroder Kirchenfürsten zeigten sich bei der Katastrophe der Hanseaten im Jahre 1494 als Vertreter einer humaneren Richtung, welcher fanatischer Fremdenhaß fern lag. Mehrere derselben werden in hansischen Briefen als Gönner und Förderer der Deutschen erwähnt. Moskau war dagegen das kulturfeindliche Element, welches die Brücke zwischen Rußland und dem Abendland abbrach, indem es 49 deutsche Kaufleute in schweren Fesseln ins Gefängnis warf und die Warenvorräte und das Kirchengut konfiszierte. Es war eine Einbuße nicht bloß für den Westen, insofern mit der Schließung des Kontors im Jahre 1494 der hansische Glanz in Nowgorod auf immer untergegangen war; auch Rußland hatte sich durch diesen Gewaltstreich schwer geschädigt, und die Entfernung zwischen diesem Lande und der übrigen Kulturwelt war größer geworden.

Noch ausdrucksvoller war der Gegensatz, welcher Jahrhunderte hindurch zwischen Livland und dem russischen Gebiete

1) S. Hildebrands Abhandlung in der Baltischen Monatsschrift 1871, S. 115—136.

2) S. ebenda S. 115—116.

bestand. Dem Vordringen der Russen in der Richtung nach der Ostseeküste widerstand man in den baltischen Landen in der hartnäckigsten Weise. Bei der allmählich nach Norden vorrückenden Kolonisation der Russen hatten sie im Gebiete der Esten, oder, wie die alte russische Chronik sagt, der Tschuden, an der Stelle des heutigen Dorpat eine Zwingburg Jurjew gegründet, den Eingeborenen einen Zins aufgelegt, 1116 die Grenzburg Odenpäh in der Nähe Jurjews erobert und waren im Vordringen begriffen, als die deutschen Niederlassungen in diesen Gebieten während des 13. Jahrhunderts weiteren Erfolgen der Russen vorläufig ein Ziel setzten. Waren früher die Esten mit den Russen im Kampfe gewesen, so geschah es wohl, daß während des 13. Jahrhunderts die Eingeborenen, erbittert über die deutschen Einwanderer, mit den Russen, gemeinschaftlich gegen die letzteren kämpften. So nahmen im Lande wohnende Russen und eine große Anzahl Nowgoroder an dem großen Aufstande der Esten im Jahre 1223 gegen die Deutschen teil, ohne doch die Einnahme Fellins und Dorpats durch die letzteren verhindern zu können. Dem geistlichen Charakter des livländischen Ordensstaates entsprechend, hatten die Kämpfe der Deutschen gegen die russischen Grenzgebiete den Charakter eines permanenten Kreuzzuges. Es gehörte zu den herkömmlichen Pflichten des deutschen Ordens, der livländischen Städte „im Feld zu liegen, wider den Reussen zu kriegen", wie es in einem Liedlein im 16. Jahrhundert hieß [1]). Während mehrerer Jahrhunderte haben jene dem heutigen livländischen und dem Pskowschen Gouvernement entsprechenden Gebiete den Schauplatz blutiger Konflikte abgegeben, denen man in Westeuropa in entschieden russenfeindlichem Sinne zu folgen pflegte. In der Zeit, da Luther seinen Kampf gegen den Ablaßkram wagte, bot man in Livland Ablaßzettel zum Kaufe an, um einen angeblichen Kreuzzug „gegen die wilden, ketzerischen und abgeschnittenen Russen, welche auf die Hilfe der ungläubigen Tataren ver-

1) Grotthuß, Dichterbuch, 58 bei Seraphim, I, S. 329.

trauen", zustande zu bringen [1]). Und in der That identifizierten sich die Russen des 16. Jahrhunderts, in deren Heeren zahllose Tataren fochten, in der Art der Kriegführung mit den letzteren, wie sie denn ganz in Tatarenart plündernd und verwüstend unter großem Geschrei in das Land einzubrechen und viele Tausende der unglücklichen Einwohner in die Sklaverei fortzutreiben pflegten. Erzählungen von Zeitgenossen, wie Salomon Hennig oder Johann Schmiedt, enthalten haarsträubende Einzelheiten von den Greueln, welche u. a. der in russischen Diensten stehende „Tatarenkaiser" Schig=Alei 1558 in Livland verübte. Es war, als habe man es mit Hunnen zu thun. In echt tatarischer Weise wurden livländische Gefangene, wie der Landmarschall Philipp Schall von Bell, sein Bruder Werner, zwei Ordensvögte und eine große Anzahl von Rittern damals in Moskau grausam hingerichtet. Die Russen selbst haben die empörende Behandlung der besiegten Livländer durch Iwan IV. in entschiedenster Weise getadelt. Die Chronik von Pskow schmähte den Zaren, weil er unnötigerweise so viele Städte in Livland zerstört und u. a. die Einwohner von Dorpat wortbrüchig habe wegführen lassen [2]). Solche Greuel mußten noch mehr dazu beitragen, den Staat Moskau der westeuropäischen Kulturwelt als ein ganz fremdes Element erscheinen zu lassen. Herberstein fügt seiner Erzählung von dem Feldzug der Russen in Livland die Bemerkung hinzu: „Dadurch ist der Moskoviten Nam bei allen umliegenden Völkern, auch in Deutschland, sehr erschrockenlich worden, also, daß man besorget, es werde uns Gott durch den Moskoviter Fürsten oder andere große Monarchen ernstlich heimsuchen" [3]).

Die unerhörten Frevel Iwans IV. und der ihn umgebenden Mordbuben in Rußland selbst und die Verwüstung Liv=

1) Seraphim a. a. O. I, S. 259.

2) S. das Citat bei Engelmann in dessen Kritik des Nikitskijschen Werkes über Nowgorod in der 17. Verteilung der Uwarowschen Prämien, S. 141.

3) S. Herbersteins deutsche Ausgabe von 1576, S. 26ª.

lands durch Russen und Tataren während dieser unheilvollen Regierung mußten unfehlbar die Kluft erweitern, welche ohnehin zwischen dem Staate Moskau und dem Westen bestand. Bemerkungen, wie die soeben angeführte Herbersteins, die drastische Schilderung des Ruins Rußlands, welche Fletcher in England in einem Buche „On the russe Commonwealth“ entwarf, die Erzählungen ausländischer Gesandten wie des polnischen Diplomaten Haraburda, des römischen Possevin, des dänischen Ulfeld u. a. verfehlten nicht, eine solche Wirkung zu üben, daß man in Westeuropa mit dem asiatischen Staate im Osten möglichst wenig zu thun haben mochte.

Es konnte leicht eine Solidarität der Gegner Moskaus längs der Westgrenze untereinander geben. Wie Nowgorod wesentlich darum von den Moskauer Fürsten unterjocht wurde, weil man in der Handelsrepublik sich durch den Anschluß an Litauen zu retten gedachte, so wurde durch die Katastrophe Nowgorods und des hansischen Kontors in dieser Stadt zu Ende des 15. Jahrhunderts Livland in Mitleidenschaft gezogen, und insbesondere war der Verlust für die Handelsstädte Dorpat und Riga sehr fühlbar. Ebenso wurde die skandinavische Welt durch die Katastrophe Livlands berührt, und eine Reihe von Konflikten zwischen Schweden und Dänemark einerseits und den Russen anderseits war unausbleiblich. Diese Kämpfe waren die Fortsetzung der bereits vor Jahrhunderten begonnenen; es handelte sich darum, später oder früher die Frage zu entscheiden, wem der Besitz der Ostseeküste, insbesondere des Finnischen Meerbusens zufallen würde. Je schärfer und klarer der Gedanke der Staatseinheit hüben wie drüben sich ausgestaltete, desto unvermeidlicher wurde der Zusammenstoß, welcher jene Frage entschied. Hatte schon der Großfürst Alexander im 13. Jahrhundert (1240) an den Ufern der Newa die Schweden geschlagen, so blieb diese Gegend an der Grenze Finlands auch später ein Streitobjekt, wie denn unter Iwan IV. die Schweden Orjeschek (Schlüsselburg), die Russen Wiborg belagerten und auch im 17. Jahrhundert der Kampf um diese Küstengebiete nicht ruhte, bis dann in

der Zeit Peters des Großen die Entscheidung zugunsten Rußlands fiel.

Noch ausdrucksvoller ist das Bestreben Litauens und Polens, die Russen von der Verbindung mit dem Westen abzusperren. Diejenigen Städte im Westen Rußlands, welche in den frühesten Jahrhunderten der Geschichte dieses Reiches im Vordergrunde gestanden hatten: Kijew und Smolensk, Städte, denen wir bereits vor der Staatsgründung durch die Warjager begegnen, gingen für einige Jahrhunderte dem russischen Reiche verloren und mußten in lange Zeit hindurch fortgesetzten Kämpfen wiedererworben werden. In den Zeiten der Tatarenherrschaft hat sich Westrußland zu einem litauischen Reiche zusammengeschlossen, dessen Fürsten Gedimin, Olgerd und Witold eine ganze Reihe von Gebieten erwarben, welche später als Streitobjekt zwischen Moskau und Polen dienten. Ganz Kleinrußland geriet unter Gedimin unter litauische Herrschaft, und einige Jahrzehnte später wurde Litauen (1386) mit Polen vereinigt. Weit über tausend Kilometer lang dehnte sich die polnisch-litauische Grenze aus. Eine große, schwere Ländermasse, ein dem Reiche Moskau feindliches Staatswesen lag zwischen Rußland und dem Westen. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ist der direkte Verkehr Rußlands mit der Kulturwelt durch diesen Gegensatz zu Polen erschwert worden. Wie hartnäckig diese Feindschaft war, ist daraus zu ersehen, daß Jahrhunderte hindurch Polen und Moskau jeden Augenblick bereit waren, zum Kampfe gegeneinander gemeinschaftliche Sache zu machen mit den Tataren der Krim. In den Zeiten, da die orientalische Frage, der Türkenkrieg auf der Tagesordnung standen, konnte dieser Umstand nur dazu beitragen, die Entfernung zwischen Moskau und Westeuropa ungeschmälert zu erhalten. Weil Polen im 16. und auch wohl im 17. Jahrhundert den Russen militärisch überlegen war, hatten die von den Moskauer Fürsten ununterbrochen fortgesetzten Anstrengungen gegen Polen anzukämpfen keinen Erfolg. Polen hing auf das Engste mit der katholischen Welt zusammen. Der konfessionelle Gegensatz zu Rußland fiel noch mehr ins Ge-

wicht als der nationale. Polen galt als eine Vorburg der Christenheit gegen das orientalische Moskau. Es erfreute sich der Sympathieen Westeuropas. Als Alexander von Litauen zu Anfang des 16. Jahrhunderts mit seinem Schwiegervater Iwan III. um die Grenzgebiete kämpfte, bat er seine Freunde im Westen um Hilfe, indem er hervorhob, daß das litauische Staatsgebiet schon um der Interessen des christlichen Glaubens willen ungeschmälert erhalten bleiben müsse. Der Gesandte Maximilians I., welcher zwischen Sigismund von Polen und dem Moskauer Großfürsten Wassilij vermitteln sollte, nahm im Grunde Partei für Polen gegen Rußland. Ähnlich der päpstliche Diplomat Possevin in der Zeit der Kämpfe Iwans IV. gegen Stephan Bathory. So sollte es denn Rußland möglichst schwer gemacht werden, sich über Polen hinweg einen Weg nach Westeuropa zu bahnen. Dazu bedurfte es der Eroberungen auf Kosten Polens, und diese waren erst ein spätes Ergebnis der im 17. Jahrhundert aufgeworfenen und gelösten kleinrussischen Frage, während Rußland bis dahin gelegentlich in Gefahr war, sich in eine polnische Provinz zu verwandeln. Man stelle sich vor, was es für Rußland, für den Verkehr mit Westeuropa im 17. Jahrhundert bedeutete, auf die entlegene und gefahrvolle Wasserstraße von Archangelsk ums Nordkap herum angewiesen zu sein, da erst der 1686 zwischen Polen und Moskau geschlossene Frieden den viel näheren Landverkehr über polnische Gebiete hinweg freigab [1]. Zahlreiche russische Gesandtschaften, welche sich während der Regierung des Vaters von Peter dem Großen nach Westeuropa begaben, haben diese gefahrvolle, mehrere Monate währende arktische Reise machen müssen. So betrug z. B. die Entfernung von Moskau nach Livorno, wenn es sich um diplomatische Missionen nach Rom oder nach Venedig handelte, etwa 7000 Kilometer, d. h. nahezu so viel als die Entfernung von Lissabon bis zur chinesischen Grenze, während man heute die Strecke von Moskau nach Florenz nötigenfalls in zwei Tagen und

1) S. mein Buch „Die Europäisierung Rußlands", S. 51 ff.

Nächten zurückzulegen vermag. Wie sollte unter solchen Verhältnissen der Verkehr zwischen Rußland und dem Westen in der Zeit vor Peter dem Großen zur Regel werden können? Wie ein in langen Intervallen erscheinender Komet tauchte Rußland am politischen Himmel Europas auf, statt dem Planetensystem der Kulturwelt dauernd anzugehören. Noch wenige Jahre vor der Geburt Peters des Großen schrieb Kotoschichin, ein Expert auf russisch-diplomatischem Gebiete, nach Österreich sei schon lange keine moskowitische Gesandtschaft abgegangen, weil es zu weit und eine Reise dahin zu kostspielig sei [1]). Sehr langsam, in Zeiträumen, welche allerdings immer kürzer werden, taucht während des 16. und 17. Jahrhunderts sowohl im Westen als in Rußland der Gedanke auf, daß man bei großen politischen Aktionen einander bedürfe.

3. Die Orientalische Frage.

Jahrhunderte lang blieb Rußland von jeder Anteilnahme an den großen Ereignissen, welche die politische Welt im Westen bewegten, ausgeschlossen. Von den Kreuzzügen erfuhr man in Rußland kaum etwas; man steckte damals in den nicht sehr glücklichen Anfängen einer politischen Entwickelung, welche noch während des großen Konflikts zwischen Occident und Orient, durch die Verwandlung Rußlands in eine tatarische Provinz, eine Art chronischer Entgleisung erfuhr. Weniger als zuvor war Rußland in der Lage, vom 13. Jahrhundert ab den Vorgängen im Westen zu folgen und sich an denselben zu beteiligen. Den durch die Kreuzzüge veranlaßten geistigen Kämpfen, dem Aufschwung, welcher dadurch hervorgerufen wurde, blieb Rußland völlig fremd. Indem dieses Reich einer anderen Glaubenswelt angehörte und jeden Versuch einer Katholisierung ablehnte, gab es keinen gemeinsamen Boden, auf welchem das

1) Kotoschichin (russisch), Kap. IV, § 1.

moskowitische Reich und das Abendland einander begegnen konnten. Die Zeit der Wiederbelebung des klassischen Altertums und der Reformation ging an Rußland ebenso spurlos vorüber, wie die Epoche der Kreuzzüge. In allen Stücken unterschied sich Rußland von den anderen Staaten, u. a. auch dadurch, daß es seine Jahre von der Erschaffung der Welt (5508 Jahre vor Chr.) zählte, das Jahr mit dem März und seit 1400 mit dem September begann, wie es denn auch bis heute sich nicht zum Anschluß an den gregorianischen Kalender hat aufraffen können. Herberstein bemerkt: „Die Russen nennen die Katholiken Ketzer und abtrünnige Leute und hassen sie vielmehr denn sogar die Mohammedaner", und ferner: „wenn jemand wissentlich mit einem Lateinischen ißt, der muß mit einem Gebet gereinigt werden" [1]). Ebenso schreibt Konrad Busso zu Anfang des 17. Jahrhunderts von den Russen: „Sie halten ihr Land allein vor das christliche Land unter der Sonnen. Die anderen Länder alle halten sie paganisch, darinnen die Leute weder getaufft sein, noch einen Gott haben sollen, auch nicht beten und Gott recht dienen können." Man glaube nicht, daß solche Bemerkungen von Nichtrussen auf Mißverständnissen beruhen. Von russischer Seite werden dieselben bestätigt. Der russische Diplomat Lichatschew, welcher 1659 nach Florenz reiste, bemerkt in seinem Gesandtschaftsbericht, es gebe mit Ausnahme der griechischen Kirchen in Livorno und Venedig in ganz Europa von Italien bis Kola an der lappländischen Küste keine christlichen Kirchen, sondern nur „Moscheen" („metscheti") [2]). Der Westen zahlte den Russen mit gleicher Münze. „Ob die Russen auch echte Christen seynd?" fragt Olearius in dem Abschnitt seiner „Persianischen Reisebeschreibung", welche „von der Russen Religion" handelt [3]). Als Peter der Erste mit seinen Genossen im Jahre

1) Herberstein, S. 34^b und 37^b.

2) „Russische Bibliothek", zu Ende des 18. Jahrhunderts erschienen, Bd. IV, S. 347.

3) Ausgabe von 1656, S. 275.

1697 an der holländischen Grenze erschien und viel Volks zusammenströmte, um die fremdartigen Reisenden zu sehen, trat in Schenkenschanz eine Frau auf die Russen zu und fragte sie: „Was seid ihr für Leute? Seid ihr Christen? Wir hörten, daß man eure Gesandten in Cleve taufen werde“ [1]).

Der Gegensatz zwischen den Westeuropäern und den Russen war nicht sowohl ein nationaler als vielmehr ein religiöser. Man verachtete in Rußland die Ausländer, nicht weil sie Deutsche, Holländer, Engländer oder Franzosen waren, sondern weil sie als Nichtrechtgläubige etwas Ketzerisches, Heidnisches, Unreines darstellten. Ebenso wie die Russen noch im 17. Jahrhundert alle Ausländer als „Njemtzy“ bezeichneten, ohne die einzelnen Nationalitäten voneinander zu unterscheiden, so gab es für das Volk im 16. und 17. Jahrhundert keinen wesentlichen Unterschied zwischen den in Europa herrschenden Glaubensbekenntnissen. Man warf Katholiken, Reformierte und Lutheraner zusammen. Es ist vorgekommen, daß man z. B. die Gemahlin des ersten Pseudodemetrius, Marina Mnischek, eine Anhängerin der katholischen Kirche, als „lutherische Dirne“ bezeichnete [2]).

Von den Kriegen, welche sich in Westeuropa an die Reformation knüpften, von dem Gegensatz zwischen Habsburg und Valois, von dem Abfall der Niederlande von Spanien, von den Kämpfen zwischen Spanien und England, von der Genesis des Dreißigjährigen Krieges blieb Rußland völlig unberührt. Es erfuhr nichts oder so gut wie nichts von diesen Vorgängen. Der Gedanke in diese Ereignisse einzugreifen, irgendwie zu solchen Angelegenheiten Stellung zu nehmen, lag den russischen Machthabern bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts ganz fern.

1) Die Russen haben diese Episode der Eintragung in das Reisetagebuch wert gehalten. S. dasselbe (russisch) vom Jahre 1697, S. 22 (die sogenannten „Jurnaly“).

2) S. meine Abhandlung über Zwjetajews „Zur Geschichte der ausländischen Glaubensbekenntnisse in Rußland“ in der Russ. Revue, XXVI, S. 277—278.

Da ist es denn von Interesse, daß vonseiten Gustav Adolfs der Versuch gemacht wurde, den Staat Moskau zur Anteilnahme an den europäischen Wirren heranzuziehen, nachdem er selbst, die Bedrängnis Rußlands in der Zeit des Interregnums benutzend, diesen Staat vom Meere für längere Zeit abgeschnitten und den Frieden von Stolbowa als eine segensreiche Fügung der göttlichen Vorsehung gepriesen hatte. Er bedurfte des Friedens mit Rußland, um die Hände frei zu behalten zum Kampfe mit Polen, zur Intervention in Deutschland. Er hielt es für an der Zeit, mit Rußland zusammenzustehen gegen den gemeinsamen Feind Polen, dessen Solidarität mit der habsburgisch-katholischen Welt immer klarer hervortrat. Die Bedrohung Stralsunds durch Wallenstein, ein wichtiges Moment für die Intervention des schwedischen Königs in Deutschland, veranlaßte ihn, in einem Briefe an den Zaren Michail auf die „Verschwörung des römischen Kaisers und der Päpstlichen“ hinzuweisen.

Er schrieb u. a.: „Es ist Eurer Zarischen Majestät wohl bekannt, wie der römische Kaiser und die Päpstlichen einen großen Teil der evangelischen Fürsten unterjocht haben. Jetzt wollen sie eine gewaltige Seemacht in dem Warjagermeer herstellen, Schweden, Preußen, Dänemark erobern und dem päpstlichen Joch unterwerfen. Daher fordere ich Ew. Zarische Majestät auf, bei Zeiten zu erwägen, welche Gefahr über Ihren Staaten schwebt. Kommt es erst dahin, daß der Kaiser und die päpstlichen Verschwörer das ganze schwedische Land besiegen, so werden sie auch danach trachten, die Russen zu verderben und den alten griechischen Glauben auszurotten; solches will bei Zeiten wohl erwogen sein. . . Der Papst, der römische Kaiser und das ganze österreichische Haus trachten nur danach, wie sie wohl den ganzen Erdkreis beherrschen möchten, und sie sind in der That nicht fern von diesem Ziele; wenn wir aber sehen, daß des Nachbars Haus brennt, so müssen wir rasch Wasser herbeischleppen und löschen helfen, um auch unser Hab und Gut zu bewahren; es ist wahrlich hohe Zeit für Ew. Zarische Majestät, darauf zu

sinnen, wie den Nachbarn zu helfen und das eigene Interesse sicherzustellen sei" [1]).

Gustav Adolfs Voraussetzungen beruhten auf einem Irrtum. Weder wußte man in Moskau von den Vorgängen in Europa irgend Nennenswertes, noch war man in der Lage, die Tragweite des Gegensatzes zwischen der katholischen und protestantischen Welt zu begreifen. Mochte auch im Westen ein noch so blutiger Krieg entbrennen, so war doch der moskowitische Staat, der, wie in einem andern Weltteil, seinen eigenen Interessen lebte, weit entfernt, darin eine Gefahr für sich zu erblicken. Das vom Brande erfaßte angebliche Nachbarhaus konnte dem Moskauer Zaren in seiner Isolierung nicht als solches erscheinen. Die Mahnungen und Ratschläge des schwedischen Königs fanden taube Ohren. Es mußte ganz anders kommen, um die russische Politik aus ihrer Zurückgezogenheit hervorzulocken und zu Allianzen von allgemein europäischer Bedeutung heranzuziehen. Was kümmerte den Zaren das Schicksal der protestantischen Mächte, der Gegensatz der Konfessionen in Westeuropa, da er doch von den Konsequenzen der Reformation für das politische Gebiet keine Ahnung hatte? Es war, als wollte man heutzutage das Interesse des Königs von Siam für die Maßnahmen wachrufen, welche die von den Sozialdemokraten drohende Gefahr beseitigen sollen [2]).

Und doch gab es ein Gebiet, auf welchem die Interessen Rußlands und Westeuropas sich zusammenfinden konnten. Es war die orientalische Frage.

Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken und die

1) Aus dem Moskauer Archiv bei Ssolowjew, Gesch. Rußlands, XI, S. 179—180.

2) Es muß als ein Mißverständnis, als eine Überschätzung des von Schiemann (Rußland, Polen und Livland) behandelten Stoffes bezeichnet werden, wenn er (II, 230) bemerkt: „Seit den Tagen Iwans des Schrecklichen wird Rußland ein wesentlicher Faktor der europäischen Politik." Der Zeitpunkt tritt erst ein Jahrhundert oder anderthalb Jahrhunderte später ein. Es muß heißen: „Seit den Tagen Peters des Großen" u. s. w.

Entfaltung der Macht der Osmanen im 16. Jahrhundert berührte Westeuropa viel unmittelbarer als Rußland. Es ist charakteristisch für die Entlegenheit des moskowitischen Staats in dieser Zeit, daß so wichtige Vorgänge, wie etwa die Schlacht bei Mohacz, die Belagerung Wiens (1529), die Schlacht bei Lepanto am politischen Horizont der russischen Machthaber spurlos vorübergehen, in Moskau nicht bemerkt werden. Ganz geringfügig sind die Anfänge der diplomatischen Beziehungen Rußlands mit der Pforte. Von einer Solidarität der Russen mit der übrigen christlichen Welt im Kampfe gegen den Halbmond ist relativ spät und auch dann zuerst in Westeuropa, und erst nachher in Rußland die Rede gewesen. Auch gab es für Rußland keine so unmittelbare Gefahr von den Türken wie für das Abendland. Zwischen der Türkei und dem Staate Moskau lagen polnische und tatarische Gebiete, und erst spät kam es zu unmittelbaren Konflikten über diese Gebiete hinweg. Die Gefahr einer Intervention der Türken zugunsten Kasans im 16. Jahrhundert ging rasch vorüber. Die Möglichkeit eines Konflikts Rußlands mit der Türkei bei Gelegenheit der Eroberung Asows durch die Kosaken während der Regierung des Zaren Michail wurde durch die zaghafte Haltung der russischen Regierung, welche den Krieg unter allen Umständen vermeiden wollte, beseitigt. So gab es denn erst in der letzten Zeit der Regierung des Zaren Alexei einen direkten Zusammenstoß zwischen russischen und türkischen Waffen in Kleinrußland, wo um den Besitz der Festung Tschigirin gekämpft wurde. Moskau hatte es die ganze Zeit hindurch mit den Tataren in dem heutigen Südrußland zu thun, deren Zusammenhang mit der Pforte zu locker war, als daß es um ihretwillen so leicht zu einem Bruche mit der letzteren hätte kommen können. Auch war man in Moskau vielmehr darauf bedacht, sich mit allen Mitteln Polen gegenüber zu behaupten, und hoffte im 16. und 17. Jahrhundert wiederholt auf die Hilfe der Tataren und der Türken gegen den gefährlichen Nachbar im Westen.

So kam es, daß der Gedanke einer Allianz gegen die Türken in Westeuropa früher auftauchte als in Rußland.

Gerade die griechische Kirche, welche sonst so viel dazu beigetragen hatte, eine Kluft zu befestigen zwischen dem Staate Moskau und dem Westen, sollte als ein Mittel dienen, Rußland der übrigen christlichen Welt zu dem Zweck eines Bündnisses gegen die Türken zu nähern.

Im Jahre 1573 legte der Bischof von Fünfkirchen, Antonius Verantius, dem Kaiser Maximilian II. den Plan eines Türkenkrieges vor, worin er hervorhob, man müsse dafür sorgen, daß der Moskowiter und der Pole zunächst die Tataren vom Perekop und dann die Türken angriffen. Damit hing denn der Gedanke zusammen, die Taurische Halbinsel den Russen als Preis des Sieges zu überlassen.

Die Idee, daß der russische Herrscher an dem Kampfe gegen die Türken teilnehmen werde, fand damals eine gewisse Verbreitung. Bei Gelegenheit einer Gesandtschaft des Zaren Iwan IV. an den Kaiser (1576) erschien ein Flugblatt mit einem Holzschnitt, welcher die russischen Diplomaten mit ihrem Gefolge darstellte. Die das Bild begleitenden Verse sprechen die Hoffnung aus, daß der russische Großfürst „der Christenheit zu Nutz und Gut dem Türken mit starkem Mut einen ernstlichen Widerstand thun werde“ [1]). Auch Philipp II. beschäftigte sich mit solchen Allianzentwürfen. Ein venetianischer Diplomat machte ihn im Jahre 1576 darauf aufmerksam, daß der Sultan allen Grund habe, den Moskowiter Großfürsten zu fürchten, weil die Bewohner Bulgariens, Serbiens, Bosniens, Moreas und Griechenlands eines Glaubens seien mit den Russen; diese Völker würden jeden Augenblick bereit sein, das Türkenjoch abzuschütteln und sich dem Scepter Iwans zu unterwerfen [2]).

1) S. das Facsimile des Holzschnitts nebst Versen bei Schiemann, II, S. 380—381. Es hätte indessen nach S. 360 gehört, ebenso wie der Holzschnitt S. 381, wo von der Mission Schewrigins und nicht von derjenigen Sugorskis die Rede ist.

2) Giacomo Sarenzo bei Zinkeisen, Gesch. d. osm. Reiches, III, S. 524 ff.: „Sarian sempre prontissimi a prender l'armi in mano e sollevarsi per liberarsi dalla schiavitu turchesca e sottoporsi al dominio di quello“ (d. h. des granduca).

Indessen waren solche Hoffnungen verfrüht. Iwan IV. war nur darauf bedacht, wie er den Krieg gegen Stephan Bathory beenden sollte und weit davon entfernt, etwas gegen die Pforte zu unternehmen. Auch bei Gelegenheit der Sendung des russischen Diplomaten Schewrigin nach Rom (1580) wurde die Frage einer Teilnahme Rußlands am Türkenkriege nur leichthin gestreift, und die Erwartung der Kurie, daß es gelingen werde, den Zaren zu einer Aktion gegen den Sultan zu bewegen, schlug fehl. Im Gegenteil wünschte Iwan nur diplomatische Hilfe gegen Stephan Bathory, welchen er als den eigentlichen Feind der Christenheit und den Bundesgenossen der Türkei darstellte. Der in Rom auftauchende Gedanke, daß der polnische König selbst den Zaren zu einem Türkenkriege auffordern sollte, war bei dem schroffen Gegensatze zwischen Polen und Moskau nicht glücklich [1]). Kurz vorher hatte der polnische König Sigismund in einer Instruktion an seinen nach Rom reisenden Gesandten geschrieben: „Was einen Türkenkrieg betrifft, so werden wir (die Polen) den Moskowitern niemals den Durchgang durch unsere Staaten gestatten. An die Seeküste darf man sie erst recht nicht gelangen lassen, weil die Moskowiter ganz wie andere barbarische Völker nur auf Plünderung und Verwüstung bedacht sind und den christlichen Völkern ohnehin sehr viel Schaden zufügen: zeigt man ihnen den Weg zum Meere, dann würden sie noch schädlicher und gefährlicher“ [2]).

Aber der Gedanke einer Solidarität der westeuropäischen Christenheit mit dem Staate Moskau in Sachen der Türkei blieb trotzdem bestehen. Der Bischof von Lesina, Pietro Cedolini, hat (1593) in einem dem Papste überreichten Gutachten die Idee ausgesprochen, man könne sehr wohl den Thron von Konstantinopel herstellen und denselben dem Moskowiter über-

1) S. Pierling, Bathory et Possevino. Documents inédits sur les rapports du Saint-Siège avec les Slaves. Paris 1887, S. 11.

2) S. Uspenskijs Abhandlung über Pierlings Schriften in dem „Journal des Ministeriums der Volksaufklärung“, 1884, Augustheft, S. 401—402.

lassen, weil der Sultan keinen andern Fürsten so sehr fürchte wie diesen [1]), und zwar wegen der Übereinstimmung des Glaubens so vieler seiner Unterthanen mit dem im Reiche dieses Herrschers verbreiteten. „Offenbar", heißt es weiter in dieser Denkschrift, „gehe der Sultan mit dem Gedanken um, sich durch Österreich einen Weg nach Italien zu bahnen und selbst den heiligen Stuhl zu gefährden. Wer solle ihn da schützen? wer ihn retten? Niemand besser als der Moskowiter im Bunde mit Polen und dem Kaiser" [2]).

Kein Zweifel demnach, daß der Gedanke der Anteilnahme Rußlands an einer gemeinsamen Aktion gegen den Feind der Christenheit im Westen viel früher auftauchte als in Rußland selbst. Hier war man in der Zeit des Terrorismus unter Iwan IV. in dem Elend der Kämpfe gegen Polen, in den Gefahren des bald darauf folgenden Interregnums keineswegs geneigt, sich an allgemein europäischen Angelegenheiten zu beteiligen. Man hatte nicht entfernt den Ehrgeiz einer solchen Allianz. Und auch in Europa galt die moskowitische Macht nicht viel. Heinrich IV. wollte den „Knes scythien", wie er den Zaren nannte, nicht in seine „Association ou république très chrétienne" aufgenommen sehen, weil ihm die Moskowiter „barbares, sauvages et farouches" erschienen; auch noch ein anderes Motiv hielt ihn davon ab; die griechische Kirche; es seien, hieß es, schon ohnehin starke religiöse Gegensätze in der christlichen Allianz, indem es da Katholische, Reformierte und Lutheraner gebe. Aber gerade die konfessionelle Frage ließ andere immer wieder auf den Gedanken zurückkommen, daß vor allem die griechische Orthodoxie Rußland zum Kampfe gegen den Islam befähige [3]).

1) „da lui ha timore più che d'ogni altro potentato christiano".

2) Zinkeisen, Gesch. d. osman. Reiches, III, S. 254 u. Histor. Taschenbuch 1850, S. 458 ff.

3) Ein französischer Reisender des Hayes schrieb 1622, daß jene Gebirgsvölker im Kaukasus, die Tscherkessen, Georgier und Mingrelier „à la Grecque" und zugleich dem Sultan unterthan seien, daß sie aber sich gern mit dem Großfürsten von Moskau vereinigen würden „à cause qu'il est de leur créance". Zinkeisen a. a. O.

Den Rat, Rußland in den Kampf gegen den Sultan hineinzuziehen, gab Paolo Sarpi der Signorie in Venedig; aber hier trug man, als diese Frage 1652 im Rate der Pregadi zur Sprache kam, Bedenken, auf eine Verbindung mit so entfernten barbarischen Völkern, den Russen und Kosaken, denen die Venetianer kaum dem Namen nach bekannt seien, einzugehen [1]).

Die Venetianer hatten recht. Aus den russischen Akten, welche sich auf den Empfang des im Jahre 1655 nach Rußland gesandten venetianischen Diplomaten Alberto Vimina da Ceneda beziehen, kann man ersehen, daß man im Staate Moskau in der That kaum etwas von Venedig wußte [2]). Aber die Thatsache dieser Gesandtschaft beweist, daß man in Westeuropa an der Möglichkeit, Rußland gegen die Türkei auszuspielen, festhielt. Vimina brachte im Gespräche mit den Räten des Zaren die orientalische Frage zur Sprache: er stellte vor, wie viel Schaden die Tataren den Russen zufügten, und wie gleichzeitig die Republik Venedig schon im Kriege mit den Türken begriffen sei [3]). Aber man war in Moskau zu dieser Zeit wiederum allzusehr mit den polnischen Angelegenheiten beschäftigt und nicht geneigt, fernerliegende Entwürfe ins Auge zu fassen. Auch die russischen Gesandtschaften, welche in Anknüpfung an die Mission Viminas 1657 und 1659 in Venedig erschienen, förderten die Sache in keiner Weise und hatten inbetreff derselben nur etwa den Nutzen, daß die russischen Gesandten, Tschemodanow und Lichatschew, Gelegenheit hatten, in Italien mit Griechen zusammenzukommen und von diesen zu erfahren, daß man in der Türkei Rußland fürchte, und daß dort im Volke der Glaube an den bald bevorstehenden Untergang des osmanischen Staates verbreitet sei. Es wurde in der griechischen Kirche zu Venedig ein Festgottesdienst zu Ehren des Zaren Alexei veranstaltet, welcher in der Predigt als „der

1) Zinkeisen a. a. O.
2) S. die Denkmäler der diplom. Beziehungen, X, 809—930.
3) S. ebenda S. 904.

Beschützer der orientalischen Kirche", als „der Hort der Frömmigkeit", als „der Verteidiger und der Trost der Christen", als „Besieger der Ungläubigen" gefeiert wurde. Der Geistliche sprach die Hoffnung aus, daß der Zar als zweiter Konstantin erscheinen werde, um die in schimpflicher Sklaverei lebenden Griechen zu befreien, daß er als ein zweiter Alexander von Makedonien die Moslim, die Nachkommen Hagars, besiegen werde.

Die Einzelheiten dieser politischen Demonstration finden sich in dem Berichte der russischen Gesandten. Griechische Geistliche und Kaufleute, welche die Russen besuchten, erzählten, daß man in Konstantinopel jeden Augenblick den Angriff der Russen erwartete [1]). Solche Übertreibungen mochten in Moskau nach Verdienst als solche gewürdigt werden. Zunächst war der Kampf mit Polen um der kleinrussischen Frage willen viel dringender als ein Unternehmen gegen die Türkei.

Noch während dieses Polenkrieges kam der Freiherr von Meyerberg nach Moskau, um im Auftrage Österreichs zwischen Polen und Rußland zu vermitteln (1661—1662). Man bereitete ihm einen kühlen Empfang und wünschte keine Vermittelung. Der Gesandte hatte aber eine besondere, erst in Moskau zu öffnende Instruktion von Wien mitgebracht: er sollte um der Russen Rat und Hilfe gegen die Türken bitten. Die Antwort der Russen lautete, man habe soeben mit zwei Gegnern zu kämpfen, den Polen und den Tataren; allenfalls nach dem Friedensschluß könne man an eine Aktion gegen die Türken denken. So nahm denn Moskau wiederum eine ablehnende Haltung ein. In keiner Weise fühlte es sich solidarisch mit Westeuropa. Es wurde dem österreichischen Gesandten nahegelegt, er solle seinen Aufenthalt in Moskau abkürzen [2]). Die Russen waren nicht verkehrsbedürftig.

1) S. meine Abhandlung über diese Gesandtschaft in meinen „Beiträgen zur Kulturgeschichte Rußlands im 17. Jahrhundert", Leipzig 1887, S. 147—148.

2) S. Adelung, Freiherr von Meyerberg, St. Petersburg 1827, S. 55—57.

Früher als in Moskau an offizieller Stelle waren auch in der slawischen Gesellschaft Entwürfe einer Emanzipation der rechtgläubigen Unterthanen des Sultans aufgetaucht. Der Führer des kleinrussischen Aufstandes gegen die Polen, Bogdan Chmelnitzkij, hatte als Hauptmotiv des Abfalls, der Revolution, verkündet: „Der Sultan huldigt dem Islam; die Griechen auf der Balkanhalbinsel sind unsere Brüder; sie leiden Not in der Knechtschaft; ebenso hängt der Tatarenchan dem Glauben Mohammeds an; die Polen bedrücken uns; also müssen wir, da wir eines Glaubens sind mit dem Zaren von Moskau, ihn als unsern Herrn anerkennen." Das geschah 1654 [1]). Ebenso schrieb 1684 der Hetman Ssamoilowitsch: „Die Wallachen, Moldauer, Bulgaren, Serben, Griechen seufzen unter dem türkischen Joch und hoffen auf Befreiung von Rußland."

Der Serbe Jurij Krishanitsch, welcher 1659 nach Rußland kam und bald darauf nach Sibirien verbannt wurde, schrieb zu Tobolsk für den Zaren Alexei bestimmte Gutachten über Reformen auf allen Gebieten. Er riet dringend, mit den Polen so rasch wie möglich Frieden zu machen, um die Hauptaufgabe, den Kampf gegen Tataren und Türken ins Auge zu fassen, die unter türkischem Drucke seufzenden Christen zu befreien, die Grenzen des russischen Reiches bis zum Schwarzen Meere auszudehnen und die Stadt des Mithradates, Kertsch, zur Hauptstadt des russischen Reiches zu machen. Krishanitsch meinte, daß in demselben Augenblicke, da Polen und Moskau sich verbünden würden, eine allgemeine Erhebung der Serben, Bulgaren, Kroaten, Griechen erfolgen müsse, und daß Rußland die Hegemonie über alle diese Völker zufallen werde [2]).

Der Gegensatz zu Polen hatte über ein Jahrhundert lang

1) S. über den Aufenthalt Buturlins bei den Kleinrussen: Ssolowjew, Geschichte Rußlands, Bd. X, S. 321.

2) S. Krishanitschs Schriften, herausgegeben von Bessonow, und die Auszüge aus denselben in meiner Abhandlung „Krishanitsch und die orientalische Frage" in der russischen Zeitschrift „Das alte und neue Rußland", 1876. Bd. III, S. 385—395.

Rußland von Europa abgesperrt und jede Teilnahme Moskaus an anderen politischen Unternehmungen gehindert. Allmählich erlangten auch russische Staatsmänner die Einsicht, daß ein polnisch-russisches Bündnis ganz neue Perspektiven eröffnen werde. Der Minister des Zaren Alexei, Ordyn-Naschtschokin, riet dringend, mit den Polen Frieden zu schließen, indem er schrieb: „Die rechtgläubigen Moldauer und Wallachen, welche von uns durch das uns feindliche Polen getrennt sind, werden, sobald sie von einem solchen Frieden hören, der christlichen Allianz beitreten und sich von den Türken trennen. So werden die Kinder der rechtgläubigen Kirche alle zusammen ein christliches Volk bilden.“ Auch in Polen wünschte man den Frieden; dort äußerten polnische Diplomaten 1666: „Sobald der Erzfeind der Christenheit von dem Bündnis beider Monarchen erfährt, wird er erschrecken, und alle unter seiner Gewalt befindlichen christlichen Völker werden auf Befreiung von dem Joche sinnen.“ Ebenso bemerkten russische Diplomaten im Jahre 1672 bei ihren Verhandlungen mit den Polen: „Unfehlbar wird der Sultan fürchten, daß nun alle sich gegen ihn verbünden, und daß seine Unterthanen von ihm abfallen werden.“ Der russische Gesandte, Tjapkin, meldete von Polen aus nach Moskau: „Angesehene Moldauer und Wallachen haben mir die Versicherung gegeben, daß bei einem glücklichen Feldzuge des Zaren in die Krim alle Bewohner der Moldau, der Wallachei und Serbiens die Oberherrschaft Rußlands über sich anerkennen werden“ [1]).

So konnte es nur eine Frage der Zeit sein, wann Rußland aus seiner passiven, zuwartenden Haltung heraustreten werde. Lange verharrte es in starrer Unbeweglichkeit und ließ sich umwerben. Gustav Adolf hatte vergeblich erwartet, der Zar werde für die Protestanten eintreten; für die allgemeine Angelegenheit der Christenheit gegen den Islam konnte Rußland vielleicht eher sich erwärmen. Als in den 70er und

1) S. Ssolowjew, Gesch. Rußlands, XI, S. 225 u. 251; XII, S. 82 und XIII, S. 277—278.

80er Jahren des 17. Jahrhunderts das erfolgreiche Vordringen der Türken gegen Polen und Österreich die Agitation in Europa für einen allgemeinen Türkenkrieg in Fluß brachte, da belebten sich die Hoffnungen der Balkanchristen. Der ehemalige Patriarch von Konstantinopel Dionysius sandte durch einen Geistlichen vom Berge Athos ein Schreiben an den Zaren, worin es hieß: „Rußland schlummert, während sich alles gegen den Antichrist erhebt. Alle frommen Christen, Serben und Bulgaren, Moldauer und Wallachen harren Eures Reiches; schlaft nicht, erhebt euch uns zu retten", und einen ähnlichen Schmerzensschrei ließ der Hospodar der Wallachei Schtscherban Kantakuzen in einem Schreiben an den Zaren erschallen, wo auch von der Errettung der Rechtgläubigen aus den Händen des „Pharao" die Rede war. Der Bote des Hospodars fügte „namens aller Slawen und Griechen" hinzu, es gelte nicht bloß das Joch der Türkei, sondern auch dasjenige Österreichs abzuwerfen: wenn russische Truppen die Donau überschreiten wollten, dann würde alles sich erheben und der Weg nach Konstantinopel frei sein [1]).

Man überschätzte außerhalb Moskaus die Kräfte dieses Staates. So große Unternehmungen trauten sich die Vorgänger Peters des Großen nicht zu, und nur etwa einer derselben, Pseudodemetrius, ein Geistesverwandter des genialen Herrschers, hatte einen Feldzug nach Asow geplant. Weder die militärischen Kräfte noch die diplomatischen Fähigkeiten reichten aus, um den russischen Machthabern, auf deren Bundesgenossenschaft man im Westen zu rechnen begann, eine irgend nennenswerte Initiative zu gestatten.

Immerhin ist es beachtenswert, daß die Regierung des Zaren Alexei im Jahre 1672, nachdem so oft vom Westen her an die Unerläßlichkeit eines Türkenkrieges gemahnt worden war, sich in dieser Angelegenheit zu einer größeren diplomatischen Aktion aufraffte.

Es war zu einem Kriege zwischen Polen und der Pforte

1) Ssolowjew, Gesch. Rußlands, XIV, S. 56.

gekommen. Im Frühling 1672 erschien ein großes türkisches Heer auf polnischem Gebiete; die Polen wurden geschlagen; im August dieses Jahres ergab sich die starke Festung Kamenez-Podolsk den Türken. Mohammed IV. hielt seinen feierlichen Einzug in die Stadt.

Die Nachricht von diesem Ereignis machte in Moskau einen tiefen Eindruck. Die Festung Kamenez hatte für eine Vormauer Polens gegolten. Man erwartete, daß die Türken einen Angriff auf Kijew unternehmen würden. Der Pforte den Krieg erklären erschien unthunlich; man begnügte sich mit der Absendung von Gesandtschaften nach Westeuropa, um auf die allen drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Ukrainzew ging nach Schweden, Dänemark und Holland, Winius nach England, Frankreich und Spanien, Meneses nach Venedig und Rom. Rußland beschwor alle Mächte, Polen nicht eine Beute der Türken werden zu lassen.

Nicht der Verlauf und die Wirkung dieser diplomatischen Missionen Rußlands sind in dem Zusammenhange dieser Ausführungen von Wert, sondern die Thatsache derselben. Hatte man sich bis dahin vonseiten Westeuropas erfolglos bemüht, Rußland zur Teilnahme an der Aktion gegen die Pforte zu gewinnen, so hatte Rußland diesmal die Initiative, indem es den westeuropäischen Mächten seine Meinung über dasjenige, was im Interesse aller geschehen müsse, mitteilte. Dergleichen war noch nicht dagewesen. Rußland trat aus seiner isolierten Stellung heraus und traute sich einen maßgebenden Einfluß auf die anderen Mächte in einer überaus wichtigen Angelegenheit zu.

Es zeugt von Naivetät, daß man sich in Moskau von einer derartigen diplomatischen Aktion eine gewisse Wirkung versprach. Schon die Schwerfälligkeit des Reisens russischer Gesandtschaften mußte es verhindern, daß die aufzuwendenden Mittel dem zu erreichenden Zweck entsprachen. Es war leicht möglich, daß während der Reisen der moskowitischen Gesandten Polen längst eine Beute der Türken oder daß durch eine Beilegung des polnisch-türkischen Konflikts die in Scene gesetzte

diplomatische Aktion gegenstandslos wurde. Das letztere geschah auch in der That. Man konnte erkennen, daß Rußland in allgemein politischen Angelegenheiten ein Neuling war, daß es seinen Einfluß überschätzte, daß es sich von den Ereignissen überholen ließ [1]). Es war ein Mißerfolg. Es mußte noch mancherlei geschehen, ehe Rußlands Stimme im europäischen Konzert vernehmlicher wurde. Ein Debut vonseiten Moskaus konnte keine große Wirkung erzielen. Dieselben Mächte, welche Rußland zur militärischen Aktion gegen die Pforte gedrängt hatten, verhielten sich der diplomatischen Initiative Moskaus gegenüber kühl und ablehnend.

Immerhin lag in diesen Vorgängen eine Annäherung Rußlands an Westeuropa. Zehn Jahre später haben die Mächte, an deren Pforten die russischen Diplomaten 1672—73 vergeblich geklopft hatten, denn doch wiederum auf Rußlands Beihilfe gegen die Türkei gerechnet. Die Belagerung Wiens durch die Türken 1683 war noch mehr als die Einnahme von Kamenez-Podolsk im Jahre 1672 geeignet, alle aufzurütteln und Allianzen zwischen Rußland und Westeuropa zu veranlassen. Als im Jahre 1683 der Papst, der Kaiser und Polen ein Bündnis schlossen, welchem die Republik Venedig im folgenden Jahre beitrat, gedachten die kontrahierenden Mächte alle anderen Potentaten, „insbesondere aber die beiden Zaren von Moskau" zur Teilnahme an dieser allgemein christlichen Koalition aufzufordern. Man darf annehmen, daß die diplomatischen Beziehungen der früheren Zeit dazu beigetragen haben werden, einen solchen Gedanken der Solidarität Rußlands mit der westeuropäischen Welt zur Reife zu bringen. Insofern kann von einem indirekten Ergebnis auch der russischen Gesandtschaftsreisen der Jahre 1672—73 die Rede sein.

Einer der beiden Zaren, um deren Beitritt zur Koalition es sich handelte, war Peter der Große. Ihm war eine energische Aktion gegen die Pforte vorbehalten; im Zusammenhange

1) S. meine Abhandlung über die Gesandtschaftsreise Meneses' „Russische Diplomaten im 17. Jahrhundert". Russ. Revue, Bd. XXVIII, insbesondere S. 57—71.

mit derselben stand seine denkwürdige Reise nach Westeuropa, während deren Leibniz in einem lateinischen Distichon dem Wunsche Ausdruck gab, daß „die Barbarei (der Türken) durch ein Bündnis zwischen dem Kaiser, dem Könige von Polen und dem Zaren aus Europa vertrieben werden möge“ [1]).

Man erkennt, was die Ereignisse auf dem Gebiete der auswärtigen Politik so zu sagen am Vorabend der Regierung Peters für die Frage von dem Eintritt Rußlands in das europäisch-politische System bedeuteten. War im 16. Jahrhundert die Übermacht aufseiten Polens gewesen, so daß Moskau über das letztere hinweg nur schwer mit Westeuropa in Berührung treten konnte, so stellte sich im Laufe des 17. Jahrhunderts mehr und mehr ein Übergewicht des Staates Moskau über den allmählich sinkenden westlichen Nachbar heraus. Die Annexion Kleinrußlands kann in gewissem Sinne als der Anfang der polnischen Teilungen bezeichnet werden. Der Kampf um diese Provinz hatte 27 Jahre (1654—81) gewährt, und Rußland hatte in diesem Konflikt den Sieg behalten. Die Friedensverträge von Andrussow (1667) und Moskau (1686) hatten der Politik Rußlands freie Bahn nach Europa bereitet. Nun erst konnte, nach Beilegung des Streites mit Polen, nach den ersten Zerwürfnissen mit der Pforte, die orientalische Frage in dem Sinne auf die Tagesordnung der russischen auswärtigen Politik gesetzt werden, wie man das in Westeuropa und besonders bei den Balkanchristen schon sehr viel früher herbeigesehnt hatte. Jetzt konnte der Zar gemeinsame Sache machen mit Österreich gegen die Pforte, wie denn die Einnahme Asows vorwiegend durch die Kunst österreichischer Ingenieurs ermöglicht wurde. Jetzt schickte sich Peter an, nicht bloß als Schiffszimmermann, sondern auch in der Eigenschaft eines russischen Diplomaten in Westeuropa aufzutreten, um nicht nur an der Türkenfrage, sondern auch an andern allgemeinen Angelegenheiten teilzunehmen. Da geschah

1) Et si fata volunt, Caesar Czaar Saxoque juncti Europa poterunt pellere barbariem. Guerrier a. a. O. S. 24.

es denn, daß in Europa die Hoffnung sich belebte, Rußland werde der Zivilisation dadurch Vorschub leisten, wie Leibniz sagte, daß es „seine ungeschwächte Kraft gegen den Halbmond aufbieten und Europa von der türkischen Roheit befreien werde".

Das Programm wurde nicht ausgeführt. Die Türken blieben in Europa. Ja, sie erfreuten sich gelegentlich des Schutzes der europäischen Mächte — gegen Rußland. Als Peter seine denkwürdige erste Reise nach Westeuropa antrat, konnte man nicht erwarten, daß die Annäherung Rußlands an Polen zu einem ganz andern Ergebnis führen werde, als der Vertreibung der Türken aus Europa: zu dem nordischen Kriege, welcher eine völlige Verschiebung der Machtverhältnisse im Nordosten bewirkte. Die einen hatten Rußland von der übrigen politischen Welt abzusperren getrachtet, die andern hatten es in die allgemeinen Angelegenheiten hereinzuziehen gestrebt. Alle waren überrascht, als das früher politisch entlegene, unbekannte, schwache moskowitische Reich sich in eine europäische Großmacht verwandelte. Auch die politische Welt war um ein gewaltiges Stück weiter geworden.

III. Eindrücke und Urteile.

1. Allgemeines.

Das Ergebnis der Entdeckung Rußlands und der Versuche einer politischen Annäherung an den moskowitischen Staat war nicht günstig. Was man von dem neuentdeckten Lande und Volke sah und hörte, konnte nicht geeignet sein, den Westeuropäern einen hohen Begriff von den Russen und deren Staatswesen zu geben. Es fehlte nicht an sehr peinlichen Eindrücken. Nicht bloß fremdartig und wundersam, sondern auch in vielen Stücken abstoßend erschienen die Sitten und Gewohnheiten des Volkes, die Institutionen des Staates. Kein Wunder, daß die Urteile der Presse über Rußland sehr schroff, absprechend, fast durchweg tadelnd ausfielen. Im allgemeinen herrschte in Westeuropa die Empfindung vor, daß der durchaus despotische Staat im Osten, obgleich er sich zu dem Christentum bekannte, so gut wie gar nichts gemein haben mochte mit den Gliedern der europäischen Völkerfamilie, daß auch das Volk keiner Sympathieen anderer Nationen wert sei, und daß ein engerer Anschluß Rußlands an die westeuropäische Kulturwelt weder wünschenswert noch überhaupt thunlich sei. So der Grundcharakter der über Rußland im 16. und 17. Jahrhundert veröffentlichten Werke; so die Urteile derjenigen, welche amtlich oder im Privatverkehr entweder in Westeuropa oder in Rußland selbst mit den Russen zusammengekommen waren. Bis in die Zeit Peters des Großen hinein wird den Moskowitern von andern Völkern einstimmig das denkbar ungünstigste Zeugnis ausgestellt.

Die politischen Vorgänge in Rußland während dieser beiden Jahrhunderte mußten dazu beitragen, das neuentdeckte Land in besonders ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen. Die Härte und Grausamkeit der Herrscher, die summarische Justiz bei inneren Unruhen, eine Justiz, welche allerdings diesen Namen kaum verdiente, die Greuelthaten und Massenmorde, deren der Zar Iwan und die ihn umgebende Henkerbande sich schuldig machten, die aberwitzige und barbarische Verwüstung eigener Gebiete im Frieden und fremder im Kriege, die bedingungslose Knechtschaft aller Stände der russischen Gesellschaft und andere Erscheinungen ähnlicher Art, deren Zeugen Westeuropäer waren, oder von denen man auf mehr oder minder zuverlässigem Wege erfuhr, mußten damals einen ähnlichen Abscheu vor Rußland verbreiten, wie in unserm Jahrhundert die Kunde von den Unthaten und Mißständen in Dahomey oder in irgend einem entlegenen Winkel Zentralasiens. Gewaltsamkeit, Verlogenheit, physischer und moralischer Schmutz, Unbildung und Aberglaube, asiatischer Hochmut und die verächtlichste Unfähigkeit — dies die hervorstechenden Züge in dem Wesen von Staat und Gesellschaft, wie sie sich in Moskau und dessen Vertretern den westeuropäischen Beobachtern darstellten.

Es lassen sich dafür unzählige Beispiele anführen.

Schon Herberstein hatte bei seinem wiederholten Verweilen in Rußland den Eindruck, daß hier die brutalste Gewalt alle Menschenwürde mit Füßen trat. In einem Abschnitt mit der Überschrift „Moscovit plaget seine Unterthanen" schreibt der österreichische Diplomat: „Obwohl Basilius mit Kriegen gar kein Glück gehabt, ist er doch nichtsdestoweniger allemal von seinem Volke höchlich gelobt worden, als wenn er alle Sachen wohl ausgerichtet. Wie auch etlichemal kümmerlich der halbe Teil Knechte heimkommen, haben sie doch gesagt, es sei nicht einer in dem Streit erschlagen worden. Mit seinem Regiment, so er gegen sein Volk braucht, übertrifft er leichtlich alle andern Monarchen in der ganzen Welt" u. s. w. [1]).

1) Herberstein, deutsche Ausgabe von 1576, Bl. 22^b.

Etwas später erfuhr man dann in Westeuropa mancherlei von der Art und Weise, wie der Zar Iwan IV. sein „Regiment gegen sein Volk brauchte". Die Massenhinrichtungen, die raffinierten Folterqualen, die Metzeleien, welchen Zehntausende von Unterthanen dieses Herrschers ganz unschuldigerweise zum Opfer fielen, erregten das Erstaunen und die Entrüstung der Zeitgenossen. Possevin, Oberborn, Fletcher, Petrejus, Taube und Kruse und manche andere Schriftsteller, welche entweder Zeugen der Greuelthaten des geisteskranken Wüterichs gewesen waren oder Gelegenheit gehabt hatten, die Spuren der ungeheuern Frevel zu beobachten, belehrten die Welt darüber, wie es in Rußland hergehe. Man hatte den Eindruck, daß dort die absoluteste Willkür in hirnverbranntester Weise ihre Orgien feierte, Leben, Sicherheit, Eigentum und Wohlstand der Staatsangehörigen gefährdete und in asiatisch-brutaler Weise die Grundlagen der Religion, des Staates und der Gesellschaft auf den Kopf stellte.

Ein Venetianer, der Prälat Gorio, welcher 1570 im Gefolge einer polnischen Gesandtschaft in Moskau weilte, war Zeuge eines feierlichen Einzuges des Zaren in Moskau. Man hatte zu dem Zwecke eine neue Gasse gemacht und eine Menge Häuser abgebrochen. Tausende von Kriegern umgaben den Herrscher, von welchem Gorio erzählt: „Dieser Zar ist der allergrößte Tyrann. Er ließ zu derselben Zeit, da wir uns in Moskau befanden, in Nowgorod 18 000 Menschen, darunter Weiber und Kinder, hinrichten. Einen Wojewoden, der die fliehenden Tataren nicht gehörig verfolgt hatte, gab er einem wütenden Bären preis, den er ausdrücklich zu solchen Zwecken hält. Vor unsern Augen ließ er eine Menge gefangener Tataren ersäufen. Zu unsern (den polnischen) Gesandten sagte er: Ihr Polen! ihr wollt keinen Frieden mit mir machen! Ich werde euch in Stücke zerhauen!" u. dgl. m. [1]).

In einem von den Livländern Taube und Kruse verfaßten „Sendschreiben" über „Iwan den Grausamen", welches den

1) Adelung, Übersicht der Reisenden in Rußland, I, S. 253—254.

Zweck hatte, zu zeigen, wie ein Angriff auf Rußland infolge der Schwächung des Reiches durch die Tyrannei dieses Wüterichs leicht Erfolg haben könne [1]), ist eine Fülle von drastisch wirkenden Angaben enthalten über das „krokodilische Herz" des Zaren, und über seine Freude an den haarsträubenden Foltern, welche er täglich nach Tische stundenlang in seiner Gegenwart vornehmen ließ. Taube und Kruse gaben die Zahl der in Nowgorod in sechs Wochen Hingemordeten auf 27 000 an [2]). In dem von dem Pfarrer Oderborn verfaßten „Leben Iwans", welches gegen Ende des 16. Jahrhunderts erschien und mehrere Auflagen erlebte, gab es eine Menge von Einzelheiten über die Blutthaten des Zaren. Er meint, daß alles dasjenige, was von Nero, Caligula, Domitian und andern Despoten, jener „Pest des menschlichen Geschlechts", erzählt wurde, als harmloser Scherz erscheine, wenn man es mit den unerhörten Verbrechen Iwans vergleiche. Noch größere Verbreitung fand denn doch wohl die Schilderung dieser haarsträubenden Vorgänge, welche Peter Petrejus zu Anfang des 17. Jahrhunderts veröffentlichte [3]). Mochte in manchen dieser Werke auch die Zahl der Opfer der Mordlust Iwans zu hoch gegriffen, mochten auch einzelne Züge des Raffinements bei den ausgesuchten Quälereien übertrieben sein, es blieb des Thatsächlichen, unzweifelhaft Bezeugten genug übrig, um einen tiefen Abscheu vor einem Lande hervorzurufen, wo dergleichen möglich war, ohne daß die Sklavenherde auf Rettung sinnen mochte. Des Jesuiten Possevin Schriften über Rußland waren sehr verbreitet, und dieser päpstliche Agent erzählte u. a., wie Iwan seine Schwiegertochter mit einem Stocke tödtlich miß-

1) Ob das Schreiben an Gotthard Kettler gerichtet ist, wie man bisher meinte, oder an Chodkiewicz, wie neuerdings von Herrn Braudo ermittelt wurde?

2) Das Sendschreiben, vielleicht zuerst 1582 gedruckt, wurde nach einer Handschrift herausgegeben in den „Beiträgen zur Kenntnis Rußlands" von Ewers und Engelhardt, Dorpat 1816, I, S. 185—238.

3) Historien und Bericht von dem Großfürstenthumb Muschkow, Leipzig 1620, S. 187—254.

handelt und dann seinen eigenen Sohn erschlagen hatte. Besonders ausführlich schilderte Fletcher die verhängnisvollen Folgen der Tyrannei Iwans auf dem Gebiete der Volkswirtschaft. Kein Wunder, daß, wie bereits oben erwähnt wurde, Fletcher, indem er auf die russische Tyrannei, auf dieses Land ohne Gesetze und Rechtspflege, hinweist, die Freiheit preist, deren man sich in England unter Elisabeths Scepter erfreute.

Und ähnliche Nachrichten drangen über derartige Vorgänge auch später nach Westeuropa. Man wußte mancherlei von dem Terrorismus der Zaren Boris Godunow und Wassilij Schuiskij zu erzählen. Während der Kämpfe des Interregnums geschah es wohl, daß Tausende von Gefangenen in Eislöchern ersäuft wurden. Bei inneren Unruhen, welche während der Regierung des Zaren Alexei sich ereigneten, hauste man gegen die wirklichen und angeblichen politischen Verbrecher in unmenschlicher Weise. Die Zahl der durch Verstümmelung und am Leben Gestraften wurde bei einem verhältnismäßig unbedeutenden Krawall in der Hauptstadt Moskau im Jahre 1662 auf mehrere tausend Menschen angegeben [1]). Einen gewissen Abschluß dieser Massenhinrichtungen bildet die Katastrophe der Strelzy 1698, wobei die Zahl der Opfer mit den oben angeführten Freveln verglichen sehr klein war; es büßten nämlich etwa 1700 wirklicher Rebellen ihre Opposition gegen die Neuerungen im Heerwesen mit ihrem Leben. Aber der Eindruck dieser Vorgänge auf die Zeitgenossen war besonders stark, weil man von Rußland mehr wußte als früher, weil man sich dem Staate Moskau politisch genähert hatte, und weil das vermutlich nur zu begründete Gerücht verbreitet wurde, Peter habe bei den Folterungen und Hinrichtungen selbst mit Hand angelegt, was selbstverständlich in hohem Maße peinlich berührte. Des österreichischen Gesandtschaftssekretärs Korb „Diarium itineris in Moscoviam" brachte große Kupfertafeln mit Abbildungen der Hinrichtungen der Rebellen

1) Nach Kotoschichin 15000. Man wird an die Greuel bei der Niederwerfung der Taiping-Rebellion in China erinnert.

und sehr drastische Einzelheiten über die Härte der Kriminaljustiz. Er erzählte, Personen der Umgebung des Zaren hätten auf dessen Befehl Henkerdienste gethan [1]). Leibniz beklagte eine solche Roheit, welche „an die Scythen erinnere", und sprach die Besorgnis aus, daß namentlich die Geistlichen in Rußland dabei verwildern würden [2]).

Von der Art der Kriegführung der Russen im 16. Jahrhundert hatte man insbesondere in livländischen Berichten die allerschlimmsten Einzelheiten erfahren. Doch war man auch in Westeuropa an dergleichen Frevel in Kriegszeiten gewöhnt; auch mochte nicht allzu viel von den Grausamkeiten der Tataren in Iwans IV. Heere in weiteren Kreisen bekannt geworden sein. Inzwischen hatte sich während des 17. Jahrhunderts und in der Zeit Peters des Großen die Zahl der in Rußland selbst anwesenden Beobachter aus dem Auslande vermehrt, während der Habitus der Kriminaljustiz bei politischen Prozessen und die Gepflogenheiten der russischen Kriegführung sich nicht geändert hatten. So mußten denn Brutalitäten in Krieg und Frieden, wie sie in Rußland vorkamen, zu Anfang des 18. Jahrhunderts stärker, abstoßender wirken als die entsprechenden Erscheinungen früherer Zeiten. Von der Verwüstung Livlands und Estlands durch die russischen Heerführer in den ersten Jahren des Nordischen Krieges erfuhr man im Auslande Genaueres. Als der dänische Gesandte Juel im Jahre 1709 nach Narwa kam, fand er die Stadt verödet. Nur etwa 200 Personen, meist dem Handwerkerstande angehörend, lebten dort noch; alle anderen Bewohner waren gewaltsam und plötzlich nach der Einnahme der Stadt weggeführt und in russischen Städten, wie Wologda, Astrachan, Kasan angesiedelt worden; den Kommandanten der Stadt, Horn, hatte Peter persönlich thätlich mißhandelt. Juel

1) S. Korbs Werk, welches selten geworden ist, „Diarium itineris in Moscoviam", S. 112 u. passim und dazu die Bilder. Die letzteren erinnern an die Illustrationen in Slatin-Paschas 1895 erschienenem Werk über den Sudan.

2) S. sein Schreiben an Witsen, bei Guerrier a. a. O. S. 30.

berichtet ferner als Augenzeuge, wie viele Frauen bei der Einnahme von Wiborg im Jahre 1710 fortgeführt und als Sklavinnen verkauft wurden; namentlich bei den Kosaken sah er solche Menschenware, deren Überproduktion den Preis herabdrückte [1]). Mochten manche der Schandthaten, welche Neugebauer, der Erzieher des Zarewitsch Alexei, in seinem 1705 erschienenen Pamphlete den Russen schuldgab, erfunden oder übertrieben sein, auch der zehnte Teil der im allgemeinen durch andere Quellen bestätigten Gewaltthaten reichte hin, um Rußland in unerhört ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen. Er erzählte, wie man die Gefangenen Hungers sterben und von Hunden fressen lasse, wie man sie, Männer wie Frauen gräßlich verstümmele, wie Tausende von Bauerweibern, Mädchen und Knaben aus Livland und Estland an Perser, Georgier, Armenier, Bucharen, Kalmyken, Griechen und Türken als Sklaven verkauft worden seien [2]). „Die Türken sind lange nicht so schlimm“, bemerkt Neugebauer bei dieser Stelle des von ihm zusammengestellten Sündenregisters [3]). Es fehlte auch nicht an anderen Zeugen solcher Unthaten; der englisch-hannöverische Resident Weber schrieb aus Petersburg am 17. Januar 1718 über die russische Kriegführung: „Die gottlosen und barbarischen Prozeduren derer Russen in Finnland (seit der Abwesenheit des Zaren) [4]) sind himmelschreiend. Sie haben nicht allein die Menschen zu Markt gebracht, sondern auch Priester und Bauern gespießet, die Frauen geknutet, einzig und allein, um diese armen Leute zur Bekenntnis, wo sie ihre

1) G. Grove, En Reyse til Rusland under Tsar Peter. Kopenhagen 1893, S. 57. 58. 258.

2) Neugebauer schreibt u. a.: „Vor anderthalb Jahren wurden zwölf schöne Knaben von 10—12 Jahren nach Konstantinopel verkauft; ich habe sie gesehen; sie waren polnisch blau gekleidet, mit roten Mützchen.“

3) Über Neugebauers Schmähschrift „Schreiben eines deutschen Offiziers“ s. mein Buch über Peter den Großen, S. 208 ff.

4) Peter befand sich damals in Westeuropa. Also scheint Weber anzunehmen, daß Peters Anwesenheit manche Greuel verhütet haben würde.

Mittel verborgen, zu bringen" [1]). Die Schonungslosigkeit, mit welcher die Russen am Vorabend des Friedensschlusses noch in Schweden, in unmittelbarer Nähe Stockholms, hausten, hier Städte, Dörfer, Mühlen, Eisenfabriken in Asche legten, mußte die Ungunst des allgemeinen Urteils über den Zaren und dessen Unterthanen steigern. Dergleichen Vorgänge waren geeignet, den Eintritt Rußlands in das europäische Staatensystem als ein Unheil erscheinen zu lassen.

---

2. Russische Diplomaten.

War die Kunde von den Vorgängen in Rußland und der Art der russischen Kriegführung nicht geeignet, dem Staate Moskau und dessen Bewohnern die Sympathieen Westeuropas zu erwerben, so konnte das Auftreten und Benehmen russischer Reisenden in den Ländern einer höheren Kulturstufe ebenfalls nur abstoßend wirken. Die ganz ausnahmsweise in Westeuropa erscheinenden Repräsentanten des russischen Volkes und Staates übten auf jeden, der mit ihnen zusammenkam, einen ungünstigen Eindruck.

Es war in Rußland im 16. und 17. Jahrhundert den Staatsangehörigen verboten, ins Ausland zu reisen; die wenigen Russen, denen wir in dieser Zeit in Westeuropa begegnen, waren moskowitische Gesandte. Unternehmende Geschäftsreisende, wie der oben [2]) erwähnte russische Kaufmann Laptew, welcher sich bis nach den Niederlanden vorwagte, waren kaum irgendwo zu erblicken und wurden ebenso angestaunt, wie gegenwärtig chinesische Touristen, soweit es solche geben kann, ein interessantes Objekt für ethnographische Studien bilden mögen. Man betrachtete sie, wie man heutzutage, etwa als Zugabe zu den Schaustellungen in zoologischen Gärten, Singhalesen oder Sulukaffern oder Dahomey-Amazonen anstaunt [3]).

1) S. die Edition E. Herrmanns „Peter der Große und der Zarewitsch Alexei", Leipzig 1880, S. 108.

2) S. 62—63.

3) S. mein Buch über die Europäisierung Rußlands, S. 413.

Schon die religiösen Anschauungen der Russen mußten dieselben von dem Reisen nach Westeuropa abhalten. Wenn schon in Rußland selbst der unmittelbare Verkehr mit den Andersgläubigen, den Ketzern, für sehr bedenklich galt, so mußte ein Russe in Westeuropa, wo es nur Ketzer gab, seinen Glauben als in der äußersten Gefahr befindlich ansehen; starb er im Auslande, so war sein Seelenheil auf dem Spiele; er galt für verdammt. Daher unternahmen die Russen, wenn anders sie überhaupt aus freien Stücken in die Fremde gingen, nur etwa Wallfahrten nach dem Berg Athos, nach Konstantinopel und nach Jerusalem.

Dazu kam nun das oben erwähnte Verbot des Reisens. So manchen ausländischen Berichterstattern ist ein solches Chinesentum als ein charakteristischer Zug des russischen Staatswesens erschienen. Die Gebrüder Skytte, welche in der Zeit des Zaren Michail in Rußland weilten, schildern in ihrem Gesandtschaftsbericht die despotische Gewalt des Zaren und bemerken dazu: „Damit ein solcher Zustand bleibt, ist ihnen verboten, aus dem Reiche zu gehen, aus Furcht, daß ihnen, wenn sie zu fremden Fürsten und Völkern kämen, deren Bildung die Knechtschaft verabscheuenswert erscheinen lassen werde“ [1]. Der venetianische Gesandte Alberto Vimina, welcher Rußland im Jahre 1655 besuchte, bemerkt, es gebe in Rußland keine Ärzte, keine Professoren, keine Wissenschaft, keine Lektüre außer der Bibel und — ein strenges Verbot ins Ausland zu reisen [2]. Der Begleiter des englischen Gesandten Carlisle, Miège, welcher 1663 in Moskau weilte, schreibt: „Die Zaren haben den Grundsatz, ihre Unterthanen in Unwissenheit zu erhalten; sonst würden sie nicht Sklaven bleiben wollen. Es ist damit hier ganz ebenso beschaffen wie in der Türkei [3]). Es ist den Russen verboten, außer Landes zu gehen, weil sie sonst

1) Geijer bei Herrmann, III, S. 541.

2) „Relazione della Moscovia“ als Anhang zu seinem Werke „Istorie delle guerre civili di Polonia“, Venezia 1671, S. 295.

3) „Car la science ne s'accorde pas avec la servitude si bien que fait l'ignorance.“

die Sitten und Anschauungen anderer Völker kennen lernen und sodann darauf bedacht sein könnten, die Ketten ihrer Knechtschaft zu sprengen.“ Miège findet dieses Verbot zweckmäßig und erinnert an ein ähnliches Gesetz bei den Lakedämoniern. Indessen hofft er, daß die Russen durch die Berührung mit den Ausländern im Lande selbst an einem gewissen Kulturfortschritt Geschmack gewinnen würden [1]).

Und allerdings gab es, wenn auch nur ausnahmsweise, strebsame Russen, welche eine höhere Kultur zu schätzen wußten, wie folgende Beispiele zeigen.

Ein Fürst Chworostinin wurde (in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts) angeklagt, er habe den Wunsch geäußert, nach Polen und nach Rom zu reisen, und dazu die Bemerkung gemacht, die Menschen im Staate Moskau seien zu dumm; es sei niemand da, mit dem man verkehren möge. Der Mann ist hart verfolgt worden und mußte wegen seiner Hinneigung zum Westen Abbitte thun [2]).

Beachtenswert ist die Äußerung eines Fürsten Golizyn ebenfalls in der Zeit der Regierung des Zaren Michail: unmöglich dürfe man die Russen und Polen gemeinsam im Heere dienen lassen: es würde nicht lange währen, dann gingen alle besseren Elemente auf und davon, und es blieben nur alte, unbrauchbare Leute zurück [3]).

Man stelle sich vor, wie Pseudodemetrius seine Popularität auf das Spiel setzte, wenn er im Widerspruch mit aller Tradition den Bojaren ihre Unbildung vorwarf und ihnen den Nutzen des Reisens ins Ausland begreiflich zu machen suchte. Auch in diesem Stücke wie in anderer Hinsicht übt er den

1) „Ils ont la liberté de jouir au moins dans leur pays du commerce des étrangers. Ce qui me fait espérer qu'avec le temps ils se corrigeront, car ils aiment assez la conversation des gens civilisés et commencent déjà à se plaire dans leur façon de vivre.“ La relation de trois ambassades de monseigneur le comte de Carlisle. Amsterdam 1672, S. 367—370.

2) Ssolowjew, Geschichte Rußlands, IX, S. 461.

3) Ssolowjew a. a. O. IX, S. 473.

Eindruck eines Geistesverwandten Peters des Großen. Die Zeit der nationalen Reaktion unter dem Zaren Michail stellte das alte Chinesentum wieder her. Olearius erzählt von einem Kaufmann in Nowgorod, welcher seinen Sohn lateinisch lernen lassen wollte, aber der Zar und der Patriarch gestatteten es nicht. Olearius schildert die knechtische Gesinnung der Russen und fügt hinzu: „Damit der Großfürst sie in der Sklaverei und Furcht friedlich behält, darf niemand bei Leibesstrafe für sich aus dem Lande reisen und fremder Länder Freiheiten ihnen bekannt machen, auch kein Kaufmann seiner Gewerbe halber ohne des Zaren Erlaubnis über die Grenze schreiten und handeln" [1]).

Kotoschichin bemerkt, daß der Regel nach niemand ins Ausland reisen dürfe; geschehe es einmal ausnahmsweise, daß etwa ein Kaufmann die Erlaubnis zu einer Geschäftsreise erhalte, so müßten seine Freunde und Verwandten für ihn Bürgschaft leisten, daß er nicht ganz fortbleiben, sondern wieder heimkehren werde; kehre der Reisende nicht zeitig zurück, so würden alle Bürgen, insbesondere die Verwandten des im Auslande Befindlichen, gräßlich gefoltert. Schickt jemand seinen Verwandten oder seinen Diener ohne ausdrückliche Erlaubnis des Zaren ins Ausland, so gilt dies als Verrat und wird mit furchtbaren Foltern und Gütereinziehung bestraft. Indem Kotoschichin, welcher, selbst ein Emigrant, seine Schrift „über Rußland während der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch" in Schweden verfaßte, eine Menge schlechter Eigenschaften seiner Landsleute aufzählt, bemerkt er: „Die Menschen im russischen Staate sind hochfahrend und dabei unfähig zu allem, weil sie in ihrem Lande gar keinen Unterricht genießen und empfangen, außer in dem Hochmut, der Schamlosigkeit, der Mißgunst und der Lüge. Wundere dich nicht darüber, lieber Leser; es ist wahr. Sie senden ihre Kinder niemals, um Wissenschaften und höhere Sitten zu erlernen, ins Ausland, weil sie besorgen, daß wenn die Kinder den Glauben und die Lebensweise anderer Völker und die Wohlthat der Freiheit kennen

1) Olearius, Persianische Reisebeschreibung, S. 221.

lernen, sie ihren früheren Glauben aufgeben, einen fremden annehmen und die Heimkehr vergessen würden" [1]).

Es hatte allerdings Beispiele der Emigration von Russen gegeben. In der Zeit Iwans IV. war der Fürst Kurbskij, ein angesehener Feldherr, nach Litauen geflüchtet, um sich den Gewaltthaten des despotischen Herrschers zu entziehen. Sein polemischer Briefwechsel mit dem Zaren zeigt, in welch schroffer Weise der letztere diesen Landesverrat verurteilte [2]). Als der Zar Boris, welcher den Vorzug der westeuropäischen Kultur hochschätzte, zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Anzahl junger Russen zum Zwecke des Studiums ins Ausland schickte, kehrte von ihnen allen nur einer zurück; die anderen zogen es vor, ihre Heimat zu meiden [3]). Im Jahre 1660 ereignete es sich, daß der Sohn des Ministers des Auswärtigen, Ordyn-Naschtschokin ins Ausland entwich, nachdem der Vater ihn für ein ganz geringfügiges Vergehen vom Henker hatte prügeln lassen. Die Flucht des jungen Mannes mochte mit dem Umstande zusammenhängen, daß er polnische Lehrer gehabt und Sprachkenntnisse erworben hatte. Der Vater erschien durch diese Reise des Sohnes so arg kompromittiert, daß er um seine Entlassung aus dem Amt bat, ohne dieselbe zu erhalten [4]). Ein Beispiel ähnlicher Emigration lieferte Kotoschichin, welcher entfloh, um den Ränken und Gewaltthaten höherer Beamten zu entgehen; er nahm in Schweden den protestantischen Glauben an und deutete in seinem wertvollen Werk über Rußland den schroffen Gegensatz zwischen der Barbarei seiner Heimat und der Kultur Westeuropas an [5]). Auch von anderen immer-

1) Kotoschichin, Kap. IV, S. 24.

2) Der Briefwechsel, sowie die anderen Schriften Kurbskijs, der im Auslande lateinisch lernte, ist von Ustrjalow im Jahre 1842 herausgegeben worden.

3) S. Ssolowjew, IX, 91. 128. 129. 194.

4) Die Geschichte von der brutalen Mißhandlung des jungen Naschtschokin bei Rinhuber, Relation du voyage en Russie, Berlin 1883, S. 162. S. das weitere bei Ssolowjew, XI, 93—97.

5) S. die Einzelheiten zusammengestellt in meinem Buch über die Europäisierung Rußlands, S. 499—504.

hin ganz vereinzelten Fällen solcher Auswanderung erfahren wir gelegentlich. So war der Sohn eines in russischen Diensten befindlichen deutschen Dolmetschers, Hans Helms, ins Ausland geschickt worden, um Medizin zu studieren. Nachdem er in Oxford promovierte, „hat er", wie Olearius erzählt, „in die muskowitische Sklaverei, welcher er einmal entwischet, sich nicht wieder begeben wollen" [1]). Es kam auch wohl vor, daß der eine oder der andere vom Gefolge russischer Gesandter im Auslande sich durch die Flucht der Rückkehr in die Heimat zu entziehen suchte [2]).

Man begreift, daß bei solchen Verhältnissen in Westeuropa nur sehr selten sich die Gelegenheit darbot, Russen zu sehen. Selbst moskowitische Diplomaten erschienen da als eine Ausnahme. Das Bedürfnis nach einer ständigen diplomatischen Vertretung wurde erst später, in der Zeit Peters des Großen, empfunden; in Moskau wußte man nichts von einem „corps diplomatique"; in Petersburg gehörte dasselbe zu den charakteristischen Symptomen der gewaltigen Metamorphose, welche sich in Osteuropa vollzogen hatte.

Der Eindruck, welchen die russischen Diplomaten vor der Reformepoche machten, war so ungünstig wie möglich. Sie waren Neulinge, ihrer Aufgabe nicht gewachsen, geradezu Zerrbilder von Staatsmännern. So lange es keine russischen Residenten im Auslande gab, so lange jede besondere Angelegenheit, der Abschluß eines Vertrages, die Notifikation eines Thronwechsels oder dgl. die Abfertigung einer Gesandtschaft ad hoc erforderte, so lange es den internationalen Beziehungen an Kontinuität fehlte, hatten die moskowitischen Diplomaten nicht die Möglichkeit durch längeren Aufenthalt in fremden Ländern eine gewisse Erfahrung, eine Welt-, Menschen- und Geschäftskenntnis zu erwerben. Auch waren es keine geschulten, mit der Weltlage vertrauten Politiker, welche die russische Regierung ins Ausland zu senden pflegte, sondern gewöhnliche Admini-

1) Olearius, S. 221.
2) S. solche Beispiele in meiner Europäisierung, S. 504.

strativbeamte, der Finessen der diplomatischen Geschäfte unkundige Leute, zufällig aus der Zahl der Statthalter oder Wojewoden herausgegriffene Würdenträger, deren Gesichtskreis und Interessen an diejenigen türkischer Paschas oder persischer Satrapen erinnerten. Solche oft widerwillig zur Reise ins Ausland gepreßte Neulinge waren an eine sehr ausführliche Instruktion gebunden, hatten keine eigenen Ideeen, sahen ab von jeder persönlichen Initiative, übten ihre Funktionen nur mechanisch und beschränkten sich auf eine möglichst pedantische Beobachtung der Äußerlichkeiten des Zeremoniells.

Sehr häufig zogen sich die russischen Diplomaten den Vorwurf der Unwissenheit, der Ungeschliffenheit und — der Bestechlichkeit zu. Von irgendwelchen Sprachkenntnissen war bei ihnen keine Rede. Ohne Dolmetscher — und diese waren Ausländer — vermochten sie nichts auszurichten. In einer Zeit, da man die Diplomaten in Westeuropa als Redner par excellence, als „Oratores“, zu bezeichnen pflegte, mußte die Unbeholfenheit in der Sprache, welche die Verhandlungen ins Ungemessene erschwerte, besonders unangenehm auffallen. In einer zeitschriftartigen Edition jener Epoche lesen wir von dem Auftreten eines russischen Gesandten bei der Königin Christine von Schweden im Jahre 1646 Folgendes: „Der Gesandte mußte kein gutes Gedächtnis haben, denn er hatte seinen Vortrag auf ein Röllchen geschrieben, aus welchem er eine Zeile nach der andern vorlas; durch das interrumpierte Hersagen und Dolmetschen hatte es weder Kraft noch Saft, und man konnte kaum merken, was es wäre“ [1]).

Die russischen Diplomaten des 18. Jahrhunderts sprachen alle französisch; die früheren mußten schon wegen des Mangels an Sprachkenntnissen einen seltsamen, fremdartigen Eindruck in Westeuropa machen. Ständige Residenten hätten die Sprache des Landes, in welchem sie sich aufhielten, lernen können. Gesandte ad hoc, welche nur kurze Zeit im Auslande verweilten, blieben unwissend.

1) Ludolf, Schaubühne der Weltgeschichte, II, S. 1352.

Die Fremdartigkeit des durch die Russen im Auslande hervorgebrachten Eindruckes mußte sehr wesentlich verstärkt werden durch die orientalische Kleidung, in welcher sie aufzutreten pflegten. Ehe sich die von Peter dem Großen angeordnete Kleiderreform vollzog, erregte das asiatische Kostüm der russischen Diplomaten das größte Aufsehen und Mißfallen. Als 1576 russische Gesandte beim Kaiser in Regensburg erschienen, wurde ein Flugblatt mit einer Abbildung der ganzen Gesandtschaft veröffentlicht. Die langen, bunten Gewänder, die Pelzmützen, die hellen Stiefel, die Zobelpacken in den Händen der Personen vom Gefolge, machen den Eindruck eines Maskenzuges und zugleich denjenigen einer geistlichen Prozession. Auf einem andern gleichzeitigen Holzschnitt sieht man dieselbe Gesandtschaft bei Ausübung ihres Gottesdienstes mit Heiligenbildern, Gebetbüchern und Rosenkränzen. Auch hier muten den Beschauer die schlafrockartigen, großgemusterten Gewänder ganz orientalisch an [1]). Und in solchem abenteuerlichen Aufzuge, in Rot, Blau, Gelb, mit hohen Kragen und bis zu zwölf Ellen langen Ärmeln erschienen russische Diplomaten bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Noch Lefort hat 1697 in Holland in solcher Hülle als Diplomat figurieren müssen. Ein Zeitgenosse, der Serbe Krishanitsch, welcher Rußland als seine zweite Heimat ansah und mancherlei Reformen in Vorschlag brachte, findet keine Worte, um das Unschöne, Unzweckmäßige, Widerwärtige der russisch-orientalischen Kleidung genügend zu charakterisieren. Er meint, die Westeuropäer müßten die Russen für unsinnig halten, daß sie in so abgeschmackter Tracht einhergingen. Ausdrücklich bemerkt er, die Russen würden verachtet und bemitleidet um ihrer Kleidung willen. Als er, erzählt Krishanitsch, einmal im Auslande russische Gesandte zur Audienz habe fahren sehen, habe ihm das Herz wehgethan, weil die Moskowiter mit Perlen und allerlei Flitter behangen gewesen seien. Krishanitsch geht so weit zu verlangen, daß der Staat entweder von allem diplomatischen Verkehr mit anderen Staa-

1) S. die Facsimiles der Bilder bei Schiemann, II, S. 380—381.

ten absehen oder seine Gesandten in europäischer Tracht auftreten lassen sollte [1]).

Dazu kam nun der Mangel an Salonfähigkeit, die Brutalität der Sitten, die Unmäßigkeit im Essen und Trinken. In sehr starken Ausdrücken tadelt der päpstliche Diplomat Possevin den russischen, Molwianinow, welcher (1582) in Rom ebenso wie die Personen seines Gefolges sich durch rohe Sitten, Schlemmerei und Geneigtheit zu Gewaltthätigkeiten hervorthat [2]). Jeden Augenblick trat die Gefahr sehr unliebsamer Zwischenfälle ein. Als bald nach Michails Thronbesteigung im Jahre 1613 zwei völlig unerfahrene Beamte, Uschakow und Saborowski, nach Wien und nach den Niederlanden gesandt wurden, verlautete bald sehr Ungünstiges über ihre Haltung. Sie betranken sich, brauchten im Streit miteinander Schimpfworte, wie sie in Westeuropa unerhört unflätig erschienen. Ihr Auftreten war plump und bäurisch. Sie nahmen bei einem Deutschen, Jakob Bauer, drei Tage hindurch Privatunterricht im Grüßen, im Sich-Verneigen: Bauer saß auf einer Erhöhung und stellte den Kaiser Matthias auf dem Throne vor, und die russischen Würdenträger übten sich in den Verbeugungen so eifrig, daß sie schließlich bei der thatsächlichen Audienz, sich bückend, die Erde berührten. Das Gefolge der Gesandten ließ sich verschiedene gröbliche Excesse zuschulden kommen. In Wien, in Hamburg, in den Niederlanden war man über solche Roheit betroffen. Der Kaiser Matthias hatte zuerst die Absicht gehabt, den Gesandten sein Bildnis zu verehren; als er von ihrer unwürdigen Haltung hörte, sagte er: „Da ich vernehme, daß es ganz ungebildete, rohe Gesellen sind, welche nur Thorheiten begehen, so ziemt es mir nicht, solchen Nichtsnutzen, solchen Hunden mein Bildnis zu geben“ [3]).

Wenn u. a. aktenmäßig bezeugt ist, daß ein russischer Ge-

1) Krishanitschs Schriften, herausgegeben von Bessonow, I, S. 138. 142.

2) Pierling, Bathory et Possevino, S. 145 u. 215.

3) Ssolowjew, IX, S. 73. 208.

sandter, Tjuffjakin, in Persien einen Tatarenknaben und ein junges Mädchen raubte und dieselben bei der Abreise in seinem Gepäck verbarg, so erscheinen die wunderlichen Dinge, welche Kotoschichin von den im 17. Jahrhundert den russischen Gesandten mitgegebenen Instruktionen erzählt, als durchaus glaubwürdig. Da heißt es u. a., die Gesandten sollten sich in Gesellschaft höflich und verbindlich benehmen, bei Tische stille sitzen, sich nicht betrinken, in den Gesprächen vorsichtig sein, nicht zanken u. s. w. Ja, noch mehr. Unter den guten Lehren, welche man den Gesandten mit auf den Weg gab, findet sich die Mahnung: unterwegs, in den fremden Ländern nirgends etwa die Häuser zu plündern oder jemand gewaltsam seiner Habe zu berauben [1]).

Mit einem russischen Diplomaten, namens Nesterow, welcher mit einem Auftrag an den Großen Kurfürsten im Jahre 1658 nach Berlin reiste, machte man sehr üble Erfahrungen. Als er in Pillau und Königsberg weilte, gab es mit ihm allerlei Streit. Die Personen seines Gefolges, insbesondere die Musikanten, betranken sich und schlugen aufeinander los; es gab Schwerverwundete; die ärgsten Raufer wurden in Fesseln gelegt und geknutet. Nesterow selbst benahm sich bei Tische — er wurde defrayiert — sehr ungeberdig, klagte über die Schlechtigkeit der ihm angewiesenen Wohnung, fand, daß die Flaschen und Gläser auf seiner Tafel nicht groß genug wären und drohte alles Geschirr vom Tische auf den Boden zu werfen. „Er grunzte und brummte die ganze Mahlzeit hindurch", heißt es in dem Berichte der brandenburgischen Beamten. Als man ihn zu Wasser nach Pillau bringen wollte, befahl er seinen Leuten die Ruderknechte totzuschlagen; sie wurden von den Russen „greulich geprügelt"; es mußte die Wache kommen und Ruhe schaffen. Die Raufereien unter den Personen des Gefolges dauerten fort. Es gab Attentate auf die Mägde, welche den Russen aufwarten mußten. „Es sind barbarische Leute", schreibt ein Beamter, „sie ziehen die Unsern hier und

1) Kotoschichin, Kap. IV, § 21.

da bei den Haaren herum". Nesterow selbst nahm an manchem Unfug teil, behandelte seine Leute auf die brutalste Weise und schrieb einen Brief, „der keinen sensum und stylum hatte". In Berlin angelangt, gab er folgenden Beweis von seiner Ignoranz und Unfähigkeit. Er verlangte, daß in dem Schreiben des Kurfürsten an den Zaren der letztere nicht als „Durchlauchtigster und Großmächtigster", sondern als „Durchlauchtiger und Großmächtiger" bezeichnet werden sollte. Alle Vorstellungen, daß ja der Superlativ das Ehrenvollere sei, wollten bei dem argwöhnischen diplomatischen Neuling nicht verfangen, und das Schreiben wurde mit der gewünschten Änderung abgefaßt, nachdem man den Gesandten einen Revers hatte unterzeichnen lassen, daß dieses auf seinen Wunsch geschehe [1]).

Bei jeder Gelegenheit gab es mit den russischen Diplomaten Zank und Streit wegen Titel- und Etikettefragen, wobei die Unwissenheit der Russen ebenso auffiel wie ihre Brutalität. Als bei dem Abschluß des Friedens von Kardis mit Schweden (1661) die Russen gegen die Übersetzung des großfürstlichen Titels mit „Magnus dux" protestierten, sagte man ihnen, daß sich das im Lateinischen nicht anders ausdrücken lasse. Sie antworteten sehr zornig, die lateinischen Autoren seien insgesamt Narren, weil sie einem so mächtigen Fürsten, wie ihrem Zaren, keinen prächtigeren Namen zu geben wüßten als „Magnus dux" [2]).

Einen besonders ungünstigen Eindruck übten russische Gesandte, welche 1656 und 1658 nach Italien kamen. Tschemodanow erregte, als er auf dem Wege nach Venedig einige Wochen in Livorno und Florenz weilte, das peinlichste Aufsehen durch seinen Krämergeist, seinen Geiz, den totalen Mangel an Vornehmheit, die widerwärtigste Lüsternheit und ekelhafteste Unreinlichkeit. „Die Russen sind sehr ‚sporchi'" (schweinisch), berichtet der Gouverneur von Livorno, „sie schlafen in Kleidern und auf dem Boden liegend, und die Gesandten

1) Nach den Akten des Berliner Archivs.

2) Pufendorf, Vita Caroli Gustavi, fol. 625.

bedienen sich derselben Decken, welche die Dienerschaft zu benutzen pflegt.“ Eigenhändig mißhandelte Tschemodanow Personen seines Gefolges, u. a. den Gesandtschaftsgeistlichen, so daß das Leben der Unglücklichen gefährdet war. Überall wo die Russen erschienen, war man entsetzt über den üblen Geruch, den sie verbreiteten. Als man ihnen einige Flaschen Wein schenkte, gossen sie alle Sorten zusammen. Als sie zu Lande nach Florenz reisen sollten, gedachten sie u. a. leere Fässer mitzunehmen, weil es, wie sie meinten, den Eindruck der Würde und Vornehmheit machte, wenn jemand viel Gepäck mit sich führe. „Bei Tische“, heißt es in einem Schreiben aus Livorno, „scheuen sich die Russen nicht, die Bissen aus dem Munde zu nehmen und in die Schüssel zurückzulegen; auch giebt es noch viele andere Schweinereien (sporchezze). . . . Bei ihnen zuhause pflegen nur die Vornehmen sich zum Essen zu setzen, wobei sie sich indessen weder der Gabeln noch der Löffel bedienen. Alles wird mit den Händen genommen. Es ist spaßhaft zu sehen, wie sie, wenn jemand von den Unserigen bei ihnen speist, ihm nachahmen und die Gabel gebrauchen; sie nehmen ein Stück aus der Schüssel mit der Hand, stechen es auf die Gabel und führen dieselbe dann zum Munde.“ Hochmut und Kriecherei wechselten bei den Russen ab. Als zwei Herren vom Gefolge Tschemodanows in Florenz bei dem Großherzog erschienen, fielen sie zu Boden und küßten dem Großherzog die Füße. In einem seiner Berichte nennt der Gouverneur von Livorno die Moskowiter geradezu „Halbtiere“ (mezze bestie) [1]). Ihre Unwissenheit wurde verspottet. In Florenz hatten sie Globusse als „große Äpfel“ bezeichnet. In Venedig wurde erzählt, Tschemodanow habe gefragt, ob nicht die Wogen der Lagunen bei der Ebbe und Flut die Häuser Venedigs mit sich fortzubewegen vermöchten, als könnten so gewaltige Bauwerke schwimmen wie Seegras. Auch hieß es, Tschemodanow habe im Theater die Dekorationen betastet, um

1) Ähnlich sagt Possevin von Molwianinow und dessen Gefolge: „questi Moscoviti soni persone indomito“.

sich davon zu überzeugen, daß es sich nicht um wirkliche Objekte, sondern um Bilder handle [1]). Der oben erwähnte Krishanitsch, welcher lebhafte Sympathieen für Rußland empfand, weilte damals gerade in Venedig und beklagte es bitter, daß die Moskowiter in ihrer barbarischen asiatischen Tracht, mit ihrer Unkenntnis der Sprachen und der Unbeholfenheit ihres Auftretens einen so überaus kläglichen Eindruck gemacht hätten. Er schreibt: „In Venedig pflegten viele Edelleute in Masken, um nicht erkannt zu werden, zuzuschauen, wenn die Gesandten bei der Tafel saßen; man lachte dabei herzlich über die Russen; es ist nicht zu sagen, wie schmachvoll sich die letzteren benahmen. Dazu waren sie, weil der Wein in diesen Gegenden so wohlfeil ist, fast immer betrunken. Oft erschienen bei ihnen Frauenzimmer von schlechtem Rufe, worüber natürlich allgemein gespottet wurde; man verachtete die Russen .... in den Zeitungen erschienen Schmähartikel: man sprach von den schlechten Manieren der Russen, von ihren unförmlichen Händen, von ihrer Unreinlichkeit, von ihrer Unflätigkeit, von ihrer Knickrigkeit, ihren Ausschweifungen, ihrer Betrunkenheit" u. s. w. [2]).

Ähnliche Urteile wurden über einen andern russischen Gesandten, Lichatschew, gefällt, welcher im Jahre 1659 in Livorno und Florenz weilte. Der Gewährsmann ist hierbei ein Dolmetscher, Namens Sax, welchen die Moskowiter in Italien in Dienst nahmen, aber sehr schlecht behandelten und mit Schlägen bedrohten. Besonders war Sax darüber aufgebracht, daß Lichatschew und sein Gefolge vorgaben, so schlecht mit Reisegeld versehen zu sein, daß sie überall um Unterstützung baten. Der Großherzog schenkte ihnen eine Geldsumme unter der Bedingung, daß sie auf der Reise niemand anbetteln sollten; als sie es trotzdem thaten, stellte ihnen der Dolmetscher vor, wie sie durch ein solches Gebahren die Würde des von ihnen

1) Nach den Akten der Archive zu Florenz und Venedig.

2) Aus den ungedruckten Schriften Krishanitschs in Bessonows Abhandlung in der Zeitschrift „Pravoslawnoje Obosrenije", Moskau 1870 November, S. 648—650.

vertretenen Zaren kompromittierten. Sax klagt in seinen Briefen unaufhörlich über die „sarmatischen" Sitten und die „Brutalität" der Russen. Die „grobianità Muscovitica" erschien dem Deutschen unerträglich. Bewirtete man die Russen unterwegs unentgeltlich, so gaben sie ihrem Danke durch die allertiefsten Verbeugungen und Handküsse in ganz unwürdiger Weise Ausdruck. Auf der Reise durch die Schweiz fehlte es den Gesandten an Geld, so daß ein Teil des Gefolges neben den Equipagen, welche für Lichatschew gemietet worden waren, zu Fuße gehen mußte; die armen Diener wurden schlecht verpflegt und litten oft Hunger. So oft die Russen Geld wechselten, gab es Streit und Schimpfreden. Als einst ein Fuhrwerk umschlug, drohte Lichatschew dem Kutscher den Schädel einzuschlagen und beruhigte sich erst dann, als Sax ihm sagte, daß in der Schweiz die Autorität des Zaren nichts gelte und jeder Verbrecher streng bestraft werde [1]).

Solche Züge begegnen uns in der Geschichte der russischen Diplomatie jener Zeit auf Schritt und Tritt. Als der Zar Iwan IV. im Jahre 1561 sehr angesehene Beamte in einer diplomatischen Mission nach Kopenhagen sandte, machten sich diese Quasistaatsmänner dort so mißliebig, daß man sie aus der dänischen Hauptstadt entfernte. Sie hatten z. B. Klage darüber geführt, daß die ihnen gesandten Geschenke zu gering gewesen seien, worauf der König Friedrich, indem er sich über den Schachergeist der Russen beklagte, ihnen die ihm zugestellten Geschenke zurückgab. Man sandte die Gesandten nach Lund, wo man sie in einem Kloster unterbrachte. Als sie zuerst sich weigerten abzureisen, zwang man sie dazu, indem man die Küche in ihrer Wohnung zerstörte [2]). Offenbar forderte das Benehmen der russischen Diplomaten zu einer so verletzenden Behandlungsweise auf. Krishanitsch schreibt in einer seiner

1) Florentiner Archiv. Sax schrieb u. a. über die „gran bestialità di questi mamaluchi", über ihre „superbia, ignoranza" und „stultizia" und wie sie stets auf das Ansehen des Zaren pochten.

2) S. die Abhandlung „Zwei Gesandtschaften unter Iwan IV." von Schtsch. in der Zeitschrift „Russkij Wjestnik" 1887 Juli, S. 119.

Denkschriften: „Den Ausländern fällt unser Äußeres auf. Wir haben keine feinen Sitten und Manieren. Der König von Dänemark hat gesagt: Kommen noch einmal russische Gesandte zu uns, so werde ich sie im Schweinestall wohnen lassen, weil da, wo sie gewohnt haben, vor lauter Schmutz niemand wohnen kann. In einem andern Lande war von unsern Gesandten in der Zeitung zu lesen: so oft die Moskowiter in einen Laden gingen, um dort etwas zu kaufen, konnte vor Gestank eine Stunde lang sich niemand im Laden aufhalten. In einer Stadt ließen sie in einem Gasthause ‚Zum goldenen Ochsen‘ einen fürchterlichen Schmutz zurück“ u. s. w. [1]). Solche Äußerungen finden wir häufig. Als der russische Gesandte Sheljabushskij 1662 in England geweilt hatte, stellte sich bei seiner Abreise heraus, daß die Wohnung, welche er innegehabt hatte, furchtbar verunreinigt war, und daß die Russen alles Mobiliar total verdorben hatten [2]). Auch sonst wurde über das Benehmen Sheljabushskijs Klage geführt. Ein Engländer, Hebdon, schrieb damals über diese Gesandtschaft: „Die Russen betrinken sich; alle Tage vertilgen sie eine Anzahl Fäßchen Branntwein“; „Sheljabushskijs Thorheit“, bemerkt Hebdon weiter, „sei in London zum Stadtgespräch geworden.“ Als dieser Gesandte über Frankreich nach Italien reiste, trat er gegen die französischen Zollbeamten so grob auf, daß es fast zu einer Schlägerei gekommen wäre [3]); in Venedig mißfiel er höchlichst durch seine Streitsucht in Fragen des Zeremoniells u. s. w. [4]).

An unliebsamen Zwischenfällen mit russischen Gesandten fehlte es auch in Frankreich nicht. Aus einem im Dresdener Archiv befindlichen Aktenstück, einem Berichte Rinhubers, ist zu ersehen, welch peinlichen Eindruck das Gebahren eines russi-

1) Krishanitschs Schriften herausgegeben von Bessonow. Moskau 1859, I, S. 148 ff.

2) Ssolowjew, XII, S. 241.

3) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen Rußlands mit anderen Staaten, Bd. X, S. 680–684.

4) Archiv zu Venedig.

schen Diplomaten, Peter Potemkin, im Jahre 1681 in Paris machte [1]). Ebenso erregte die Haltung des Fürsten Dolgorukij, welcher 1687 nach Frankreich kam, den größten Unwillen. Die Russen hatten französische Zollplomben von ihrem Gepäck abgerissen, in Saint-Denis allerlei Waren, Stoffe und Pelzwerk herausgenommen und damit auf offener Straße Handel getrieben, was ihnen französischerseits streng verboten wurde. Ein Polizeioffizier wurde nicht bloß von den Dienstboten des Gesandten, sondern von diesem selbst mit dem Dolche bedroht. Es gab einen argen Lärm, so daß Ludwig XIV. die Gesandten nicht empfangen wollte und sogar Befehl gab, sie schleunigst aus der Hauptstadt hinauszubefördern. Als sie sich weigerten abzureisen, entfernte man alle französische Aufwartung aus deren Wohnung und ließ sämtliches Hausgerät wegtragen. Da fügte sich denn die russische Gesandtschaft und siedelte nach Saint-Denis über.

Die Behandlung, welche man dem Fürsten Dolgorukij angedeihen ließ, zeigte, daß man französischerseits Rußland weder fürchtete noch achtete, daß von einer Ebenbürtigkeit zwischen Moskau und Frankreich keine Rede war, daß der russische Staat als etwas Fremdes, Asiatisches, Subalternes galt. Die diplomatische Vertretung Rußlands erschien so armselig, daß noch mehrere Jahrzehnte später ein französischer Beamter, der Episode mit Dolgorukij und dessen Genossen erwähnend, bemerkte, diese Leute seien nicht wie Diplomaten, sondern wie Krämer aufgetreten, welche durch Zolldefraudation sich Vorteile zu verschaffen suchten [2]).

Handelte es sich darum, Rußland im Westen würdiger vertreten zu sehen, so lag der Gedanke nahe, statt der Russen Ausländer in der Eigenschaft moskowitischer Diplomaten mit derartigen Missionen zu betrauen. Dieses war besonders bei

1) Das Aktenstück habe ich mit Erläuterungen abgedruckt in meinen „Beiträgen zur Kulturgeschichte Rußlands im 17. Jahrhundert", Leipzig 1887, S. 169—189.

2) S. den „Sbornik" der Kaiserl. Histor. Gesellschaft zu St. Petersburg, Bd. XXXIV, S. III u. 15—19.

Spezialaufträgen, welche eine gewisse Sachkenntnis, eine höhere Bildung voraussetzten, unerläßlich. Wollte man ausländische Offiziere und Soldaten für die russische Armee anwerben, oder Schiffsbauer, Ärzte, Ingenieure zum Eintritt in russische Staatsdienste veranlassen, so bedurfte man dazu erfahrener, technisch geschulter Männer. Auch sonst begegnen uns Westeuropäer in der Eigenschaft russischer diplomatischer Agenten. So z. B. ging der Großindustrielle Marselis nach Dänemark, um dort für die Verheiratung der Tochter des Zaren Michail mit dem Prinzen Waldemar zu wirken; so war ein Livländer, Fahrensbach, eine Zeit lang russischer Resident in Schweden, so fungierte der Engländer Hebdon als eine Art russischen Konsuls in Holland.

Solche Leute unterschieden sich ebenso auffallend als günstig von echt russischen Diplomaten. Als ein holländischer Kaufmann, Kellermann, 1668 mit einer Mission nach Venedig betraut, dort erschien, war man höchlichst erstaunt, einen moskowitischen Gesandten in europäischer Tracht, einen feingebildeten, deutsch und lateinisch redenden Diplomaten zu erblicken. Im Gespräch mit venetianischen Beamten deutete Kellermann an, daß die moskowitische Regierung, nachdem frühere russische Gesandtschaften, aus echten Russen bestehend [1]), durch ihre Unhöflichkeit [2]) Anstoß erregt hätten, es vorgezogen habe, in ihm, Kellermann, eine Persönlichkeit abzusenden, welche mit den Sitten der zivilisierten Welt vertraut sei [3]). Man empfand es in Venedig sehr wohlthuend, daß Kellermann nichts von der Roheit der moskowitischen Nation spüren ließ und in Sprache und Habitus als Europäer erschien [4]).

Wie Kellermann sich in Venedig von Tschemodanow unter-

1) „del paese di Russia“.

2) „inciviltà“.

3) „lui come più accustomato nelle maniere civili“.

4) „Lontano dai soliti costumi dei Moscoviti naturali ... l'esterior dimostra, come egli si distingue da loro nell habito, cosi non partecipa intieramente della rozzezza di queste nazione.“ Akten im Archiv zu Venedig.

schied, so etwa Patrick Gordon 1666 [1]) von Sheljabushskij in London, so namentlich der Schotte Meneses, welcher 1672 als russischer Gesandter nach Rom ging, von Leuten wie Molwianinow, Nesterow, Lichatschew u. a. Wo auch dieser Diplomat erscheinen mochte, in Berlin, Dresden, Wien, Venedig und Rom, überall war man sehr angenehm überrascht, in dem russischen Gesandten einen feinen Kavalier kennen zu lernen, der fließend lateinisch sprach, in der liebenswürdigsten Weise Konversation machte und sich in allen Stücken korrekt und taktvoll benahm. So z. B. schrieb der brandenburgische Schloßhauptmann und Oberst von Berlepsch nach Dresden: „Der moskowitische Gesandte hat meinem gnädigsten Herrn eine sonderbare Satisfaktion gegeben, indem er mit einem ganz andern Air agiret, als man bisher von dergleichen Gesandten gewohnt gewesen, und meritiret derohalben, daß man ihm alle Civilität erweise" [2]). Ebenso lobte der päpstliche Nuntius in Wien die gute Haltung des Gefolges der Gesandtschaft [3]), in welcher Rinhuber als Sekretär fungierte. Bei der Audienz in Venedig war der größte Teil des Gefolges Meneses', wie er selbst, „französisch" gekleidet. Die Venetianer waren voll Lobes über die Feinheit der geselligen Formen und die Beredsamkeit des russischen Gesandten. Ganz entzückt schrieb der päpstliche Nuntius aus Venedig über dessen Sprachkenntnisse und die Anmut der Konversation desselben [4]). Bei manchen Schwierigkeiten der Verhandlungen in Rom verstand es Meneses, die Würde seines Auftraggebers zu wahren, ohne durch Schroffheit Anstoß zu geben; er verband die nötige Festigkeit mit bedeutender Milde in der Form und zeigte sich im Gegensatze zu russischen Kollegen als echter Diplomat im besten

1) S. über Gordons Mission an den Hof Karls II. in meiner Biographie Gordons in Raumers Taschenbuch, Fünfte Folge, Bd. IX, S. 83—86.

2) Dresdener Archiv.

3) „Ha con se famiglia di molta civiltà." S. Theiner, Monuments historiques etc., Rome 1859, S. 73.

4) Archive zu Venedig und Rom.

Sinne. Als Gleicher mit Gleichen verkehrte er in Rom mit den Vertretern der höchsten Gesellschaft. Auch der Besuch, welchen er dort der ehemaligen Königin von Schweden, Christine, abstattete, wobei es eine interessante Unterredung gab, machte einen günstigen Eindruck [1]).

Die angeführten Beispiele des Auftretens russischer Diplomaten im Auslande vor der Regierungszeit Peters des Großen zeigen, daß der Erfolg der diplomatischen Beziehungen gutenteils von einer glücklichen Wahl der geeigneten Persönlichkeiten für derartige Missionen abhing. Man nimmt da folgende Thatsachenreihe wahr. Anfänglich ist der Staat Moskau durch seine echt russischen Diplomaten im Auslande ganz schlecht vertreten. Sie sind ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Ja noch mehr, sie erwerben sich den Ruf von „Halbtieren“. Sodann nahm man die Hilfe der Ausländer für das Gesandtschaftswesen in Anspruch und befand sich sehr wohl dabei. Ebenso wie man, ehe es russische Ärzte gab, der ausländischen Mediziner, ebenso wie man für das russische Heerwesen der ausländischen Offiziere, Ingenieure und Artilleristen bedurfte, so konnte man nicht umhin, bei internationalen Fragen Ausländer als Zwischenträger, Dolmetscher und Diplomaten zu verwenden. Inzwischen gelangte man allmählich dahin, daß das Bildungsniveau der Russen der höheren Gesellschaftsklassen demjenigen der Ausländer nahezukommen begann. So konnte es denn geschehen, daß die echt russischen Diplomaten der Zeit Peters und in noch höherem Grade diejenigen der auf diese Periode folgenden Jahrzehnte in Tracht und Sitte, Geschäftskenntnis und Erfahrung den Ausländern glichen. Lefort, welcher an der Spitze der berühmten Gesandtschaft des Jahres 1697 stand, überragte seine russischen Kollegen, Golowin und Wosnizyn, an Feinheit der Formen und Sprachkenntnissen; dagegen kann die Tüchtigkeit der etwas späteren russischen Diplomaten, etwa Matwejews, Kurakins, Tolstois, Neplujews

1) S. meine Abhandlung „Russische Diplomaten im 17. Jahrhundert“, in der Russ. Revue, Bd. XXVIII, S. 33—72.

u. a., sehr wohl mit der Gewandtheit ihrer ausländischen Kollegen, etwa eines Huyssen oder eines Patkul oder eines Schleinitz verglichen werden. Der Unterschied zwischen Nesterow und Kellermann, zwischen Sheljabushskij und Gordon, zwischen Lichatschew und Meneses war so groß gewesen, wie der Abstand von Asien und Europa, von Roheit und Bildung, von Ignoranz und Erudition. Im 18. Jahrhundert stehen die russischen Diplomaten, unabhängig von Herkunft und Nationalität, auf gemeinsamem Boden, weil sie aus einer gemeinsamen Bildungsquelle schöpften; Russen, wie Bestushew, Woronzow, Rasumowskij leisten nicht weniger als die Ostermann, Stackelberg, Sievers, Budberg u. a. Dieser Ausgleich des Niveaus der politischen und gesellschaftlichen Bildung beider Elemente veranschaulicht die Macht des Fortschritts, welcher sich in Rußland während der Reformepoche vollzogen hat.

---

3. Ausländische Diplomaten in Rußland.

Gab es während des 16. und 17. Jahrhunderts mancherlei Klagen über die ganz wenigen Moskowiter, welche als russische Diplomaten in Westeuropa erschienen, so mußten die Eindrücke, denen westeuropäische Reisende in Rußland ausgesetzt waren, erst recht peinlicher Natur sein. Man hatte bei Gelegenheit des Verweilens im fremden Lande den Eindruck, daß es da Gefahren und Unzukömmlichkeiten gab, welche in anderen, höher kultivierten Ländern völlig unbekannt waren.

Es mochte gleich beim Betreten der Grenzen Rußlands schon sehr unangenehm berühren, daß sich der Weiterreise sofort Schwierigkeiten entgegenzustellen pflegten. Die russische Regierung war nicht gemeint, Fremden, auch wenn sie in der Eigenschaft von Vertretern angesehener Staaten erschienen, so ohne weiteres den Eintritt in das Staatsgebiet zu erlauben. So oft sich ausländische Gesandte an der russischen Grenze einstellten, wurden sie dort so lange festgehalten, bis die Lokalbehörden die Meldung von dem Eintreffen solcher Reisenden nach Moskau befördert hatten und von dort die Erlaubnis

zur Fortsetzung der Reise eingetroffen war. Bei der mangelhaften Kommunikation verging oft eine Reihe von Tagen, während deren der Aufenthalt des Reisenden an dem Grenzorte dauerte. Man war weit davon entfernt anzunehmen, daß internationale diplomatische Geschäfte dringlich sein könnten, daß es in aller Interesse sei Zeit zu sparen, unnötige Formalitäten zu vermeiden, den Verkehr zu erleichtern. Mit echt orientalischer Gemächlichkeit ließ man die Fremden warten, ehe man ihnen das Erscheinen in der russischen Hauptstadt zugestand. Von einer internationalen Freizügigkeit, von coulanten Formen im diplomatischen Verkehre hatte man im Staate Moskau keinen Begriff. Erst Peter der Große, welcher den Wert der Zeit zu schätzen wußte und sich von den Grundsätzen des Chinesentums emanzipierte, hat, wie in vielen anderen Stücken, so auch inbetreff solcher Formalien Abhilfe geschafft.

So gab es denn bei Reisen nach Moskau mancherlei Aufenthalt. Herberstein mußte bei der ersten sieben Tage in Nowgorod und bei der zweiten zwölf Tage in Smolensk verweilen, ehe er endlich die Reise nach der russischen Hauptstadt antreten konnte [1]). Solche Absperrungsmaßregeln blieben Jahrhunderte üblich. Als der venetianische Gesandte Alberto Vimina 1655 in Pskow erschien, gab es eine endlose Schreiberei zwischen den Lokalbehörden an der Grenze und der Zentralregierung, ob man dem Fremden die Weiterreise gestatten solle oder nicht. Ausdrücklich erwähnen die Beamten von Pskow, sie hätten ein- für allemal die Weisung, keinem Ausländer ohne besondere Erlaubnis vonseiten des Zaren die Fortsetzung seiner Fahrt zu gestatten. Es vergingen mehrere Wochen, ehe Vimina sich dem Ziele seiner Reise zu nähern vermochte [2]). Diese Fälle sind typisch und wiederholen sich in der Geschichte der diplomatischen Beziehungen Rußlands mit Westeuropa in jener Zeit unzähligemal.

1) Adelung, Herberstein, St. Petersburg 1818, S. 59 u. 160.

2) S. die Denkmäler diplomatischer Beziehungen (russisch), Bd. X, S. 809 ff., insbesondere 822—827.

Solche Vorsichtsmaßregeln scheinen mit dem Bestreben der russischen Regierung im Zusammenhange zu stehen, den Ausländern nach Möglichkeit keinen Einblick in die moskowitischen Zustände zu gewähren. Man mochte die Empfindung haben, daß manche Erscheinungen russischen Lebens auf die Fremden einen ungünstigen Eindruck machen könnten, und ordnete daher an, daß ausländische Gesandte keinen Augenblick ohne die strengste Beaufsichtigung blieben, daß sie sich nicht frei bewegen durften, um etwa über die Zustände des Landes Erkundigungen einzuziehen oder sich durch den Augenschein von der Mangelhaftigkeit russischer Verhältnisse zu überzeugen. Es kam den moskowitischen Machthabern denn doch darauf an, einen günstigen Eindruck zu üben, die Dinge in ihrer Lichtseite zu zeigen. Dabei geht es denn nicht ohne Schönfärberei, ja man darf sagen, nicht ohne einige Verlogenheit ab, wie aus folgenden Beispielen zu ersehen ist.

Als im Jahre 1568 der englische Gesandte Randolph nach Moskau kam, wurde er als Gefangener behandelt, vermutlich weil man verhindern wollte, daß er von den Greuelthaten des Zaren Iwan, von den kurz zuvor stattgehabten Massenhinrichtungen Unschuldiger erführe. Als während der Regierung des Zaren Boris Godunow die furchtbarste Hungersnot wütete, von deren Schrecken wir aus ausländischen und einheimischen Quellen Kunde haben, war die Regierung darauf bedacht, Fremden gegenüber ein Geheimnis daraus zu machen. Man traf Maßregeln, ausländische Gesandte, welche in dieser Zeit erschienen, über die Zustände zu täuschen. Wo sie durchreisten, waren Anstalten getroffen, durch künstliche Schaustellungen von Lebensmitteln den Eindruck des Volkswohlstandes und allgemeinen Behagens hervorzubringen, während gleichzeitig Hunderttausende Hungers starben.

Es fehlt nicht an Beweisen, daß derartige Veranstaltungen gelegentlich ihren Zweck erreichten.

Im Jahre 1654 hatte eine Pestepidemie in Moskau und der Umgebung der Hauptstadt gehaust. Es waren in verschiedenen Stadtteilen Moskaus 85—90 Prozent der Bevöl-

kerung der Seuche zum Opfer gefallen. Auch auf dem platten Lande hatte die Krankheit furchtbar aufgeräumt [1]). Bald darauf, als noch überall Spuren der maßlosen Entvölkerung sichtbar waren, erschien in Rußland jener obenerwähnte venetianische Gesandte Vimina. In den seine Weiterreise betreffenden amtlichen Korrespondenzen begegnet uns sehr häufig die Weisung, man solle diesen Diplomaten so geleiten, daß er überall eine dichte Bevölkerung antreffe, daß nur ja kein „Menschenmangel“ ihm auffalle. So das Bestreben der Zentralregierung wie dasjenige der Lokalbeamten. Einer der letzteren berichtet aus Smolensk, es seien in der Stadt allerdings sehr wenig Menschen, indessen habe man dem Gesandten seine Wohnung in einem Teile der Stadt angewiesen, wo sich mehr Menschen aufzuhalten pflegten [2]). Da nun der Gesandte, wie üblich, als Gefangener behandelt wurde, also keine Möglichkeit hatte, sichere Nachrichten über die öffentliche Hygiene zu sammeln, so konnte es geschehen, daß Vimina, welchen man in die am schwersten von der Pest betroffenen zentralen Gegenden gar nicht vordringen ließ, den Eindruck hatte, daß von Epidemieen in Rußland nichts zu hören sei, und daß er sich in diesem Sinne in seiner Schrift über Moskau äußerte [3]). Und das geschah unmittelbar nach einer der verhängnisvollsten Katastrophen dieser Art, welche die Geschichte der Medizin zu verzeichnen hat.

Selbstverständlich fehlte es vonseiten ausländischer Diplomaten nicht an bittern Klagen darüber, daß sie als Arrestanten behandelt würden. Als der dänische Gesandte Ulfeldt im Jahre 1575 nach Rußland kam, mußte er mit seinem Gefolge fünf Wochen in strengster Abgeschlossenheit in Nowgorod zu-

1) S. die Berechnung der Sterblichkeitsziffer in verschiedenen Lokalen und Bevölkerungsgruppen in meiner Abhandlung „Die Pest in Rußland“ 1654 in meinen „Beiträgen zur Kulturgeschichte Rußlands“, Leipzig 1887, S. 47 ff.

2) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen, X, S. 836—863.

3) „Relazione della Moscovia.“ „Non si sente il saggio di morbo pestilenziale.“

bringen; man verbot den Reisenden, auf die Jagd zu gehen; sie protestierten vergeblich gegen eine solche brutale Freiheitsberaubung. Indessen konnten die Russen doch nicht verhindern, daß die Dänen durch Augenzeugen viele einzelne Züge von den Metzeleien erfuhren, deren Iwan dort sich vor kurzem schuldig gemacht hatte [1]). Der Jesuit Possevin war bei seinem Aufenthalte in Moskau 1582 ganz verzweifelt darüber, daß eine Wache von 60 Soldaten vor seinem Haus es ihm unmöglich machte, auch nur den geringsten Spaziergang zu unternehmen; „es sei“, schreibt er, „angeblich eine Ehrenwache, thatsächlich aber wolle man verhindern, daß er mit irgendjemand eine Unterhaltung habe“ [2]).

Ähnliche Angaben begegnen uns in vielen Reiseberichten, u. a. bei Olearius, welcher mit der holsteinischen Gesandtschaft drei Wochen in Nöteborg warten mußte, ehe die Reise nach Moskau fortgesetzt werden durfte, und welcher, bei der Schilderung des Aufenthaltes in Moskau, sich ebenfalls bitter darüber beklagt, daß es den Ausländern streng verboten sei, sich allein, ohne Bewachung, auf die Straße hinauszuwagen. In dem Werke des Olearius ebenso wie in den Zeichnungen, welche der Freiherr von Meyerberg anfertigen ließ, finden sich Abbildungen des Hauses und Hofes, wo im 17. Jahrhundert ausländische Gesandte gewissermaßen als Arrestanten interniert waren. Der geräumige Hof läßt eine ausreichende Motion zu; es gab Bewegungsspiele; aber das Lokal durfte man nur unter erschwerenden Bedingungen und umgeben von Soldaten verlassen. Es waren Einrichtungen, wie sie in China und Japan vorzukommen pflegen [3]).

1) „Russkij Wjestnik“ 1887, Juli, S. 131 und Adelung, Übersicht der Reisenden, I, S. 277—278.

2) „Sono stato tenuto in tanta custodia, che non poteva uscire almeno per andar a pigliar pur una gucchia ... non volevano, ch' io parlasse, ne che mi fusse parlato.“ Pierling, Documents etc. S. 146.

3) S. z. B. Reins bekanntes Werk über Japan, Bd. I, S. 388, wo von der Beaufsichtigung ausländischer Diplomaten in Jeddo die Rede ist.

Der Begleiter des Grafen Carlisle, welcher letztere 1663 als englischer Gesandter in Moskau weilte, schreibt: „Von unserer Ankunft in Moskau an bis zu dem Tage der Audienz waren wir sozusagen Gefangene; denn es war uns das Ausgehen die ganze Zeit hindurch verboten. Und was noch schlimmer war, man litt nicht, daß uns irgendjemand von den in Moskau lebenden Ausländern besuchte, so daß z. B. die Frau Botschafterin es nicht dahin bringen konnte, die Damen der englischen Kaufleute bei sich empfangen zu dürfen. Nach der Audienz durften wir allerdings ausgehen, aber nicht anders als in Begleitung von Soldaten“ u. s. w. [1]).

Auch manche Etikettefragen und Förmlichkeiten hatten etwas Verletzendes für die Ausländer, welche nach Rußland kamen. Auf vielen Audienzbildern aus dem 16. und 17. Jahrhundert sieht man neben dem Zarenthron ein Waschbecken mit Handtuch, weil es für unerläßlich galt, des Zaren Hand sogleich nach dem Handkuß, also nach der unmittelbaren Berührung mit Ketzern, zu waschen [2]). Es ist das ein sprechender Zug für den Haß und die Verachtung, welche man den Fremden in Rußland entgegenbrachte. In zahllosen Zeremonialstreitigkeiten stellte sich der Hochmut der Moskowiter dar. Fast in allen Gesandtschaftsberichten begegnen uns Klagen über diesen Punkt. „Bei zivilisierten Völkern“, schreibt ein Zeitgenosse im 17. Jahrhundert bei Gelegenheit der Erzählung vom Empfange eines brandenburgischen Gesandten in Moskau, „wird einem fremden Gesandten nach Beschaffenheit des Charakters, den er führt, allenthalben das Gastrecht gegeben; in Moskau dagegen darf ein Pristaw (d. h. ein Beamter des auswärtigen Amtes) keinem Legaten die rechte Hand gestatten, bei Verlust seines Lebens“ [3]). Solche Streitigkeiten hatte u. a.

1) „Relation de trois ambassades“, Amsterdam 1672, S. 77—78.

2) Es gab bei einer solchen Gelegenheit einen Zwischenfall, insofern der päpstliche Diplomat Possevin sich über eine solche Kränkung beschwerte. S. weiter unten den Abschnitt „Katholizismus“, in dem dritten Buche „Byzanz“.

3) Ludolf, Schaubühne der Weltgeschichte, III, S. 668.

auch der Graf Carlisle und — behielt Recht. Auch wer zuerst aus dem Schlitten oder vom Pferde zu steigen habe, war eine Frage von der größten Bedeutung, welche viel Anlaß zu Zänkereien gab [1]). Ebenso fehlte es nicht an Titelstreitigkeiten. Genug, es gab vollauf Gelegenheit zu peinlichen Erörterungen. Auch in Westeuropa war man im 17. Jahrhundert in solchen Dingen peinlich genug. Es übt einen wohlthuenden Eindruck, daß Peter der Große einerseits eine gewisse Formlosigkeit im Verkehr mit ausländischen Diplomaten einführte, anderseits die den Ausländern schuldigen Formen der Höflichkeit von seinen Beamten verlangte. Als der französische Gesandte 1721 sich bei Peter darüber beklagte, daß die Würdenträger ihm keinen Gegenbesuch gemacht hätten, kamen alle ganz schnell auf des Zaren Befehl und entschuldigten die Versäumnis mit dringenden Geschäften, Fasten und anderen Abhaltungen [2]).

In welch charakteristischer Weise die Regierung Peters des Großen eine Übergangszeit darstellt, ersieht man aus den vor kurzem herausgegebenen Aufzeichnungen des dänischen Gesandten Juel, welcher sich 1709—1711 in Rußland aufhielt. Er kam zuerst nach Narwa, wo der Kommandant Sotow ihn hochmütig und argwöhnisch behandelte und ihm verbot, ohne Wache auszugehen. Vergebens protestierte Juel gegen diese Beschränkung seiner Freiheit. Ferner wurde er bei seiner „Defrayierung" auf Schritt und Tritt übervorteilt. Man verkürzte ihn, wo man nur irgend konnte. Dazu gab es im Verkehr mit den russischen Würdenträgern fortwährend allerlei Streit wegen der zu beobachtenden Etikette. „In Höflichkeitssachen sitzen die Russen auf der letzten Schulbank", heißt es in Juels Tagebuche bald nach dessen Ankunft in Narwa [3]).

1) Korb, Diarium itineris in Moscoviam, S. 39 erzählt von solchen Zänkereien und fügt hinzu: „Quoad Tzarea Majestas jam tempore felicissime regnans, in vivis fuerit, gentem hanc ad similes ineptissimas praetensiones non credo relapsuram."

2) „Sbornik" der Kaiserl. Histor. Gesellschaft, Bd. XL, S. 225.

3) „En Rejse til Rusland under Tzar Peter. Dagbogsoptegnelser af Viceadmiral Juel." Kopenhagen 1893. Herausgegeben von G. Grove. S. 78.

Als der Admiral Apraxin nach Narwa kam und ihm Juel seine Aufwartung machte, hielt es der russische Würdenträger nicht für seine Pflicht, ihm einen Gegenbesuch zu machen. Juel klagt bitter über die „bäuerische Dummheit und den Stolz" des Admirals. Die Kleinlichkeit und Arglist der Beamten, mit denen Juel es zu thun hatte, brachten ihn oft genug aus der Fassung. Er spottet darüber, daß manche dieser Herren den ihnen gar nicht anstehenden Fürstentitel führten [1]). Nicht nur das Gesinde dieser Männer, wie etwa Apraxin, Sotow, Golowkin u. a., zeichnete sich durch Schmutz und Gestank aus; auch die Herren selbst erschienen dem dänischen Gesandten nicht salonfähig. Der bald kriechend unterwürfige, bald familiäre Verkehr der Untergebenen mit den Vorgesetzten machte einen wunderlichen Eindruck; Fußfälle, wobei man mit dem Kopfe die Erde berührte — eine Sitte, wie dieselbe noch heute in China beobachtet wird —, tiefe Verbeugungen, wobei man wenigstens mit der Hand den Boden berührte, gemahnten an echt asiatische Allüren. Die höheren russischen Beamten erschienen verächtlich durch Dünkel, Bestechlichkeit und Unfähigkeit. Der Kommandant von Narwa, Sotow, ließ es den dänischen Gesandten empfinden, daß derselbe es versäumt hatte, ihn durch reichliche Geschenke zu gewinnen. Sehr bald begriff Juel, daß man, wenn man etwas erlangen wollte, die Russen hart anfahren müsse; bei den letzteren wechselte die schnödeste Grobheit mit einer würdelosen Zärtlichkeit ab. Ohne daß der Minister des Auswärtigen, Golowkin, auch nur ein Wort mit Juel reden konnte, da er nur russisch sprach, that er doch bei einer Gelegenheit, da er schwer betrunken war, besonders zärtlich mit dem dänischen Gesandten, umarmte ihn und lud ihn ein, mit ihm im Wagen zu fahren. Golowkin erschien als ganz unfähig und ungebildet; Apraxin, welcher nominell an der Spitze der russischen Marine stand, hatte von dem Seewesen — Juel konnte das als Fachmann beurteilen — keinen Begriff. Mussin-Puschkin, der die geistlichen Angelegen-

1) Juel a. a. O., S. 57.

heiten leitete, war, wie Juel bemerkt, der einzige der russischen Würdenträger, der etwas gelernt hatte; doch verstand er das Lateinische recht schlecht. Menschikow konnte weder lesen noch schreiben, aber er sprach Deutsch und war imstande, sich mit den Gesandten über politische Angelegenheiten zu unterhalten. Peters Fähigkeiten machten auf Juel einen bedeutenden Eindruck. Er verstand es, in alle Einzelheiten bei der Erörterung der Geschäfte einzudringen, und verband mit solcher Sachkenntnis und Leistungsfähigkeit eine bis zum Cynismus gehende Formlosigkeit im Verkehr mit den Diplomaten.

In unzähligen Fällen beklagten sich die letzteren in ihren Berichten über die Schlechtigkeit der Verpflegung in Rußland, die abscheuliche Küche, den Mangel an Komfort. Als Herberstein die für ihn bestimmte Wohnung bezog, fehlte alles Hausgerät und mußte erst herbeigeschafft werden [1]). Die überall herrschende Unreinlichkeit wirkte im höchsten Maße abstoßend. In einem in lateinischer Sprache geschriebenen Brief an den Zaren Alexei beschwerte sich der englische Botschafter Carlisle über die Unbequemlichkeit der Nachtlager auf dem Wege nach Moskau und fügte hinzu, er und die Mitreisenden hätten von Ungeziefer zu leiden gehabt [2]). Olearius redet ausführlich von der Unreinlichkeit der Russen in ihren Wohnungen, von der Unordnung beim Schlafen, Essen u. s. w. „Es werden“, schreibt er, „insgemein ihre Speisen mit Knoblauch oder Zipollen zugerichtet, daher alle ihre Stuben und Häuser, auch die köstlichen großfürstlichen Gemächer und Palatien auf dem Schloß, ja die Russen selbst, wenn sie mit einem reden, und alle Örter, da sie nur ein wenig gewesen, einen starken, uns Deutschen widerwärtigen Geruch von sich geben.“ Die „Russen“, bemerkt Olearius, „essen sehr gerne in Moskau gesalzene grobe Fische, welche wegen ersparten Salzes sehr stinken“ [3]). Als

1) Adelung, Herberstein, S. 167.

2) „Relation de trois ambassades“, S. 56.

3) Olearius, S. 204—205. Dergleichen wird von dem Geschmack der Koreaner berichtet.

eine große Anzahl Polen bei Gelegenheit der Vermählung des Demetrius mit Marina Mnischek nach Moskau kam, waren sie peinlich berührt von dem Mangel an Komfort bei Tische. Man gab den Polen keine Teller, und sie mußten sich aus Brot etwas Tellerartiges herstellen. Die Speisen waren fast durchweg ungenießbar [1]). Bei einem Essen, welches die Bojaren während des Interregnums (1610) dem polnischen Feldherrn Zolkjewski gaben, fiel es den Polen auf, daß verschiedene Weine zusammengegossen wurden. Alles Bitten, damit aufzuhören, fruchtete nichts; auch waren die Speisen ganz schlecht angerichtet [2]). Meyerberg wunderte sich darüber, daß bei dem Diner, das man ihm zu Ehren veranstaltete, weder Servietten gereicht noch die Teller gewechselt wurden [3]). Die silbernen Schüsseln, welche bei einem dem nach Japan reisenden Diplomaten, Engelbert Kämpfer, gegebenen Essen auf den Tisch kamen, „waren alle schmutzig, als wären sie nimmer gewaschen; denn sie werden nur in warmem Wasser abgespült, weil man einmal nach dem Scheuern gefunden, daß sie leichter geworden“ [4]). Bei einer andern Gelegenheit gab es sogar nur zinnerne Schüsseln und — hölzerne Löffel [5]). Ähnliche Klagen finden sich bei Carlisle und andern Reisenden. Juel war ganz verzweifelt über den Geruch des Knoblauchs und das unflätige Benehmen der sinnlos Betrunkenen bei Tische; selbst in Peters des Großen Gegenwart gab es ein tumultuarisches Schreien, Schimpfen und Johlen der Schmausenden, rohe Scherze, brutale Raufereien. Alles dieses erschien dem dänischen Gesandten höchst unsympathisch und widersprach den in Westeuropa herrschenden Sitten durchaus. Nicht bloß bei einem vom Admiral Apraxin in Narwa veranstalteten Essen, sondern sogar bei dem Festmahle bei Gelegenheit der Vermählung der Nichte Peters,

1) Memoiren von Zeitgenossen über Demetrius (russisch), herausgegeben von Ustrjalow, Bd. IV, S. 21 u. 162.

2) Ebenda S. 51.

3) Herberstein, Meyerberg, S. 41—42.

4) S. den Anhang zu Adelungs „Meyerberg“, S. 353.

5) Ebenda S. 358.

Anna, mit dem Herzoge von Kurland gab es bei Tische nur hölzerne Löffel [1]). Armut und Schmutz fielen auch bei Gelegenheit der holsteinischen Gesandtschaft auf. Olearius schreibt: „Man sieht wenig zinnerne, viel weniger silberne Geschirre, es wären denn Branntwein- oder Methschalen. Sie (die Russen) sind auch nicht gewohnt, in Reinigung und Polierung ihrer Gefäße große Mühe aufzuwenden. Auch die großfürstlichen silbernen und zinnernen Geschirre, woraus die Gesandten gespeist wurden, sahen schwarz und ekelhaft aus, wie man die Kannen bei etlichen faulen Wirtinnen, so in einem Jahre oder niemals gescheuret, antrifft" [2]). „Bei Hofe geht es schweinisch zu", schreibt Schleissing, „sowohl beim Kochen als mit andern Sachen auf gut Russisch" [3]). Als der Erzieher des Zarewitsch Alexei, Neugebauer, seinen Zögling anwies, bei Tische die abgenagten Knochen nicht in die Schüssel zurückzulegen, entstand die größte Entrüstung bei den Russen, und man drohte dem Erzieher mit den strengsten Strafen [4]). Dergleichen war traditionell. Als der dänische Gesandte Ulfeldt im 16. Jahrhundert bei Hofe speiste, ging es dabei, wie er bemerkt, „ekelhaft und unanständig" her; der Diplomat, welcher sich u. a. auch über die hölzernen Becher aufhält, aus denen getrunken wurde, bemerkt, er kenne keinen Menschen, welcher sich beim Essen so gemein benehme, wie der Zar Iwan IV. [5]). Juels Erzählungen von dem unerhört würdelosen Benehmen der Tischgenossen Peters und des Zaren selbst, Züge, welche man nicht wiedergeben mag, zeigen, daß die Russen in den anderthalb Jahrhunderten, welche seit dem Zaren Iwan IV. vergangen waren, im Punkte der Salonfähigkeit nicht viel gewonnen hatten. Peters Gäste schrieen „wie betrunkene Mörder"; es gab einen Lärm „wie bei einem Bauerngelage". Immer wie-

1) Edition Groves, S. 110 u. 300.

2) Persianische Reisebeschreibung, S. 203. Ähnliche Klagen bei Krishanitsch.

3) „Anatomia Russiae deformatae", Zittau 1688, S. 32.

4) Schreiben eines vornehmen deutschen Offiziers, 1704.

5) S. die Auszüge in dem „Russkij Wjestnik" 1887, Juli, S. 140.

der war Juel bei solchen Gelegenheiten darauf bedacht, sich wegzuschleichen, weil er es in der „gemeinen Gesellschaft" schlechterdings nicht aushalten konnte; indessen zwang Peter ihn zum Bleiben und zu weiterer Teilnahme an den wüsten Gelagen [1]).

Es berührte den dänischen Gesandten sehr peinlich, daß der Zar, welcher durch Kenntnisse, geschäftliche Erfahrung und Strebsamkeit seine Landsleute turmhoch überragte, sich in der Gesellschaft ungebildeter Menschen so wohl zu finden schien, daß er an den brutalen und unflätigen Scherzen der ihn stets umgebenden Hofnarren und Zwerge das größte Gefallen hatte und der Trunksucht und Schwelgerei in allen Stücken Vorschub leistete. Die Geschmacklosigkeit der Lebensweise des Zaren, welcher oft ganze Tage und Nächte von Haus zu Haus fahren, überall zu essen und zu trinken und plumpe Späße zu treiben vermochte, war allerdings verwunderlich genug. „Die Russen haben keine Ahnung, was schicklich ist und was nicht", sagt Juel. Es geschah wohl, daß die Hofnarren in Gegenwart des Zaren den Gästen oder einander ins Gesicht spuckten, daß der Zar einen Koch halbtot kitzelte, daß er ein besonderes Kraftstück produzierte, indem er ein lebendes Schaf mit einem Streich entzweischnitt, daß er, total betrunken, dem dänischen Gesandten einen Besuch machte u. s. w. Besonders roh erschien Peter in seiner Freude über die Betrunkenheit anderer. Weil Juel in dieser Hinsicht mehrfach von der despotischen Art des Zaren zu leiden hatte und diese Unsitten seine Gesundheit und sein Leben gefährdeten, verweilt er in seinem Tagebuche mit besonderer Umständlichkeit bei der Schilderung solcher Auftritte. Eines Tages, als ein Trinkgelage auf einem Schiffe stattfand, sollte Juel, der schon sehr viel hatte trinken müssen, noch ein großes Glas leeren. Er weigerte sich und flüchtete auf einen Mastbaum. Peter kletterte dem dänischen Gesandten mit einem vollen Becher nach und zwang ihn dort noch mehrere Gläser zu trinken, worauf Juel halb

1) Groves Edition an mehreren Stellen.

bewußtlos, nicht ohne die größte Lebensgefahr auf das Deck gelangte. Solche Auftritte wiederholten sich und nahmen gelegentlich einen noch peinlicheren Charakter an. Als Juel einst auf einem Schiffe sich entschieden weigerte, noch mehr zu trinken, umarmte und küßte ihn der Zar, hielt ihm mit der einen Hand den Kopf und zwang ihm mit der andern das volle Glas an den Mund, so daß Juel dasselbe leeren mußte. Als sodann Juel sich mit seiner Schaluppe entfernen wollte, ließ ihn der Zar mit Gewalt zurückhalten. Es gab einen peinlichen Zwischenfall. Juel zog seinen Hirschfänger und drohte seine Gegner zu verwunden. Peter kam, schwer betrunken, dazu und sagte ihm, er werde ihn beim dänischen König dafür verklagen, daß er in seiner, des Zaren, Gegenwart die Waffe entblößt habe. Es gab einen argen Wortwechsel zwischen dem Zaren und dem Gesandten und am andern Tage gegenseitige Entschuldigungen, man sei betrunken gewesen und wisse kaum, was geschehen sei u. dgl. m. Ein andermal, als Juel sich weigerte zu trinken, fiel Peter vor ihm auf die Kniee und erklärte, er werde sich nicht eher erheben, als bis Juel mehrere Glas Ungarwein getrunken haben werde. Der Gesandte ließ sich ebenfalls auf die Kniee nieder; es dauerte eine Weile, bis Juel sich dazu herbeiließ 6—7 große Becher zu leeren und — schwer betrunken war.

So war es denn nicht zu verwundern, daß Juel seine diplomatische Mission als eine schwere Last empfand und froh war, Rußland verlassen zu können. Als Ende 1711 der Gedanke auftauchte, ihn abermals nach Rußland zu senden, erklärte er, er habe dazu keine Lust, weil er aus Erfahrung wisse, welche Widerwärtigkeiten ihm in einem solchen Falle im Punkte der Völlerei bevorständen u. s. w. [1]). Es scheint übrigens etwas später der Trinkzwang vonseiten Peters weniger streng geübt worden zu sein, da der französische Gesandte (1720) berichtete, er habe seine Weigerung zu trinken erfolgreich durchzusetzen vermocht [2]).

1) S. die Edition Groves S. 82. 112. 223. 231—254. 311—313. 453.

2) „Sbornik“ der Kaiserl. Histor. Gesellschaft, Bd. XL, S. 159.

Es gab übrigens in Rußland inbetreff der Behandlung ausländischer Gesandter noch weit Schlimmeres.

Als im Jahre 1569 Paul Juusten von dem schwedischen Könige Johann III. an den Zaren Iwan IV. abgesandt wurde, ließ man in Nowgorod, vermutlich auf Grund eingeholter Befehle, den Gesandten und dessen Genossen nicht weiter ziehen; man umgab ihre Wohnung „auf gut japanisch“ mit 496 hohen Pfählen, um ihnen jede Verbindung mit der Stadt unmöglich zu machen, wobei außerdem alle 24 Stunden das ganze Gefolge, Mann für Mann, gezählt wurde. Als sie nach viertehalbmonatlicher Haft nach der Wohnung des Gouverneurs sich begeben durften, gab es hier einen Zwischenfall. Der Gesandte Juusten, sein Gehilfe Schubert und das ganze Gefolge wurden zum Zimmer hinausgeworfen. Kaum hatten sie glücklich ihre Fuhrwerke erreicht, um in ihre Wohnung zurückzukehren, als ihnen Leute nachgeschickt wurden, welche sie aus den Wagen rissen, ihnen die Hände auf den Rücken banden und sie einem Reiter übergaben, der die Enden der Stricke hielt und dem sie zu Fuße und in vollem Laufe mehr als eine Viertelmeile durch die sie verhöhnende Menge bis in ihre Wohnung folgen mußten. Hier entkleidete man sie bis aufs Hemd und trieb noch allerlei Unfug und Spott mit ihnen. Alles, was sie an Gold, Silber, kostbaren Gefäßen und barem Gelde um und an sich hatten, wurde ihnen weggenommen, und sie mußten drei Tage in einem engen Zimmer bei Brot und Wasser zubringen. Als endlich den Gesandten die Weiterreise nach Moskau gestattet wurde, gab es unterwegs bei der damals herrschenden Teuerung so schlechte Verpflegung, daß sie, fortwährend als Gefangene und Missethäter behandelt, zum Genuß der ekelhaftesten Dinge gezwungen waren. Nach einer sehr heiklen Aufnahme in Moskau, wo die Gefangenschaft fortdauerte, schickte man die Unglücklichen nach Murom, wo man sie in einem verfallenen Gebäude einsperrte, das sogleich mit 745 hohen Pfählen eingezäunt wurde. Hier blieben sie ein Jahr und zwei Monate eingeschlossen, und in dieser Zeit verloren sie 15 ihrer Leute an der Pest. Dann brachte man sie

nach Klin, wo es abermals arge Zwischenfälle gab und der Zar Iwan IV. sie persönlich hart anließ. Ähnliches wiederholte sich in Nowgorod, bis sie dann endlich die Heimreise antreten durften [1]).

Es war dieses allerdings in der schlimmsten Zeit des Terrorismus während der Regierung Iwans IV. geschehen. Aber eine derartige Behandlung ausländischer Diplomaten entspricht Zug für Zug der Brutalität, mit welcher gelegentlich russische Diplomaten in der Krim noch zu Ende des 17. Jahrhunderts behandelt wurden.

Ähnlich wie dem schwedischen Gesandten Juusten erging es im Jahre 1575 dem dänischen Diplomaten Ulfeldt und dessen Genossen. In dem Bericht über diese Mission finden sich Einzelheiten über die fast komisch renommistische Art der Haltung des Zaren bei den Audienzen, wobei er jedesmal in anderer Kleidung in den grellsten Farben, gelb, blau, violett, in Seide und Sammet erschien, mit Ketten behängt, „wie ein Frauenzimmer", von Perlen strotzend, so daß sogar die Stiefel mit Perlen besetzt waren. Während der Rede des Gesandten benahm sich der Zar läppisch, lächelte einem der Würdenträger, Bjelskij, zu, indem er ihm die kostbaren Ringe an seinen Fingern zeigte und dazu taktlose Bemerkungen über Dänemark machte. So oft bei der Audienz der Titel des Zaren genannt wurde, hob Iwan in seinem Hochmut die Brauen und die Schultern und ließ auch sonst eine lächerliche Aufgeblasenheit erkennen. Bei den Verhandlungen mit den Ministern spuckte einer derselben, Bjelskij, mehrmals auf die Gesandten. Die Verpflegung war die denkbar schlechteste; man gab den Diplomaten ungenießbare Getränke und das trübe Wasser in so unreinen Gefäßen, daß sie den Wunsch äußerten, sich das Wasser selbst holen zu dürfen, was indessen nicht gestattet wurde. Auf

1) Adelung, Übersicht der Reisenden, I, S. 245—252. Der lateinische Text ist mehrmals gedruckt worden, u. a. bei Ewers und Engelhardt; Beiträge zur Kenntnis Rußlands und seiner Geschichte, Dorpat 1816.

der Rückreise gab es unterwegs die allerelendesten Haltestellen in Bauerhäusern, wobei man den Reisenden nicht erlaubte, sich Lebensmittel zu kaufen u. dgl. m. [1]).

Man darf sagen, daß das Leben der Ausländer, welche nach Rußland kamen, gelegentlich in Gefahr war. Iwan IV. war ein Gönner der Engländer. Unmittelbar nach dem Tode des Zaren war der englische Diplomat Bowes den ärgsten Mißhandlungen ausgesetzt. „Dein englischer Zar ist gestorben“, sagte ihm Schtschelkalow, einer der russischen Würdenträger. Man dachte ernstlich daran, den Gesandten hinrichten zu lassen; doch kam er mit dem Leben davon, mußte aber ganz schnell abreisen [2]).

So schlimme Zwischenfälle gab es im 17. Jahrhundert mit ausländischen Gesandten nicht mehr, und die Völkerrechtsfälle, welche sich während der Regierung Peters des Großen mit verschiedenen Diplomaten zutrugen, hatten denn doch einen anderen Charakter. Es geschah wohl, daß der österreichische Diplomat Pleyer plötzlich abreisen mußte, weil er über die bei Gelegenheit der Katastrophe des Zarewitsch Alexei im Lande herrschende Mißstimmung an seine Regierung berichtet hatte [3]). Aus ähnlichen Gründen wurde um dieselbe Zeit bei dem holländischen Residenten de Bie eine Haussuchung veranstaltet, wobei ihm eine Menge Papiere abgenommen wurden, so daß der Diplomat, als er über diesen Gewaltstreich Bericht erstattete, die Generalstaaten anflehte, ihn und seine Familie zu schützen und ihm baldmöglichst die Abreise aus diesem „unglücklichen“ Lande zu ermöglichen [4]). Allerdings waren auch damals noch solche Zwischenfälle in Rußland viel eher möglich als anderswo. Nicht ohne Grund schrieb in ähnlicher Veranlassung der Baron Saint-Hilaire an den englisch-hannö-

1) „Russkij Wjestnik“ 1887, Juli, S. 140 ff. 161 ff.

2) Ssolowjew, VII, S. 331. S. ferner Hamel a. a. O., die Edition Jurij Tolstois u. a.

3) S. A. Hasselblatts Monographie über Pleyer in der Russischen Revue, Bd. VII, S. 425 ff.

4) S. Ustrjalow, Gesch. Peters des Großen, VI, S. 553 ff.

verischen Residenten Weber im Jahre 1717: „Überall anderswo, wo feste Regeln herrschen, kommen dergleichen Dinge nicht vor; aber Sie kennen ja das hiesige Volk, welches keinerlei Rechte achtet und seinen unmittelbaren Eingebungen folgt" [1]). Inzwischen war in Rußland ein corps diplomatique als ständige Institution emporgekommen. In demselben lag eine Bürgschaft für die Sicherheit der einzelnen Gesandten; ein Rückfall in die gewaltthätige Art früherer Jahrhunderte war ausgeschlossen, und Rußland selbst hatte ein Interesse daran, sich den überall herrschenden völkerrechtlichen Gepflogenheiten anzupassen.

4. Der Hof, die höheren Stände, die Volkssitten.

Mochten ausländische Diplomaten in Rußland noch so sehr als Gefangene behandelt werden, um ihnen den Einblick in russische Verhältnisse zu erschweren, so hatten sie doch vollauf Gelegenheit, sich eine Vorstellung zu machen von dem Land und dem Volke, dem Habitus des Hofes, den Allüren der Bureaukratie, den Sitten und Gebräuchen der niederen Klassen. Ganz abgesehen von den mancherlei unliebsamen Vorfällen, welche sich mit den Reisenden zutrugen, waren die letzteren oft unfreiwillige Zeugen von Vorgängen, welche sie über die Natur des moskowitischen Staates und dessen Bewohner zu belehren geeignet waren.

In erster Stelle mußten Touristen mit offiziellem Charakter, accreditierte Diplomaten einen Einblick erhalten in das Treiben am russischen Hofe. War auch der Verkehr mit den russischen Herrschern bis zur Zeit Peters so gut wie ausschließlich auf Förmlichkeiten bei Audienzen und Schmausereien beschränkt und konnte von einer persönlichen Bekanntschaft mit den Vorgängern Peters nicht die Rede sein, schon weil der Mangel an Sprachkenntnissen einen unübersteiglichen Wall zwischen den Ausländern und den Souveränen aufrichtete, so hatte

1) Herrmann, Zeitgenössische Berichte, II, S. 91.

man doch die Möglichkeit, sich einen allgemeinen Begriff zu machen von der jeweilig auf dem Throne sitzenden Persönlichkeit, von der Hofetikette, dem Verkehr der Zaren mit den Würdenträgern, den Sitten und Gebräuchen im Mittelpunkte des russischen Staats- und Gesellschaftswesens. Da war es denn nicht schwer, die Grundzüge dieser ganz abgelegenen, Europa fremden Welt zu erkennen, den Eindruck zu gewinnen, daß der Charakter des russischen Hofes jedes internationalen Zuges im Sinne der Kultur des Westens entbehrte.

Es hing dieses in erster Linie mit dem Mangel internationaler Heiraten zusammen. Nur selten und ausnahmsweise und vorübergehend macht sich während der letzten Jahrhunderte vor Peter ein gewisser fremdländischer Einfluß bei Hofe geltend, welcher mit einer derartigen Eheschließung zusammenhängt. Ein solcher Einfluß ist episodisch; das spezifisch moskowitische Wesen gewinnt alsbald regelmäßig die Oberhand, und der Hof bleibt durch und durch national.

In früheren Zeiten war das anders gewesen. Während der ersten paar Jahrhunderte der Geschichte Rußlands hatte es keineswegs an internationalen Heiraten gefehlt. Man war in jener Zeit, als Kijew den Mittelpunkt des russischen Staates bildete, lange nicht so exklusiv wie später, nach der Verlegung des Schwerpunktes in den Osten der russischen Gebiete. Weisen wir auf derartige Beispiele internationaler Eheschließungen hin, welche geeignet sein konnten, eine Brücke zu bilden zwischen Westeuropa und Rußland.

Die ersten Fürsten waren selbst Fremde, Einwanderer. Der Begriff der Nationalität fehlte. Es gab keine Vorurteile in diesem Punkte, am wenigsten im Punkte der Ehe zu einer Zeit, wo die Monogamie erst im Entstehen war. Unter den zahlreichen Frauen Wladimirs (980—1015), welchem man später den Namen des Heiligen beilegte, sieht man eine Musterkarte von Nationalitäten: es gab da u. a. eine Böhmin Malfreda, eine Warjagerin Rognjeda, die griechische Prinzessin Anna. Die Gemahlin des Großfürsten Swjatoslaw Igorewitsch (945—972) war eine ungarische Prinzessin Predslawa.

Wladimirs Stiefsohn, Swjatopolk, war mit der Tochter des Königs Boleslav von Polen verheiratet; Wladimirs älteste Tochter, Predslawa, vermählte sich mit dem König von Böhmen, die zweite, Premislava, mit dem König von Ungarn, die jüngste, Maria, mit dem König Kasimir von Polen, sein Sohn Swjatoslaw mit einer ungarischen Prinzessin. Jaroslaw (1019 bis 1054) war mit einer schwedischen Prinzessin vermählt, sein Sohn Isjaslaw (1054—1078) mit einer polnischen Prinzessin. Die Gemahlin des ältesten Sohnes Jaroslaws, Wladimir, soll eine Tochter Haralds, Grafen von Kent, welcher als letzter König aus sächsischem Stamme fiel, gewesen sein. Wsewolod, der vierte Sohn Jaroslaws, heiratete eine griechische Prinzessin, Wjatscheslaw, eine Gräfin von Stade, Igor Kunigunde, Gräfin von Orlamünde. Von Jaroslaws Töchtern heiratete die älteste, Elisabeth, Harald, König von Norwegen, die zweite, Anna, den König Heinrich I. von Frankreich, die dritte, Anastasia, den König Andreas von Ungarn. Kaiser Heinrich IV. heiratete eine russische Prinzessin Agnes oder Adelheid oder Eupraxia, welche früher an den Markgrafen von Stade verheiratet gewesen war. Swjatopolks (1093 bis 1113) älteste Tochter vermählte sich 1102 mit Boleslaw III. von Polen, die zweite mit dem Sohne des Königs Coloman von Ungarn, welcher seinerseits Wladimir Monomachs Tochter heiratete. Maria, die Tochter des russischen Fürsten Wolodar, wurde die Gemahlin eines griechischen Prinzen (1104) u. dgl. m. [1]).

Von allen derartigen internationalen verwandtschaftlichen Beziehungen bleiben in der Zeit der Tatarenherrschaft nur einige Fälle von Verschwägerungen mit orientalischen Dynastieen übrig, wie denn schon im 12. Jahrhundert Beispiele von Eheschließungen zwischen fürstlichen Personen aus dem russischen Herrscherhause und Polowzern oder Polowzerinnen vorkommen. Die Beziehungen zu Europa hören auch in diesem Stücke wie sonst so gut wie völlig auf, was wesentlich dazu

1) S. Strahl, I, 116. 150. 167. 168. 190. 191. 200. 201.

beitrug, Westeuropa während des Mittelalters in völliger Unkenntnis über Rußland und das letztere Gebiet orientalischer Sitte treu zu erhalten. In der Zeit, da die geographische Entdeckung Rußlands erfolgte, da eine politische Annäherung Westeuropas an Moskau stattfand, gab es keinerlei verwandtschaftliche Bande, welche die europäischen Höfe mit Rußland im Zusammenhange erhalten hätten. Es war eine Ausnahme, wenn der Zar Iwan III. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sich mit der griechischen Prinzessin Zoë vermählte; einen einigermaßen internationalen Charakter hatte die Ehe Wassilij Iwanowitschs (1505—1534) mit der Helene Glinskij von Litauen, doch war diese Ehe nicht standesmäßig. Es ist beachtenswert, daß die russischen Fürsten, von deren hohem Begriff von der Legitimität oben die Rede war, in diesem Punkte keine hohen Ansprüche erhoben. Sämtliche Frauen Iwans des Grausamen waren relativ bescheidener Abkunft; ob er daran gedacht habe, seine Hand der Königin Elisabeth von England anzubieten, erscheint zweifelhaft; sicher ist, daß er erfolglos um die Hand einer Verwandten der Königin, der Mary Hastings, warb. Die Vermählung des Demetrius mit der Marina Mnischek war, wenn auch nicht standesmäßig, doch echt international und wäre von großer Wirkung für die Einführung polnischer Sitten nach Rußland geworden, wenn nicht wenige Tage nach der Hochzeit schon die Katastrophe des Demetrius sich vollzogen hätte. Die Versuche des Zaren Boris, seine Tochter Xenia mit einem dänischen Prinzen zu vermählen, schlugen fehl, weil der Bräutigam in Moskau an einer infektiösen Krankheit starb. Ebenso mißlangen die Versuche des Patriarchen Philaret, seinem Sohne, dem Zaren Michail (1613 bis 1646), eine dänische Prinzessin zur Gemahlin zu verschaffen. Man wollte in Dänemark nichts davon hören. Als der Zar Michail seine Tochter Irina mit dem dänischen Prinzen Waldemar zu verheiraten sich bemühte, scheiterte der Entwurf an der Unduldsamkeit des zarischen Hofes, welcher darauf bestehen wollte, daß der Bräutigam, welcher bereits nach Moskau gekommen war, zur griechisch-orthodoxen Kirche übertreten sollte.

Einen internationalen Charakter hatte die erste Ehe des Zaren Feodor (1676—1682) mit einer Polin, Gruschezkij, und während dieser Zeit hat eine teilweise und episodische Polonisierung des russischen Hofes stattgefunden. Erst in der Zeit Peters beginnt das Zeitalter internationaler und standesmäßiger Heiraten in Rußland; es gab verwandtschaftliche Beziehungen zu verschiedenen westeuropäischen Höfen. Den Reigen eröffnet die Vermählung der Nichte des Zaren, Anna Iwanowna, mit dem Herzoge von Kurland. Dann vermählt sich der Zarewitsch Alexei mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolffenbüttel, Peters Nichte Katharina mit dem Herzoge von Mecklenburg, Peters Tochter Anna mit dem Herzoge von Holstein. Während der letzten Jahre der Regierung Peters war von der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit dem Könige Ludwig XV. oder mit einem französischen Prinzen die Rede, ohne daß solche Entwürfe zur Ausführung gekommen wären. Aber die Bahn war geebnet, und die mannigfaltigen verwandtschaftlichen Beziehungen des russischen Herrscherhauses mit westeuropäischen Dynastieen werden ein ständiges Institut des Hofes und haben einen hervorragenden Anteil an dem erfolgreichen Prozesse der Europäisierung des Landes.

Es ist den Gepflogenheiten der letzten zwei Jahrhunderte gegenüber von Interesse, daran zu erinnern, daß die Eheschließungen russischer Zaren im 16. und 17. Zug für Zug nach chinesischem Muster stattfanden. Wie bis in unsere Tage in China die Sitte sich erhalten hat, für den Kaiser, sobald er sich vermählen soll, eine Brautschau zu veranstalten, wie aus allen Teilen des Landes die schönsten Mädchen zusammengesucht werden, um nach sorgfältiger Musterung eine engere Wahl zu treffen und dem jungen Herrscher die Entscheidung zu überlassen, so geschah buchstäblich dasselbe im Staate Moskau von den Zeiten Iwans IV. an bis zur ersten Ehe Peters des Großen, diese mit eingeschlossen. Über ein Jahrhundert lang, gerade in der Zeit, als Europa von Rußland nähere Kenntnis erhielt, hat sich diese Sitte oder Unsitte erhalten. Man denke, welchen wundersamen Eindruck es in andern Ländern hervor-

bringen mußte, wenn Taube und Kruse in ihrem Sendschreiben, worin sie den Zaren Iwan IV. an den Pranger stellten, berichteten, der Herrscher habe aus allen Ortschaften des Reiches 2000 Jungfrauen hohen und niederen Standes nach der alexandrowschen Vorstadt, wo er sich aufzuhalten pflegte, bringen lassen, um sich eine Frau auszusuchen; ein Jahr lang soll die Besichtigung gedauert haben. Dann wurden 24 Jungfrauen zurückbehalten, und aus diesen wählte Iwan für sich und seinen Sohn Gemahlinnen aus. Die erstere war die Tochter eines nowgorodischen Kaufmanns [1]). Daß eine Anwandlung der Despotenlaune eines geisteskranken Wüterichs für die folgenden Jahrzehnte als ständige Institution Wurzel fassen konnte, ist sehr beachtenswert. Oft und oft haben sich die Beispiele einer solchen Brautschau in großem Stil, u. a. bei Gelegenheit der Vermählungen der ersten Zaren aus dem Hause Romanow, wiederholt und einer Unmasse von Ränken der Familien, um deren Töchter es sich dabei handelte, Thor und Thür geöffnet. Romanhafte Episoden spielen sich dabei ab. Die Niedertracht und Verlogenheit der Emporkömmlinge, welche durch den Erfolg bei einer solchen Menschenlotterie Ansehen und Vermögen zu erlangen hoffen, steigern sich zu Verbrechen; es kommen Fälle von Vergiftung vor; unschuldige Bräute werden wegen angeblicher Verheimlichung körperlicher Mängel mit ihren Familien ins Elend, in die Verbannung verstoßen. Solche Dinge entbehren nicht bloß jedes Zuges der Vornehmheit; sie verhöhnen auch die einfachsten Grundsätze der Moral. Mochte auch ein christliches Prinzip der Monogamie dabei aufrecht erhalten bleiben, so gemahnen die Palastintriguen bei der Brautschau an die schlimmsten Nachtseiten echt orientalischen Haremslebens [2]).

1) S. merkwürdige Einzelheiten aus den Schriften Taubes und Kruses, Ulfeldts und Oderborns bei Herrmann III, S. 223. Über die Institution der Brautschau s. eine Fülle von Aktenauszügen, insbesondere aus dem 17. Jahrhundert in Sabjelins grundlegendem Werke „Das häusliche Leben der Zaren und Zarinnen“ (russisch), Moskau 1869, II, S. 225—259.

2) S. z. B. die Episode mit der Marie Chlopow, der Braut des

Von solchen internen Vorgängen der Hofgeschichte mochte nur ganz weniges in die Kreise der Ausländer dringen. Aber durch Kotoschichins Werk erfuhr man wenigstens in Schweden von diesen Institutionen, denen in der westeuropäischen Hofwelt nichts Ähnliches zur Seite stand, und welche kaum verständlich waren. Besonders verwunderlich erschien es, daß die Zaren bei ihren Eheschließungen so durchaus nicht standesmäßig verfuhren. Der Begleiter des Grafen Carlisle, Miège, schreibt in dem Anhange zu seinem Werke „Relation de trois ambassades“: „Es ist ohne Zweifel der Majestät eines Monarchen würdig, eine ausländische Prinzessin, also nicht eine seiner Unterthaninnen zu heiraten; eine solche Ehe ist gleichwertig und die Nachkommenschaft ist durchaus königlich. Nimmt der Herrscher eine tief unter ihm stehende Frau zur Ehe, so steigt er gewissermaßen vom Throne herab, um eine Person auf denselben zu erheben, welche nie gelernt hat, die Stufen desselben hinanzusteigen. Dergleichen ist verletzend für die Majestät des Monarchen.“ Indessen glaubt der Erzähler auch den Grund eines solchen Verfahrens in Rußland zu kennen; er bemerkt: „Die Zaren heiraten niemand anderes als ihre eigenen Unterthaninnen, weil sie von ausländischen Prinzessinnen einen die im Lande herrschenden Sitten verändernden Einfluß befürchten“ [1]). Es galten also dieselben Gesichtspunkte des Fremdenhasses für maßgebend, welche die Beziehungen mit dem Ausland überhaupt auf das Notwendigste beschränkt sehen wollten und den Verkehr mit den ausländischen Gesandten erschwerten.

Mit diesem Emporkömmlingswesen der russischen Zarinnen im 16. und 17. Jahrhundert hängt denn auch die orientalische Abgeschlossenheit, die Nichtigkeit der Rolle der Frauen am russischen Hofe zusammen. Auch die unfaßbare Unzartheit

Zaren Michail bei Ssolowjew, Sabjelin u. a. Ähnlich die Episode mit der Wsewoloshskij unter Alexei u. dgl. m. Ssolowjew, IX, 167; X, 152 u. 153.

1) „Relation de trois ambassades“, S. 369.

mancher Hochzeitsgebräuche, der Cynismus und der Mangel an Salonfähigkeit bei solchen Gelegenheiten [1]) erklärt sich durch den Mangel an Achtung vor der Frau; noch mehr als auf andern Gebieten tritt uns in diesem Punkt in dem russischen Staate jener Zeit der asiatische Charakter desselben entgegen. Die Frau erscheint als die Sklavin des Mannes. Je vornehmer sie ist, desto weniger darf sie gesehen werden. Sie verbringt ihr Dasein in klösterlicher Abgeschiedenheit; statt einer Gefährtin des Zaren ist seine Gemahlin eine stets unter strengster Aufsicht gehaltene Favoritin.

Die geknechtete Stellung der Frauen in Rußland fiel allen Ausländern auf. Herberstein schreibt: „Die Lage der Frauen hier ist beklagenswert; diejenigen, welche nicht völlig eingesperrt leben, werden verachtet." Je höher der Stand, desto vollständiger die Absperrung von der Außenwelt, die klösterliche Zucht; am eifersüchtigsten wurden die Frauen und Töchter der Zaren bewacht; in der Regel durften sie nicht anders als in festgeschlossenen Kutschen, deren Öffnungen oder kleine Fenster verhängt waren, ausfahren; die Frauengemächer befanden sich meist in den von der Straße am weitesten entfernten Teilen des Hauses; die Schlüssel zu diesen Gemächern pflegte der Hausherr bei sich zu verwahren; oft konnte man nur durch die Zimmer des Mannes in diejenigen seiner Frau und Töchter gelangen; der Hof hinter den Frauengemächern war von einem hohen und festen Bretterzaun umgeben, so daß, wie ein Pole am Anfang des 17. Jahrhunderts bemerkt, nur etwa ein Vogel hinübersehen konnte [2]).

Es geschah einmal, daß jemand der Mutter Peters des des Großen im Palast unvermutet begegnete; er wurde verhaftet, gerichtet, bestraft. Meyerberg bemerkt, daß etwa von tausend Hofbeamten kaum einer sich rühmen könne, die Gemahlin oder die Schwestern oder die Töchter des

1) S. Kotoschichin, I, 6, 11—15.

2) Maskewitsch in der Edition Ustrjalows „Schriften der Ausländer über den Pseudodemetrius", V, S. 62.

Zaren (Alexei) gesehen zu haben. Erkrankte eine dieser Damen, so durfte der behandelnde Arzt sie nicht sehen; den Puls der verhüllten Kranken fühlte er durch eine feine Decke.

Solche Dinge deckten sich buchstäblich mit den Vorgängen in Asien. Als ein persischer Gesandter 1639 in Holstein erschien, hatte er eine Frau bei sich, welche niemand zu sehen bekam, und die stets ganz vermummt einherging. Fuhr sie aus, so wurde die Strecke von der Thüre des Hauses bis zur geschlossenen Kutsche mit zwei Stücken Tuch verhängt. „Ein Bassa in Aleppo", so erzählt ein Zeitgenosse, „dessen Frau krank wurde, befragte einen Arzt, welcher der Patientin an den Puls fühlen wollte. Da ließ der Bassa ein Loch in den Vorhang schneiden; die Kranke steckte die Hand in einem Handschuh heraus. Nach vielem Hin- und Herreden wurde ein kleines Fleckchen zwischen dem Ärmel und dem Handschuh ledig gelassen, so daß der Puls gefühlt werden konnte" [1]). Man sieht: Persien, Aleppo, Moskau gleichen einander in allen Stücken. Reutenfels erzählt, daß, als einst bei einer Ausfahrt die Zarin Natalja Kirillowna sich erkühnte, ein Fensterchen ihrer Kutsche zu öffnen, dieses Unterfangen ein peinliches Aufsehen erregte; man machte die Fürstin auf das Unstatthafte einer solchen Neuerung aufmerksam; sie mußte sich fügen und das Fensterchen schließen.

Solche Züge, welche zeigten, daß Rußland und Westeuropa einen Gegensatz darstellten, konnten den beiderseitigen Diplomaten nicht entgehen. Charakteristisch sind in dieser Beziehung folgende Episoden. Als der russische Gesandte Lichatschew (1658) in Florenz weilte, verlangte der Großherzog Ferdinand, daß der Gesandte und seine Genossen seiner Gemahlin ihre Aufwartung machten. Lichatschew verweigerte dies, weil in der ihm gegebenen Instruktion nichts davon stehe. Ferdinand verwies sehr ungehalten auf das überall geltende Herkommen,

1) Ludolf, Schaubühne der Weltgeschichte, II, S. 745 mit einer Abbildung, welche den Vorgang darstellt.

drohte die Gesandten, wenn sie seinen Wunsch nicht erfüllten, ohne alle Antwort zu entlassen, und behauptete, die ihm zugefügte Ehrenkränkung sei unerhört. Als die Russen auf ihrer Weigerung bestanden, gab es weitere Auseinandersetzungen, bis denn endlich die Gesandten sich dazu bequemten, der Gemahlin Ferdinands einen Besuch abzustatten [1]). Im Auslande mußten Drohungen angewandt werden, um die Russen zu der den Damen schuldigen Höflichkeit zu zwingen. In Rußland war es überhaupt verboten, den Damen zu begegnen. Kotoschichin erzählt, es seien einst polnische Gesandte nach Moskau gekommen und hätten auch für die Zarin Geschenke mitgebracht. Indessen konnten sie nicht die Erlaubnis erlangen, diese Geschenke der Zarin überreichen zu dürfen. Man gab vor, sie sei krank. Aber sie war gesund, schreibt Kotoschichin; man wußte indessen, daß sie dabei nicht verstehen würde, sich der Situation entsprechend zu benehmen; sie hätte auf die Begrüßung der Fremden nichts zu antworten gewußt, weil sie ja ganz ungebildet war [2]). Der Gefährte des Grafen Carlisle erzählt von einem ähnlichen Zwischenfall im Jahre 1663: „Der Botschafter bat um die Erlaubnis, der Großfürstin und auch den beiden jungen Prinzen [3]) seine Aufwartung machen zu dürfen. Der Hofbeamte Prontschischtschew antwortete ihm inbetreff der Großfürstin, es sei nicht üblich, daß sie sich vor irgendeinem Gesandten blicken ließe. Als sodann Seine Excellenz bemerkte, die Gesandten des Zaren in England hätten sehr häufig Audienzen bei der Königin gehabt, wußte der Beamte nichts anderes darauf zu erwidern, als daß eine solche Freiheit am russischen Hofe nicht bestehe, und daß dergleichen nicht üblich sei. Dasselbe galt von den Prinzen, welche man erst sehen dürfe, wenn sie das Alter von zwölf Jahren erreicht hätten, und anderes sei eben nicht üblich. So lautet das Haupt-

1) Nowikows „Alte russische Bibliothek", Bd. IV, S. 568 ff.

2) Kotoschichin, Kap. IV, § 32.

3) Damals lebte noch der älteste Sohn Alexeis, Alexei, welcher bald danach starb. Es waren also dieser und Feodor. Iwan und Peter wurden später geboren.

argument der Moskowiter, so oft sie alle ihre Absurditäten rechtfertigen wollten" [1]).

Dergleichen „Absurditäten" wurden allerdings erst einige Jahrzehnte später abgeschafft. Aber gewissermaßen am Vorabend der Geburt Peters des Großen hatten sie noch die vollste Geltung. Kotoschichin schrieb um dieselbe Zeit etwa, als Carlisle darüber unterrichtet wurde, was in Rußland „nicht üblich" sei, den Zarewitsch dürfe niemand sehen, ehe er das fünfzehnte Jahr erreicht habe; er fahre in einem dicht verschlossenen, mit Vorhängen versehenen Wagen; so oft er in der Kirche erscheine, würden neben ihm von beiden Seiten ausgespannte Tücher getragen, welche seinen Anblick jedermann entzögen [2]). Man glaubt beim Lesen solcher Dinge von Tokio oder Peking zu hören. Weiter heißt es bei Kotoschichin: „Die Schwestern und Töchter des Zaren, welche in besonderen Gemächern, wie Einsiedlerinnen, wohnen, sehen nur sehr wenige Menschen und werden nur von sehr wenigen gesehen; sie verbringen ihr Leben in Gebet und Fasten und in Thränen gebadet; das Glück der Ehe ist ihnen versagt. Selbst die Vornehmsten im Reiche sind als Sklaven des Zaren unwürdig der Eheschließung mit einer Zarewna; diese aber an ausländische Prinzen zu verheiraten, ist nicht Sitte wegen der Verschiedenheit des Glaubens, und auch, weil die Zarewnen mit Sprache und Sitten anderer Staaten nicht bekannt sind und dieses ihnen zur Schande gereichen würde" [3]). Von Kotoschichin erfahren wir auch, daß die Hofdamen nicht mit der Zarin aßen, daß diese auch nur höchst selten mit dem Zaren zu speisen pflegte, daß die Schlafzimmer weit auseinander gelegen waren u. dgl. m.

Eine solche Abgeschiedenheit war nicht geeignet, Charaktere auszubilden, den Geist zu entwickeln. Eine gewisse Stumpfheit, Gleichgültigkeit, Passivität mußte die Folge einer solchen

1) „Relation de trois ambassades", S. 79.

2) Kotoschichin, Kap. I, § 28. 29.

3) Ebenda § 25.

Lebensweise sein. Das Vergnügen der höchstgestellten Frauen bestand darin, daß sie mit ihren Mägden saßen, sich von denselben Märchen erzählen ließen, sich mit Zwerginnen und Spaßmacherinnen umgaben; auch befanden sich in den Gemächern der Frauen, wie in den Höfen bei denselben, Schaukeln verschiedener Konstruktion; sie waren ein Hauptzeitvertreib. Die Eitelkeit der Frauen dieser höheren Stände war kindischer Art. Bei der Damentoilette spielte die Schminke eine große Rolle; man legte in Massen Weiß und Rot auf, schminkte den Hals, die Hände, sogar die Augen. Gelegentlich ergab sich die eine oder die andere dieser Damen dem Trunke. Als die russischen Gesandten in Kopenhagen für die Verheiratung der Tochter des Zaren Michail, Irina, um die Hand des dänischen Prinzen warben, lobten sie die guten Eigenschaften der Zarewna und hoben ausdrücklich hervor, daß sie sich niemals betrinke. Nicht einmal Ziergärten gab es, an denen sich die Töchter und Schwestern der Zaren in ihrer klösterlichen Abgeschiedenheit zu erfreuen vermochten. Es fehlte jede Spur eines Wirkungskreises. Selbst die Art der Armenpflege, mit welcher wohl diese Unglücklichen sich gelegentlich beschäftigten, erforderte keine Geistesarbeit, kein selbständiges Handeln; das Bettelwesen blühte in orientalischer Weise; es herrschten konventionelle, rituale Formen, welche dem Walten der Individualität keinen Spielraum gestatteten. Nur in beschränktem Maße konnten Handarbeiten, Stickereien die vornehmen Damen in Anspruch nehmen, ihnen Anregung bieten; es war auch dies eine Art Müßiggang. Von geistiger Speise war keine Rede, da ja so gut wie keinerlei Unterricht vorausging. So blieben denn als fast einzige Anregung gottesdienstliche Gebräuche übrig; in den Frauengemächern herrschte die Stickluft der Klosterzelle.

Allmählich vollzog sich ein Fortschritt. Nach der Erwerbung Kleinrußlands (1667) machte sich von dorther ein wohlthuender Einfluß auf die Erziehung der Zarewnen geltend [1].

1) S. meine Abhandlung „Die Frauenfrage im Zeitalter Peters des Großen", Russische Revue, Bd. XV, S. 113 ff.

Also noch während der Regierung des Vaters Peters des Großen ist eine Änderung zu spüren. Der Unterschied der beiden Ehen Alexeis ist augenfällig. Alexei lernte seine erste Gemahlin, Maria Iljinischna Miloslawskij, bei Gelegenheit einer gewöhnlichen, nach alter Form veranstalteten Brautschau kennen. Seine zweite Gemahlin, Natalia Kirillowna Naryschkin, die Mutter Peters des Großen, sah Alexei zuerst, gewissermaßen als Privatmann und zufällig, in dem Hause des Bojaren Matwejew, mit welchem er, im Widerspruche zu früheren Sitten, einen ungezwungenen freundschaftlichen Verkehr unterhielt [1]). Die offizielle Brautschau, welche hinterher, da der Brauch es verlangte, veranstaltet wurde, scheint eine leere Formalität gewesen zu sein. Der Zar hatte bereits vor derselben seine Wahl getroffen. So äußerte sich in der Art der zweiten Eheschließung Alexeis der Einfluß eines durch westeuropäische Impulse bewirkten Fortschrittes. Alexei hatte während seines Aufenthaltes in Polen bei Gelegenheit der Feldzüge in diesen Ländern mancherlei gelernt; er war beweglicher, mehr Privatmann und weniger Halbgott oder Götze als seine Vorgänger geworden. Auch wich die Stellung der Zarin Natalia Kirillowna in vielen Stücken von derjenigen früherer Zarinnen ab. Sie nahm teil an mancherlei Vergnügungen Alexeis, welche den früheren Satzungen der Hofetikette widersprachen; sie erschien wohl bisweilen bei den Jagden ihres Gemahls; sie wohnte den dramatischen Vorstellungen bei, welche Matwejew durch Ausländer veranstalten ließ; sie fuhr bisweilen mit dem Zaren in einem offenen Wagen aus; sie liebte Musik und Tanz. Der Bann des früheren Traumlebens im Palaste, des Halbschlafs der vornehmsten Frauen des Landes war gebrochen. Das Treiben am Hofe während der letzten Jahre der Regierung Alexeis wurde moderner; der Zar selbst war unternehmender, lebenslustiger, geselliger als seine Vor-

1) Stählin, Anekdoten über Peter, russ. Ausgabe von 1830, I, Nr. 1, hörte diese Geschichte von einer alten Dame, welche diese Zeit miterlebt hatte.

gänger; es kündigte sich ein frischer Luftzug der bevorstehenden Reformepoche an.

Wenige Jahre vor Peters Geburt schrieb Kotoschichin von den Frauen der höchsten russischen Kreise: „Das weibliche Geschlecht ist des Lesens und Schreibens unkundig; es ist nicht Sitte, die Mädchen darin zu unterweisen; es fehlt ihnen an Verstand; sie sind einfältig, ohne Ideen, schüchtern; denn von ihrer Kindheit an bis zu ihrer Ehe leben sie in verborgenen Gemächern und sehen nur ihre nächsten Anverwandten; man kann daraus entnehmen, daß sie gar keine Möglichkeit haben, ihren Verstand zu schärfen und Kühnheit zu erlangen" [1]). Wenige Jahre später trug sich folgendes Vorkommnis am Hofe zu. Als der Zar Alexei eines Tages in seinem Lustschloß zu Kolomenskoje in seinem Prunkgemach einen ausländischen Diplomaten empfing, lauschte die Zarin hinter der Thüre und blickte neugierig durch die Thürspalte. Der dreijährige Peter war bei ihr; plötzlich öffnete der ungeduldige Knabe die Thüre, und die Zarin, welche gleich einer Sultanin, verborgen bleiben sollte, ward sichtbar. Es ist, als habe in dieser unscheinbaren Episode die große Veränderung der kommenden Zeit angedeutet werden sollen. Kein anderer als Peter hat die Frauengemächer geöffnet, Luft und Licht hineinströmen lassen, die Frauen aus ihrer Zelle befreit, sie zur Teilnahme am Lebensgenuß und an den Geschäften berufen [2]).

Aber auch die Zaren selbst bedurften der Emanzipation von der Klosterluft, welche im Kreml herrschte, von der Hofetikette, welche in dem Leben des Herrschers mönchische Gewohnheiten, kirchliche Satzungen, eine peinliche Beobachtung äußerer Formen in den Vordergrund stellte. Die Rußland besuchenden Diplomaten sahen den Zaren nur bei den Audienzen, bei den offiziellen Schmausereien oder bei geistlichen Zeremonieen, wo er dem Patriarchen koordiniert oder gar in gewisser Weise demselben subordiniert war. Man hatte nicht

1) Kap. IV, § 32.
2) S. meine „Europäisierung", S. 561—562.

den Eindruck, daß der Zar irgendeiner erheblicheren Thätigkeit sich widme. Ausländische Diplomaten reden von dem vorherrschenden Müßiggang im Leben der Zaren und heben hervor, daß eine Hauptbeschäftigung derselben darin bestehe, der Thätigkeit der Gold- und Silberarbeiter und der Juweliere zuzuschauen, deren Werkstätten sich im Palaste befanden [1]); und Kotoschichin erwähnte, daß der Zar, im Gegensatze zu der Lebensweise westeuropäischer Herrscher, niemanden zu besuchen pflegte [2]). Auch dieser Bann mußte gebrochen werden, und wie schon oben bemerkt wurde, macht sich während der letzten Jahre der Regierung Alexeis in diesem Punkte eine Änderung bemerklich. Unter Peter begegnet uns bei Hofe das reine Gegenteil der steifen orientalischen Etikette des Kreml zu Moskau. Der zum Teil auf der Gasse, zum Teil in der deutschen Vorstadt und im Auslande erzogene Neuerer warf den ganzen Plunder des Zeremoniells, der götzendienerischen Repräsentation von sich, gab sich in vollen Zügen dem Lebensgenusse hin und widmete sich der Arbeit. Auf diesem Gebiete wurde er der Erzieher der Großen des Reiches, deren Habitus ebenfalls auf die Reisenden des 16. und 17. Jahrhunderts einen höchst ungünstigen Eindruck hervorgebracht hatte.

Schon daß die Männer mit ihren langen Ärmeln und schlafrockartigen Gewändern im Grunde Weiberkleidung trugen und in derselben wenig leistungs- und arbeitsfähig erschienen, mußte abstoßend wirken. Dieser Zug des echt orientalischen Müßiggangs fiel u. a. Herberstein auf, welcher schreibt: „Es geht kein Edelmann, so etwas reich ist, zu Fuß bis über das vierte oder fünfte Haus, es folge ihnen denn ein Pferd nach. . . . Die Herren sitzen mehrtheil innerhalben ihren Häusern und handeln nimmer oder gar selten etwas, weil (d. h. während) sie spazieren. Sie verwunderten sich höchlich, wenn sie sahen, daß wir in unserer Herberge spazierten und hiermit mehrtheil unsere Geschäfte verrichteten“ [3]). Es war ein Zei-

1) Fletcher, On the russe commonwealth, Kap. 26.

2) Kap. II, § 19.

3) Herberstein, deutsche Ausgabe von 1576, Bl. 52^b.

chen der Vornehmheit, möglichst wenig sich zu bewegen oder jede Kraftanstrengung zu vermeiden. Bei der ersten Begrüßung des Grafen Carlisle durch den russischen Würdenträger Prontschischtschew stieg der letztere nicht anders als von seinen Dienern getragen aus dem Schlitten [1]. Als zu Ende des 17. Jahrhunderts Tolstoi, ein älterer Mann, ins Ausland reiste, war er nicht bloß darüber höchlichst erstaunt, daß die vornehmen Frauen in Warschau öffentlich erschienen, unverhüllt spazieren fuhren, ohne dies „für eine Schande zu halten", sondern auch in Wien besonders darüber, daß Kaiser Leopold bei einer Prozession allein ging, d. h. nicht bei den Armen geführt wurde [2]. Eine solche Trägheit, sich führen zu lassen, galt in Rußland für vornehm. Aber diese Vornehmheit vertrug sich, vom westeuropäischen Standpunkt aus betrachtet, sehr schlecht mit der Unterwürfigkeit und Kriecherei in dem Benehmen des hohen Adels nicht bloß dem Zaren, sondern gelegentlich auch anderen Personen gegenüber. Fletcher schreibt ganz erstaunt über den knechtischen Sinn der höchsten Fürsten, Beamten und Würdenträger, welche dem Zaren nie zu widersprechen wagten und keine Meinung zu haben sich erkühnten. Herberstein bemerkt, daß die vornehmen Herren, welche sonst keine fünfzig Schritte weit zu Fuße zu gehen pflegten, ihre Pferde zuhause ließen, wenn sie an den Hof gingen. Es war allerdings bei strengster Strafe verboten bis an den Palast des Zaren zu reiten; je nach den Rangstufen war die Entfernung bemessen, in welcher man, wenn man sich dem Palaste näherte, vom Pferde steigen mußte [3]. Es kam vor, daß selbst Bojaren für einen solchen Fehler, wenn sie nicht rechtzeitig abstiegen, geknutet wurden [4]. Daß die Personen hohen Standes täglich der Gefahr der schmachvollsten Körperstrafen ausgesetzt waren und bei unzähligen Prozeduren dieser Art, nichts Ehr-

1) „Relation de trois ambassades", S. 67.
2) S. mein Buch über Peter den Großen, S. 192.
3) Kotoschichin, Kap. II, § 14 u. 15.
4) Kotoschichin, Kap. II, § 14.

verletzendes darin erblickten, erschien den Ausländern ebenso unbegreiflich, wie daß diese vornehmen Leute ebenso wie alle anderen in den an den Zaren gerichteten Schriftstücken ihre Namen nicht anders als im verächtlichen Diminutiv gebrauchten, also z. B. statt Peter — „Petruschka", statt Iwan „Iwaschka" u. dgl. m. [1]). Auch diese Unsitte, wie so manche andere, wurde in der Zeit Peters beseitigt. Früher hatte niemand dem Palaste nahen dürfen, ohne sein Haupt zu entblößen; wer vor dem Zaren erschien, mußte sich auf die Erde stürzen. In der Verordnung vom 30. Dezember 1701 heißt es bei Abstellung solcher asiatischer Sitten: „Wo bleibt da der Unterschied zwischen Gott und dem Zaren, wenn beiden gleiche Ehre erwiesen wird? Die Ehre, welche mir gebührt, besteht darin, daß man weniger vor mir kriecht, mir aber und dem Staate mit mehr Eifer und Treue dient" [2]).

Es war nicht leicht, den russischen Großen das würdelose, unterwürfige Wesen abzugewöhnen. Verschiedene Züge sind in dieser Hinsicht charakteristisch und zeigen, welch ein Unterschied zwischen der Vornehmheit in Westeuropa und derjenigen in Rußland bestand. Als im Jahre 1606, bei Gelegenheit der Hochzeitsfeierlichkeiten des Demetrius, der junge Zar eine Anzahl Goldmünzen unters Volk werfen ließ, standen im Publikum Polen wie Russen umher. Die Russen warfen sich wie rasend auf die Dukaten, und selbst vornehme Bojaren, wie z. B. Dimitrij Schuiskij, suchten das Geld zu erhaschen, während kein einziger Pole sich bückte, um eine Münze aufzuheben, und ein polnischer Edelmann, welchem ein paar Dukaten auf den Hut gefallen waren, dieselben abschüttelte. Demetrius, welcher mit Unwillen die Begehrlichkeit der Russen beobachtete, ließ das Münzenwerfen einstellen [3]). Es mußte den

1) Carlisle, S. 380. S. die weitere Ausführung solcher Züge weiter unten in dem Abschnitt „Tatarisierung".

2) Ssolowjew, XV, S. 115.

3) Nach den übereinstimmenden Erzählungen des deutschen Kaufmanns Peyerle und einiger Polen in der Edition der Memoiren von Zeitgenossen über Demetrius, II, S. 56 und IV, S. 45—46.

Ausländern auffallen, daß die verschiedensten Gesellschaftsklassen sich weder durch Bildung noch durch äußere Haltung voneinander unterschieden, sondern nur etwa durch größere oder geringere Kostbarkeit der Kleidung. An Selbstgefühl schien es in gleichem Maße bei allen zu fehlen, da im Grunde alle gleich roh und ungebildet waren. Wie die Geringeren als Bittsteller sich vor den Bojaren zu Boden zu werfen pflegten, „als hätten", wie der Begleiter Carlisles sagt, „die Würdenträger ihre Ohren an den Füßen" [1]), so demütigten sich die vornehmsten Leute in ähnlicher Weise vor dem Zaren. Diese Kriecherei berührte die Westeuropäer so überaus peinlich, daß wir gelegentlich in ihren Berichten sehr ausführlichen Schilderungen solcher Sitten begegnen [2]). Die Würdelosigkeit, Völlerei und Brutalität der höchsten Kreise der russischen Gesellschaft erinnerten an die Unsitten in der Hefe des Volkes. Der römische Reisende Barberino, welcher im Jahre 1565 einem Gastmahl am Hofe des Zaren Iwan IV. beiwohnte, erzählt, viele Bojaren wären völlig betrunken gewesen und hätten dann, in der Nacht aus dem Palaste kommend, bis über die Kniee im Kote waten müssen, um zu ihren Pferden gelangen zu können, weil es verboten war, in unmittelbarer Nähe des Kremls zu reiten. „Ich habe dieses", schreibt Barberino, „nicht unerwähnt lassen wollen, damit man sich einen Begriff von ihren sonderbaren Gebräuchen machen könne" [3]). Petrejus, Olearius und viele andere Beobachter berichteten während des 17. Jahrhunderts von der unglaublichen Roheit der vornehmen Leute in Rußland bei den verschiedensten Gelegenheiten. Juel erzählt, wie ein Fürst Schachowskoi sich für Geld ohrfeigen ließ, wie der Admiral Apraxin einen hohen Beamten, Kikin, bei Tische mit einer Flasche auf den Kopf schlug, wie ein Zank zwischen Apraxin und Menschikow zu Thätlichkeiten ausartete,

1) „Relation de trois ambassades", S. 328.

2) S. z. B. Juel, S. 81.

3) „Relazione di Moscovia" bei Adelung, Übersicht der Reisenden, I, S. 237.

so daß beide einander bespieen, wie unbeschreiblich gemein und brutal sich der Kommandant von Narwa, Sotow, bei Tische benahm u. s. w. [1]).

Auch über den völligen Mangel an Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, an Pflicht- und Rechtsgefühl wird häufig in den Berichten der Ausländer Klage geführt. Ein Pole schreibt von dem russischen Bauer zu Anfang des 17. Jahrhunderts, ein Meineid sei ihm ebenso geläufig „wie eine Beere zu verschlucken" [2]). Petrejus bemerkt von den Russen: „Sie sind ungläubisch, leichtfertig, thun gern unrecht und schwören leichtlich, halten aber nicht, was sie zusagen und geloben. Einer vertrauet dem andern nicht einen Thaler zu leihen ohne Pfand und Handschrift; der Vater glaubt dem Sohne nicht, der Sohn dem Vater nicht ohne Pfand, Handschrift oder Bürgen" [3]). Bei Olearius heißt es: „Ihre Scharfsinnigkeit und List geben sie in Handlungen, Kaufen und Verkaufen sattsam zu verstehen, da sie allerhand Vorteile und Ränke den Nächsten zu berücken erdenken. Und wer sie betrügen will, muß gut Gehirn haben. Denn weil sie die Wahrheit sehr zu schonen und gern Lügen zu gebrauchen und argwöhnisch zu sein pflegen, wollen sie einem andern auch gar selten Glauben zustellen, und wer sie berücken kann, den loben sie und halten ihn für einen Meister" [4]). „Man erhält", bemerkt Juel, „sehr selten eine schriftliche Antwort, weil die Russen sehr wortbrüchig sind und nicht gebunden sein wollen" [5]). „Die Neigung der Russen zu betrügen", lesen wir in einer Depesche Campredons aus dem Jahre 1721, „ist den Russen angeboren und wird durch das Beispiel und die Erziehung durch ihre Verwandten weiterentwickelt; sie sind unerschöpflich in allerlei Ausflüchten und Trugmitteln" [6]). Rinhuber erzählt, daß wenn etwa ein Aus-

1) Juel, S. 81. 256. 304.

2) Ustrjalows Edition der Memoiren von Ausländern über den Demetrius, IV, S. 100.

3) Petrejus, S. 614.

4) Olearius, S. 186.

5) Juel, S. 319.

6) „Sbornik" der Histor. Gesellschaft, XL, S. 427.

länder einen russischen Beamten frage, ob er „Ehre und Redlichkeit“ verstehe, der Russe meine, er werde gefragt, ob er die deutsche Sprache kenne und natürlich antwortet, er verstehe nichts davon. Es ist das, fügt Rinhuber hinzu, „possierlich, doch nicht ungereimt gesagt“ [1]). Ganz verzweifelt über die moralischen Mängel der Russen schreibt der Serbe Krishanitsch, welcher als Panslavist die wärmsten Sympathieen für den moskowitischen Staat empfand: „Die Russen sind bestechlich und unehrlich. Nur durch die Käuflichkeit russischer Beamten haben die Ausländer Handelsprivilegien erworben; mit Recht prahlt Olearius, man könne in Moskau für Geld die heimlichsten Papiere abschreiben lassen; für Geld verkaufen die russischen Gesandten im Auslande die Ehre des Landes. Nicht umsonst werden die Russen von anderen Völkern als Betrüger, Diebe und Mörder verschrieen“ u. s. w. [2]). Im Gespräch mit einem Engländer bezeichnete einmal der Zar Iwan IV. selbst die Russen als Betrüger und Diebe und verwahrte sich gegen die Bemerkung des Ausländers, er, der Zar, sei ja auch ein Russe, indem er von seiner normannischen Abstammung sprach [3]). Ähnlich bemerkte Peter der Große einmal, allen Geschäftskniffen der Juden seien die noch viel durchtriebeneren Russen überlegen. Von einem niedrigen Niveau der Moral zeugt es, wenn ein Zeitgenosse [4]) gelegentlich bemerkt, es gebe in Rußland keine geeigneten Personen, um Vormundspflichten auszuüben, oder wenn Kotoschichin erzählt, wie die Soldaten, welche beim Löschen von Feuersbrünsten helfen mußten, nach jeder solchen Gelegenheit untersucht zu werden pflegten, ob sie nicht etwas gestohlen hätten [5]), oder wenn derselbe Gewährsmann von den unglaublichen Betrügereien berichtet, welche beim Verheiraten der Töchter sich sehr oft zutrugen.

1) „Relation du voyage en Russie fait en 1684.“ Berlin 1883, S. 265.

2) Krishanitschs Schriften, I, S. 24. 294. 296.

3) Fletcher, russ. Ausgabe, S. 14.

4) Krishanitsch.

5) Kotoschichin, Kap. VII, § 5.

„Es kommt sehr häufig vor", heißt es da, „daß man statt einer gesunden oder schönen Tochter eine kranke oder häßliche an den Mann bringt, daß man statt der zu Verheiratenden eine hübsche Dienstmagd zeigt, oder daß man bei der Brautschau, wenn das Mädchen zu klein ist, sie auf einen Schemel stellt" u. dgl. m.[1]). Immer wieder begegnen wir Zornesausbrüchen über die Verlogenheit der Russen. „Es ist unumstößlich wahr, daß in der ganzen Welt mit den zu verheiratenden Mädchen nicht so viel Betrügerei vorkommt wie in Moskau", sagt Kotoschichin. „Sie sind die betriegligsten und falschesten Menschen, die in der ganzen Welt zu finden sind", heißt es bei Petrejus, welcher der zahllosen Meineide in Rußland erwähnt[2]). „Die Moskowiter wissen nicht, was Anstand und Ehrlichkeit ist", schreibt der französisch-polnische Agent Neuville zu Ende des 17. Jahrhunderts. „Beim Gruße", bemerkt derselbe Schriftsteller, „machen die Russen das Zeichen des Kreuzes, wahrscheinlich um Gott zum Zeugen ihrer Untreue anzurufen, denn die letztere ist ihre Haupteigenschaft"[3]). Neuville findet keine Worte, um die anderen schlechten Eigenschaften nach Gebühr zu geißeln; er nennt die Russen barbarisch, mißtrauisch, argwöhnisch, grausam, geizig, feige, niederträchtig, von knechtiger Gesinnung, unnatürlichen Lastern ergeben u. s. w.[4]). Olearius bemerkt: „Wenn man die Russen nach ihren Gemütern, Sitten und Leben betrachtet, sind sie billig unter die Barbaren zu rechnen und kommt ihnen jetzt nicht zu, was man voralters von den Griechen, derer Ankunft und Art sie sich zwar rühmen, und doch weder Sprache noch Kunst von ihnen haben, gehalten, daß diese allein die klugen

1) Kotoschichin, Kap. XIII, § 10—15. Vgl. Petrejus, S. 629. Des ersteren Aussagen können nicht sowohl als eine Entlehnung, sondern als eine Bestätigung derjenigen des letzteren gelten.

2) Petrejus, S. 620.

3) „Je crois, qu'ils font cela pour prendre Dieu à témoin de leur infidélité; car la mauvaise foi est une de leur vertus." „Relation curieuse et nouvelle de la Moscovie." A la Haye 1699, S. 192.

4) Ebenda S. 181.

und subtilen Leute, andere aber, so keine Griechen waren, Barbaren genannt worden. Denn die Russen keine freie Künste und hohe Wissenschaften lieben, viel weniger sich selbst darinnen zu üben Lust haben. Sie bleiben ungelehrt und grob" [1]).

Und das Maß dieser „Grobheit", wie es in den Berichten der Ausländer geschildert wird, war der Art, daß eine Reproduktion der Urteile und eine Anführung von Einzelheiten unstatthaft erscheint. Es genüge die Bemerkung, daß inbetreff der Unflätigkeit und Sittenlosigkeit die allerhaarsträubendsten Dinge mit einer solchen Übereinstimmung von Ausländern berichtet werden, daß es nicht der vielfach vorhandenen Bestätigung durch russische Berichte und Aktenstücke bedürfte, um zu der Annahme zu nötigen, daß die Entrüstung der Ausländer nur zu begründet erschien [2]).

Allen Ausländern, welche in Rußland weilten, fiel die Geneigtheit der Russen zu Gewaltthätigkeit auf. Fletcher bemerkt, auch der gemeine Mann sei grausam und tyrannisch, sobald er nur die Macht habe. Daher gebe es so viele Räuber und Mörder, so unzählige Excesse von Bettlern und Dieben, bei

1) Olearius, S. 184.

2) S. u. a. Petrejus, S. 136, wo auch unnatürlicher Laster erwähnt ist. Die Geneigtheit zu unziemlicher Unterhaltung s. bei Olearius, S. 192 ff. Dort auch von den Puppenspielen im Volke, der Frechheit der Weiber und den Folgen der Trunksucht. Wie die Weiber sich schminken u. s. w. bei Petrejus, S. 595. Von unziemlichen Reden bei Maskewitsch in der Edition Ustrjalows, V, S. 61—62. Über das Benehmen im Bade s. Olearius, S. 208. 216. Kotoschichin sagt Kap. II, 20, die Frauen und Mädchen säßen nach Männerart zu Pferde, „nicht wie in andern Staaten". Von unanständigem Tanzen spricht Miège, Relation de trois ambassades, S. 40. Derselbe Schriftsteller erwähnt der unnatürlichen Laster, nennt die Moskowiter „gens perfides", tadelt ihre Kriecherei, ihren Mangel an „orgueil et ambition" rc. Schleissing spricht von der Betrunkenheit und Zuchtlosigkeit der Weiber im Volk und bemerkt: „Was das nun für ein schönes Leben sein möge, kann sich ein jeglicher gar leichtlich bei sich vorstellen." „Anatomia Russiae deformatae", S. 48. Einen Einblick in die Zuchtlosigkeit liefert der Stoglaw. S. über diesen Bernhardi, II, 1, S. 320 ff.

soviel Geneigtheit zu Unmäßigkeit und Unsittlichkeit, bei so arger Gewissenlosigkeit, daß selbst die Tataren ehrenhafter erscheinen als die Russen [1]). Die Zahl der in der Hauptstadt jährlich gefundenen Leichen Ermordeter muß allerdings nach den Zeugnissen mancher Reisenden die in Europa herrschende Kriminalität weit überschritten haben. Kotoschichin erzählt u. a., daß es bei Beerdigungen von Zaren etwas Gewöhnliches sei, daß Hunderte von Menschen im Gedränge der Zuschauer durch Räuber ermordet würden [2]). Von einer ähnlichen Häufung solcher Kriminalfälle während des russischen Karnevals, der sogenannten „Maßlenniza" (Butterwoche), wo ebenfalls Hunderte von Leichen in den Straßen gefunden wurden, reden Kotoschichin, Neuville, Schleissing u. a. [3]). Olearius schreibt: „Es ging keine Nacht vorbei, ohne daß des Morgens Unterschiedliche tot auf den Gassen gefunden wurden. Zu unserer Zeit wurden am zweiten Tag Wintermonats 15 Erschlagene vor der Semische Dwor oder Hoff [4]) gezählt. Denn dahin werden sie des Morgens hingeschleppt. Wer die Seinen des Nachts unvermutlich im Hause vermisset, gehet dahin sie suchen" [5]). Und Ähnliches finden wir bei anderen Berichterstattern. Korb spricht von Beispielen der Gewaltthätigkeit der Russen u. a. auch im Verkehr mit den Ausländern; Juels Begleiter Äreboe erzählt in seinen Aufzeichnungen, wie er während seines Aufenthaltes in Rußland etwa dreißigmal in der äußersten Lebensgefahr geschwebt habe, und wie viele Mordthaten dort verübt würden. Juel berichtet, wie man sowohl auf den Landstraßen als in den Städten, wenn man ohne Bewachung erschien, jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt war, von Räubern angefallen, ausgeplündert und erschlagen zu werden. Ostermann, welcher etwas später als Minister eine

1) „On the russe commonwealth", Kap. 28.

2) Kotoschichin, Kap. I, § 32.

3) Neuville, Relation curieuse et nouvelle de la Moscovie, S. 190. Schleissing, S. 81 u. dgl. m.

4) Polizeigebäude.

5) Olearius, S. 200.

große Rolle spielte, war in Moskau auf dem Punkte, in der Nähe des von Juel bewohnten Hauses, von Räubern ermordet zu werden und rettete sich nur mit knapper Not in das Haus des dänischen Gesandten. Ein in russischen Diensten stehender Militär, Willemowski, wurde in Moskau in der unmittelbaren Umgebung von Juels Wohnung von Räubern tödlich verwundet und starb in Juels Hause. Während der drei Monate, welche der dänische Gesandte in Rußland verlebte, wurden in der Straße, wo er wohnte, nicht weniger als 16 Menschen erschlagen, obgleich Juel Wachen aufstellte, welche die Räuber verfolgen sollten [1]). Ähnliches und Schlimmeres lesen wir in Webers Depeschen, wo namentlich der ungeheuern Räuberbanden erwähnt ist, welche die Straße zwischen Moskau und Petersburg unsicher machten und gelegentlich das Leben Menschikows und Peters des Großen bedrohten [2]). Und solche Angaben werden durch russische Berichte bestätigt, wie etwa durch die Memoiren Sheljabushkijs, wo von einer Anzahl von Fällen berichtet wird, in denen Russen der bessern Gesellschaft als Räuber und Mörder hingerichtet wurden [3]).

Solche Unthaten, die allgemein herrschende Unsicherheit, die Armut des Volkes, der Mangel an allem, was zur Verschönerung des Lebens beizutragen pflegt, alles dieses mußte den Ausländern, welche Rußland besuchten, den Aufenthalt in dem Lande verleiden. Man sprach wohl gelegentlich von großen Schätzen, über welche der Zar verfüge, auch über relativ günstige Bedingungen der Volkswirtschaft, aber im ganzen mußten Reisende, welche den Luxus Westeuropas, die Prachtentfaltung an verschiedenen Höfen, den Reichtum spanischer Granden oder italienischer Edelleute oder niederländischer Kaufherren gesehen hatten, über die Dürftigkeit russischer Haushaltungen mitleidig lächeln. Ein Blick auf den großen Audienzsaal im Schlosse zu Moskau, wo die Zaren im 17. Jahrhundert ausländische

1) Juel, S. 330.

2) Herrmann, Zeitgenössische Berichte, II, S. 13. 30. 109.

3) Sheljabushkijs „Memoiren" (russisch), St. Petersburg 1840, S. 19 u. 42.

Diplomaten zu empfangen pflegten (Abbildungen davon finden sich in den Werken Olearius', Meyerbergs u. a.), belehrt uns darüber, wie es selbst bei Hofe ärmlich und dürftig herging, und wie da weder Pracht noch Geschmack aufgewendet wurden. „Die steinernen Palatia in Moskau", schreibt Schleissing, „sind den Palatiis zu Rom, Florenz, Venedig u. s. w. so wenig zu vergleichen als die Mücke dem Elefanten" [1]). Auch der Schmutz in den Straßen Moskaus erschien., obgleich auch Westeuropa damals an Pflasterung der Straßen nicht allzu viel aufwies, entsetzlich. Man könne förmlich darin ertrinken, bemerkt Schleissing [2]). Ähnliche Äußerungen finden sich bei Neuville [3]). Der Anblick der Märkte, die Beurteilung der Handelsumsätze konnten den Ausländern nicht imponieren. Possevin sagt, ein einziger Laden in Venedig enthalte mehr Wertobjekte als eine ganze Budenreihe in Rußland [4]). Krishanitsch ist sich trotz seines Hasses der Deutschen und seiner Begeisterung für Rußland ganz klar darüber, daß der Wohlstand des letzteren Landes sehr stark gegen denjenigen anderer Länder zurückstehe, wo, z. B. in Frankreich, in Deutschland und England in einzelnen Städten, sich mehr Reichtum finde als in ganz Rußland, die Staatskassa ausgenommen [5]). Und auch von den Hilfsmitteln der letzteren konnte man im Auslande wohl schwerlich einen hohen Begriff haben, wenn man sah, wie russische Gesandte mit kümmerlichen Mitteln ausgestattet dort erschienen, oder wenn man in Rußland selbst die Armut des Volkes und die rücksichtslose Behandlung desselben durch die Beamten beobachtete. Dagegen priesen wohl umgekehrt russische Reisende den Reichtum der Städte in Westeuropa, bewunderten die reichen Juwelierläden in Bologna, Florenz, Amsterdam, Venedig und anderen Städten, die Wohlthätigkeitsanstalten, Erziehungshäuser und Lazarette, die Theater und Konzerte, die

1) Schleissing, S. 50.
2) Ebenda S. 48.
3) „Relation curieuse et nouvelle de la Moscovie", S. 198.
4) Adelung, Übersicht der Reisenden, I, S. 331.
5) Krishanitschs Schriften, I, S. 235.

Galerieen und Gartenanlagen, die Pracht der Paläste u. s. w., lauter Dinge, von denen man in Rußland kaum eine Ahnung hatte, und deren Beschaffung viel mehr Geld kostete, als man im Staate Moskau besaß [1]).

Es war daher nicht zu verwundern, daß die Russen von den Ausländern mancherlei zu lernen bereit waren, daß sie u. a., wenn sie bei westeuropäischen Diplomaten zu Gaste waren, an der französischen Küche Gefallen fanden und ihren Frauen Proben von den aufgetragenen Speisen zustellten [2]), daß sie während des 18. Jahrhunderts gelegentlich ihren Haushalt nach europäischen Mustern einrichteten, französische Köche, Tafeldecker und „maîtres d'hôtel" in Dienst nahmen u. s. w., während umgekehrt die Ausländer nicht begriffen, wie die Russen bis dahin so bedürfnislos und jämmerlich hatten existieren können. Gerade ihrer Lebensweise, ihrer groben Sitten wegen waren die Russen in Westeuropa verschrieen. „Die Franzosen nennen uns Hunde", schreibt ein diplomatischer Agent zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus Paris [3]). Vockerodt, welcher zu Ende der Regierung Peters des Großen nach Petersburg kam, erörtert im ersten Kapitel seiner Schrift über Rußland die Frage: „Ob es wirklich an dem sei, daß die alten Russen so wild und viehisch gewesen seien, als sie ausgeschrieen werden?" und kommt zu dem Ergebnis, daß man jene Bezeichnungen zu Ende des 17. Jahrhunderts „keiner europäischen, ja wenig asiatischen Nationen mit größerem Rechte hätte zueignen können als der russischen" [4]); Leibniz nannte die Russen „doppelte Türken" [5]); zugleich aber setzte er seine Hoffnung auf die Zukunft. Allerdings stellte er zu Ende des

1) S. meine Monographie: „Kulturhistorische Studien", Riga 1878. I. Die Russen im Auslande, insbesondere den Abschnitt IV, 4. Sitten, Städte u. s. w., S. 76—91.

2) Neuville, S. 28.

3) Postnikow in den von Schumrlo herausgegebenen Depeschen, Dorpat 1894 (russisch), S. 53.

4) Herrmann, Zeitgenössische Berichte, I, S. 1.

5) Guerrier, Leibniz und Peter der Große, S. 5.

17. Jahrhunderts Rußland noch auf eine Stufe mit Abyssinien. Er hielt es für ein Werk der Vorsehung, daß zu gleicher Zeit die drei mächtigsten Monarchen im Norden, im Osten und im Süden merkwürdige und sehr ähnliche Absichten äußerten. Denn sowohl der Zar von Rußland, Peter, als auch Cam-ki-Ama-logdo-Chan, der Beherrscher von China und der Tatarei, und Jasok-Adjam-Saugbed, König von Abyssinien, hätten sich Ziele gestellt, welche die ihrer Vorfahren weit überträfen. Der Zar und der König von Abyssinien, fährt Leibniz fort, seien beide Christen, beide Nachbarn und Feinde der Türkei, obwohl entfernt voneinander, und der Zar und der Herrscher von China seien Nachbarn und beide sehr begierig, in ihr Land die Wissenschaften, Künste und Sitten Europas zu ziehen, worin sie sich die Hand reichen und gegenseitig beistehen könnten [1]). In einem Schreiben an seinen Freund Ludolf (1696) beklagt Leibniz, daß die Russen den jesuitischen Missionaren die Reise nach China durch ihr Land hartnäckig verweigerten, und fährt dann fort: „Man muß hoffen, daß sie allmählich freundlicher werden. Wenn doch jemand wäre, der das bei ihnen ausrichtete, was du bei den Äthiopen. Wenn die so mächtige Wucht jenes Reiches nach den Sitten des zivilisierten Europas würde regiert werden, so würde das Christentum größeren Nutzen daraus ziehen. Doch ist die Hoffnung da, daß die Russen allmählich erwachen. Es ist gewiß, daß der Zar Peter die Mängel der Seinigen einsieht; möchte er ihre Roheit allmählich tilgen. Er soll lebhaften Geistes sein, aber etwas zu hitzig" [1]).

So begegnet uns vor zwei Jahrhunderten Rußland, nach dem Urteil eines der größten Geister jener Zeit, auf derselben Stufe mit China und Abyssinien. Wir erblicken Peter den Großen in eine Reihe gestellt mit orientalischen Despoten, deren geschichtliche Bedeutung mit der seinigen sich auch nicht entfernt vergleichen läßt. Der Optimismus Leibniz' hatte Grund nur inbetreff Rußlands. Abyssinien und China stehen noch heute ebenso außerhalb der allgemein menschlichen Kultur wie

1) Guerrier, a. a. O. S. 11 u. 15.

alle drei Reiche zu Ende des 17. Jahrhunderts. Aber es ist bezeichnend für das Urteil Westeuropas über Rußland, daß man an das letztere denselben Maßstab anlegte, wie an die beiden anderen Mächte, deren Weiterentwickelung nicht Schritt halten konnte mit derjenigen des Staates Moskau. Die Reformepoche in Osteuropa trat rascher, durchgreifender ein, als man erwartete. Sehr bald schon hörte man von Neuerungen im Sinne und Geiste der vorgeschritteneren Völker; noch während der Zeit der Regierung Peters traten russische Diplomaten, durch Sprachkenntnisse, Geschäftserfahrung und gesellschaftlichen Schliff ausgezeichnet, in verschiedenen europäischen Residenzen auf und ließen die groben Sitten und die Unwissenheit ihrer Vorgänger vergessen; sehr bald schon lernte man es in Rußland selbst, die Mitglieder des diplomatischen Corps nach den in der zivilisierten Welt überhaupt geltenden Grundsätzen zu behandeln; der Hof nahm in erstaunlich rascher Metamorphose den Charakter eines europäischen Hofes an, eine Wandlung, welche durch die Verlegung der Hauptstadt von Moskau nach Petersburg erleichtert und beschleunigt wurde. Es begann die schwierige und eine unvergleichlich längere Zeit in Anspruch nehmende Erziehung des russischen Volkes. Hatte Juel sich tadelnd über die vornehmen Russen geäußert, sie säßen in Sachen der Höflichkeit auf der letzten Schulbank, so sollten sie ganz schnell und mit Erfolg gewissermaßen als in eine höhere Klasse versetzt erscheinen. Solche starke Ausdrücke, wie Neugebauers Wort, die Russen seien „Hottentotten“ und „der Auswurf [1]) der Christenheit“, konnte sehr bald schon keine Geltung haben. Auch hatte man alsbald Ursache, schon um der Machtstellung Rußlands willen rücksichtsvoller von Rußland zu reden. Als zu Ende des 16. Jahrhunderts Fletchers Buch „On the russe commonwealth“ mit einer Enthüllung der schaudervollen Zustände Rußlands erschien, haben die englischen Kaufleute, welche Beziehungen zu dem Staate Moskau unterhielten, den Vertrieb des Buches verhindert, weil sonst

1) „Exkremente“.

ihre kommerziellen Interessen darunter leiden könnten. In Polen erschien 1643 eine Flugschrift, in welcher geäußert wurde, die Russen seien nur dem Namen nach Christen, aber thatsächlich schlimmer und barbarischer als die Heiden, der Zar quäle seine Unterthanen, seine Thronbesteigung verdanke er revolutionären Elementen u. s. w. Aber die russische Regierung schlug Lärm, wies durch ihre Diplomaten darauf hin, daß das Buch mit einem königlichen Privilegium gedruckt worden sei, und setzte es durch, daß die Blätter des Buches, welche gegen Rußland gerichtete Schmähungen enthielten, ausgerissen und vom Henker öffentlich verbrannt wurden [1]). Der in Rußland lebende Panslawist Krishanitsch gab in seinen Schriften an verschiedenen Stellen seiner Entrüstung über die Tadelsucht solcher Schriftsteller, wie Petrejus und Olearius, Ausdruck. Er nennt des ersteren „Historien und Bericht von dem Großfürstenthumb Muschkow" ein „Pasquill" und begreift gar nicht, wie die Deutschen das Werk so hoch schätzen und dessen Inhalt Glauben schenken könnten. Olearius' „Persianische Reisebeschreibung" erscheint dem Serben und Katholiken als ein „Hundegebell"; er ist geneigt anzunehmen, daß Petrejus und Olearius so ungünstig über die Russen geurteilt hätten, weil sie Protestanten seien und hob hervor, daß Katholiken, wie Jovius, Herberstein und Possevin sich nicht so wegwerfend über Rußland geäußert hätten. „Wenn die Deutschen", bemerkt Krishanitsch, „uns (die Slawen) Barbaren nennen und uns eher zum Vieh als zu den Menschen gehörend rechnen, so meinen sie damit, wir seien unwissend und faul, sorglos, arm und ohne Unternehmungslust, hätten keinen Begriff von Künsten und Wissenschaften und dächten nicht an die Zukunft." Krishanitsch ist geneigt zuzugeben, daß nur ein Teil solcher ungünstiger Urteile des Grundes entbehre, daß die Ausländer, welche über Rußland schrieben, nicht eigentlich Falsches berichteten, sondern in einseitiger Weise nur das Schlechte betonten [2]).

1) Ssolowjew, Bd. X, S. 266—274.

2) Krishanitschs Schriften, I, S. 144. 150. 165. 167. 171.

Es war unermeßlich viel damit gewonnen, daß eine internationale Diskussion über den Wert oder Unwert Rußlands sich entspinnen konnte. Früher hatte man nichts voneinander gewußt; dann war man in Rußland geneigt gewesen, sich für unvergleichlich höher und besser zu halten als alle anderen Völker. Jetzt kam der Gesichtspunkt zur Geltung, daß man sich gegen die Urteile der Welt über Rußland nicht gleichgültig verhalten dürfe. Krishanitsch bemerkt: „Schlägt jemand vor: wenn sie bellen, so wollen wir auch bellen; halten sie uns für Barbaren, so wollen wir sie auch für Barbaren halten, so ist das ganz verkehrt. Der Ruf ist eine wichtige Sache; nur die Cyniker waren unempfindlich dagegen; man nannte sie Hunde, und sie machten sich nichts daraus." Daß aber der gelehrte Serbe, dessen Reformvorschläge am Vorabend der Regierung Peters ungehört verhallten, die Urteile des Auslandes nicht ganz ablehnte, beweist seine Bemerkung, man müsse u. a. auch darum die staatsrechtlichen Institutionen in Rußland entwickeln, den verschiedenen Gruppen des Volkes „Freiheiten" bewilligen, „weil man dadurch den Bösen den Vorwand nehme unsern Staat zu schmähen und zu verleumden" [1]).

Die Diskussion über Rußland sollte nicht mehr von der Tagesordnung der internationalen Beziehungen verschwinden. Als im Jahre 1699 Korbs Werk „Diarium itineris in Moscoviam" in Wien erschien, einen tiefen Einblick in die Schrecken bei der Unterdrückung der Soldatenmeuterei von 1698 gewährte und auch sonst mancherlei Ungünstiges über die Russen enthielt, da schickte der russische Gesandte, Fürst Golizyn, ein Exemplar des Buches nach Moskau, sprach die Vermutung aus, der eigentliche Verfasser sei der österreichische Gesandte Guarient selbst, und klagte bitter über den Undank des Diplomaten, welcher in Rußland eine so freundliche Aufnahme gefunden habe. Golizyn schrieb an den Minister Golowin: „Man darf nicht erlauben, daß Guarient wieder als Gesandter zu uns kommt; ich weiß ganz sicher, daß es bisher noch nie

1) Krishanitschs Schriften, II, S. 18.

jemand gegeben habe, der den Staat Moskau so arg geschmäht hätte; seit seiner Rückkehr hierher hält man uns für Barbaren und achtet uns keinen Pfennig wert. Er könnte, falls er noch einmal käme, noch mehr Unheil anrichten." Guarient versicherte in seinem Schreiben an die russischen Minister Golowin und Schafirow und an Peter selbst, er habe gar keinen Anteil an der Redaktion des von dem Gesandtschaftssekretär Korb verfaßten Werkes. Man legte in Rußland indessen so viel Gewicht auf diesen Zwischenfall, daß in Moskau eine vollständige russische Übersetzung des Buches angefertigt wurde, welche sich im Archiv der alten Hauptstadt befindet, und daß der Minister Golowin von der österreichischen Regierung verlangte, man solle den Verkauf des Werkes verbieten, was denn auch geschah, so daß infolge dessen Korbs „Diarium itineris in Moscoviam" eine bibliographische Rarität geworden ist [1]).

Noch ausdrucksvoller zeigte sich die Empfindlichkeit Rußlands bei einer anderen Veranlassung, als Neugebauers Schmähschrift „Schreiben eines deutschen Offiziers" in mehreren Auflagen erschien (1704 und 1705). Es gab da eine drastische Schilderung der Gewissenlosigkeit, Grausamkeit und Brutalität Peters, Menschikows und anderer Russen und eine eindringliche Warnung vor dem Eintritt in russische Dienste.

1) S. die Akten, diesen Zwischenfall betreffend, bei Ustrjalow, Geschichte Peters des Großen (russisch), St. Petersburg 1858, Bd. I, S. 328—329. Von Interesse ist besonders das Schreiben des österreichischen Diplomaten Otto Pleyer aus Moskau vom 25. Mai 1702, aus welchem man ersieht, welche Stellen in Korbs Werk besonderes Mißfallen erregt hätten; es waren u. a. Äußerungen über das Privatleben russischer Prinzessinnen. Übrigens scheint Ustrjalow, welcher das Schreiben Pleyers dem Wiener Archiv entlehnte, einige stärker aufgetragene Dinge ausgelassen zu haben. Mit Recht spricht Ustrjalow seine Verwunderung darüber aus, daß das so wichtige Buch damals keine Übersetzungen in andere Sprachen erlebt habe. Eine russische Übersetzung Korbs erschien in der Moskauer Zeitschrift „Tschtenija" der Moskauer Ges. f. Geschichte und Altertümer, während Fletchers Buch in derselben Edition etwas früher von der Zensur beanstandet wurde und in russischer Übersetzung nur in Genf gedruckt wurde.

Das Büchlein erfreute sich einer großen Verbreitung, wurde in verschiedenen Städten, z. B. in Hamburg vielen Privatpersonen in die Häuser getragen und an einigen Höfen an die Gesandten verschiedener Mächte verteilt. Der leidenschaftliche Ton der von Schmähworten strotzenden Flugschrift konnte jeden Unbefangenen über die darin enthaltenen Übertreibungen belehren. Aber das überreichlich mitgeteilte Thatsachenmaterial, bei welchem unzählige Namen genannt und genaue Umstände angegeben worden waren, mußte doch auf jeden Leser einen gewissen Eindruck zum Nachteile Rußlands üben, und der Zar empfand den gegen ihn und sein Reich geführten Streich schmerzlich. Zu einer Zeit, da Rußland sich Westeuropa um ein Erhebliches genähert hatte, da Peter als ein Zögling der höheren Kultur des Westens sich zu den Grundsätzen der letzteren bekannte, erschienen der Zar und sein Volk vor den Augen Europas so arg kompromittiert, daß die Ausländer, deren Mitarbeit Peter bedurfte, von dem Eintritt in russische Dienste dadurch abgehalten werden konnten. Es galt zu zeigen, daß Rußland besser war als sein Ruf. Peter entschloß sich, mit gleichen Waffen zu kämpfen, zur Verteidigung die Thätigkeit der Presse in Anspruch zu nehmen. Zu den Obliegenheiten des Baron Huyssen, welcher in russische Dienste trat, gehörte es, schriftstellerisch für Rußland zu wirken. Mit seiner Broschüre „Beantwortung des freventlichen und lügenhaften Pasquills“ u. s. w. brach er eine Lanze gegen Neugebauer. Nicht sowohl der Inhalt der Streitschriften als die Thatsache eines solchen Federkrieges ist von Interesse [1]). Mit der Feder wie mit dem Degen kämpfte der Zar für die Ehre, den Ruhm und die Macht seines Reiches und seines Volkes. Gelang es auf publizistischem Gebiete nicht so schnell, Siege zu erringen, wie auf militärisch-politischem durch die Schlacht von Poltawa, so war doch schon damit viel gewonnen, daß Rußland, indem es sich dem europäischen System angliederte, gründlicher er-

1) S. das Genauere über den Inhalt aller dieser polemischen Schriften in meinem Buch über Peter, S. 208—211.

forscht und demnach unbefangener beurteilt werden konnte als früher. Häufigere Berührung mit Rußland mochte später günstigere Eindrücke herbeiführen. Nicht bloß die Beziehungen des Staates Moskau zu Westeuropa waren im Laufe der zwei Jahrhunderte der Entdeckung Rußlands durch den Westen und der politischen Annäherung an denselben andere geworden; auch in Rußland selbst vollzog sich eine durchgreifende Wandlung.

Zweites Buch.

Land und Volk.

I. Geographisches.

1. Umrisse, Grenzen, Areal.

Wenn man schon Europa überhaupt, nach Karl Ritters Ausspruch, als ein Appendix von Asien bezeichnen kann, so gilt dies noch viel mehr von Rußland. Indessen besteht zwischen Asien und Europa u. a. der Unterschied, daß letzteres im Innern kommunikativ ist im Gegensatz zu den starren, den Verkehr erschwerenden kontinentalen Massen des östlichen Erdteils. Rußland, in seinen Formen kompakt wie Asien, zeichnet sich vor dem letzteren durch einen europäischen Zug aus, insofern die nach verschiedenen Richtungen gewendeten Flußsysteme dieses Landes einander berühren. Es ist dadurch kommunikativer als Asien, wo die Quellen der Hauptströme weit auseinander liegen und ungeheure Gebirgsmassen und Hochebenen Nord und Süd voneinander trennen.

Europas Grenzen nach Asien sind fließend. Lange Zeit hindurch konnten die Karpathen und die Weichsel als eine solche Grenze gelten, später etwa die Wolga; jetzt ist es nicht einmal das Uralgebirge. Europa kolonisiert; alle Kolonisation ist Europäisation. Die europäische Kultur übersteigt das Uralgebirge und den Kaukasus, ohne ihre Natur zu verändern. Diese Verschiebung der Grenzen Europas nach Asien bildet den Hauptgegenstand der Geschichte Rußlands in den letzten Jahrhunderten. Darin liegt auch eine Bürgschaft für die Solidität der Kultur. Die Beherrschung des Kaukasus und

der Steppen Südrußlands durch Europa ist notwendig, damit diese Thore asiatischen, wanderlustigen Völkern geschlossen bleiben. Europas Grenzen nach Asien sind übergreifend, wie einst Asiens Grenzen nach Europa übergreifend gewesen sind. Während der ersten Jahrhunderte der Geschichte Rußlands hat sich die Flutwelle asiatischer Nomadenhorden wiederholt bis zu dem Dnjepr ergossen, so daß in der Brandung Kijew gelegentlich zu Schaden kam; jahrhundertelang hat das Mongolenjoch in Rußland gewährt. Sodann rückte das moskowitische Reich im 16. Jahrhundert ostwärts erobernd längs der Wolga vor; im 17. begannen die Kämpfe gegen die Tataren im Süden; im 18. fanden dieselben mit der Besetzung der taurischen Halbinsel ihren Abschluß. Europa hatte dasjenige wiedergewonnen, was es in den Zeiten der altgriechischen, im Mittelalter in den Zeiten der genuesischen Kolonieen am „gastlichen" Pontus besessen und später an Asien verloren hatte.

Die nahe Nachbarschaft Asiens hat Rußlands Entwickelung geschädigt und verlangsamt. Der breite, grenzenlose Raum der russischen Ebene trug dazu bei, die Wirkung des historischen Prozesses abzuschwächen [1]). Es gab hier eine Horizontalität des Bodens, welche nicht nur äußerlich, sondern eine wesentliche Eigentümlichkeit der Geologie des Landes ist. Die Flachheit der Erdrinde in Rußland ist eine Folge des regelmäßigen Parallelismusses der Erdschichten. Statt, wie im Westen häufig sich zu erheben und einen reichen Wechsel von Anblick, Bodenbeschaffenheit und Anbau zu bieten, bleiben die verschiedenen geologischen Schichten hier horizontal übereinander gelagert und liefern auf unermeßlichen Strecken nur gleiches Land zu gleicher Kultur [2]). Daher zeigt uns Rußland überall die homogenste Volksmasse, die es in Europa giebt, wenig Entfaltung von provinziellem und individuellem Leben, wenig

1) Ratzel, Anthropogeographie.

2) So Leroy-Beaulieu, I, S. 6 (deutsch). Ähnlich Reclus, Geographie universelle, V, S. 283: „A l'ouest le sol raconte des révolutions fréquentes et compliquées; à l'est il parle de lentes et régulières oscillations."

Mannigfaltigkeit, mehr Eintönigkeit [1]). Wie infolge dessen die Lokalgeschichte relativ schwach entwickelt ist, so zeigen auch Flora und Fauna einen verhältnismäßig geringen Reichtum an Arten und Formen. Am Nordrande des Harzes ist auf einer Strecke von weniger als einer deutschen Meile mehr geognostische Verschiedenheit als auf dem Wege vom Weißen zum Schwarzen Meere, und die Vegetation vom Fuße des Harzes bis zum Brocken weist größere Gegensätze auf als die ungeheure Strecke zwischen der Grenze der Steppen und der Eisküste [2]). Die Monotonie der Landschaft wird nur etwa durch das hier und da etwas steilere Ufer der Flüsse unterbrochen; bedeutendere landschaftliche Effekte finden sich nur an der Peripherie des gegenwärtigen Rußlands, welche erst in späteren Jahrhunderten erreicht wurde. Das animalische und vegetative Leben ist in den zentralen Ebenen in der Wald- wie in der Steppenhälfte reich an Quantum, arm an Varietäten. Der Eindruck der einsamen, sich selbst überlassenen, schwach beherrschten, wenig belebten Natur, stimmt zu der Wehmut, welcher wir in den russischen Volksliedern begegnen. Die an sich schon verhältnismäßig spärliche Bevölkerung erscheint noch schwächer, indem die Wohnungen und Ortschaften oft hinter Wäldern versteckt liegen oder (in der Steppenhälfte) in den „Balki", Erdrillen, wo das Wasser sich leichter sammelt und die Vegetation fördert. Man begreift, daß hier das historische Leben langsamer pulsiert als in Westeuropa.

Auf dieser unermeßlichen Ebene vollzieht sich viele Jahrhunderte hindurch der auch heute noch nicht abgeschlossene Prozeß der Kolonisation. Im Gegensatz zu der maritimen Kolonisation der romanischen und germanischen Völker giebt es hier bei den Slawen eine rein kontinentale. Während Amerika bei seiner Besiedelung von allen Seiten unterstützt wurde, haben die Russen ihr Gebiet mit eigenen Mitteln, allein, besetzt. Kein Wunder, daß Amerika schneller aufblühte.

1) Harthausen.
2) Blasius.

Rußland hat, wie Leroy-Beaulieu bemerkt, für die Lösung dieser Aufgaben in seiner Bevölkerung ein schlechteres Werkzeug als Europa und Amerika; es gleicht einem Schauspieler, welcher die Bühne betreten muß, ehe er seine Rolle gelernt hat [1]). Aber dieser Prozeß der Kolonisation zu Lande bildet, wie Ssolowjew richtig sagt, den Hauptinhalt der Geschichte Rußlands [2]).

Mit diesem Wandern hängt das Tasten und Suchen nach einem Mittelpunkt auf dieser unermeßlichen Ebene zusammen. An der Schwelle der Geschichte Rußlands begegnet uns die Verlegung des politischen Krystallisationsprozesses aus der Gegend der Seen im Norden (Ladoga, Nowgorod) an den Dnjepr nach Kijew. Im 12. Jahrhundert findet die Verrückung des Schwerpunktes in den Nordosten, in die eigentlich zentralen Gegenden des heutigen Rußlands statt, und Ssusdal, Rostow, Wladimir an der Kljasma, endlich Moskau im mittleren Wolgagebiet üben jene Anziehungskraft aus, welche zur Festigung der Staatsgewalt beitrug und ferneren Fortschritt gewährleistete, worauf dann mehrere Jahrhunderte später als ein Ergebnis westeuropäischer Einwirkung die Gründung der neuen Residenz an der Newa folgte. So entspricht der vierfache Umzug in gewissem Sinne den verschiedenen Phasen der Periode des warjagischen, byzantinischen, tatarischen und westeuropäischen Einflusses. Es sind große historische Rösselsprünge, deren Ausführung erleichtert wird durch den Mangel an Lokalentwickelung und den freien Spielraum auf der unermeßlich weit sich ausdehnenden Ebene.

Die Wanderungen folgen wesentlich dem Laufe der Flüsse. Herodot bemerkt von dem Gebiete des heutigen Rußlands, es gebe da nichts Besonderes außer den großen Strömen. Sie beleben die ungeheuern kontinentalen Massen und erleichtern, wenigstens zu gewissen Jahreszeiten, den Verkehr. Nicht immer; bisweilen findet das Gegenteil statt, u. a. in der Zeit

1) „L'empire des Tsars et les Russes" (deutsch), S. 31.
2) Ssolowjew, Geschichte Rußlands (russisch), I, S. 4.

des Frühlingshochwassers, welches oft für Wochen allen Verkehr unterbricht. In der Steppe sind die Flüsse nicht Mittel, sondern Hindernisse des Verkehrs. Durch die Wasserläufe des Dnjepr, des Bug, des Dnjestr sind manche wandernde Nomaden in ihren Plünderungszügen zum Heile der seßhaften Bevölkerung aufgehalten worden [1]). Manche Umstände beeinträchtigen die Bedeutung der Flüsse als Verkehrsmittel. Die Wolga, der größte Strom des europäischen Rußlands, fließt in ein Binnengewässer, so daß der Zusammenhang mit dem Meere fehlt; die nach Norden strömenden Flüsse münden in der unwirtlichen „Tundra" in das Eismeer, wo der Verkehr durch die Unbill der Witterung erschwert ist; der Dnjepr, welcher an Wasserreichtum unter den Flüssen Europas die dritte Stelle einnimmt, erscheint, dank seinen den Verkehr erschwerenden Stromschnellen, für die Schiffahrt verhältnismäßig unbedeutend. Noch bedenklicher war jahrhundertelang bei der zentralen, spezifisch kontinentalen Lage Rußlands der Umstand, daß die größten Ströme in ihrem unteren Laufe nicht zu Rußland gehörten. Als eine geschlossene geographische Einheit bot das Wasserbassin der Wolga den geeigneten Schauplatz für die Entwickelung der moskowitischen Staatsidee dar. Die Größe dieses Wassersystems, diejenige anderer Bassins überragend, hat das Übergewicht Moskaus über die anderen Gebiete, wie über dasjenige der Seen, die Gegend von Nowgorod, über Weiß- und Kleinrußland entscheiden helfen [2]). Aber die Tataren von Kasan und die Tschuwaschen und Tscheremissen des mittleren Laufes der Wolga unterbanden die Bewegung von Moskau ostwärts und südostwärts; so war denn der Jahrzehnte hindurch fortgesetzte Kampf gegen diese Fremdvölker unerläßlich. Was die Eroberung Kasans (1552) bedeutete, zeigt die Leichtigkeit des weiteren Vordringens längs der Wolga, die Besetzung Astrachans (1554); Moskau langte alsbald an der Mündung der Wolga an und hatte Fühlung

1) Reclus, Géographie universelle, V, S. 459.
2) Ssolowjew, I, S. 18.

mit dem Kaukasus und den transkaspischen Gebieten. Die Bedeutung der in das Weiße Meer strömenden Dwina lernten die Russen erst durch die Reisen der Engländer kennen. Die Berührung mit dem Westen ließ hier im Jahre 1584 die Stadt Archangelsk entstehen, welche bis zu der Gründung Petersburgs, also über ein Jahrhundert lang, das einzige Emporium Rußlands war und wohl mit dem alten Naukratis in Ägypten oder mit Nangasaki in Japan verglichen werden darf. Es war auch eine Art Eroberung des Nordens, welcher bis dahin eine Einöde gewesen war, und wo nun eine Anzahl von Ortschaften entstand und lebhafte Handelsbeziehungen angeknüpft wurden. Das Gebiet der Newa, an deren Ufern 1703 die neue Hauptstadt erbaut wurde, lag jahrhundertelang in Feindesland; die Verlegung des Zentrums des russischen Staates an die Peripherie, die Gründung einer russischen Residenz auf schwedischem Boden, gehört zu den gewagtesten Konzeptionen aller Zeiten und zeigt, daß Peter der Große den Wert der Küstenlinien höher zu schätzen wußte als seine Vorgänger. Indessen begegnet uns das Streben nach den Küstenlinien schon weit früher. Der Zar Iwan hat große, wenn auch vergebliche Anstrengungen gemacht, sich der Ostseeländer zu bemächtigen. Nur der östliche Teil Livlands hat im 16. Jahrhundert eine Zeit lang die russische Oberhoheit anerkannt; aber der Krieg mit Polen nötigte den Zaren, auch auf diese Eroberungen zu verzichten. Ebenso blieben die Entwürfe Boris Godunows, welche auf ein Vordringen bis zur Ostseeküste gerichtet waren, unausgeführt. Ein paar Jahrzehnte hindurch war Narwa (1558—1581) im Besitze der Russen gewesen; dann aber hatten sich die Schweden der Stadt bemächtigt. Der untere Lauf der Düna, an dessen mittlerem Laufe die alten russischen Städte Witebsk und Polozk lagen, blieb in den Händen Livlands. Gustaf Adolf sprach 1617 frohlockend davon, daß die Russen von der Ostsee abgeschlossen seien, und daß sie nicht leicht „über diesen Bach springen würden“. Auch blieben die Anstrengungen, welche während der Regierung des Zaren Alexei gemacht wurden, Livland zu er-

obern, erfolglos. Wie man aber in Moskau das Meer zu schätzen wußte, wie der Gedanke der Gründung einer Seemacht dem Vater Peters des Großen vorschwebte, zeigt folgender Umstand. Nach dem Frieden von Kardis verhandelte Alexei mit Kurland über die Erwerbung eines Hafens an der kurländischen Küste, um dort Schiffe ausrüsten zu dürfen. Die Antwort lautete ablehnend: es sei für Rußland angemessener, sich für die etwaige Entstehung einer russischen Flotte des Weißen Meeres zu bedienen [1]). Erst Peter dem Großen war es vorbehalten, an der Ostseeküste festen Fuß zu fassen. Er bemerkte einmal, die Seehäfen seien „die Arterien, durch deren Funktionen das Herz des Staates gesunder und kräftiger schlage“ [2]).

Ähnlich Rußlands Streben, im Süden bis zu den Küsten des Asowschen und des Schwarzen Meeres vorzudringen. Woronesh, am Don, war 1586 als Fort zur Abwehr gegen die Tataren gebaut worden. Man war zunächst auf die Defensive beschränkt; wie wenig an einen nachdrücklichen Vorstoß gegen die Orientalen gedacht werden konnte, zeigte die Einnahme der türkischen Festung Asow durch die Kosaken, welche unabhängig vom Staatswesen auf eigene Faust diesen Kriegszug unternommen hatten (1636) und die Festung wieder aufgaben, weil die Regierung, welcher die Kosaken die Beute als Geschenk darboten, es nicht auf einen Konflikt mit der Pforte ankommen lassen durfte. So blieb die Mündung des Don noch jahrzehntelang in türkischen Händen. Erst als Peter der Große mit gewaltigen Mitteln in Woronesh Werften errichtete und den Don hinab eine Flotte gegen Asow dirigierte, konnte er, allerdings nach manchen Schwierigkeiten und Unfällen, wenigstens zeitweilig, bis zum Frieden von 1711, diesen Punkt an der Seeküste besetzt halten. Die Festung mußte später abermals von Münnich erobert werden.

Die vom Zentrum nach allen Richtungen stets wiederholten

1) Ssolowjew, XII, S. 237—238.
2) Ssolowjew, XV, S. 30—31.

Bestrebungen, das Staatsgebiet auszudehnen, sodaß erst nach mehrfachen Feldzügen Kasan, nach verschiedenen mißlungenen Vorstößen die Ostseeküste, nach in großen Zwischenräumen immer von neuem unternommenen Kriegen die Küste der Meere im Süden erreicht wird, führen inbetreff der Krim erst sehr spät zum Ziel. Schon in der Zeit der Regierung Iwans IV. hatte der Feldherr Adaschew hier einen vorübergehenden Erfolg erlangt; in der Zeit der Regentschaft Sophiens haben russische Truppen unter der Führung Golizyns zweimal mit ungeheueren Verlusten den vergeblichen Versuch gemacht, bis in die Krim vorzudringen; in der Zeit Annas besetzte Münnich zeitweilig die wichtigsten Punkte der taurischen Halbinsel; während des ersten Türkenkrieges unter Katharina II. errang hier der Feldherr Dolgorukij glänzende Erfolge. Aber erst im Jahre 1783 erfolgte die endgültige Annexion der Halbinsel. Noch später, während des zweiten Krieges, bemächtigte sich Rußland der mit türkischen Festungen besetzten Mündungen des Dnjepr. Kinburn kam schon früher in den Besitz Rußlands. Der Fall Otschakows (1788) war entscheidend. Die Gründung Odessas, die Erwerbung der Otschakowschen Steppe, die Entstehung der Städte Nikolajew, Cherson, Taganrog, Rostow am Don bedeuteten einen Sieg Europas über Asien. Aber schon ein Jahrhundert vor Katharina II. hatte der Serbe Krishanitsch auf die Notwendigkeit der Erwerbung dieser Gebiete hingewiesen, und in einer an den Zaren Alexei gerichteten Denkschrift von den unermeßlichen Reichtumsquellen der taurischen Halbinsel gesprochen. „Dort", heißt es in der Ausführung dieses Publizisten, „war die Hauptstadt des Mithradates; Du selbst könntest dahin übersiedeln oder einer Deiner Nachkommen könnte es" u. s. w. [1]). Es waren kühne Gedanken, welche gewissermaßen am Vorabend der Gründung Petersburgs zum Ausdruck gelangten. Jenes Tasten und Suchen nach einem geeigneten Lokal für die Hauptstadt des Reiches hatte unermeßlichen Spielraum. Auf das instinktive Wandern

1) Krishanitschs Schriften, herausg. von Bessonow, II, S. 119.

der Slawen in der Richtung nach Nordosten, sodaß, unabhängig von der Staatsgewalt, die den untersten Klassen angehörenden Kolonisatoren, halb Krieger, halb Jäger und Ackerbauer den Ural überschreiten (im 16. Jahrh.), Sibirien besetzen, zu Anfang des 17. Jahrhunderts den Jenissei entdecken, allgemach bis zum Stillen Ozean vordringen, folgt das zielbewußte Streben der Regierung nach allseitiger Ausdehnung, systematischer Arrondierung, nach denjenigen Punkten, welche für das von der Kulturwelt so lange abgesperrte Land den Verkehr mit anderen Staaten und Völkern ermöglichen. Die Flußläufe werden bis an ihre Mündung besetzt, der Verkehr zur See wird ausgenutzt; dem spezifisch kontinentalen, ungegliederten, starr-kompakten Staatswesen früherer Jahrhunderte ist der von verschiedenen Seiten Luft und Licht erhaltende Staatsbau späterer Zeiten entgegengesetzt. In Archangelsk, Petersburg, Narwa, Reval, Riga, Odessa, Sewastopol u. s. w. hat er sich neue Organe geschaffen, welche, nach Peters Ausspruch, ihm ein rascher pulsierendes historisches Leben verbürgen.

Bedeutsam ist insbesondere die Verschiebung der Westgrenze. In den westlicher gelegenen Gebieten, wo der Verkehr vom Norden nach Griechenland vermittelt wurde, hatte die Wiege des russischen Staatswesens gestanden. Für mehrere Jahrhunderte aber kam Kijew dem russischen Staatswesen abhanden. Neben den ostrussischen Gebieten schloß sich in der Periode der Teilfürstentümer Westrußland zu einem litauischen Reiche zusammen. In derselben Zeit, als Joann Kalita in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts den Grund legte zu der Größe des moskowitischen Staates, wurde Gedimin in Litauen der Begründer der Macht und Größe dieses westrussischen Reiches. Dieses letztere war in günstigerer Lage als Ostrußland, welches Jahrhunderte hindurch eine Provinz des Mongolenreiches bildete. Die Fürsten von Litauen besetzten die Gegend von Kijew; 1320 geriet ganz Kleinrußland unter litauische Herrschaft. Gedimin erwarb den mittleren Lauf des Dnjepr (die heutigen Gouvernements Kijew, Tschernigow, Wolynien, Podolien); Olgerd besetzte den größten Teil Weißruß-

lands und den untern Lauf des Dnjepr, Witold die Gegend von Smolensk, so daß Ortschaften, welche in den gegenwärtigen Gouvernements Kaluga, Orel, Tula liegen, damals zu Litauen gehörten. Die litauisch-russische Grenze lag in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts etwa 150 Kilometer westlich von Moskau entfernt. Der Gedanke, daß die alte Hauptstadt des russischen Reiches, später im Mittelpunkte desselben, damals in der unmittelbaren Nähe der Peripherie zu liegen gekommen war, mutet uns fremdartig an [1]). Und in noch anderem Sinne waren die ehemaligen russischen Gebiete verloren gegangen. Insofern Litauen eine polnische Dependenz wurde (1386), war die Möglichkeit einer Katholisierung der Bevölkerung dieser Gebiete vorhanden. Jahrhundertelang haben die letzteren zum Streitobjekt zwischen Polen und Rußland gedient. Es gelang Iwan III., eine Anzahl von Städten und Gebieten (in den heutigen Gouvernements Orel, Tula, z. T. Tschernigow) wiederzuerlangen. Wassilij erwarb die Gegend, welche etwa dem heutigen Gouvernement Smolensk entspricht; seine Ansprüche auf Witebsk, Polozk und Kijew blieben unberücksichtigt. Erfolglos blieben die Bemühungen Iwans IV., die Grenzen Rußlands auf Kosten Polens auszudehnen. Auch in der Periode des Interregnums zu Anfang des 17. Jahrhunderts war Polen dem Staate Moskau überlegen. So mußte Rußland in dem Frieden von Deulino (1618) auf Smolensk und Tschernigow zugunsten Polens verzichten. Ein Versuch, Smolensk zu erobern (1632), mißlang. Erst der Kampf um Kleinrußland in der Regierungszeit Alexeis führte zu weiteren Erfolgen. Die Feldzüge der Jahre 1654 und 1655 brachten eine ganze Reihe wichtiger Städte in die Hände Rußlands: Smolensk, Mohilew, Witebsk, Polozk wurden erobert; es folgte die Besetzung des größten Teils Litauens; die Städte Minsk, Kowno, Grodno, Pinsk, Wilna fielen, wenn auch nicht endgültig, so doch zeitweilig den Russen zu. In dem Vertrage

1) S. meine Europäisierung Rußlands, S. 11 und den ganzen Abschnitt „Westgrenze“.

von Andrussow (1667) kam Kijew bleibend in den Besitz Rußlands. Die Eroberung Kleinrußlands war von der allergrößten Bedeutung [1]). Hier begannen in gewissem Sinne die polnischen Teilungen. Die Erwerbung einer Provinz, welche sowohl in ökonomischer Hinsicht als auch inbezug auf geistige und politische Entwickelung höher stand als das übrige Rußland, auch günstigere klimatische Bedingungen aufwies, war von heilsamem Einfluß auf die Weiterentwickelung des Reiches.

Ein Jahrhundert lang blieb die polnische Grenze unverändert; aber in dieser Zeit trat eine völlige Verschiebung der Machtverhältnisse beider Staaten ein. Während das Ansehen der „Republik" stetig sank, gelang es Rußland, eine Großmachtstellung zu erwerben. Auf eine Zeit der Überlegenheit Polens, bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts, folgte eine Periode eines Übergewichtes Rußlands. In Polen hatte man daran gedacht, den Staat Moskau in eine polnische Provinz zu verwandeln. Später sind dann beträchtliche Provinzen Polens russische Gouvernements geworden. August der Starke sah sich während des Nordischen Krieges zu der Rolle eines Vasallen Peters des Großen genötigt. Die russischen Waffen errangen in Polen unter Münnichs Leitung während der Zeit Annas beträchtliche Erfolge. Es kam sodann während der Regierung Katharinas zu den Teilungen Polens. In der ersten Teilung erwarb Rußland die Gegend an der Dwina und am Dnjepr mit volkreichen Städten, wie Mohilew, Polozk, Witebsk, in der zweiten die Gebiete von Minsk, Wolynien, Podolien, das rechte Ufer des Dnjepr, von welchem der Zar Alexei (1667) bemerkt hatte, daß es ihm das Herz breche, dieses Gebiet in polnischen Händen belassen zu müssen. Die dritte Teilung brachte die Erwerbung der eigentlichen litauischen Gebiete, alles Landes bis an den Njemen und den obern Bug, und außerdem Kurlands. Es war eine gewaltige Verschiebung; Städte wie Smolensk, Polozk und Mohilew, welche hart an

1) S. meine Europäisierung, S. 15 und den Abschnitt V, Polen und Kleinrussen.

der Grenze gelegen waren, entfernten sich ganz weit von der rasch nach Westen vorrückenden Grenze. Auch inbetreff der Düna fand eine bedeutende Veränderung statt. Eine Zeit lang hatte der obere Teil des Flusses zu Rußland und die Mündung zu Schweden gehört, während ein gewaltiges Stück des Stromes polnische Gebiete berührte. Jetzt beherrschte Rußland den ganzen Lauf dieses Flusses. Schließlich folgte während der Regierung Alexanders I. die Erwerbung des Gebietes von Bjelostock im Frieden von Tilsit und sodann beim Wiener Frieden die Annexion des größten Teiles des Herzogtums Warschau, welches sich in das Zartum Polens verwandelte. Abermals verschob sich durch diese Erwerbung die Westgrenze um ein Gewaltiges in der Richtung nach Europa hin. Wie ein Keil drängte sich Rußland, nachdem Polen zu existieren aufgehört hatte, durch diese Annexion zwischen die preußischen und österreichischen Gebiete, welche früher ebenfalls polnisch waren, hinein nach Westeuropa. Folgende Zahlen veranschaulichen die Wucht der Verschiebung der Westgrenze Rußlands. Die Entfernung zwischen Berlin und Moskau beträgt ungefähr 1500 Kilometer Luftlinie. Im 14. und 15. Jahrhundert lag, wie bereits oben erwähnt worden ist, die russisch-polnische Grenze etwa 150 Kilometer westlich von der russischen Hauptstadt. Gegenwärtig beträgt die Entfernung von Berlin bis zur russischen Grenze etwa 300 Kilometer.

So hat sich im Laufe des Jahrtausends russischer Geschichte das Staatsgebiet unermeßlich nach allen Richtungen hin ausgedehnt; betrug es zu Anfang des 16. Jahrhunderts etwa 2 Millionen Quadratkilometer, so wuchs es während der letzten vier Jahrhunderte um das Zehnfache, auf 20 Millionen Quadratkilometer [1]). Der größte Teil dieser Erwerbungen,

1) S. die Tabelle der Ziffern nach Hauptregierungen geordnet und in Quadratmeilen ausgedrückt in meiner „Europäisierung", S. 8—9. Ebendort der Nachweis, daß zuerst von einem täglichen Durchschnittszuwachs von 130 Quadratkilometern die Rede sein kann, und die Berechnung, daß der Prozeß dieses Zuwachses sich auf 80 Quadratkilometer für den Tag verlangsamte.

in Ziffern ausgedrückt, kommt auf die Besetzung asiatischer Gebiete, Sibiriens, Transkaspiens, des Kaukasus, wo Rußland nicht der empfangende, sondern der kulturverbreitende Faktor ist. Von ganz anderem Werte für die Europäisierung Rußlands war die Verschiebung der Grenze auf Kosten Polens, Schwedens und der Türkei. Die Annexion Kleinrußlands, die Eroberung der Ostseeprovinzen und Finnlands, die Teilungen Polens, die Besetzung der Otschakowschen Steppe und Bessarabiens wiegen unvergleichlich schwerer als das Vordringen Rußlands im Osten im Kampfe gegen die Asiaten. Jeder Schritt, welchen Rußland westwärts that, bedeutete unvergleichlich mehr als Tausende von Quadratmeilen, welche es in Asien besetzte, weil für die gedeihliche Weiterentwickelung des Reiches die Berührung mit der Kulturwelt des Westens entscheidend war.

2. Die Städte.

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Städte — man darf diese als Accumulatoren der historischen Energie bezeichnen — mag den Unterschied zwischen Osten und Westen veranschaulichen.

Die ältesten russischen Städte, deren Entstehung zum Teil in die Zeit vor der Gründung des russischen Staates zurückreicht, wie etwa Kijew, Smolensk, Polozk, Witebsk, Nowgorod und Pskow, verdienen mit ihren Volksversammlungen und Verfassungsrechten, mit ihren munizipalen Institutionen und der Entwickelung von Handel und Verkehr den Namen von Städten in viel höherem Grade als manche jüngere Schöpfung dieser Art, deren Entstehung administrativen oder militärischen Zwecken der Staatsgewalt verdankt wurde. Vergleichen wir diese im Westen gelegenen Städte mit den im östlichen Zentrum während des 12. Jahrhunderts gegründeten, etwa mit Rostow, Ssusdal, Wladimir an der Kljasma und Moskau, so begegnen wir bei den letzteren keinen so ausgedehnten städtischen Rechten, wie bei den ersteren. Die Städte im Osten sind gefügige

Werkzeuge in den Händen der Machthaber, willenlos der Bedrückung der beutelustigen Statthalter und Wojewoden preisgegeben. Es fehlte für die Entfaltung des Städtelebens im Kerne des moskauischen Staates der Rechtsschutz, welcher in erster Linie die Kräftigung des städtischen Mittelstandes zu fördern geeignet ist [1]).

Verweilen wir einen Augenblick bei der historischen Bedeutung Kijews. Hier hatten sich die ersten Phasen der politischen Entwickelung Rußlands abgespielt; von hier aus waren die denkwürdigen Eroberungszüge Olegs und Igors nach Byzanz ausgerüstet worden; hier gab es Handelsbeziehungen mit dem Norden, dem Westen und dem Süden; von hier aus war für die griechische Kirche Propaganda gemacht worden; es war eine Kolonie der Metropole Byzanz auf geistlichem wie geistigem Gebiete gewesen. So lange die thalassische Seite Europas den Ton angab, mußte Kijew, das nach Byzanz gravitierte, mußte der Dnjepr eine große historische Bedeutung haben. Die Verlegung des Schwerpunktes der russischen Politik in den kontinentalen, vom Meer abgewendeten Nordosten und später die steigende Bedeutung der ozeanischen Seite Europas, mit welcher der Staat Moskau und noch mehr das russische Kaiserreich Beziehungen anknüpfte, drückten Kijew in die Stellung einer unbedeutenden Provinzialstadt hinab; die gefährliche Lage am Rande der Steppe, die Nachbarschaft der Nomaden führten gelegentlich Katastrophen für diese Stadt herbei. Auch russische Eroberer gefährdeten den Wohlstand und die Bedeutung Kijews, so Andrei Bogoljubskij im Jahre 1169, so Rurik Rostislawitsch im Jahre 1204. Es folgte die Verheerung der Stadt unter Batu im Jahre 1240. Hatte Kijew schon früh großartige monumentale Bauten aufzuweisen gehabt, u. a. die schon im 10. oder 11. Jahrhundert gebaute Sophienkirche [2]), war die Stadt mit ihren zwölf Marktplätzen und achtmal jährlich abgehaltenen großen Jahrmärkten von deutschen, griechi-

1) Europäisierung, S. 96.
2) Ssementkowski, Kijew, S. 66. 68.

schen und arabischen Schriftstellern um ihrer Pracht und ihres Reichtums willen gepriesen worden, so lag nun ein großer Teil dieser Herrlichkeit in Trümmern. Dazu ging dann die Stadt im 14. Jahrhundert an Litauen und Polen verloren und wurde erst im 17. Jahrhundert wiedererworben, ohne daß sie je das frühere Ansehen wiedererlangt hätte.

Daß Städte wie Kijew, Smolensk, Polozk u. a. dem russischen Reich abhanden kamen und jahrhundertelang dem litauisch-polnischen Staat angehörten, schlug ihnen zum Vorteil aus und kam später bei der Wiedervereinigung mit Rußland auch dem letzteren zugute, weil sie, dank der Berührung mit Westeuropa, ein höheres Kulturelement repräsentierten. Insofern sie polnische Institutionen und Privilegien erhielten, gewannen sie eine gewisse Selbständigkeit. Im Gegensatze zu den im Staate Moskau herrschenden Ordnungen gab es eine Art Vertragsverhältnisses zwischen den soeben genannten Städten und den Fürsten. Die Privilegien erhielten die ersteren gerade zu der Zeit, als die von Moskau eroberten und gemißhandelten Handelsrepubliken Nowgorod und Pskow ihre Unabhängigkeit verloren. Witebsk erhielt seine Rechte 1503; der Statthalter durfte nicht anders als mit Genehmigung der Stadt ernannt werden; in allen Stücken sollte nach einem bestehenden Rechte verfahren werden; ausdrücklich versprach die Zentralregierung, die Einwohner der Stadt Witebsk nie willkürlich zur Auswanderung in ein anderes Gebiet zu nötigen, während gerade damals die Städte Nowgorod und Pskow ihre besten Bürger gewaltsam in entlegene Gegenden fortführen sehen mußten; religiöse Rechte wurden den Bewohnern von Witebsk gewährleistet. Smolensk erhielt seine Privilegien im Jahre 1505; die Bürger der Stadt wurden ausdrücklich von gewissen Verpflichtungen dem Fürsten gegenüber befreit; ihnen wurde ein Schutz gegen etwaige Übergriffe des Adels oder gegen die Willkür der Beamten zugesichert. Die Privilegien von Kijew datieren aus dem Jahre 1507; auch dieser Stadt wurde eine Art Charte verliehen; auch hier wurden für die Rechtspflege gewisse Normen eingeführt; insbesondere die privatrechtlichen

Verhältnisse wurden geregelt; 1529 wurden diese Privilegien bestätigt und noch weiter ausgedehnt. Kijew, welches infolge der Tatareninvasion im 13. Jahrhundert furchtbar gelitten hatte und zu einer kleinen Ortschaft mit etwa 200 Häusern herabgesunken war, erholte sich insbesondere in der litauisch-polnischen Periode verhältnismäßig rasch und wurde ein wichtiger Handelsort, in welchem auch westeuropäische Kaufleute, darunter hauptsächlich Venetianer, Genuesen und Pisaner erschienen.

Ähnlich das Aufblühen auch anderer Städte, welche Rußland im 17. und 18. Jahrhundert erwarb. Die Privilegien von Polozk aus dem Jahre 1511 glichen denjenigen von Witebsk aus dem Jahre 1503; auch hier handelte es sich wesentlich um die Abwehr der Gefahr, welche von der Willkür der Beamten drohen konnte. Manche Städte erhielten zur Gewährleistung ihrer Selbständigkeit und ihrer Wohlfahrt das Magdeburger Recht. Wilna erhielt dasselbe schon 1328, Polozk 1498 u. s. w. Manche dieser Städte unterhielten lebhafte Beziehungen zu Westeuropa. Den Vertrag, welchen die Stadt Smolensk mit der Stadt Riga im Jahre 1284 abschloß, vermittelten ein Kaufmann aus Braunschweig und ein anderer aus Münster; ebenso gab es westeuropäische Elemente in Polozk, wie u. a. aus einem Vertrage dieser Stadt mit deutschen Kaufleuten aus dem Jahre 1405 hervorgeht; Spezialverordnungen und Privilegien regelten die Marktrechte dieser Städte, deren Handelsumsätze sich infolge des Verfalls der großen russischen, durch Moskau verwüsteten Handelsrepubliken Pskow und Nowgorod steigerten [1]).

Dieser Gegensatz ist lehrreich. Die durch Institutionen und durch die Berührung mit Westeuropa zu Wohlstand, einer ansehnlichen Einwohnerzahl und einem stattlichen Habitus gelangten Städte in den polnisch-litauischen Gebieten kamen im

1) S. die Angaben Bestushew-Rjumins in dessen Werke „Russische Geschichte", Bd. II, 1. Hälfte, S. 75 ff., bereits von mir verwertet in der „Europäisierung", S. 112—113.

17. und 18. Jahrhundert unversehrt in russischen Besitz. Städte wie Twer, Torshok, Pskow, Nowgorod, welche als Opfer der Willkür Wassilijs und Iwans IV. die furchtbarsten Katastrophen erlebt hatten und ihrer Bevölkerung beraubt worden waren, konnten dem russischen Staate keine Mittel, kein Kulturmaterial darbieten. Nowgorods Reichtum, welcher wohl mit demjenigen der angesehensten Städte im Westen, mit dem Wohlstande Bergens, Wisbys und Antwerpens verglichen worden ist [1]), war dahin. Es hatte schon im 12. Jahrhundert nicht weniger als 27 steinerne Kirchen besessen. Im 17. Jahrhundert aber macht die Stadt einen kümmerlichen Eindruck und weist auch heute noch den Typus eines unbedeutenden Fleckens auf, während dem Reisenden auch jetzt noch die Stattlichkeit der Bauten und Baureste solcher Städte wie Smolensk, Polozk, Grodno, Wilna u. a. auffallen. Im Gegensatze zu den dürftigen Holzpallissaden der echt russischen Städte haben die litauisch-polnischen im 16. und 17. Jahrhundert mächtige Steinmauern. Alte katholische Klöster ließen hier z. T. ungewöhnlich prunkvolle Gebäude entstehen, wie z. B. in Polozk das großartige Jesuitenkollegium; ebenso wurden in Wilna von der katholischen Propaganda große steinerne Gebäude errichtet; auch Kijew bekam während der Zeit, da es zu Litauen und Polen gehörte, prächtige Kirchen und stattliche steinerne Bauwerke. Grodno, welches schon im Jahre 1444 das Magdeburger Recht erhielt, war im 16. Jahrhundert längere Zeit die Residenz des Königs Stephan Bathory; man sieht auf einer vor kurzem veröffentlichten Abbildung der Stadt aus dem Jahre 1568 das prächtige Schloß, mit welchem dieselbe versehen wurde [2]).

Die Seßhaftigkeit der Städtebevölkerung in Westeuropa ist reisenden Russen aufgefallen. Die letzteren haben in ihren Berichten von ihren Reiseeindrücken in Polen, Deutschland, Italien immer wieder ihrer Verwunderung darüber Ausdruck

1) Petrejus, S. 74.
2) Schiemann, I, S. 636.

gegeben, daß die Häuser der Städte von Stein gebaut seien. Im eigentlichen Rußland bildeten Steinbauten eine seltene Ausnahme; daher erwecken selbst größere russische Städte auf den Abbildungen früherer Zeiten den Eindruck großer Dörfer; selbst Moskau macht, wenn man von dem Zentrum der Stadt, von der Akropolis des Kreml absieht, darin keine Ausnahme.

Der Holzbau hält die Mitte zwischen dem Zelte des Nomaden und dem monumentalen Bau des Kulturmenschen Westeuropas. Die Leichtigkeit und Wohlfeilheit des Holzbaus beschränkt bei den Russen die Neigung zur Seßhaftigkeit. Die häufigen Feuersbrünste sind eine typische Eigentümlichkeit der niederen Kulturstufe; sie werden leicht überstanden durch den relativ mühelosen und wohlfeilen Ersatz des Hauses, das man für wenige Rubel auf dem Markt in Form von Balken zu kaufen und an die Baustelle anfahren zu lassen pflegte. Dergleichen beeinträchtigte die Fähigkeit und Geneigtheit des Volksgeistes, die Zukunft zu sichern; die Idee der Stabilität, der Dauer kommt nicht auf; man lebt für den Augenblick; der Begriff des stehenden Kapitals gelangt nicht in ausreichendem Maße zur Entwickelung.

Allen Reisenden sind die häufigen, ganze Stadtteile verheerenden Feuersbrünste aufgefallen. Olearius, Carlisle, Meyerberg u. a. reden davon als Zeugen solcher Katastrophen, bei denen auch viele Menschen umzukommen pflegten. Es war unmöglich, auch nur kurze Zeit in Moskau zu verleben ohne solche Eindrücke. Als Meyerberg in der russischen Hauptstadt weilte, brannten eines Tages 3000 Häuser ab, darunter nur 10 steinerne; ein andermal gab es eine Feuersbrunst, welche einige Tausend Häuser, eine Stunde im Umkreis, in Asche legte [1]). Erst während des 17. Jahrhunderts entsteht das Bedürfnis im eigentlichen Rußland Holzbauten durch Steinbauten zu ersetzen. Während der Regierung des Zaren Michail sind holländische Meister verschrieben worden, welchen die Errichtung solider Stadtmauern in verschiedenen Gegenden

1) Adelung, Meyerberg, S. 365—366.

übertragen wurde. Wo immer monumentalere Bauten entstanden, da ist der Einfluß des Westens zu spüren. Als ein Bischof im 11. Jahrhundert ausnahmsweise die Stadt Perejaßlawl mit einer steinernen Mauer versehen ließ, wurde in der Chronik, welche über diesen Vorgang Bericht erstattet, ausdrücklich hervorgehoben, daß dieses geschehen sei, weil der Bischof in Griechenland gewesen sei und dort sehr viel Schönes gelernt habe [1]). Wie in jenen Zeiten bulgarische und griechische Maurer die wenigen Steinbauten aufführten, welche eine seltene Ausnahme bildeten, so waren es zu Ende des 15. Jahrhunderts italienische Architekten, welche den Kreml mit steinernen Kirchen schmückten; ein Pole baute in der Zeit der Regentschaft Sophieens die steinerne Brücke über die Moskwa. Neuville, welcher 1689 in Moskau weilte, bemerkt, in den letzten Jahren seien etwa 3000 steinerne Privathäuser erbaut worden; man zählte aber in Moskau überhaupt gegen 40000 Häuser. Der Engländer Collins, Leibarzt des Zaren Alexei, schreibt, es stecke in einem Stadtviertel der russischen Hauptstadt soviel Holz, daß man in England aus dem letzteren eine 13 Meilen lange Häuserzeile erbauen könnte.

Noch unvergleichlich elender war die Physiognomie der anderen, kleinen Städte mit noch weniger seßhafter Bevölkerung. An eine eigentliche Bürgerschaft, an Einwohner, welche sich mit Handel und Industrie beschäftigten, war dabei kaum zu denken. Es ist ein nomadischer Zug, daß große Jahrmärkte oft außerhalb der Städte auf dem flachen Lande abgehalten zu werden pflegten. Die wenigen und kümmerlich bevölkerten Städte wurden oft von ihren Einwohnern verlassen; bald gab es Feuersbrünste, welche derartige nomadische Umzüge zur Folge hatten, bald nötigten Seuchen zur Massenflucht; noch häufiger waren es die unleidlichen Erpressungen der Beamten, welche die Einwohner in die Fremde trieben. Es ist charakteristisch für die Mißwirtschaft der Administra-

1) Aristow, das Gewerbe im alten Rußland (russisch), St. Petersburg 1866, S. 105.

tion, daß in unzähligen, an die Regierung gerichteten Klageschriften die Einwohner der Ortschaften im 17. Jahrhundert mit einer Massenflucht aus der Quasistadt drohen. In vielen Städten gab es zahlreiche verlassene Höfe, unbebaute Plätze, verfallene Häuser, welche allmählich verschwanden. Da alles in den sogenannten Städten an Immobilien befindliche Eigentum einen ganz geringen Wert repräsentierte, leistete eine solche Dürftigkeit dem Wandertriebe, den nomadischen Instinkten der Bevölkerung Vorschub [1]).

Man begreift, was es für Rußland bedeutete, daß es im Westen, in Litauen, Polen und den Ostseeprovinzen Gebiete mit wirklichen Städten in westeuropäischem Sinne erwarb, deren Einwohnerschaft nach vielen Tausenden seßhafter Menschen zählte, während im eigentlichen Rußland je wenige Hunderte von wanderlustigen Quasistädtern in den kümmerlichen Ortschaften lebten. Ganz besonders mußte da die Erwerbung der Ostseeprovinzen ins Gewicht fallen, wo das städtische Element in Narwa, Reval, Riga, Mitau, Dorpat u. s. w. Jahrhunderte hindurch auf der Höhe der westeuropäischen Kultur gestanden hatte. Erfreuten sich die obengenannten, in Litauen und Polen gelegenen Städte des Magdeburger Rechts als eines wesentlichen Mittels der Entfaltung der Rechtssicherheit und der privatwirtschaftlichen Entwickelung, so waren Lübecks Institutionen das Prototyp für die baltischen Städte. Hier gab es einen unabhängigen, gesunden, politisch und sozial wichtigen Mittelstand, Zünfte und Gilden mit selbständiger Haltung und verbrieften Rechten. Hier hatten öffentliche und Privatgebäude den Charakter des Monumentalen; hier erblickte man die großen Erfolge des Handels und der Industrie; ein solches, reich mit wirklichen Städten besetztes Gebiet konnte für Rußland eine Brücke bilden für den Verkehr mit Westeuropa und zugleich einen Lehrmeister abgeben für ähnliche historische Gründungen im Osten.

1) S. die überraschend kleinen Bevölkerungsziffern in den eigentlich russischen Städten im Jahre 1688 in meiner „Europäisierung", S. 108 bis 109.

Und noch andere Züge giebt es, welche den Unterschied zwischen Ost und West auf dem Gebiete des Städtelebens veranschaulichen. Es fehlte im eigentlichen Rußland an jeglichem Sinn für Ausschmückung der Ortschaften durch Gartenanlagen. Der Mangel an Bäumen in den Abbildungen echt russischer Städte ist auffallend. Die Ansichten von der Alexandrowskaja Sloboda, der langjährigen Residenz des Zaren Iwan IV., machen durch die Abwesenheit aller Vegetation einen abstoßenden Eindruck [1]). Im Gegensatze hierzu erscheint die Residenz des Zeitgenossen und Gegners des Zaren, des polnischen Königs Stephan Bathory, die Stadt Grodno, auf der obenerwähnten Abbildung aus dem Jahre 1568 reich ausgestattet mit Bäumen und Gärten [2]). Eine solche Schmucklosigkeit der russischen Städte fiel den Ausländern auf. Neuville bemerkt zu Ende des 17. Jahrhunderts, die Landhäuser der Zaren seien nicht mit Parks versehen, sondern nur von Höfen mit hohen Zäunen umgeben [3]). Es gab in Rußland nur Gemüsegärten, während Ziergärten, Prachtanlagen, Parks, wie die Russen sie in Westeuropa, insbesondere in Italien anstaunten, gänzlich unbekannt waren. „Die Gärten der Russen sind wild, ohne Kunst und Schmuck", schreibt Cornelius le Bruyn, welcher 1702 nach Rußland kam [4]). War den westeuropäischen Reisenden die Dürftigkeit der Holzhäuser aufgefallen, sodaß Juel wohl bemerkte, die Wohnungen der Menschen in Nowgorod glichen den Häusern der ärmsten Bauern in Norwegen [5]), oder daß Neuville behauptete, die Häuser in Moskau seien so kläglich und wertlos wie die Schweineställe in Frankreich oder in Deutschland [6]), so mußte der Mangel an Bäu-

1) S. die Bilder als Beilagen zu der Abhandlung „Zwei Gesandtschaften" von J. Schtsch. im „Russkij Wjestnik" 1887, Juli.

2) S. das Bild bei Schiemann, I, S. 636.

3) „Relation curieuse et nouvelle de la Moscovie", S. 184.

4) S. die franz. Ausgabe: „Voyage de Corneille le Bruyn au Levant" von 1718, S. 37.

5) Juel, ed. Grove, S. 122.

6) Neuville, S. 189.

men und Gärten den Eindruck des Ärmlichen und Kulturfeindlichen noch erhöhen.

Da ist es denn von Interesse wahrzunehmen, daß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Gartenkunst sich zu entwickeln beginnt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Beispiel der Ausländer in der deutschen Vorstadt, in Wologda, in Archangelsk hierin entscheidend wirkte. Die Ausländer preisen die Solidität der Bauten, die Bequemlichkeit der Privatwohnungen in Archangelsk, jener ausländischen Kolonie, wo trotz der Unbill des Klimas schon früh Nutz- und Ziergärten entstanden. Der Pole Tanner, welcher 1678 nach Moskau kam, lobt in der „deutschen Vorstadt" die „nach deutscher Art" hübsch und wohnlich gebauten Häuser, welche mit Blumen- und Gemüsegärten versehen waren. Das Beispiel der Ausländer wirkte. Es machte Eindruck, wenn der Großindustrielle Marselis zum erstenmal Rosen nach Rußland brachte [1]). In der letzten Zeit der Regierung Alexeis und während der Regierung Feodors befanden sich Ausländer als Gärtner im Dienste des Zaren. Es wurden u. a. Maulbeerbäume und andere Pflanzen acclimatisiert; man stellte einen Apothekergarten her; man experimentierte mit Pflaumen-, Aprikosen- und Feigenbäumen; ja die Namen „Labyrinth" und „Babylon" für einen Garten in Ismailowo bei Moskau deuten auf eine kompliziertere Anlage in der Weise europäischer Lustgärten hin, und Reutenfels bemerkt in der That, daß es sich hier um eine Nachahmung italienischer Gärten handelte; es gab da u. a. von einem Ausländer, Peter Engels, gemalte Bilder, welche vermutlich den Zweck hatten, künstliche Landschaften in der Art von Theaterdekorationen im Hintergrunde der Baumgänge erscheinen zu lassen; sie hießen „Perspektiven" [2]).

Die Russen erwiesen sich als lernbegierig und strebsam.

1) Olearius, S. 155.

2) S. Sabjelins Abhandlung über die Gärten im alten Moskau in seiner Sammlung „Versuche von Studien russischer Altertümer" (russ.), II, S. 285—296.

Sobald sie sahen, daß die Deutschen in ihrer „Vorstadt“ gutes Obst zogen, wollten sie Ähnliches auch bei sich einführen und wie die Ausländer Blumen, Sämereien u. s. w. aus dem Auslande beziehen. Ein Fürst Tscherkaßkij richtete sich mit Hilfe eines von ihm angeworbenen holländischen Gärtners einen Garten „à la hollandaise“ ein. „Die Russen sind entzückt, wenn man ihnen Blumen giebt“, schrieb Cornelius le Bruyn im Jahre 1702, „sie ahmen die Blumenzucht der Ausländer nach“ [1]). Menschikow besaß im Jahre 1709 in Narwa einen Garten und ein Gewächshaus [2]). Am gelehrigsten war, wie sonst, auch auf diesem Gebiete Peter der Große. Konnten die Anlagen seines Vaters in Ismailowo nicht entfernt mit dem „Giardino Boboli“ in Florenz oder mit den Parkanlagen in Deutschland, Frankreich und England verglichen werden, so gelang es Peter dem Großen sehr bald mit den herrlichen Gartenanlagen in der Umgegend Petersburgs oder in Katharinenthal bei Reval es dem Schönsten gleichzuthun, was man selbst in Versailles sehen konnte [3]). Kein Wunder, daß da, wo der unmittelbare Einfluß der Ausländer sich bemerklich machte, auch der Habitus der Städte eine wunderbare Metamorphose aufweist. Der Palast Leforts in der „deutschen Vorstadt“ zu Ende des 17. Jahrhunderts ist ein Prachtbau mit herrlichen Gartenanlagen, wie aus einem zeitgenössischen Bilde zu ersehen ist, während die Ansicht von Ismailowo noch einen kahlen und ärmlichen Eindruck macht [4]); man vergleiche das Lustschloß des Zaren Alexei zu Kolomenskoje bei Moskau, wo rings umher kein Halm zu sehen ist, mit den etwas später bei der neuen Hauptstadt erbauten Prachtschlössern von Peterhof und Oranienbaum, und man wird den Eindruck haben, daß die Dürftigkeit und Reizlosigkeit russischer Unkultur ab-

1) S. 37.
2) Juel, S. 84.
3) S. die Einzelheiten in meiner Abhandlung „Zur Geschichte des russischen Hofes im 17. und 18. Jahrhundert“. Russische Revue, Bd. XXIX, S. 490 ff.
4) S. die russ. Edition meines „Peter“, S. 126 und 88.

gelöst wird durch den Formenreichtum und Geschmack westeuropäischen Wohlstandes und Luxusbedürfnisses. Hatte es in Moskau eine deutsche Vorstadt gegeben, welche sich durch Parkanlagen und Luxusbauten von dem dorfartigen Holzhäuserkomplexe der übrigen Stadt vorteilhaft unterschied, so entstanden bei Petersburg, Reval, Riga russische Vorstädte, welche durch kleine und elende Häuser von den anderen, monumentaler gebauten Teilen dieser Städte ungünstig abstachen [1]). Im Gegensatze zu dem mönchischen, von Kirchen, Kapellen und Klöstern strotzenden Moskau macht Petersburg den Eindruck einer modernen, rein weltlichen Stadt. Durch das Vorwiegen von Steinbauten erhielt die neue Residenz eine von dem Aussehen Moskaus verschiedene Physiognomie. Man baute hier bald nach „italienischer Manier", bald nach „preußischer Art". Fachwerk, Backsteine, Granit und Marmor, dazu die Kunst der ausländischen Architekten, wie Leblonds, Rastrellis u. a. — alles dieses bildete einen wohlthuenden Gegensatz zu den plumpen, bäuerischen Blockhäusern, welche man in Moskau auf dem Markte hatte kaufen können. In der allerrohesten Weise waren einige bevorzugte Straßen der alten Hauptstadt mit runden Balken belegt gewesen; Petersburg erhielt schon (1716) wenige Jahre nach seiner Gründung gepflasterte Straßen [2]). Nicht ohne Grund schalt das Volk, die neue Hauptstadt trage goldenes Schuhwerk, die alte müsse in Bastschuhen gehen. Durch Straßenbeleuchtung und Feuerpolizei, durch Gesundheitsanstalten und Marktordnungen, durch die Anfänge der städtischen Statistik, dadurch, daß sich die Herrscher selbst, z. B. Peter und Katharina II., persönlich für den Ausbau der neuen Stadt interessierten und dieselbe gelegentlich zu Fuß in den verschiedensten Richtungen durchwanderten, durch die Pracht und Eleganz der Graniteinfassungen der Newa und die Menge der Paläste von Würdenträgern unterschied sich Petersburg vorteilhaft von Moskau.

1) S. u. A. Reimers, Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts, St. Petersburg 1805, I, S. 91.

2) Reimers, I, S. 108.

Der Tourist, welcher heutzutage Gelegenheit hat, die Physiognomieen der beiden Hauptstädte miteinander zu vergleichen, gewinnt den Eindruck, daß hier zwei verschiedene, einander entgegengesetzte Epochen der Geschichte Rußlands architektonisch vertreten sind. Die Bauten des Kreml repräsentieren den Orient, die Prachthäuser Petersburgs bedeuten Europa. Mit dem Wesen der Subjekte, welche im Mittelpunkte des russischen Staatswesens standen, änderte sich notwendigerweise auch ihr Gehäuse. Die früheren, in asiatischem Geschmack aufgeführten Räume [1]) konnten den Bedürfnissen der Zöglinge Westeuropas nicht mehr genügen.

Beachtenswert ist dabei der Umstand, daß auch wohl schon während der Moskauer Periode, im 15., 16. und 17. Jahrhundert, ausländische Baumeister in Rußland thätig waren. Für die Ornamentik im Detail, für die Technik im einzelnen mag ihr Einfluß, ihre Erfahrung sich nachweisen lassen, aber den spezifisch nichteuropäischen Stil der Paläste und Kirchen haben sie nicht durch die in Westeuropa herrschenden Typen und Formen zu ersetzen vermocht. So erinnern denn die im Zentrum der alten Hauptstadt befindlichen, aus jenen Zeiten stammenden Bauten eher an Byzanz, Zentralasien und China, als an die Paläste von Florenz, Venedig, Paris, Wien u. s. w. Wir hören wohl von dem Wirken eines der berühmtesten Architekten Italiens, des Aristoteles Fioravanti [2]), in den Zeiten Iwans III. und Wassilijs, wir erfahren wohl, daß Marco Ruffi und Pietro Antonio die sogenannte „Granowitaja Palata“, den Audienzsaal im Kreml, erbauten, daß in der Zeit Michails ein ausländischer Archikekt, John Taler, an der Restauration einer Kirche teilgenommen, oder daß ein Holländer in derselben Zeit sich um die Ziegelbrennerei verdient gemacht habe [3]); aber alle diese aus Westeuropa stammenden Fachleute haben den monu-

1) Übrigens sind die meisten Räume des Palastes im Kreml im modernen Stil renoviert und weiter ausgeführt worden.

2) Über ihn s. neue Details bei Pierling, La Russie et l'Orient, Paris 1891, S. 124 u. 125.

3) Sabjelin, Das häusliche Leben der Zaren (russisch), I, S. 44. 56.

mentalen Bauten im Zentrum der alten Hauptstadt kein neues Gepräge im modernen Sinne zu geben vermocht. Zu einer durchgreifenderen Änderung der architektonischen Typen bedurfte es einer unmittelbareren Annäherung an die Kultur Westeuropas.

Noch weniger als Petersburg erinnert Odessa an die moskowitische Periode der Geschichte Rußlands. Die 1794 gegründete Stadt verdankt ihren Anfang und ihren Aufschwung Ausländern, wie de Ribas, de Volant, Richelieu, Langeron u. a. Sie hat nichts, auch gar nichts gemein mit den früheren russischen Städten und in höherem Grade als selbst Petersburg einen spezifisch internationalen, kosmopolitischen Charakter. Hier gab es keine Anhäufung von Kirchen und Klöstern, wie in dem alten Moskau, keinen Hof, wie in Petersburg; in ähnlicher Weise wie Archangelsk verdankte Odessa sein rasches Aufblühen den kommerziellen Beziehungen zum Westen Europas. Die Ausländer bilden hier das weitaus überwiegende Element der Einwohnerschaft. Die Verschönerung der Stadt, der Bau kolossaler Getreidespeicher, eines Molo, eines Theaters, eines öffentlichen Gartens — alles dieses legt Zeugnis ab von der segensreichen Thätigkeit des berühmtesten der französischen Emigranten, des Herzogs Richelieu, im Sinn und Geiste der westeuropäischen Kultur. Im alten Kerne Rußlands hatte das Vorherrschen der Holzbauten dem äußeren Habitus der Städte den Charakter großer Dörfer verliehen; in Odessa waren schon der waldlosen Steppe wegen Holzbauten eine Unmöglichkeit. Während dagegen die altrussischen Städte den Luxus von Baumgängen und öffentlichen Gärten nicht gekannt hatten, gelang es den Gründern Odessas, trotz des hier herrschenden Wassermangels die ganze Stadt mit dem grünen Schmucke herrlicher Akazienreihen zu bekleiden [1]). Man ist hier schon wegen der völlig veränderten klimatischen Verhältnisse noch weiter von Moskau entfernt als an der Newa oder am Weißen Meere. Unter der Ägide Asiens, in den Zeiten des

1) S. die Ausführungen in meinem Buche „Europäisierung", S. 136 bis 139.

Mongolenjochs war die alte russische Hauptstadt emporgekommen; Archangelsk, Petersburg, Odessa verdankten ihr Dasein dem belebenden Einfluß Europas.

In den alten Städten im Westen hatte Rußland gewissermaßen ein ererbtes Gut zu verwalten; die Aufgabe lag darin, das Bestehende zu schonen und, zu erhalten und es zum Teil als Vorbild für die Entwickelung des Städtewesens im Osten zu benutzen. Auch die der unmittelbaren Berührung mit Europa entstammenden Zentren historischen Lebens am Weißen und am Schwarzen Meere, sowie die neue Hauptstadt an der Newa mußten bei der Umwandelung altorientalischer, russisch gewordener Städte, wie Kasans, Astrachans, Tiflis', Taschkents und Samarkands, sowie bei der Gründung neuer Städte zum Muster dienen. Im äußersten Osten, wo etwa Nikolajew am Amur, 1851 gegründet, die neueste Schöpfung dieser Art sein dürfte, galt es in dem Chaos der dünngesäeten, fluktuierenden Bevölkerung feste Punkte zu schaffen, welche als Basis für die Verbreitung der Kultur dienen konnten. Wenn etwa in Barnaúl, in Westsibirien, die Allüren der besseren Gesellschaft sich europäisch gestalten und dort ein Museum, ein Observatorium u. dgl. sich vorfindet, wenn Jekaterinburg jenseits des Uralgebirges einen westeuropäischen Eindruck übt, dort meteorologische Beobachtungen gemacht werden, und eine Naturforschergesellschaft gegründet wurde, wenn in Omsk und Tomsk mittlere und höhere Lehranstalten nach dem Muster westeuropäischer Gymnasien und Universitäten entstehen, wenn Taschkent einen Klub mit stattlicher Bibliothek und eine Sektion der Russischen Geographischen Gesellschaft besitzt, so thun solche Erscheinungen dar, daß auf dem Gebiete der Gründung von Städten, der Entwickelung des Städtelebens Rußland als Vermittler zwischen dem höher kultivierten Westen und dem unhistorischen Osten nicht ohne Erfolg thätig gewesen ist [1]).

1) S. meine „Europäisierung“, S. 110—112.

3. Die Verkehrsadern.

In dem Maße als Rußland an Ausdehnung gewann, mußte das steigende Verkehrsbedürfnis ein Streben entstehen lassen, diese ungeheuern Räume durch neue Verkehrsmittel zu überwinden. Sowohl für den Anschluß nach außen hin, als auch für die Kommunikation im Innern mußte man wünschen, das weite Reich durch Straßen zu verkleinern. Es kam nicht bloß darauf an, daß man von einigen Grenzpunkten, etwa von den an der See gelegenen Städten aus, leicht, bequem und sicher mit dem Auslande verkehrte; man mußte auch diese Grenzpunkte mit dem Innern des Reiches zu verbinden suchen. Sagte noch der Kaiser Nikolaus I.: „Les distances sont la plus grande plaie de la Russie", so galt dies noch viel mehr von früheren Jahrhunderten. Zu den wichtigsten geographisch-historischen Thatsachen gehört die Entstehung von Verkehrsadern. Je spärlicher die Bevölkerung über das unermeßliche Gebiet verstreut war, desto größer waren die Schwierigkeiten des Wegebaus [1]). Anderseits begünstigten die Horizontalität der Bodenkonfiguration Rußlands, sowie das Ineinandergreifen der Flußsysteme die Herstellung von Kommunikationen. Relativ spät hat Rußland aus diesen Umständen Nutzen gezogen. Diese Vorteile waren ihm früher wie ein totes, vergrabenes Kapital; zur Fähigkeit der Verwertung solcher Gunst der Verhältnisse gehörte das Hinaufrücken in eine höhere Kulturstufe, die Berührung mit dem Westen.

In unzähligen Berichten von Ausländern, welche nach Rußland kamen, begegnet uns die Klage über die Verkehrsschwierigkeiten zu gewissen Jahreszeiten. Da man an die Anlegung von Straßen nicht dachte, so gab es, Dank der Schneedecke im Winter, zu dieser Jahreszeit am meisten Verkehr. Im Frühling, Sommer und Herbst war das Reisen mit den

1) Gegenwärtig beträgt die durchschnittliche Entfernung der bewohnten Orte in Kilometern ausgedrückt: im Astrachanschen Gouvernement 23, im Archangelskischen 17,5, im Orenburgischen 8,9. Dagegen in Estland 2,1, in Livland 1,1, in Kurland 1,1 u. dgl. m.

größten Schwierigkeiten verbunden; namentlich bot im Frühjahr das Hochwasser oft unübersteigliche Hindernisse; in den nördlicher gelegenen Gebieten gab es Sümpfe. Landwege boten auch im Sommer Schwierigkeiten dar; man benutzte gern Wasserwege. Es gab nirgends Rastorte, Halteplätze, wo sich der Reisende erquicken konnte; man reiste fast ausschließlich durch unbewohnte Gegenden. Selbst der Weg von Moskau nach Nowgorod führte durch öde Gebiete [1]).

Indessen gab es im moskowitischen Staate schon früh eine asiatischen Mustern entlehnte Fahrposteinrichtung, welche u. a. Herberstein bewunderte [2]). Sie war, wie in Persien oder im alten Rom, im Grunde den Beamten vorbehalten, durfte nur ausnahmsweise von Privatpersonen benutzt werden und gab zu zahllosen Mißbräuchen Anlaß. Verleugnete die Fahrposteinrichtung in Rußland ihren orientalischen Ursprung nicht, so huldigte doch eine Reihe von Verordnungen, welche auf die Abstellung der Mißbräuche abzielten, den im Westen Europas zum Siege gelangenden Grundsätzen [3]).

Es ist von Interesse, die Ausgestaltung des Netzes der Poststraßen zu verfolgen. Die Ausdehnung der Grenzen des Reiches, die neuen Ziele, welche sich die auswärtige Politik stellte, die gesteigerte Zentralisation bei der Verwaltung und andere Momente ließen immer neue Postrouten entstehen. So z. B. nötigte die Einrichtung der Briefpost in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu einer Vervollkommnung der Fahrpost, welche das Zentrum des Reiches mit den Westgrenzen verband. Als zu Ende des 17. Jahrhunderts der Gedanke auftauchte, Handelsverbindungen mit China anzuknüpfen, mußten die Fahrposteinrichtungen in Sibirien vervollkommnet werden. Die Feldzüge nach Asow (1695 und 1696) nötigten zur

1) S. Beispiele der Unbeholfenheit und Schwierigkeit des Reisens noch im 17. Jahrhundert in meiner „Europäisierung“, S. 64—67.

2) Adelung, Herberstein, S. 65 ff.

3) S. die Hauptmomente der Geschichte der Fahrpost in meiner „Europäisierung“, S. 67 ff. Wir kommen weiter unten im letzten Kapitel des vierten Buches auf diesen Gegenstand zurück.

Herstellung einer besseren Fahrpostverbindung zwischen Woronesh und Moskau. Auch die Postverbindung mit Archangelsk wurde in dieser Zeit besser geregelt. Während des Nordischen Krieges entstanden neue Postrouten, welche die westlichen Gebiete mit den beiden Hauptstädten verbanden. Die Gründung Petersburgs ließ eine Poststraße zwischen der neuen Residenz und Nowgorod entstehen; strategische Bedürfnisse veranlaßten umfassende Wegebauten, welche Kleinrußland mit dem Zentrum vereinigen sollten. Einzelne Feldzüge ließen zeitweilige Feldposten ins Leben treten. Während der Verhandlungen, welche zum Abschlusse des Friedens von Nystadt führten, wurde zwischen Petersburg und Reval eine Fahrpost hergestellt und Reval durch eine regelmäßige Kommunikation zu Wasser mit Nystadt verbunden. Die Eroberung Südostfinnlands ließ eine Postverbindung zwischen Petersburg und Wiborg entstehen. Im Jahre 1725 gab es einen Entwurf, Moskau mit Petersburg durch eine „Diligencenpost“ zu verbinden. Ostermann schlug vor, eine direkte Postverbindung zwischen Petersburg und Archangelsk herzustellen, da bis dahin dieser Verkehr nur mit einem Umweg über Moskau bestanden hatte. Die Expedition Berings (1733) in den äußersten Osten veranlaßte die Einrichtung einer Postroute über ganz Sibirien hinweg; Tatischtschew nahm sich der Lösung der Aufgabe, Sibirien mit Poststraßen zu versehen, eifrig an. Auf Münnichs Wunsch entstand während des türkischen Krieges (1736—1739) eine Poststraße, welche Moskau mit den südlichen Gebieten des Reiches verband; der schwedische Krieg nötigte zur Verbesserung der Postverbindung mit Wiborg. Der Wunsch der Kaiserin Elisabeth, ihre Tafel stets mit Trauben, Pfirsichen und anderen Südfrüchten zu versehen, veranlaßte die Herstellung einer Postverbindung zwischen Zarizyn und Astrachan mit einem Postboote; eine andere „Obstpost“ verband Zarizyn mit Kijew. Als der ehemalige, von Elisabeth gestürzte Kaiser Iwan Antonowitsch eine Zeit lang mit seinen Angehörigen in Ranenburg (Gouvernement Rjasanj) gefangen gehalten wurde, mußte auch dorthin eine Postverbindung hergestellt werden. Während

des Siebenjährigen Krieges entstand eine Fahrpost nach Preußen hin. Die Bestrebungen Katharinas II., die orientalische Frage einer Lösung näher zu bringen, veranlaßten die Gründung einer Postroute nach Konstantinopel über Bender, Jassy und Bukarest. Die Abhängigkeit Kurlands von Rußland ließ die Eröffnung einer Postverbindung mit Mitau erforderlich erscheinen u. s. w. [1]).

Es waren fast ausnahmslos politische und nicht volkswirtschaftliche Gesichtspunkte, welche die Ausgestaltung eines Straßennetzes in Rußland veranlaßten. Indessen wurden je später, je mehr auch die Interessen der Gesellschaft berücksichtigt. Es entwickelte sich der Begriff der Verkehrspolizei. Aus einer orientalischen Einrichtung wurde die Fahrpost allmählich zu einer europäischen. In manchen Erscheinungen, welche die Vervollkommnung des Verkehrswesens betrafen, ist der unmittelbare Einfluß der Berührung Rußlands mit Westeuropa zu spüren. Es kam dem weiten Reiche zugute, daß es, durch Verkehrsmittel den Raum beherrschend, kleiner wurde.

Allerdings war für den Lokalverkehr im Innern des Reiches lange nicht so viel geschehen wie für die Verbindung der beiden Zentren mit anderen Punkten der Administration, den Seehäfen und Grenzorten. Es ist mit Recht bemerkt worden, daß ebenso wie in Rußland bei höchst mangelhafter Entwickelung des Volksunterrichts relativ früh Universitäten gegründet worden seien, auch die Herstellung von Vizinalstraßen vernachlässigt worden sei, während man über ungeheure Strecken hinweg in den letzten Jahrzehnten Eisenbahnen baute, daß diese neuen Verkehrsmittel durch Einöden führten, daß zu beiden Seiten der Bahnkörper die Barbarei konstant bleibe, und daß nur die Minorität des Volkes vorauseile, während die Masse in träger Ruhe verharre und Raum und Zeit nicht überwinden

1) S. die Auszüge aus Chruschtschows Monographie „Zur Geschichte der russischen Post", St. Petersburg 1884, in meiner Abhandlung über diesen Gegenstand in der „Zeitschrift für allgemeine Geschichte", 1884, Heft XII, S. 882 ff. und in meiner „Europäisierung", S. 68—75.

lerne [1]). Hatte man aber die Hauptverkehrsadern geschaffen, so waren damit einige der Bedingungen für eine Verästelung der Kommunikation im Innern gegeben, und daher gehören diese Gründungen zu den wichtigsten Ereignissen der Entwickelung des weiten Reiches.

Dahin gehört auch die Ausgestaltung eines großen zusammenhängenden Wasserstraßensystems, und auch dieses war, wie die Vervollkommnung der Fahrposteinrichtungen, eine unmittelbare Folge der Berührung Rußlands mit Westeuropa.

In früheren Zeiten hatten bei der geringen Größe der Fahrzeuge der Flußschiffahrt die Wasserscheiden, welche die verschiedenen Flußsysteme in Rußland voneinander trennten, den Namen „Schleppstellen“ (woloki von „wolotschitj“ schleppen, ziehen) geführt. Früher oder später mochte man den Gedanken fassen, die oberen Läufe der Ströme oder deren Nebenflüsse, da, wo die verschiedenen Wasserbassins einander nahekamen, durch Kanäle zu verbinden. In diesem Unternehmen bildet die Zeit Peters des Großen eine Epoche. Noch vor der ersten Reise des jungen Zaren ins Ausland, im Jahre 1696, hatten die Arbeiten eines Kanalbaues zur Verbindung des Dons mit der Wolga begonnen. Sie hatten keinen Erfolg. Während des Aufenthaltes Peters in Holland und England hatte der junge Herrscher Gelegenheit, Kanalbauten zu sehen. Ein englischer Geistlicher, Francis Lee, hat in einem sehr umfassenden Reformentwurf dem Zaren den Vorschlag gemacht, eine Behörde zu gründen, deren Aufgabe in der „Verbesserung der Natur“ bestehen sollte [2]). Dieses „Kollegium“ sollte u. a. Kanalbauten ausführen lassen. Ein englischer Ingenieur, John Perry, trat damals in russische Dienste, um die Arbeiten am Wolga-Don-Kanal fortzusetzen. Im Westen erregte dieser Entwurf das lebhafteste Interesse. Wir erwähnten bereits, daß unter Leibniz' Papieren sich eine Zeichnung gefunden hat, auf

1) Reclus, Géographie universelle, V, S. 888.

2) „a college for the improvement of nature“. S. mein Buch über Peter, S. 215 ff.

welcher diese beiden Flüsse durch einen Kanal zwischen ihren Nebenflüssen Ilowlja und Kamyschenka verbunden sind. Indessen wurde der Bau nicht vollendet. Auch eine Wiederaufnahme des Entwurfs unter Katharina II. blieb erfolglos.

Indessen gab es andere Aufgaben dieser Art zu lösen. Peter, welcher im Auslande hydrotechnische Kenntnisse erworben hatte, nahm persönlichen Anteil an den Gelände-Untersuchungen bei der Anlage des Kanals von Wyschnij-Wolotschok, welcher das Bassin des Seegebiets mit demjenigen der Wolga verbindet. Im Jahre 1711 war der Kanal, welcher die Twerza (Nebenfluß der Wolga) mit der Msta (Nebenfluß des Wolchow) in eine ununterbrochene Wasserstraße verwandelte, vollendet. In den letzten Jahren seines Lebens schenkte Peter der Erbauung des Ladogakanals durch Münnich viel Aufmerksamkeit; diese Wasserstraße hatte den Zweck, die gefährliche Schiffahrt auf dem Ladogasee zu vermeiden und die Newa mit dem Wolchow zu verbinden. Noch kurz vor seinem Tode hat Peter geäußert, er hoffe es zu erleben, daß er in Petersburg zu Schiffe gehe und, ohne auszusteigen, bis nach Moskau fahren könne. Für die ganze wirtschaftliche Zukunft Rußlands bedeutete es unermeßlich viel, daß der geniale Herrscher den Wert der Verkehrsstraßen würdigte und diese Ansichten bethätigte. Wie er den vormals grundlosen Weg von Petersburg nach Narwa dadurch hatte aufbessern lassen, daß man denselben mit glatt behauenen Balken brückte und diese alsdann mit Sand überschüttete, wie er für derartige Wegebauten Schweden zum Muster nahm [1]), so diente ihm inbetreff der Wasserstraßen Holland zum Vorbilde.

Jahrhundertelang waren die Wasserscheiden zwischen den Flußsystemen dem Verkehre hinderlich gewesen, Jahrhunderte hatte man Waren und selbst Fahrzeuge über diese „Woloki" geschleppt, wenn man damit aus einem Bassin in ein anderes gelangen wollte. Es entsprach eine derartige Routine dem geringen Verkehrsbedürfnis, der niedern Kulturstufe, der Klein-

1) Reimers, Petersburg, I, S. 77—78.

heit der Fahrzeuge, dem Mangel an Waren. Jetzt war man soweit, die zentralen Gegenden des Reiches mit den wichtigsten Punkten an der Peripherie durch Wasserstraßen verbunden zu sehen; so stand denn das Güterleben im „Innern" des Reiches mit andern Ländern in einem engeren Zusammenhang als früher; Rußland war kleiner, weil kommunikativer, geworden.

Was Peter begonnen hatte, setzten seine Nachfolger fort. Die ersten Kanalbauten waren überall von Holz ausgeführt und daher dem Untergange ausgesetzt gewesen. Es bestand die Aufgabe, das, was Peter geschaffen hatte, zu erhalten und auszugestalten. Die Regierung Katharina II. lenkte ihr Augenmerk vornehmlich auf die Verbindung des Kaspisees mit dem Weißen Meere. Es entstand der Nordkatharinenkanal, welcher nach den Entwürfen des Generals Suchtelen diese Verbindung beider Meere durch die Vereinigung der Dwina mit der Kama [1]) bewirkte. Kurz vor den polnischen Teilungen war in den nun annektierten Gebieten der Oginskische Kanal, welcher das Dnjepr-Bassin mit demjenigen des Njemen verbindet, hergestellt worden. Katharina sorgte für die Vervollkommnung dieser Wasserstraße. Das Projekt zur Verbindung des Dnjeprs mit der Düna, die Verbindung der Msta mit dem Wolchow zur Umgehung des Ilmensees, die Herstellung des Marienkanals (d. h. die Verbindung des Wolgasystems mit der Seegegend) [2]), welcher an Bedeutung und Frequenz alle andern Wasserstraßen dieser Art in Rußland übertrifft — alles dieses zeugt von der Anregung, welche der Westen im Zeitalter Peters zuerst dargeboten hatte. Der Balte Sievers, die Franzosen Devolant und Bétancourt, der Herzog Alexander von Württemberg u. a. haben sich um den weitern Ausbau des Wasserstraßensystems in Rußland große Verdienste erworben.

1) d. h. die Verbindung der Wytschegda, oder eines Nebenflusses derselben, der nördlichen Keltma mit der südlichen Keltma, einem Nebenflusse der Kama.

2) Die Kowsha, welche in den „Bjelosero" fließt, verbunden mit der Wytegra, welche in den Onegasee fließt. Aus dem „Bjelosero" kommt sodann die Scheksna, Nebenfluß der Wolga.

Noch durchgreifender als durch Fahrposteinrichtungen und Kanalbauten mußten während der letzten Jahrzehnte andere Verkehrsanstalten die geographischen Verhältnisse des russischen Reiches durch Reduktion der Entfernungen ändern. Der Anstoß zu allen derartigen Fortschritten ging selbstverständlich jedesmal vom Westen aus. Wie es die Ausländer gewesen waren, welche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Briefpost in Rußland einrichteten, so wurden auch modernere Kunststraßen, Dampfschiffe und Eisenbahnen von Ausländern gebaut. Daß Peter durch seinen Aufenthalt in Holland für Kunstwasserstraßen ein lebhaftes Interesse gewonnen hatte, war mehr individuell und accidentell, als daß im 19. Jahrhundert Lokomotiven und Dampfschiffe, Chausseeen, Telegraphen und Telephone in Rußland erschienen. Jedes dieser Verkehrsmittel war ein Ergebnis der Annäherung Rußlands an Europa; jedes derselben hat seinerseits die Solidarität Rußlands mit dem Westen steigern und durch Überwindung von Raum und Zeit den historischen Pulsschlag beschleunigen helfen. Es war ein weiter Weg von jenen unbeholfenen Fahrten der Russen am Murmanufer und ums Nordkap herum vor etwa vier Jahrhunderten bis zu den Dampferlinien und Schienenwegen, welche Rußland gegenwärtig mit der Welt verbinden; die Schwerfälligkeit des Personen- und Warenverkehrs, in früherer Zeit wesentlich auf den Winter beschränkt, ist auch im Innern des Reiches abgelöst worden von der einer höheren Kulturstufe entlehnten Beweglichkeit, welche die ungeheuere Entfernung von den Zentren zu der Peripherie bis nach Zentralasien hinein und bald bis zum Stillen Ozean in wenigen Tagen spielend überwindet, während früher das Zurücklegen derselben Strecken Monate in Anspruch zu nehmen pflegte.

---

4. Klima, Flora und Fauna.

Es liegt nahe, die Frage aufzuwerfen, ob die Hauptbedingungen im Haushalte der Natur Rußlands sich im Laufe der tausendjährigen Geschichte dieses Reiches geändert und, wenn

überhaupt, in welcher Richtung solche Wandlungen sich vollzogen haben dürften. Bei der unermeßlichen Bedeutung des Klimas und der Bodenbeschaffenheit, der Tier- und Pflanzenwelt für die geschichtliche Entwickelung verdienen diese Probleme die Beachtung des Geschichtsforschers, ohne daß bisher auf diesem Gebiete irgend Erhebliches vonseiten der Historiker geleistet worden wäre. Bei der Spärlichkeit des Quellenmaterials, bei der Neuheit des Stoffes und bei dem knappen Raume, welchen wir diesen Fragen widmen dürfen, begnügen wir uns damit, dieselben nur mehr aufzuwerfen als eingehend zu behandeln, das schwierige Gebiet nicht sowohl zu durchwandern als zu streifen, die Richtung anzudeuten, in welcher die Erforschung dieser historischen Probleme sich zu bewegen hätte, um zu exakteren Ergebnissen zu führen, als wir sie darzubieten vermögen.

Bei der geographischen Entdeckung Rußlands durch Westeuropäer mußte den letzteren, wie schon oben gelegentlich erwähnt worden ist, der große Unterschied auffallen, welcher zwischen dem Klima Rußlands und demjenigen anderer Länder bestand. Ohne daß der erst viel später aufgebrachte Ausdruck „Kontinentalklima" gebraucht wurde, schildern manche Reisende in ihren Berichten die Hauptzüge dieser Verhältnisse, deren Abweichung von dem sonst Bekannten schon Herodot angedeutet hatte. Freilich hatte man um die Zeit der geographischen Entdeckung Rußlands, d. h. im 16. und 17. Jahrhundert, bei der damals unvergleichlich geringeren Ausdehnung des Reiches nicht in dem Maße wie später Gelegenheit, über die klimatischen Gegensätze verschiedener Lokale zu staunen, während neuerdings ermittelt wurde, daß z. B. die mittlere Jahrestemperatur in der Nähe des Kältepols bei Ustjansk — 16°, diejenige in Tiflis + 15,8° beträgt, eine Differenz so groß, wie sie etwa in dieser Beziehung zwischen Spitzbergen und Rio Janeiro besteht; gleichwohl staunten auch schon im 16. Jahrhundert etwa die Engländer darüber, daß in dem weiten Lande derartige Unterschiede vorzukommen pflegten [1]). Herberstein

1) S. oben S. 27 den Abschnitt „die Engländer".

erwähnt der Kälte und der Dürre in Rußland [1]); die polnischen Begleiter der Braut des Demetrius klagen zu Anfang des 17. Jahrhunderts über den raschen Wechsel von Hitze und Kälte im Frühling und Sommer, über die Kürze der warmen Jahreszeit und den frühen Eintritt des Winters [2]). Neuville war verwundert über die geringen Niederschläge in Rußland [3]). Andere wiederum staunten über das rasche und oft verderbliche Frühlingshochwasser, wie denn u. a. Herberstein bei seiner ersten Reise in der Nähe von Smolensk erfuhr, es seien vor kurzem in den Gegenden, welche er durchreiste, 600 Russen ertrunken [4]).

Kein Zweifel, daß der Kampf gegen die Unbill des Klimas in Rußland größere Schwierigkeiten darbietet als in Westeuropa. Die Ungleichmäßigkeit der Verteilung der Niederschläge von Monat zu Monat, wie von Jahr zu Jahr, ist in Rußland auffallend stark. In Europa verhält sich die Regenmenge der trockensten Monate zu derjenigen der feuchtesten wie 1 zu 3, im Süden und Osten Asiens wie 1 zu 50—60. In den Steppen wechselt die Regenmenge von Jahr zu Jahr wie 1 zu 10.

Solche Beobachtungen führen unwillkürlich zu der Frage, ob im allgemeinen das Klima in Rußland sich verändert habe. Dieselbe ist nach dem Stande der heutigen Forschung verneinend zu beantworten. Viele haben gemeint, die Steppen seien früher bewaldet gewesen, und durch die Entwaldung habe sich das Klima verschlechtert. Man stützt sich dabei größtenteils auf den Umstand, daß auch jetzt noch die Waldoasen am Rande des Steppengebietes abnehmen; diese Ansicht vertreten u. a. Demol, Anorow, Palimpsestow, Strukow, Knjashewitsch, Neumann. Viel gewichtigere Autoritäten sind dagegen der Meinung, daß die Steppe stets unbewaldet gewesen sei; so Leplay,

1) S. die deutsche Ausgabe, S. 57.

2) S. Ustrjalows Edition der Quellen zur Gesch. des Pseudodemetrius, St. Petersburg 1834, IV, S. 89—90.

3) „Relation curieuse et nouvelle de la Moscovie", S. 191.

4) Adelung, Herberstein, S. 57.

Kirjakow, Nordmann, K. E. von Baer, Skalkowski, Th. Köppen u. a. Die Grenze der Steppen gegen Norden hat sich in historischer Zeit nicht nachweislich verändert. Die Steppen werden schon von Ovid als baumlos geschildert: Konstantin Porphyrogenneta bemerkt, daß der Perekop mit Wald bedeckt gewesen sei; aber er fügt hinzu, daß der Norden der Halbinsel Krim eine baumlose Steppe darstellte; ebenso Rubruquis und andere Schriftsteller. Für eine gewisse Stabilität der klimatischen Verhältnisse spricht auch der folgende Umstand. So weit die Nachrichten reichen, hat sich die mittlere Zeit des Auf- und Zugehens der Flüsse nicht verändert; diese Nachrichten reichen bei der Düna bis 1530 zurück, bei der Dwina bis 1734, bei der Newa bis 1719 u. s. w. Auch die Temperaturbeobachtungen enthalten keine Andeutungen über eine etwaige Veränderung der Durchschnittszahlen; nur etwa in einzelnen Lokalen, z. B. in den großen gepflasterten Städten, ist es etwas wärmer geworden. So die Ergebnisse der Forschungen Wesselowskijs, welcher das Verdienst hat, die das Klima Rußlands betreffenden Fragen in seinem großen, 1857 erschienenen Werk [1]) im Zusammenhange mit der Agrarproduktion erforscht zu haben. Auch Wild bemerkt in seinem Werke „Die Temperaturverhältnisse des russischen Reiches" [2]), über den säkulären Gang der Temperatur in Petersburg lasse sich nur das sagen, daß die Mitteltemperatur in den letzten 128 Jahren sich nicht bleibend einseitig verändert habe, daß aber längere Reihen durchschnittlich kälterer Jahre mit wärmeren abwechseln, und daß außerdem die durchschnittliche Mitteltemperatur von fünf Jahren in Perioden von ungefähr 23 Jahren zu- und abnehme, wobei aber die Amplitude dieser periodischen Schwankung von 1 bis 2 Grad variiert. Neuerdings ist dann die Lehre regelmäßiger Veränderungen dieser Art weiterentwickelt worden [3]). Man hat ermittelt, daß die Schwankungen der

1) Über das Klima Rußlands (russisch).
2) St. Petersburg 1883.
3) Ed. Brückner, Klimaschwankungen seit 1700. Wien 1890.

Temperatur, des Luftdruckes und des Regenfalles, welche auf der ganzen Erde gleichzeitig stattfinden, in einem Rhythmus von durchschnittlich 35 Jahren sich vollziehen. Dabei sind die Schwankungen der Temperatur dasjenige Element, von welchem diejenigen der anderen Faktoren des Klimas abhängen; sie beeinflussen das Maß der Niederschläge; die kühleren Perioden sind feuchter, die wärmeren trockener. Je kontinentaler die Lage des Landes, desto größer die Differenz zwischen dem Regenfall in den wärmeren oder kälteren Jahrgruppen, sodaß dieselbe in Westeuropa 20 Prozent, in dem europäischen Rußland etwa 25—30, in Westsibirien gar über 100 Prozent beträgt. Es ist nachgewiesen worden, daß Kalamitäten, Mißernten, insbesondere in Rußland, mit der häufigen Wiederkehr regenarmer Jahre in den wärmeren Perioden der Klimaschwankungen zusammenhängen [1]). Auch dürfte sich ein Zusammenhang zwischen Perioden großer Sterblichkeit und solcher extremer Temperatur- und Niederschlagsverhältnisse nachweisen lassen, wenn man über reichlichere Geschichtsquellen verfügte.

Man ist zu der Annahme geneigt, daß die zunehmende Entwaldung in Rußland während der letzten Jahrhunderte, insbesondere während der letzten Jahrzehnte (nach der Bauernemanzipation) eine Änderung, und zwar eine Verschlimmerung des Klimas bewirkt habe, insofern das Verschwinden der Wälder eine Verringerung der Niederschläge zur Folge hatte. Im allgemeinen aber hängen die klimatischen Verhältnisse größerer Gebiete nicht von der Pflanzendecke des Bodens ab, sondern von weitgreifenden meteorologischen Vorgängen, welche sich auf dem Ozean abspielen [2]). Die meisten Meteorologen vertreten die Ansicht, daß, wenn man größere Zeiträume und weitere Länderstrecken betrachtet, eine Änderung der Temperatur- und Niederschlagsverhältnisse nicht stattgefunden habe [3]).

1) Besonders für die Hungersnot von 1891 läßt sich das nachweisen. Man war damals am Beginn einer Trockenperiode.

2) Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 2. Aufl., 1874. S. 7.

3) S. Ed. Brückner a. a. O., S. 34.

Dagegen mag denn doch wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß ein lokaler Einfluß der Entwaldung auf die Niederschlagsverhältnisse statthabe. Das Verschwinden großer Waldkomplexe in der Nähe der Steppe hat die Bedingungen der Agrarproduktion ungünstig beeinflußt. So die Ergebnisse der Forschungen Arnolds, Anutschins u. a. [1]). Hier und da hat eine Versandung stattgefunden; der Ursprung mancher Flüsse ist um einige Kilometer abwärts verlegt: Mühlen, welche oberhalb der jetzigen Quellen standen, haben ihre Arbeit eingestellt; manche Flüsse sind total versiegt; nach dem Verschwinden der Wälder fließt in einzelnen Gegenden das Frühlingshochwasser rascher ab als früher und führt jedesmal viel Humus mit sich fort, die Schneedecke wird ungleichmäßiger u. s. w.

Führen wir einzelne Beispiele solcher Veränderungen an. Der Ural hatte 1769 neun Mündungen, von denen 1821 nur vier noch schiffbar waren; 1866 war nur eine derselben mit einer Tiefe von 75 Zentimetern noch einigermaßen schiffbar. Geht das so weiter, so wird der Fluß bald das Meer gar nicht mehr erreichen, sondern am Ende ebenso eintrocknen wie die Emba, welche um die Mitte des laufenden Jahrhunderts an der Mündung austrocknete [2]). Der Donez war im 17. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Hunderte von Kilometern hinauf schiffbar; jetzt giebt es nur eine kümmerliche Schiffahrt im unteren Laufe [3]). Die Überschwemmungen des Dnjeprs sind gewaltsamer und plötzlicher, und die Schiffahrt auf diesem Strom ist weniger regelmäßig geworden als früher [4]). Zu Herodots Zeit gab es in Südrußland, welches er aus eigener Anschauung kannte, eine Menge Flüsse, welche seitdem ausgetrocknet sind. Man sieht zwischen der Donau und dem Dnjestr und zwischen dem

1) S. u. a. Mißernte und Hungersnot, Petersburg 1892 (russisch). S. 45 u. 46.

2) Reclus, Géographie universelle V, 685 u. 686.

3) Reclus V, 787.

4) Reclus V, 456.

Dnjestr und dem Bug eine Menge parallel laufender, trockener Flußbetten; viele Brunnen sind in diesen Gegenden ausgetrocknet oder salzig geworden; manche Gärten und Felder sind verlassen worden; der Fluß Tiligul, welcher auf einer Karte von 1823 in Verbindung mit dem Meere gezeichnet ist, erreicht das letztere nicht mehr, sondern fließt in den Liman gleichen Namens; früher gab es da, bei Ananjew, 15 Mühlen, von denen 1863 nur eine einzige übriggeblieben war, und auch diese arbeitete nur kurze Zeit [1]) u. dgl. m.

Mag also auch die Entwaldung auf die Gesamtmenge der Niederschläge ohne Einfluß bleiben, so ist die Verteilung derselben, das Zeitmaß der Verdunstung oder des Abfließens infolge der Abholzung anders geworden; und zwar wird man besonders inbetreff der jüngsten Vergangenheit solche Veränderungen als ungünstig bezeichnen müssen.

Betrachtet man indessen frühere Epochen der Geschichte Rußlands, so stellt sich die Lichtung der unermeßlichen Wälder, welche den größten Teil des Gebietes bedecken, als ein Fortschritt dar. In der Urzeit in den Wald vorzudringen war schwieriger, als man jetzt denkt. Der Ausroder des Waldes erscheint auf jener Stufe als ein Wohlthäter und hilfreicher Heros; es ist ein Werk, das fast übermenschliche Anstrengung erfordert. Je weiter der Urwald sich zurückzieht, desto freundlicher wird die Natur, desto größer die Mannigfaltigkeit ihrer Gaben an Kräutern und Früchten; erst sehr viel später erweckt der Mangel an Holz, an Schatten und Feuchtigkeit die Klage nach der entschwundenen Naturfrische [2]).

Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begegnen wir in den Berichten der Reisenden in Rußland dem Staunen

1) Reclus, V, 464—468. Der Verfasser bemerkt, indem er auf diese verhängnisvollen Folgen der Entwaldung hinweist, es gebe ein Sprichwort: „Quand l'homme vient, l'eau s'en va“. Er spricht ferner von dem Wegführen von Millionen von Kubikmetern Humus bei Überschwemmungen und beklagt es, daß nichts geschehe, um das Zerstörungswerk aufzuhalten.

2) Hehn, S. 4—5.

über die ungeheueren Waldkomplexe im Innern des Landes. Der Begleiter des Grafen Carlisle bemerkt, es wäre nützlich, den Wald zu lichten; doch seien leider dazu nicht genug Menschen vorhanden [1]). Man brauchte nicht sparsam zu sein beim Holzverbrauche; die Reisenden verwunderten sich über die Verschwendung bei solchen Gelegenheiten; wollte man ein kleines Feuer anmachen, so gab es gleich gewaltige Scheiterhaufen, als gälte es, den ganzen Wald in Brand zu stecken [2]). Jetzt wie vor Jahrhunderten werden im Norden Wälder ausgebrannt, um Ackerfläche zu gewinnen, welche allerdings, freilich nur kurze Zeit hindurch, ohne Düngung überreichliche Ernten abwirft [3]). Ein solcher nomadischer Ackerbau ist nur bei ganz geringer Bevölkerung möglich und artet später oder früher in Raubbau aus.

Von dem Verhältnis der Einwohnerzahl zu dem Areal hängt die Lebensweise, die Art des Unterhalts, die Kulturstufe ab. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei dem Vorherrschen der Wälder in früheren Zeiten, deren Dasein noch auf den frühesten Karten Rußlands angedeutet ist, ein größerer Teil der Bevölkerung als später der Jagd als Hauptgewerbe oblag. Dasjenige, was uns heutzutage nur noch etwa in Ostsibirien oder im äußersten Norden des europäischen Rußlands begegnet, die Existenz von Jägervölkern, war über einen beträchtlichen Teil des Gebietes auch in den Zentren verbreitet. Neben denjenigen Slawen, welche als „Feldbewohner" („Poljane") an der Schwelle der Geschichte Rußlands eine höhere Kulturstufe repräsentieren, begegnen uns ebendamals die „Waldmenschen" („Drewljane"), welche als Jäger tiefer standen, Halbwilde waren. Die Nomadie ernährt zwanzigmal soviel Menschen auf gleichem Raume wie die Jagd, der Ackerbau zwanzig bis

1) Carlisle, Relation de trois ambassades, S. 315. (Alte Ausgabe von 1672.)

2) Carlisle, S. 24—31.

3) Das Ausbrennen des Waldes heißt in Nordrußland „Ljado", das der Sträucher „Ssyrossjek", das des Rasens „Kubysch".

dreißigmal soviel Menschen wie die Nomadie [1]). Mag der Übergang von der einen Lebensform zu der andern noch so sehr sich der Beobachtung des Historikers entziehen, so gehören solche Wandlungen, welche im engsten Zusammenhange stehen mit den natürlichen Gegebenheiten, zu den allerwichtigsten historischen Vorgängen. Was sibirische Reisende in neuester Zeit im Osten beobachteten, mag sich in ganz ähnlicher Weise im europäischen Rußland abgespielt haben. Der Übergang von der Jagd und Fischerei zur Viehzucht ist nicht leicht; wo die Herden der flußaufwärts stürmenden Meeresfische, die Menge des Wildes im Walde nicht mehr ausreichen, da entsteht die Viehzucht. Der Naturmensch lebt dem Augenblick; als Raubtier geboren, vertauscht er überhaupt Jagd und Fischerei nur unter dem Drange der größten Not gegen das sorglose nomadische Hirtenleben. Vorräte, welche erst spät nötig sind, sammelt er ungern; bei der Jagd und Fischerei vermag er sehr angestrengt zu arbeiten, weil sich der Ertrag unmittelbar verzehren läßt, während die Arbeit des Heuens ihn langweilt [2]). Als Fischer und Jäger mögen im europäischen Rußland in frühester Zeit die Slawen kolonisatorisch allmählich vorgeschritten sein in der Richtung nach Norden und Osten, ähnlich wie bei der Eroberung Sibiriens im 16. und 17. Jahrhundert die Jagd eine große Rolle spielte und der Zobel das goldene Vlies abgab, welchem die Eroberer nachzogen. Das Leben und Treiben der Ostjaken, Samojeden, Tschuktschen, Jakuten u. s. w. heutzutage in Sibirien mag sich nicht wesentlich unterscheiden von dem Habitus der Slawen in den Waldgegenden des europäischen Rußlands vor mehreren Jahrhunderten. Ähnlich dünngesäet, spärlich und ärmlich, wie die Bevölkerung in der Nähe der Tundren, mögen einst die heute relativ stark bevölkerten Gebiete Mittelrußlands den Eindruck einer menschenleeren Einöde gemacht haben.

Als die Erforschung Rußlands durch Westeuropäer begann,

1) Middendorff.

2) Middendorff über die Viehzucht in Sibirien.

im 16. und 17. Jahrhundert, hatten Reisende Gelegenheit, über die reiche Produktivität der Natur, die Überfülle von Lebensmitteln, die Menge von Tieren und Pflanzen in dem sozusagen neuentdeckten Lande zu staunen. Man hielt, doch wohl nicht ohne Ursache, Moskowien für ungewöhnlich reich an natürlichen Hilfsquellen, den Grund und Boden für ungemein fruchtbar. Petrejus erzählt, im Gouvernement Wladimir gebe es drei Ernten; die Landwirtschaft liefere das 13. bis 20. Korn [1]). Olearius staunte über die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel in Rußland und führte die allerdings geringen Preise an, welche man für Wild, Beeren, Hühner u. s. w. zahlte [2]). Alberto Vimina, welcher freilich die reicher angebauten Gegenden im Westen gesehen hatte, schreibt voll Entzücken von der Mannigfaltigkeit und Fülle der Getreidesorten und der Getränke; es gebe Milch, Fleisch, Butter in Menge, eine unglaubliche Masse Vieh, weil u. a. das Verbot bestehe, Kälber zu schlachten, massenhaftes Geflügel zu erstaunlich geringen Preisen, und so viele Pferde, daß der bescheidenste Landmann welche besitze [3]). Carlisle hatte auf der Reise von Archangelsk nach Moskau ebenfalls Gelegenheit, sich über die vielen Nahrungsmittel zu verwundern, welche der spärlichen Bevölkerung zugebote standen; er betont u. a. den Reichtum an Fischen, die großen Massen von Honig u. dgl. m. [4]). Ähnliche Äußerungen über die Wohlfeilheit der Lebensmittel begegnen uns in den Schriften Cornelius le Bruyns [5]), Perrys u. a. Der letztere schreibt insbesondere voll Bewunderung von der Flora und Fauna der Gegend an der Wolga, wo er Melonen und Spargel, eine Menge Fische, ja sogar Schildkröten sah [6]). Manche Tiere waren westeuropäischen Reisenden neu, Auerochsen z. B. schon zur Zeit Herbersteins selbst

1) Petrejus S. 3—48.
2) Olearius S. 153.
3) Vimina S. 285.
4) „Relation de trois ambassades“, Ausg. v. 1672, S. 321.
5) S. 16 u. 17.
6) John Perry, deutsche Ausgabe, S. 143 u. 158.

in Rußland eine Seltenheit [1]); auch die Flora wies überraschende Formen und Arten auf, wie denn die Arbusen oder Wassermelonen Dank der großen Sommerhitze im Osten Rußlands bei relativ hoher nördlicher Breite zur Reife gelangen, während das gemäßigte Klima selbst in Süddeutschland dergleichen im Freien nicht hervorbringt [2]). Wie diese Frucht, so war manche andere Pflanze, wie etwa der Rhabarber und der Buchweizen, durch die Vermittelung der Mongolen aus Asien nach Rußland gekommen. Der Buchweizen, in Deutschland als „Taterkorn" (frumentum Tatarorum) bekannt, bedeutet mit der russischen Bezeichnung das „griechische" Getreide, d. h. ein von Süden gekommenes, fremdes, in demselben Sinne, den das Wort „wälsch" bei den Deutschen hatte. Es waren Mongolenstämme, welche diese Feldfrucht und die aus ihr bereitete Grütze, noch jetzt ein russisches Nationalgericht, einführten [3]). Rhabarber, ebenfalls aus Asien stammend — Marco Polo sah diese Pflanze in ihrer Heimat und berichtet über dieselbe — ist im 17. Jahrhundert nicht bloß ein Hauptartikel des russischen Exporthandels nach Westeuropa gewesen, sondern vertrat gelegentlich im Verkehre der Russen mit dem Auslande, ähnlich wie der Zobel, die Stelle des Geldes [4]). Solche Produkte erschienen den Westeuropäern neu und auffallend [5]). Zu den spezifisch russischen Waren, welche u. a. in dem Handel der Hansastädte eine Rolle spielten, gehörte, neben dem Wachs und

1) Adelung, Herberstein, S. 98.

2) Wassermelonen bedürfen einer Durchschnittssommerhitze von mindestens 15°, während dieselbe z. B. in Stuttgart nur 14½° beträgt.

3) Hehn, S. 441—442.

4) Der russische Diplomat Tschemodanow, welcher 1657 nach Venedig reiste, erhielt außer einer bescheidenen Summe in barem Geld und einer Partie Zobel 4000 Pfund Rhabarber mit auf die Reise zur Bestreitung der Unkosten derselben, wohl auch als Handelsspekulation für Rechnung des Zaren. S. die Denkmäler des diplomatischen Rußlands mit anderen Staaten (russisch), Bd. X, S. 1177—1178.

5) In Polen wird des Buchweizens erst während der Regierung des Königs Sigismund August also in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erwähnt. S. Hehn, S. 442.

dem Pelzwerk, das Leder. Die Herstellung von Juften zählt zu den ältesten Industriezweigen im Lande. Derselbe ließ schon früh auf die große Ausdehnung der Rindviehherden schließen, während die Schafzucht sich erst später entfaltet hat und nicht früher als 1698 die erste Tuchmanufaktur in Rußland entstanden ist. In der Geschichte des Pferdes in Rußland spielen die Mongolen unzweifelhaft eine große Rolle. Man darf annehmen, daß die Reiterei in den ersten Jahrhunderten der Geschichte Rußlands im Heer eine untergeordnete Stelle eingenommen hat. Es liegt nahe, daß das Reitervolk der Tataren, mit denen die Russen im 13. Jahrhundert in so nahe Berührung kamen, der Pferdezucht in Rußland zu einem Aufschwung verhalfen. Fletcher bemerkt zu Ende des 16. Jahrhunderts, es würden jährlich 30—40000 Pferde von den Tataren nach Rußland importiert [1]). Kotoschichin verweilt in seiner Schilderung der Hofs- und Staatswirtschaft in Moskau im 17. Jahrhundert bei der Pferdezucht und erzählt ebenfalls, wie jährlich Zehntausende von Pferden für den Zaren gekauft würden; schon die hohe Stellung des Oberstallmeisters und dessen Einfluß auf die Geschäfte, deren Kotoschichin erwähnt, läßt auf die Bedeutung dieser Spezialität schließen [2]). In ähnlicher Weise, wie die Hyksos das neue Tier nach dem alten Ägypten brachten und dadurch eine neue Kriegskunst begründet wurde, so verdankten die Russen die Entwickelung der Reiterei den Tataren. Herberstein schildert, wie wir schon gelegentlich bemerkt haben, das russische Heer zu Anfang des 16. Jahrhunderts eigentlich nur als eine in ganz orientalischer Weise mit Bogen und Pfeil, Axt und Streitkolben, Dolch und Messer be-

1) „On the russe commonwealth“, cap. 19. Sehr verwunderlich ist J. v. Mörders Äußerung in seiner kurzen Geschichte der Pferdezucht in Rußland (Russische Revue I, 471), die Zahl der Pferde habe sich durch die Mongolen vermindert, und erst allmählich sei wieder ein Aufschwung in der Pferdezucht zu bemerken gewesen. S. auch Schiemann I, 128, wo von dem Mangel an einer tüchtigen Reiterei in der früheren Zeit die Rede ist.

2) Kotoschichin Kap. VI, § 6 und Kap. VII, § 6.

waffnete Reiterei. „Sie haben“, schreibt er, „in den Streiten noch nie einen Fußzeug oder Büchsen geführt“; erst neuerdings, fügt der österreichische Gesandte hinzu, habe der Großfürst Wassilij „ein Fußzeug und Geschütz gebraucht“ [1]). Ebenso hält es der Begleiter des Grafen Carlisle, welcher nahezu anderthalb Jahrhunderte später nach Rußland kam, für einen Nachteil des russischen Heeres, daß die Kavallerie darin so sehr überwiege [2]).

Neben der Gunst des Reichtums an Naturprodukten, der Ergiebigkeit der Flora und Fauna fiel übrigens den ausländischen Reisenden mancher damit verbundene Nachteil auf. Viele Berichterstatter erwähnen der entsetzlichen Mückenplage in Rußland; so Olearius [3]) und Vimina [4]). In den Verzeichnissen echt russischer Waren, welche der Schwede Kilburger um die Mitte des 17. Jahrhunderts zusammenstellte, begegnen uns Mückennetze [5]). Ferner mußte der Kampf gegen die schädlichen Tiere in früheren Zeiten bei unvergleichlich stärkerer Bewaldung und ebenso unvergleichlich dünnerer Bevölkerung große Schwierigkeiten und Gefahren darbieten. Wenn u. a. in neuester Zeit, z. B. im Jahre 1875, auf Grund der sehr unvollkommenen, jedenfalls zu niedrig gegriffenen, statistischen Erhebungen der Verlust an Menschenleben durch Wölfe sich auf 161 Köpfe beziffert und der von den Wölfen an Vieh- und Wildbestand angerichtete Schaden auf über 100 Millionen Mark jährlich geschätzt wird [6]), so darf man annehmen, daß die Raubtiere in früheren Jahrhunderten in verhältnismäßig

1) Herberstein, deutsche Ausgabe, S. 49a. Lateinisch „peditatu vero et tormentis in conflictu nunquam usi sunt“.

2) Carlisle, Relation de trois ambassades, S. 375—376.

3) „Persianische Reisebeschreibung“, S. 13.

4) „Relazioni della Moscovia“, S. 290.

5) Kurzer Unterricht über den russischen Handel, in Büschings „Magazin für Geographie und Geschichte“, Bd. III.

6) S. meine Abhandlung „Der Wolf in Rußland“, nach einem russischen Werke Lasarewskijs über diesen Gegenstand und nach Auszügen aus Middendorffs Reisewerke, in der „Russischen Revue“, Bd. X, S. 260ff.

noch schlimmerer Weise gehaust haben werden. Da wo wenig Menschen und Vieh leben, wie heute noch im Norden, ist auch der absolute Schaden, welchen die Raubtiere anrichten, geringer [1]). Ähnlich mag der Verlust durch Bären, Wölfe u. s. w. in früheren Jahrhunderten bei ganz dünngesäeter und ärmlicher Bevölkerung verhältnismäßig unbedeutend gewesen sein. Aber wie heutzutage auf unvergleichlich höherer Kulturstufe in den Grenzländern Finnland [2]), den Ostseeprovinzen und Polen der durch Raubtiere angerichtete Schaden verglichen mit den Heimsuchungen der eigentlich russischen Gebiete verschwindend klein erscheint, so hatten Westeuropäer, welche im 16. und 17. Jahrhundert nach Rußland kamen, den Eindruck einer großen Gefahr, welche beständig den Menschen wie den Haustieren drohte. Insbesondere zu Anfang des 17. Jahrhunderts scheint die Kalamität ungewöhnlich große Dimensionen angenommen zu haben, was vielleicht durch die furchtbare Sterblichkeit infolge der mehrjährigen Hungersnot und der Kriegswirren erklärt wird. Sowohl russische Quellen wie Awraamij Palizyns „Geschichte der Belagerung des Troizkij-Klosters durch die Polen" [3]) als auch ausländische, wie Massas Schrift über die moskowitischen Kriege [4]) enthalten Angaben darüber, wie etwa in den Jahren 1606 und 1607 Wölfe und Füchse in großer Zahl in den Städten, sogar in der Hauptstadt erschienen und das Leben der Menschen bedrohten.

Verstand man es in Rußland nicht, sich so augenfällig schädlicher Natureinflüsse zu erwehren, und repräsentierte man

1) So z. B. betrug der Schaden im Gouv. Archangelsk im Jahre 1893 nur 18000 Rubel, im Gouv. Samara dagegen 655000 Rubel.

2) Z. B. in Kurland der Schaden 1873 nur 870 Rubel, in Livland 13900 Rubel. Finnland hat durch große Prämien erfolgreich gegen die Plage der Raubtiere gekämpft, so z. B., daß 1883 halb soviel Schaden angerichtet wurde als 1878. Finnland nähert sich der Zeit, wo alle Bären, Wölfe, Luchse und Füchse ausgerottet sein werden, während Rußland trotz der steigenden Bevölkerung dem Übel hilflos gegenübersteht.

3) S. die Edition von 1822 (russisch), S. 47 u. 48.

4) Massa, S. 100.

in dieser Hinsicht im Vergleich zu anderen Ländern bis auf die neueste Zeit eine niedere Kulturstufe, so fehlte auch die Einsicht und Erfahrung, um die Schätze heben zu lernen, welche der Boden des Reiches barg. Relativ spät und wenig erfolgreich entwickelte sich hier der Bergbau, weil derselbe nie so primitiv betrieben werden kann, wie etwa die Landwirtschaft während der ersten Phasen ihrer Entwickelung; es gehören dazu geistige und materielle Kapitalien, Wissen, Geld, Werkzeuge, alles Dinge, welche eine höhere Kulturstufe voraussetzen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß geologische Karten Rußlands erst im 19. Jahrhundert angefertigt worden sind, daß man die Eisenindustrie, in welcher, wie in keiner anderen, sich der Entwickelungsgang der neueren materiellen Kultur spiegelt, jahrhundertelang in ganz roher Weise betrieben hat, daß die ersten Anfänge des rationellen Bergbaus ausschließlich den Ausländern zu verdanken sind, so erblicken wir auch hier ein Zeichen der Trägheit des historischen Pulsschlages, welche uns auch in anderen Erscheinungen entgegentritt. Während in Sibirien der Sage nach bereits in uralten Zeiten, lange vor dem Erscheinen der Russen, der Bergbau geblüht haben soll, beginnt derselbe in Rußland eigentlich erst zu Ende des 15. Jahrhunderts. Herberstein bemerkt, es gebe in Rußland großen Reichtum an Erzen, aber man stehe demselben ratlos gegenüber, ohne ihn ausbeuten zu können. Die Regierung bemühte sich während des 16. Jahrhunderts, durch Deutsche, Italiener u. a. den Bergbau in Gang zu bringen; die Engländer erlangten 1569 das Recht, Eisenerze aufzusuchen und zu schmelzen, wogegen sie sich verpflichten mußten, die Russen in dieser Kunst zu unterweisen. Der Zar Michail entsandte 1634 den Goldarbeiter Paul Eberndorff nach Goslar, um Kupferschmelzer zu berufen. Der Kurfürst von Sachsen schickte Bergleute. Unter Alexei kamen die Eisenhütten von Tula zur Blüte; ausländische Großindustrielle wie Ackema, Marselis, Winius hatten hier große Erfolge. Manche Russen, wie die Stroganows, die Demidows, die Jakowlews und die Gontscharows wurden durch Bergbau unermeßlich reich. Peter

wandte sein Augenmerk dieser Quelle des Volkswohlstandes zu; er verwandte Ausländer wie Blüher, Schlatter, Hennin u. a. dazu, um die Schätze des russischen Bodens zu erkunden und dieselben zu gewinnen; er ahnte die Bedeutung der Steinkohlen im Volkshaushalte der späteren Zeit. Aber trotz der großen Fortschritte des Bergbaus in Rußland während der letzten zwei Jahrhunderte nimmt das Land auch in neuester Zeit im Bergbau überhaupt, in der Verwertung von Maschinen bei dieser Industrie, in dem Verbrauche von Metallen und Mineralen eine außerordentlich bescheidene Stelle ein, und nur etwa die Gold- und Platinaproduktion während der letzten Jahrzehnte und die Petroleumproduktion in der allerletzten Zeit an der Peripherie des Landes hat demselben eine gewisse Bedeutung auf diesem Gebiete gesichert. Die Eisenproduktion ist nicht so rasch gestiegen, wie der Bedarf, und dieselbe zeigt in Westeuropa und in Amerika einen großartigeren Aufschwung als in Rußland.

War es für die Russen eine schwere Aufgabe, die Reichtumsquellen des Landes zu erschließen, und konnte diese Aufgabe auf dem Gebiete des Bergbaus nicht anders als mit Hilfe der Ausländer gelöst werden, so hat umgekehrt der Raubbau auf dem Gebiete der Waldwirtschaft, der Jagd und Fischerei und des Ackerbaus die Reichtumsquellen, welche das Land bot, zum Teil versiegen machen, so daß der wirtschaftlichen Zukunft des Volkes Gefahr droht und durchgreifende ungünstige Wirkungen im Haushalte der Natur die Bevölkerung an die schwere Verantwortlichkeit mahnen, welche auf ihr bei der Ausbeutung der Naturprodukte lastet.

Von den unermeßlichen Wäldern, welche den größten Teil des russischen Areals bedeckten, sind nur die wirtschaftlich schwer auszubeutenden Waldkomplexe im Norden und Nordosten von der Verwüstung frei geblieben, welcher andere Waldungen zum Opfer fielen. Jahrhundertelang fand die größte Holzverschwendung statt; bis auf die neueste Zeit haben die Bauern ihre Fußbekleidung in ausgedehnten Gebieten nur aus Lindenbast hergestellt, wobei für jedes Individuum nicht weniger als 50

bis 70 junger Linden jährlich gefällt werden müssen[1]); in früherer Zeit wurden Heerstraßen aus nebeneinandergelegten Balken hergestellt, sodaß allein die Ausbesserung derselben ganze Wälder verschlang. Jahrhundertelang hat das Volk statt der Kerzen oder des Öls dünngespaltene, trockene Birkenschindeln gebrannt; zahllose Waldbrände, wo die ausgebrannten Stellen kaum nach zwanzig Jahren wieder einen Anfang des Holzwuchses aufweisen, haben kolossale Waldkomplexe verwüstet; zu Brennholz hat man durch alle Zeiten nicht nur alte Bäume, sondern auch ganz junge Stämmchen gefällt[2]); den Windbruch hat man weder zur Feuerung noch für die Pottaschfabrikation zu verwerten gewußt; massive Kähne, Tröge und Särge, massenhafter und irrationeller Verbrauch von Brennholz in den Dorfschmieden und Badestuben, in neuerer Zeit die Heizung von Dampfschiffen und Lokomotiven mit Holz, die Vernachlässigung des Torfbaus und der Steinkohlenproduktion, die vielen Feuersbrünste u. s. w., alles dieses beweist, daß die Russen den Wald als Volkskapital nicht zu schonen verstanden, und daß sie sich nicht mit den Zinsen dieses Kapitals begnügten. Der Gedanke an die Zukunft unterscheidet den Kulturmenschen von dem Wilden. Montesquieu charakterisiert die Barbarei durch das Beispiel eines Menschen, welcher, um eine Frucht zu pflücken, den ganzen Baum fällt. Ungehört verhallten die Mahnungen der Patrioten, welche in Rußland schon vor zwei Jahrhunderten dem Unfug der Waldverwüstung ein Ziel zu setzen empfahlen. Zur Zeit des Zaren Alexei klagte Krishanitsch darüber, daß der Gebrauch der Sägen in Rußland unbekannt sei, und daß alle Bretter mit Äxten hergestellt würden, wobei eine Unmasse Holz verloren gehe, sodaß „von 100 Balken 50 einfach Späne seien“[3]): der Bauer Possoschkow beschwor seine Landsleute zu Anfang des 18. Jahrhunderts, der Holzverschwendung ein Ende zu machen und —

1) Gorlow, Statistik Rußlands (russisch), S. 114.

2) S. die Klagen des Zeitgenossen Peters des Großen, Iwan Possoschkows, in dessen Werke „Über Armut und Reichtum“, S. 177 u. 178.

3) Schriften, herausgeg. v. Bessonow I, 50 ff.

Wald zu säen [1]). Es hat im Gegenteil die Abholzung in den allerletzten Jahrzehnten, seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, in noch größerem Maßstabe fortgedauert als früher, und die Folgen derselben sind zum Teil oben angedeutet worden.

Ähnlich der Raubbau in Jagd und Fischerei. Man hat die Bemerkung gemacht, daß selbst die sogenannten „Fremdvölker" („Inorodzy") ein besseres Verständnis für die Schonzeit, für einen rationellen Betrieb dieser Gewerbe haben als die Russen, so etwa, daß die Samojeden die jungen Eisfüchse am Leben lassen, während die Russen dieselben töten. Klagen über das Wegfangen der Fischbrut [2]) begegnen uns schon in den Schriften Possoschkows vor zwei Jahrhunderten, ohne daß es damit seitdem besser geworden wäre. Einer der größten Kenner dieser Verhältnisse, K. E. von Baer, weist darauf hin, daß die Russen mit einem sträflichen Leichtsinn eine große technische Gewandtheit in der Fischerei verbinden und unbekümmert um die Zukunft in Flüssen und Seen den Stamm des Fischkapitals angreifen und die Quellen ihres Reichtums zum Versiegen bringen. Im Beringmeere haben sie im Laufe von 27 Jahren (1741—68) die Seekühe bis auf das letzte Exemplar der Gattung vertilgt [3]). Kein Wunder, daß über die Abnahme des Fischreichtums an der Wolga, in Sibirien, am Peipussee und an anderen Orten geklagt und auch wohl gelegentlich die Hauptursache dieses Übelstandes, der Gebrauch feinmaschiger Netze, gerügt wird, ohne daß es damit wesentlich besser würde. So Possoschkows Mahnungen vor zweihundert Jahren, so Heinrich Storchs Ratschläge vor einem Jahrhundert, so in unseren Tagen die Kritik in den Studien Baers, welcher bemerkt, daß die Fischer alles thun, um die Fischvorräte in den Binnengewässern zu vernichten.

Eine ähnliche Verwüstung findet auf dem Gebiete der Jagd

1) S. mein Werk „Iwan Possoschkow". Leipzig 1878, S. 265 ff.

2) S. mein Buch über „Possoschkow", S. 269 ff.

3) S. K. E. v. Baer, Materialien zu einer Geschichte des Fischfanges in Rußland. Ferner dessen Aufsatz: „Etwas über Fische u. Fischereien", im St. Petersburger Kalender f. 1866.

statt, wo der Wildbestand an Zobeln, Hermelin, Eisfüchsen u. s. w. beträchtlich abgenommen hat. Selbst in der Gegend von Jakutsk ist ein solcher Rückgang inbetreff der Zobel, Biber u. s. w. wahrgenommen worden. Viele Ortsnamen im europäischen Rußland (Bobruisk im Gouvernement Minsk, Bobrow im Gouvernement Woronesh, Bobrinez im Gouvernement Cherson u. dgl. m.) erinnern an den Reichtum an Bibern, welcher völlig verschwunden ist. Vor hundert Jahren repräsentierte der Wert des Jagdertrages in Rußland das fünf- bis zehnfache der heutigen Ausbeute. Es haben also auf dem Gebiete der Tiergeographie in dieser Hinsicht tiefgreifende und unerfreuliche Veränderungen stattgefunden.

Viel verhängnisvoller ist der Raubbau auf landwirtschaftlichem Gebiete, die Bodenerschöpfung infolge der Routine im Betrieb des Ackerbaus, der Extensität der Wirtschaft. Jahrhundertelang hat das Vorurteil, daß die Schwarzerde als Reichtumsquelle unerschöpflich sei, daß man nicht zu düngen brauche, der Aberglaube, daß der liebe Gott auch ohne Düngung eine gute Ernte bescheren könne, den Stamm des Volkskapitals verringert; mehr als der Unbill des Klimas, den Klimaschwankungen, sind die volkswirtschaftlichen Krisen der letzten Zeit dem Raubbau in der Landwirtschaft zuzuschreiben. So die Ansichten der besten Kenner auf diesem Gebiete [1]). Rußland ist als Reichtumsquelle heute durch die Veränderungen der Flora und Fauna und der Ackerkrume, sowie durch die Zunahme der Bevölkerung, d. h. durch das Anwachsen der Zahl der Konsumenten ein anderes als vor Jahrhunderten. Und diese Wandlungen sind in hohem Maße der Beachtung der Geschichtsforschung wert.

Es ist schwer eine Bilanz zu ziehen, den Fortschritt und die Nachteile der Beziehungen des Volkes zu dem Lande gegeneinander abzuwägen. Versuchen wir es, ein Allgemeines zu erkennen, so stellt sich Folgendes dar. Die Bühne, auf welcher

1) Z. B. Jermolows, des gegenwärtigen (1895) Ministers der Landwirtschaft, Matthäis u. a.

sich die Geschichte Rußlands abspielte, war anfangs öde und leer; der Raum, den die Einwanderer besetzten, wurde größer; die Umrisse und Grenzen gewannen an Ausdehnung und Bestimmtheit; der Verkehr mit der Welt und im Innern steigerte sich; es entstanden Kulturzentren als Repräsentanten historischer Entwickelung; man nahm Besitz von den Schätzen, welche das Land darbot, ohne sie in allen Stücken besonnen und haushälterisch zu verwalten; die Entwickelung der Kulturpflanzen und Haustiere, eine weisere Ausbeutung der Naturkräfte, ein gedeihlicher materieller Fortschritt hängt von den geistigen Gütern ab, welche im engeren Anschluß an die Kulturwelt zu erwerben sind, von Errungenschaften auf politischem und sozialem Gebiete, die zur Zeit noch ausstehen. Vor mehr als zwei Jahrhunderten empfahl der Serbe Krishanitsch den Russen die Beherzigung von Ciceros Ausspruch: „Es ist Barbarenart, in den Tag hineinzuleben; unsere Entwürfe müssen auf eine ferne Zukunft gerichtet sein“ [1]).

1) „Barbarorum est in diem vivere. Nostra consilia in aeternum spectare debent.“

II. Die Bevölkerungsverhältnisse.

Einleitung.

Ähnlich durchgreifende Veränderungen, wie auf geographischem Gebiete finden im Laufe der Jahrhunderte inbetreff der Bewohner des Reiches statt. Diese Wandlungen beziehen sich nicht nur auf die Menge der Bevölkerung, sondern auch auf die Art und Zusammensetzung derselben, auf die Nationalität und Konfession der Rußland bewohnenden Menschen. Die stetige Ausdehnung des Reiches bedingt eine Einfügung neuer Elemente; ethnographische Mischungen ändern oder beeinflussen den Habitus der Volksseele. Ist schon gleich anfangs bei dem Auftreten der Slawen als Russen in der Geschichte von einem reinen Volkstypus, von einem einfachen und nicht zusammengesetzten ethnographischen Element keine Rede, so bewirkt die Berührung mit anderen Völkern im Laufe der Geschichte mancherlei Abweichung von der ursprünglichen Nationalität. Der Russe in Jakutsk, wo er durch Mischheiraten und die Zähigkeit und Energie der Eingeborenen soweit jakutisiert erscheint, daß selbst die Russen dort im Verkehr untereinander mit Vorliebe jakutisch sprechen sollen, ist ein anderer als der Russe in Reval und Riga, wo der Verkehr mit Deutschen, Esten und Letten nicht ohne Einfluß auf ihn bleiben konnte. Die Berührung mit den Petschenegen und den Polowzern im Süden und Südosten des Gebietes in den ersten Jahrhunderten der Geschichte Rußlands konnte nicht verfehlen, den ursprünglich

slawischen Typus in etwas zu modifizieren; die Auffaugung finnischer Elemente in den zentralen Gegenden und im Norden und Nordosten des Reiches bei den Wanderungen und Eroberungen, bei der teils friedlichen, teils gewaltsamen Kolonisation, hat ethnographische Konglomerate bewerkstelligt, welche als historisches Produkt erscheinen und in dieser Form anderswo nicht vorkommen. Allen diesen durch längere Zeiträume fortgesetzten Thatsachenreihen gegenüber nimmt sich heutzutage das krankhaft gesteigerte Nationalbewußtsein der slawophilen Russen, welche anderen Völkern nichts oder möglichst wenig verdanken wollen, sehr wunderlich aus. Ähnlich wie bei der Tierwelt infolge der Zuchtwahl allmähliche Abweichungen von dem ursprünglichen Charakter zu neuen Formen und Typen führen, so haben auch die Russen infolge der Konubien mit anderen Nationalitäten manche Änderung erlebt. Aber neben solchen Kreuzungen, welche nicht verfehlen konnten, eine Reihe von physischen Varietäten zu bewirken, mußte auch der Kultureinfluß anderer Völker Metamorphosen veranlassen. Der heidnische Russe ist nicht identisch mit dem durch den byzantinischen Einfluß in eine neue Sphäre gerückten Orthodox-Griechen; der durch das Mongolenjoch tatarisierte Moskowiter unterscheidet sich von dem Russen im Westen, welcher durch die Berührung mit Deutschen und Polen von seiner ursprünglichen Art mancherlei in anderer Weise eingebüßt hat als der erstere. Der westeuropäische Einfluß im 18. Jahrhundert hat einen großen Teil der höheren Klassen der russischen Gesellschaft in Halbfranzosen verwandelt, sodaß die letzteren gewissermaßen zu einem anderen Volke zu gehören scheinen als der Bauer, der Leibeigene.

Dazu kommt die Erwerbung neuer Provinzen mit nicht slawischer Bevölkerung, welche bei einer zusammenfassenden Betrachtung der Geschichte der Bewohner Rußlands sehr wesentlich Berücksichtigung verdienen. Es werden finnische, tatarische, deutsche, türkische, polnische, persische und andere Gebiete erworben. Es entsteht eine Vielheit von Nationalitäten, eine Musterkarte von Konfessionen, und die Buntheit und

Mannigfaltigkeit dieser Verhältnisse steigert sich durch die Einwanderung von Westeuropäern, welche Rußland, wenn auch nicht in demselben Maße wie Amerika, so doch in ähnlicher Weise wie dieses als Kolonialgebiet betrachteten und behandelten.

Neben diese die ethnographische Seite betreffenden Momente einer etwa zu schreibenden Geschichte der Bevölkerung Rußlands stellt sich nun die populationistische, die Frage von der Menge der Bewohner des Reiches, von der sogenannten Bewegung der Bevölkerung, von der wenn auch langsam so doch sicher stattfindenden Zunahme der Dichtigkeit derselben. Die Besiedelung öder, unbewohnter Länderstrecken durch slawische Ankömmlinge, die steigende Seßhaftigkeit der letzteren, der Übergang von der Jagd zur Viehzucht, von der letzteren zum Ackerbau, die Gründung von Städten und andere Erscheinungen dieser Art bezeichnen die Hauptphasen einer Geschichte der Bevölkerung Rußlands, welche sich mit der stetig zunehmenden Zahl der Bewohner zu beschäftigen hat. Der Historiker hat danach zu fragen, ob die Bedingungen für eine Zunahme der Bevölkerung in der späteren Zeit günstigere geworden seien als früher, welcher Art Umstände, wenn dieses überhaupt der Fall war, dazu mitgewirkt haben, und wie es hat kommen können und kommen müssen, daß statt einer dünngesäeten, spärlich über ein ungeheueres Gebiet verstreuten, vorherrschend nomadischen Bevölkerung, welche eher nach Tausenden als nach Millionen zählte, jetzt uns ein Hundertmillionenreich entgegentritt. Sowohl die absolute als auch die relative Bevölkerungsziffer hat die durchgreifendsten Wandlungen erfahren; durch Annexionen und Eroberungen haben die russischen Herrscher Millionen von neuen Unterthanen erworben, und durch bessere populationistische Bedingungen ist das Verhältnis der Bevölkerung zum Areal ein anderes geworden.

Diese Veränderungen können nur zu einem ganz geringen Teil exakt dargestellt oder halbwegs veranschaulicht werden. Das Interesse für statistische Verhältnisse dieser Art ist sehr neuen Datums. Selbst auf höheren Kulturstufen fehlen für

etwas weiter zurück gelegene Perioden Angaben, welche in dieses Gebiet einschlagen. Aber es mag doch von Interesse sein, die Frage aufzuwerfen, ob nicht in Rußland wie anderswo die Bedingungen für einen Überschuß der Geburten über die Sterbefälle im Laufe der Zeiten sich geändert haben, ob die verheerende Wirkung der Epidemieen sich durch alle Jahrhunderte gleich geblieben sei oder nicht, ob die Zahl der gewaltsamen Todesfälle im Abnehmen begriffen sei, welchen Einfluß Krieg und Despotismus auf die Bevölkerungsziffer zu verschiedenen Zeiten geübt haben, ob der Hungertyphus später weniger heftig wütete als früher, ob die durchschnittliche Lebensdauer im Laufe der tausendjährigen Geschichte Rußlands zugenommen habe und, wenn dergleichen plausibel gemacht werden kann, welche Momente dazu beigetragen haben? Mag auch noch so wenig Aussicht dazu vorhanden sein, diese Fragen beantwortet zu sehen, so thut man doch gut bei der, wenn auch nur tastenden, hypothetischen Behandlung einiger derselben in den folgenden, bei dem beschränkten Raume nur mehr skizzenhaften Andeutungen und Ausführungen sich daran zu erinnern, daß alle Wissenschaft mit Fragestellung anhebt.

1. Ethnographisches.

a) Die Warjagerfrage.

Gleich an der Schwelle der Geschichte Rußlands erscheint das Prinzip einer nationalen Einheit durchbrochen, insofern die Gründung des russischen Staates Fremdlingen, Einwanderern, Nichtrussen zugeschrieben zu werden pflegt. Die Sage von Rurik und Genossen, welche von Slawen und Finnen eingeladen wurden, die Herrschaft zu übernehmen und die bis dahin fehlende Staatseinheit und Staatsordnung herzustellen, leitet den Ursprung des russischen politischen Gemeinwesens, wie man meist anzunehmen pflegt, aus der Fremde und zwar aus Skandinavien her. Das staatenbildende Element sind Ausländer, mochten dieselben nun, wie die einen meinten, Normannen sein oder, wie andere für wahrscheinlich hielten, Westslawen

vom Südbaltikum. Und auch das Volk, welches der Herrscher bedurfte und sich willig von den Fremdlingen regieren läßt, erscheint als ein zusammengesetztes: von Slawen und Finnen gemeinsam soll die Berufung der über das Meer angelangten Dynastie ausgegangen sein.

Der Umstand, daß zwischen jenen, angeblich um die Mitte des 9. Jahrhunderts stattgehabten Ereignissen und deren Erzählung in der sogenannten Chronik des Mönchs Nestor dritthalb Jahrhunderte liegen, und daß es an einer Bestätigung dieser Sage in skandinavischen, byzantinischen Quellen fehlt, hat zu Zweifeln an der Bestimmung des Zeitpunktes und mancher überlieferten Einzelheiten derselben Anlaß gegeben. Die „Warjagerfrage", d. h. die Frage von der Nationalität der angeblichen Gründer des russischen Staatswesens gehört zu den verwickeltesten Problemen der Forschung; es sind zahllose Schriften über diesen Gegenstand verfaßt worden, ohne daß die Untersuchung über diese Anfänge der Geschichte Rußlands einen Abschluß gefunden hätte. Leider ist der Diskussion darüber ein publizistisches Moment beigemischt, und die Unbefangenheit der wissenschaftlichen Erwägung beeinträchtigt worden. Vom Standpunkte des nationalen Selbstbewußtseins erschien es russischen und slawischen Gelehrten als ehrenrührig, den Ursprung des russischen Staates Ausländern verdanken zu sollen. Wenn schon von einem Import der Staatseinheit von außen her die Rede war, so zog man es vor, von Stammesbrüdern, also Westslawen, beherrscht gewesen zu sein. So wurde aus einer sachlichen Erörterung rein historischer Kontroversen eine hitzig und leidenschaftlich betriebene Polemik.

Bereits im 15. Jahrhundert bemerkte der polnische Historiker Dlugosz, daß die Meinungsverschiedenheit in der Frage von der Herkunft der russischen Fürsten dieselbe eher verdunkelt als geklärt habe. Nicht ohne Scharfsinn polemisiert der gelehrte serbische Geistliche Krishanitsch im 17. Jahrhundert gegen die Legende von der Berufung der ersten Fürsten Rußlands aus der Fremde, indem er dieselbe mit der Sage von der Abstammung Roms von Troja zusammenhält; mit der

größten Erbitterung tadelt er den Schriftsteller Petrejus, welcher u. a. davon erzählt hatte, und bedauert, daß er sich durch russische Chroniken so sehr habe irreleiten lassen. Der Panslawist Krishanitsch bemerkt ganz entrüstet, daß wenn die Fabel von der Berufung der Warjager Wahrheit wäre, Rußland acht Jahrhunderte hindurch nur vier nationale Fürsten gehabt habe, nämlich die Zaren Boris, Wassilij, Michail und Alexei. Als echter Deutschenhasser ruft er aus: „Wer von Deutschen abzustammen meint, wird ihnen natürlich gern allerlei Vorteile zusichern und sie begünstigen“ [1]).

Unter den Russen selbst hat schon seit den Tagen, da die Studien der frühesten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Petersburg die Abstammung der ersten Fürsten aus Skandinavien darthaten, diese Behauptung viel Anstoß erregt. Als der Historiker G. F. Müller im Jahre 1748 in der Akademie eine Rede zu halten gedachte, in welcher diese Ergebnisse mitgeteilt werden sollten, wurde dieselbe aus Gründen des Nationalgefühls und der Politik unterdrückt. Man wollte damals wie später in chauvinistisch-russischen Kreisen nicht begreifen, daß solche Gegensätze den Völkern zur Zeit der Gründung des russischen Staates völlig fremd gewesen sind. Es entstand zwischen den deutschen Mitgliedern der Akademie und Lomonossow eine Polemik, welche sich nahezu ein Jahrhundert später in dem Streit zwischen Slawophilen und den Vertretern der „Normannentheorie“, erneuerte. Auch die Russen selbst teilten sich in zwei Heerlager, insofern einige derselben, wie Pogodin, Ssolowjew, Wassiljewskij u. a., die Ansicht von der skandinavischen Herkunft der ersten Fürsten vertraten, während andere, wie Kostomarow, Gedeonow, Ilowaiskij, Kotljarewskij, diese Ansicht bekämpften. Sehr echauffiert schrieb Wenelin, welcher das Wort „Skandinavomanie“ aufbrachte: „Wir werden solange keine der russischen Nation würdige Geschichte haben, als wir Schlözer und dessen Nachfolgern Glauben schenken“; als wenn die Entscheidung solcher Fragen eine Sache

1) Krishanitschs Schriften I, 189. 192. 196. 340—345; II, 104.

des Glaubens und der Sympathie oder Antipathie sei, statt daß man kühl und nüchtern mit dem Rüstzeug der Quellenkritik, der Sprachforschung, der vergleichenden Rechtsgeschichte und der Völkerpsychologie an das Studium solcher Probleme herantritt. Es ist Kuniks Verdienst [1]), letzteres in umfassendstem Sinne gethan und geübt zu haben; auch Thomson hat zur Klärung der Frage im Sinne der skandinavischen Herkunft der ersten Fürsten beigetragen [2]). Durch Gelehrsamkeit, Ruhe und unbefangene Erwägung zeichnet sich der Gegner der skandinavischen Theorie, Gedeonow [3]), aus; er gelangt zu der Ansicht von der westslawischen Abstammung der ersten russischen Fürsten. Mehr der ersteren als der letzteren Ansicht neigen sich Ssolowjew und Bestushew-Rjumin zu, welche beide übrigens hervorheben, daß die Frage insofern von relativ untergeordnetem Interesse sei, als ein irgend erheblicher Kultureinfluß der Einwanderer auf die Russen nicht nachgewiesen werden könne. Die Behauptung, daß, wer die Grundlage des russischen Staates, die Geschichte seiner Entstehung nicht richtig auffasse, die ganze Geschichte Rußlands nicht verstehe, ist hinfällig geworden.

Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle die unzähligen Hypothesen und Interpretationen erwähnen, welche sich an den Namen „Rußj“ knüpfen, die Frage erörtern oder zu derselben Stellung nehmen, ob hier ein slawisches oder ein skandinavisches Wort zugrunde liegt, ob darunter ein slawisches Volk oder ein kriegerischer Trupp von Normannen zu verstehen sei, und wie diese Bezeichnung, welche gelegentlich von den Slawen der Gegend von Kijew gilt, mehr oder minder elastisch, in verschiedenen Quellen eine verschiedene Bedeutung hat u. s. w. Wichtiger erscheint es, der Frage von dem Habitus jener Slawen näherzutreten, welche als Russen das

1) Die Berufung der schwedischen Rodsen, St. Petersburg 1844 und 1845. Zwei Bände.

2) „The relations between ancient Russia und Scandinavia and the origin of the russian state“. Oxford 1877.

3) „Warjagi i Rußj“ (russisch), St. Petersburg 1876.

Substrat einer neuen politischen Entwickelung in Osteuropa bildeten, der Frage, ob Kriegstüchtigkeit und Seetüchtigkeit und die Fähigkeit der Bildung eines Staatswesens etwas Einheimisches bei diesem Volke gewesen seien, oder ob es hierzu eines Anstoßes von außen, der Einwirkung eines neuen ethnographischen Elementes bedurft habe.

Die Hauptzüge in dem Dasein der Slawen in Osteuropa in der Zeit der Anfänge einer Staatenbildung sind folgende: sie sind auf der Wanderung in der Richtung von Südwesten nach Nordosten begriffen; sie vermischen sich bei diesem allmählichen Vorrücken mit anderen Elementen. Flußnamen im Westen des heutigen Rußlands sind slawisch, wie z. B. Beresina und Pripet; Flußnamen im Osten, wie Oka und Kama, nichtslawisch. Die Wanderung erscheint nicht so sehr als ein kriegerisches, stürmisches Vordringen, sondern vielmehr als eine friedliche Occupation und Kolonisation. Die Berührung der Slawen mit Skythen, Chasaren, wie mit Hunnen und Gothen und später mit Warjagern, d. h. Normannen oder Bewohnern des Südbaltikums, weist keine Überlegenheit der langsam und stetig vorrückenden Wanderer auf. Sie geraten vielmehr in eine gewisse Abhängigkeit von anderen Völkern und werden tributpflichtig. Aber es macht sich bei ihnen eine größere Fähigkeit zur Seßhaftigkeit bemerklich als bei den Bewohnern der Steppe. Im Gegensatze zu den Nomaden, welche ostwärts vom Dnjepr, als Mischvolk der Chasaren, als Petschenegen und Polowzer den unhistorischen Orient repräsentierten, zeigen die Slawen eine Neigung zur Seßhaftigkeit. Den überlegensten Stamm bilden die „Feldbewohner“, die „Poljane“, der Gegend von Kijew. An der Grenze zwischen der Steppe und der Waldgegend wurden sie seßhaft. Es findet die Gründung von Städten statt. Allmählich stellt sich eine Überlegenheit der slawischen Elemente über die eigentlichen Nomaden heraus. Bei dem Vordringen nach Nordosten findet eine Aufsaugung der finnischen Elemente durch die slawischen statt, ohne daß von gewaltsamer Unterjochung der Autochthonen, von irgendwelchen nationalen Gegensätzen die Rede ge-

wesen wäre. Mit Recht bemerkt Leroy-Beaulieu, daß die Russen von allen indoeuropäischen Völkern das am wenigsten arische seien, infolge der Beimischung finnischer und türkischer Elemente. Aber in dem langsamen, stetig fortgesetzten Wettbewerbe mit anderen Völkern im Osten haben sie den Sieg davongetragen. Das Reich Biarmien, welches etwa dem Flußgebiet der Kama entsprach, verschwand unmerklich von dem Schauplatz der Geschichte. Der Assimilationsprozeß entsprach manchen Erscheinungen, welche wir heutzutage in Sibirien verfolgen können [1]). Kein Zweifel, daß die Finnen und Orientalen, mit denen die Russen in Berührung kamen, weniger staatsfähig waren als die letzteren.

Wenn nun die Warjager angeblich als neues, staatenbildendes Element, von Nordwesten her in die Geschichte der Ostslawen bestimmend eingreifen, so entsteht denn die Frage, inwieweit sie in der That eine höhere Kulturstufe repräsentierten, ob ihnen als einem fremden, exotischen Bruchteile der Bevölkerung Osteuropas die Initiative zu großen Unternehmungen, z. B. zu den Kriegszügen nach Byzanz, zugeschrieben werden müsse, ob wir etwa Warjager und Slawen mit Hammer und Amboß vergleichen dürfen.

Daß das Niveau der Kulturstufe der neuen Ankömmlinge sehr viel höher gewesen wäre als dasjenige der Bevölkerung, innerhalb deren sie als neues, politisches Element auftraten, erscheint unwahrscheinlich, weil sonst ein Einfluß auf die Sitten und Einrichtungen der letzteren wahrzunehmen gewesen wäre. Aber man ist zu der Annahme geneigt, daß diese fremden Elemente an Unternehmungslust, kriegerischem Sinn und Erfahrung zur See die Bevölkerung weit übertroffen hätten. Pogodin will schon um der Reiselust der Fürstin Olga willen, welche nach Konstantinopel ging und sich dort taufen ließ, um der gewaltigen Energie willen, welche die Fürsten Oleg und Igor bei ihren Kriegszügen gegen Byzanz an den Tag legten,

1) S. Ausführlicheres über diesen Punkt in meiner „Europäisierung Rußlands“: Abschnitt „Inorodzy“.

in ihnen Normannen erkennen, weil die Slawen gern daheim blieben und solche Wagnisse zu meiden liebten. Ilowaiskij dagegen sieht keinen Grund, den kriegerischen Sinn nur bei den Skandinaviern und nicht auch bei den Slawen vorauszusetzen, deren Konflikte mit den Petschenegern und Polowzern ebenfalls auf Wehr- und Thatkraft schließen lassen. Nicht ohne Grund hält Gedeonow es für bedenklich, mit Schlözer die Slawen für Wilde zu halten oder mit Ssolowjew das politische Dasein derselben als völlig kindlich und unreif anzusehen, während denn doch Wörter wie „Knjas“ (Fürst), „knjashitj“ (herrschen), das Bestehen von Städten, Handelsverbindungen u. s. w. auf eine höhere Kulturstufe hinweisen. Westslawische Forscher wie Dobrowski und Schafarik haben auf Grund eingehender Studien die Annahme eines ganz unerheblichen Niveaus der Entwickelung der Slawen um die Zeit der Gründung eines einheitlichen Staatswesens in Osteuropa widerlegt. Sabjelin hat hervorgehoben, daß die Normannentheorie sich wesentlich auf die Negation der slawischen Kultur stütze. Lelewel hat gegen Karamsin geltend gemacht, daß die slawische Kultur die skandinavische zu jener Zeit übertroffen habe, daß keine Stadt in Skandinavien ums Jahr 1000 sich mit Kijew habe messen können, daß die neuen Ankömmlinge nichts mitgebracht, sondern selbst Waffen und Kleidung von den Slawen angenommen hätten. Auch Krug hatte behauptet, daß man die Kultur der Slawen des 9. und 10. Jahrhunderts unterschätze. Zu weit geht Ilowaiskij, wenn er prahlt, daß viel eher die Russen die Lehrmeister der Normannen gewesen sein konnten, als umgekehrt, da die ersteren doch schon vor dem 9. Jahrhundert dem byzantinischen Einfluß viel zu verdanken gehab hätten. Derselbe Forscher hält die Slawen jener Zeit, insbesondere die Poljane, für ein unternehmendes, kriegerisches, herrschsüchtiges Volk, was schon daraus hervorgehe, daß die Poljane an der Schwelle der Geschichte Rußlands unter den slawischen Stämmen eine dominierende Stellung einnahmen, von den anderen Tribut erhoben u. s. w. Ilowaiskij eifert sogar gegen Schafariks Charakteristik der Slawen

als einer friedfertigen, zu einer passiven Haltung geneigten Nation.

In ähnlicher Weise gehen die Ansichten inbetreff der Seetüchtigkeit der Slawen auseinander. Kein Zweifel, daß die Russen, fern von den Seeküsten lebend, den Normannen in diesem Punkte weit nachstanden. Aber nicht ohne Grund spottet Ilowaiskij über diejenigen, welche vermeinen, daß die Russen ohne ihre Lehrmeister, die Normannen, nicht einmal ein einfaches Boot zu zimmern verstanden hätten. Sabjelin, Kostomarow u. a. machen auf die hohe Entwickelung der Flußschiffahrt in Rußland aufmerksam, auf deren russischen Ursprung eine sehr beträchtliche Anzahl von Bezeichnungen für Fahrzeuge sehr verschiedener Art hindeutet [1]). Wenn die Westslawen im Südbaltikum der Seefahrt nicht unkundig waren, wenn die Südslawen an den Küsten des Adriatischen Meeres auf diesem Gebiete Hervorragendes leisten, so hat die Annahme einer Wasserfurcht bei den Ostslawen nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich. Schon der Lauf der großen Ströme nach Süden mußte einer Berührung mit dem Meere günstig sein. Bei den Seeräuberunternehmungen der Kosaken vom Dnjepr wie vom Don im 17. Jahrhundert erschienen Russen ohne fremde Hilfe oder ohne irgendeine Initiative seetüchtigerer Fremder an den Küsten Kleinasiens und in der Umgegend Konstantinopels. Warum sollte nicht Ähnliches in früheren Jahrhunderten möglich gewesen sein? Der Rebell Stenka Rasin, welcher über den Kaspisee hinweg Persien angriff, ist vielleicht inbezug auf kriegerische Initiative und Wagemut mit Oleg und Igor, welche gegen Byzanz kämpften, zu vergleichen, und bei ihm ist denn doch eine Assistenz höherstehender fremder Seefahrer ausgeschlossen.

Allerdings steht solchen Thatsachen die andere gegenüber, daß die Entwickelung des russischen Seewesens in der Regierungszeit Peters des Großen gegen die Neigungen des Volkes

1) S. diese Terminologie angeführt in meiner Abhandlung über die Handelsverhältnisse Rußlands im 16. und 17. Jahrhundert, in der St. Petersburger Wochenschrift 1867. Bd. I, S. 421.

zwangweise stattfand, und daß man bei derselben in allen Stücken des Beistandes und der Unterweisung der Ausländer bedurfte. Nachdem seit ein bis zwei Jahrhunderten der russische Staat sich bis an die Seeküsten ausgedehnt hat, ist die russische Handelsflotte so unbedeutend geblieben, daß das kleine Norwegen in dieser Hinsicht dem Hundertmillionenreiche nicht bloß relativ, sondern absolut überlegen ist. So erscheinen denn jene obenerwähnten Unternehmungen russischer Piraten als vorübergehende Anwandelung gegenüber einer dauernd schwachen Neigung und Fähigkeit, sich mit dem Seewesen zu befassen, wodurch die Annahme der fremdländischen Impulse bei jenen kühnen Seefahrten über das Schwarze Meer im 9. und 10. Jahrhundert viel für sich hat [1]).

Auch der Gedanke einer Staatseinheit tritt im 9. Jahrhundert als etwas Neues auf. Der Chronist Nestor hebt ausdrücklich hervor, daß das monarchische Prinzip den russischen Slawen anfänglich unbekannt gewesen sei. Statt eines politischen Gemeinwesens gab es Clans, Stämme mit Häuptlingen, ein patriarchalisches Gesellschaftssystem, um dessen Darstellung („Rodowoi byt") der Historiker Ssolowjew sich besondere Verdienste erworben hat. Es galt in dem Wettbewerb mit anderen Völkern, in dem Kampfe gegen feindliche Nachbarn eine höhere, Macht und Einheit vertretende Organisation zu finden; wollte man nicht eine Beute anderer werden, so mußte man an die Stelle der Staatlosigkeit etwas Besseres setzen. Es handelte sich um eine Diktatur der ersten Fürsten Rußlands, deren Namen die Überlieferung aufbewahrte:

1) Schiemann fragt in seinem Werke „Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert" (Berlin 1886), Bd. I, S. 140—141, was denn aus der bis in die Tage Jaroslaws (11. Jahrh.) hinein so kühnen Kriegs- und Handelsflotte geworden sei, und antwortet darauf: „Nachdem die Slawisierung der Nachkommen Ruriks und ihrer ursprünglich skandinavischen Drushinen (Gefolgschaft) sich vollzogen hatte, ging auch auf sie die Abneigung der Ostslawen gegen Unternehmungen zur See über" u. s. w. Ebendort der Hinweis auf Kuniks Ausführungen, wo u. a. auch der Gegensatz zwischen Rußland und Finnland inbezug auf eine Handelsflotte hervorgehoben wird.

Rurik, Oleg, Igor u. s. w., deren mythisches Dasein unbestimmt und schwankend erscheint, wie dasjenige der sieben Könige Roms.

Daß die naive Erzählung Nestors nicht wörtlich zu nehmen sei, ist lange klar geworden, und schon Krishanitsch hat, wie bereits oben erwähnt wurde, daran Kritik geübt. Nestors Schilderung der Zustände, also etwa seine Herzählung der verschiedenen slawischen Stämme, welche Osteuropa bewohnten, und der Hinweis auf ihre geographische Verbreitung und auf manche Eigentümlichkeiten dieser Bevölkerungsgruppen erscheint wertvoller als die Erzählung des Vorganges, wie Rurik und dessen Genossen herbeigerufen worden seien, um die Herrschaft zu übernehmen. Die Nowgoroder, bemerkt der gelehrte Serbe vor mehr als zwei Jahrhunderten, werden doch nicht so einfältig gewesen sein, um drei Herrscher zu bitten, da denn doch drei solche erschienen, nämlich Rurik, Sineus und Truwor; so dumm ist kein Volk, sagt Krishanitsch, daß es nicht die Gefahr erkennen sollte, durch eine Dreiherrschaft nicht stärker sondern schwächer zu werden. An sich unglaubwürdig erscheint die kindliche Darstellung der Begebenheiten des 9. Jahrhunderts in der Chronik der späteren Zeit auch anderen Forschern. Man werde doch nicht Gregor von Tours' Bemerkungen über den trojanischen Ursprung der Franken für bare Münze nehmen, bemerkt Gedeonow, indem er noch andere Beispiele solcher ethnographischer Herleitung anführt. Es erscheint diesem Forscher, wenn nicht völlig abgeschmackt, so doch höchst gewagt, das Unwahrscheinlichste anzunehmen, daß nämlich die Russen, welche die Warjager als Feinde ansehen mußten, dieselben zum Herrschen berufen haben sollten; er hält die in Nestors Erzählung erwähnten Personen, vor allen den Nowgoroder Ältesten Gostomysl [1]) für rein mythisch. Die Unglaubwürdigkeit der Erzählung wird dadurch erhöht, daß den Abgesandten der Slawen und Finnen buchstäblich dieselben Worte in den Mund gelegt werden, wie die Briten dieselben

1) Der Name, wörtlich übersetzt: „Fremdengedanke".

gebrauchten, als sie Hengist und Horsa beriefen [1]). Wenn etwa Kunik fragt, warum man Nestors Erzählung nicht Glauben schenken solle, da er doch im 11. und 12. Jahrhundert recht gut gewußt haben könne, was im 9. geschehen sei, so muß man solche Leichtgläubigkeit inbetreff einer Zeit, da die mündliche Überlieferung auf sehr niederer Kulturstufe für eine korrekte Wiedergabe des wirklich Geschehenen sehr wenig bürgt, verwunderlich finden. Schon die Chronologie, derzufolge der Hergang an ein bestimmtes Jahr anknüpft, erscheint als total unsicher, weil sonst in einem Jahre zu viel geschehen sein müßte. Genug, man steht bei dieser Erzählung auf ganz schwankendem Boden und, muß auf alle Details und deren Reproduktion verzichten und nur allgemein die Frage von der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit der Berufung Fremder ins Auge fassen. Es handelt sich um ein völkerpsychologisches Problem.

Als Kontrollmittel nun dient die Sprachforschung; und hier sind es vornehmlich zweierlei Thatsachengruppen, welche ein einigermaßen exaktes Ergebnis zu liefern vermögen. Es haben sich in byzantinischen Quellen die Namen der Stromschnellen des Dnjepr erhalten, welche auf die Nationalität derjenigen schließen lassen, die auf dem Wege zum Schwarzen Meere hier vorüberzureisen pflegten; es haben sich sodann zweitens in den Verträgen der ersten russischen Fürsten mit Byzanz die Namen der Unterzeichner russischerseits erhalten, welche ebenfalls auf bestimmte Nationalitäten hindeuten. Bei dem Streite der Vertreter der Normannentheorie mit den Repräsentanten der Annahme von dem slawischen Charakter der ersten Fürsten spielen diese linguistischen Argumente eine Hauptrolle, und beide Parteien geben zu, daß auch selbst diese Art der Beweisführung erhebliche Schwierigkeiten darbietet und Bedenken übrig bleiben.

Bei den Namen der Stromschnellen, welche sich in einer

1) „Unser Land ist groß und gesegnet, aber Ordnung fehlt; kommt also, seid unsere Herrscher und gebietet über uns.“ Bei den Briten: „terram latam et spaciosam et omnium rerum copia refertam“ u. s. w.

Schrift des Kaisers Konstantin Porphyrogenneta (erste Hälfte des 10. Jahrhunderts) erhalten haben, lassen allerdings mehrere derselben auf skandinavischen Ursprung schließen; aber man muß sich erinnern, daß fremde Namen von Ausländern stets verballhornt werden, daß die Aussprache südrussischer Laute in neun Jahrhunderten sich verändert haben kann, daß die Reproduktion von Fremdwörtern in dem Alphabet anderer Sprachen Abweichungen erfordert, so daß auch bei dieser Gelegenheit manches dunkel bleibt. Auch erscheint sowohl bei den Bezeichnungen der Stromschnellen als bei den Namen der Unterzeichner der Verträge unzweifelhaft, daß neben skandinavischen sich slawische finden, so daß die Anhänger beider Theorieen hier einander Konzessionen machen mußten. Gedeonow giebt unbedenklich zu, daß einige der Stromschnellennamen skandinavisch seien, meint aber, daß das ganz begreiflich sei, da die Normannen über Rußland hinweg regelmäßig mit Byzanz Handel zu treiben pflegten, also sehr leicht dazu kamen, den Stromschnellen bei ihren häufigen Reisen den Dnjepr entlang skandinavische Namen zu geben, ohne daß man daraus auf die großartige historisch-politische Rolle zu schließen brauchte, welche sie bei der Gründung des russischen Staates gespielt haben sollen. Ebenso erkennt Thomson den echt slawischen Charakter mehrerer Stromschnellenbezeichnungen bereitwillig an. Somit ist diese geographische Nomenclatur kein besonders starkes Argument für die Normannentheorie.

Ganz anders steht es mit der Bedeutung der Unterzeichner der Verträge. Wenn eine so große Autorität, wie Thomson, in der Geschichte des ersten Jahrhunderts des russischen Staats nicht weniger als neunzig Personennamen unzweifelhaft skandinavischen Ursprungs nachweist, wenn dieser Forscher sogar darzuthun vermag, daß alle diese Namen aus bestimmten Provinzen Schwedens, etwa aus Upland, Södermanland und Ostgothland stammten, so fällt diese Argumentation bei der Entscheidung der Frage von dem Anteile der Normannen an den Anfängen des russischen Staats außerordentlich schwer ins Gewicht.

Eine so beträchtliche politische und militärische Rolle der Skandinavier in der ersten Zeit der Geschichte Rußlands entspricht durchaus den gut bezeugten lebhaften Beziehungen, welche zwischen Rußland und Skandinavien bestanden. Die regierenden Familien in beiden Ländern hatten mancherlei Berührungen untereinander. Wenn in russischen Quellen häufiger Reisen mancher russischer Fürsten aus dieser Zeit über das Meer erwähnt wird, wenn in Schweden eine beträchtliche Anzahl von Runensteinen mit Namen, z. B. der „im Osten mit Ingwar" Gefallenen, gefunden wurden, wenn es unzweifelhaft Fälle giebt, in denen etwa für den Kriegsdienst in Schweden angeworbene „Warjager" erwähnt werden, so ist es unmöglich, an den sehr lebhaften Beziehungen der ersten russischen Fürsten mit Skandinavien zu zweifeln. Abgesehen von den Namen der Stromschnellen des Dnjepr und von denjenigen der Unterzeichner der in Byzanz geschlossenen Verträge der Fürsten Oleg und Igor finden sich in den ersten Zeiten der russischen Geschichte in der russischen Sprache Wörter, welche aus dem Skandinavischen entlehnt zu sein scheinen, wie die Bezeichnungen „wira" (Wehrgeld), „tiun" (Knecht) u. a.; doch giebt es, wie auch Thomson zugiebt, sehr wenige solche Wörter. Auch sind inbetreff der linguistischen Deutung mancher Namen und Wörter Zweifel geäußert worden. Gedeonow hält z. B. den Namen Olga für eine slawische Form, während man diesen Namen sonst mit dem nordischen „Helga" identifiziert. Giebt es, bemerkt Gedeonow weiter, wirklich skandinavische Namen, so finden sie eine Erklärung darin, daß slawische Fürsten sich mit Skandinavierinnen vermählten und die aus solchen Ehen stammenden Kinder gelegentlich nordische Namen erhielten. Ein Anhänger der Normannentheorie, Ssolowjew, bemerkt, daß höchstens zehn russische Wörter auf skandinavischen Ursprung hinwiesen, während von einer beträchtlichen Anzahl von Bezeichnungen, welche man lange für skandinavische gehalten habe, durch Ssresnewskij in dessen Werke „Gedanken zur Geschichte der russischen Sprache" der Nachweis des echt slawischen Ursprungs dieser Wörter geliefert worden ist. Gedeonow hebt

hervor, daß nicht ein einziges Aktenstück, nicht einmal ein einziger Satz, in „warjagischer“ Sprache sich erhalten habe, sondern nur eine geringe Anzahl von Namen und Wörtern. Die Sache stände ganz anders, bemerkt dieser Forscher, wenn etwa bei der Bezeichnung von Gegenständen, wie Brot, Wasser, Leder u. dgl. m., ein skandinavischer Ursprung nachgewiesen werden könnte, was jedoch in keiner Weise der Fall sei.

Ebenso sind neuerdings auf dem Gebiete der vergleichenden Rechtsgeschichte Zweifel an dem skandinavischen Einfluß auf das früheste russische Gesetzbuch, die sogenannte „Russkaja Prawda“, geäußert worden. Das Wehrgeld, Strafen für die unbefugte Benutzung eines fremden Pferdes u. dgl. m., wie dergleichen früher als Hauptbeweis für den skandinavischen Einfluß galt, sind als auch bei slawischen Völkern geltende Bestimmungen erkannt worden.

Daß neben den Beziehungen zwischen den ersten Fürsten in Osteuropa und Skandinavien auch sehr lebhafte Beziehungen wischen Rußland und den Slawen des Südbaltikums bestanden, ist zweifellos. Sabjelin hält für wahrscheinlich, daß etwa zwischen dem russischen Nowgorod der „neuen Stadt“ und einer der „alten“ Städte, Stargard, in Mecklenburg, bei Stettin und bei Danzig ein solcher Zusammenhang bestanden habe, wie zwischen Mutterland und Kolonie. Gegenüber solchen, auch von Kotljarewski, Gedeonow u. a. vertretenen Beziehungen der Ostslawen zu den Westslawen und der Behauptung, daß auch wohl die ersten Fürsten in Rußland von den letzteren herstammen, hat Kunik noch neuerdings, in Dorns „Caspia“, darauf hingewiesen, daß von Handelsbeziehungen jener Stämme untereinander nichts bekannt geworden sei, was übrigens nicht schwer ins Gewicht fällt, da man auf dem Gebiete dieser Fragen denn doch wesentlich auf Hypothesen angewiesen ist. Wenn aber die Anhänger der Westslawentheorie hervorheben, daß die Ostslawen aus nationalen Gründen sich viel eher an die Stammesbrüder im Südbaltikum als an die Skandinavier gewandt haben werden, so muß es bedenklich erscheinen, Gegensätze des Nationalgefühls, wie dieselben in viel späterer Zeit

sich entwickelten, in einer solchen frühen Zeit erblicken zu wollen. Auch den religiösen Fragen mochte man in jener Zeit anders gegenüberstehen als später. Wenn daher Ilowaiskij in dem Umstande, daß Oleg in Byzanz seinen Eid bei slawischen Gottheiten schwört und von Perun und Woloß redet, statt Thors und Odins zu erwähnen, in dem Umstande, daß Igor und Sswjatoslaw ähnliches gethan hätten, einen Beweis gegen die Normannentheorie erblickt, weil die Skandinavier ihre Religion nicht so schnell gewechselt haben könnten, so ist ein solches Argument nicht überzeugend, weil es sich in jenen Zeiten nicht um konfessionelle Gegensätze gehandelt haben mag und die Namen der Gottheiten leicht wechseln konnten, ohne daß die Sache oder der Begriff sich änderten.

So bleibt denn inbetreff des Herganges bei der Entstehung des russischen Staates eine gewisse Unklarheit bestehen. Ob Rurik und Genossen aus Schweden kamen, oder, wie selbst eifrige Anhänger der Normannentheorie später annahmen, von der Insel Gothland oder von der Insel Dagö, oder ob die Anhänger der Westslawentheorie mit ihrer Annahme von der Einwanderung der ersten Fürsten von den Ufern des Njemen oder überhaupt aus dem Südbaltikum recht haben, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ging man früher zu weit, von einer „Periode der Normannenherrschaft“ während der ersten Phasen der russischen Geschichte zu reden. Der Einfluß der Fremden, deren Eingreifen in die Geschichte der Russen an der Schwelle der historischen Entwickelung derselben uns entgegentritt, ist schwach, kaum irgend nachweisbar. Vergleicht man diesen angeblichen Einfluß der „Warjager“ mit demjenigen von Byzanz oder demjenigen der Tataren, so erscheint der erstere kaum erwähnenswert. Mag Gedeonow zu weit gehen, wenn er aus dem Fehlen eines skandinavischen Einflusses auf das Fehlen der Thatsache der skandinavischen Einwanderung schließen zu dürfen meint, so hat denn doch Ssolowjew nicht ohne Grund das Bestehen einer „normannischen Epoche“ in der Geschichte Rußlands in Abrede gestellt. Mochten auch Skandinavier eine kurze Zeit hindurch,

an der Spitze des Staatswesens stehend und im Gefolge der ersten Fürsten, als Krieger und Berater eine gewisse politische Rolle gespielt haben, mochten in dieser Zeit zwischen russischen und skandinavischen Elementen häufig Mischehen stattgehabt haben, so waren derartige Erscheinungen vorübergehender Natur. Die Slawisierung solcher fremder Elemente vollzieht sich sehr rasch. Pawlow, ein Anhänger der Normannentheorie, hat diesen Vorgang vielleicht zu stark durch die Bemerkung ausgedrückt, daß die Normannen wie ein Tropfen in dem slawischen Ozeane verschwunden seien. Schon ums Jahr 1000 ist von irgendwelchen skandinavischen Elementen nichts mehr zu spüren. Die späteren Einflüsse der griechischen Kirche und des Mongolenjochs sind Jahrhunderte hindurch außerordentlich stark geblieben. Während man in neuester Zeit von einer Jakutisierung der Russen im äußersten Osten des russischen Reiches reden kann, ist von einer Normannisierung der Russen, wenn überhaupt, dann auch nur als von einer ephemeren Erscheinung, welche keine Folgen hatte, die Rede. Mag auch der Anstoß zur Bildung einer Staatseinheit von Fremden, die aus dem Nordwesten einwanderten, gegeben worden sein, so waren spätere Bevölkerungsmischungen von unvergleichlich bedeutenderem Werte.

b) Asiatische Elemente.

Schon die unmittelbare Nachbarschaft der Russen mit orientalischen Völkern mußte eine häufige Berührung mit denselben veranlassen. Eine solche war nicht immer feindlich und kriegerisch. Es zeugt von dem Mangel an Nationalgefühl in früherer Zeit, daß die Beziehungen russischer Fürsten zu den Steppennomaden, mochten es Petschenegen, Polowzer, Burtassen, Torken, Berendejer oder Tataren sein, durchaus nicht immer den Charakter eines erbitterten Kampfes oder des ausgesprochenen Rassenhasses hatten. Man war russischerseits sehr oft geneigt, sich mit den Fremden gegen andere russische Elemente zu verbünden. Eine physische Vermischung durch internationale Heiraten ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Jahrhunderte-

lang hat sich dieser Prozeß der Umprägung der russischen Nationalität durch eine starke Legierung asiatischer Bestandteile fortgesetzt und ist, wenn man die Vorgänge an den Ostmarken des gegenwärtigen Rußland in Betracht zieht, auch jetzt noch nicht abgeschlossen. Bei dem stetig fortgesetzten Vorschreiten russischer Elemente nach Osten, bei der kontinentalen Kolonisation, Occupation und Eroberung orientalischer, von Asiaten bewohnter Gebiete mußte die Bevölkerung des russischen Reiches während der letzten vier Jahrhunderte in sehr auffallender Weise an Mannigfaltigkeit und Buntheit der nationalen und konfessionellen Zusammensetzung gewinnen. Leroy-Beaulieu hat noch neuerdings darauf aufmerksam gemacht, daß Rußland gegenwärtig zu den mohammedanischen Großmächten gehört und an Zahl der Unterthanen, welche sich zum Islam bekennen, nur etwa der Türkei und Großbritannien nachsteht. In diesen neubesetzten, annektierten Gebieten besteht zwischen dem Russen und dem Indigenen oft ein ganz anderes Verhältnis als bei den entsprechenden Völkern des Abendlandes, so oft dieselben als Kolonisatoren und Eroberer auftraten. Es giebt keinen solchen Gegensatz, wie etwa zwischen den Engländern und den Hindus, welcher die Möglichkeit einer Verschmelzung beider Volkselemente ausschließt. Der Brite steht etwa bei der Besetzung amerikanischer Gebiete den Rothäuten ganz anders gegenüber, als der Russe bei der Occupation der Gebiete im Südosten Europas in früheren Jahrhunderten oder nordasiatischer Länderstrecken im 16., 17. und 18. Jahrhundert, oder des Kaukasus und der transkaspischen Provinzen im 19. Jahrhundert. Man darf annehmen, daß der Verschmelzungsprozeß zwischen Russen und Fremden in früherer Zeit noch geringere Schwierigkeiten darbot als gegenwärtig. Er wurde durch die militärische Überlegenheit der Asiaten, welche in früheren Jahrhunderten oft genug erfolgreich gegen die Russen aggressiv vorgingen, erleichtert. Je tiefer die Kulturstufe der Russen war, desto weniger empfanden sie den Abstand zwischen sich und den kulturfeindlichen, unhistorischen Orientalen. Je unpolitischer,

unorganischer die unteren Schichten der russischen Gesellschaft, desto näher stehen sie den Nomaden der Steppe, den Räuber- und Reitervölkern Asiens. Nicht umsonst fand bei den Kosakenrebellionen und Sklavenkriegen des 17. und 18. Jahrhunderts so leicht eine Verbrüderung zwischen russischen Pöbelhaufen und Vertretern der sogenannten „Fremdvölker“ (Inorodzy) statt. In buntester Mischung begegnen uns in den Scharen eines Stenka Rasin im 17. Jahrhundert oder eines Pugatschew im 18. Kalmyken, Baschkiren, Kirgisen u. a. Auf der weiten, ungegliederten Steppe gab es für eine Unterscheidung der Rassen, der Konfessionen und Nationalitäten keine Veranlassung; hunderttausende von Russen standen zusammen mit Halbwilden dem allmählich nach europäischem Muster umgemodelten Staate gleich feindlich gegenüber.

Während der ersten Phasen der politischen Entwickelung Rußlands gab es, zumal da Kijew, an der Grenze der Steppe gelegen, den Mittelpunkt des Staatswesens abgab, fortwährend Kollisionen mit den Steppennomaden, den Petschenegen und Polowzern. Trotzdem begegnen uns zahlreiche Beispiele von Verschwägerungen zwischen Asiaten und Russen und sonstige Beziehungen derselben untereinander. Als der Großfürst Sswjatopolk um der Tötung seiner Brüder Boris und Gljeb willen (zu Anfang des 11. Jahrhunderts) flüchten mußte, fand er ein Asyl bei den Petschenegen und sammelte unter ihnen Truppen, um mit ihrer Hilfe die verlorene Herrschaft und Kijew wiederzuerobern. In dem russischen Epos von Igor wird der verwandtschaftlichen Beziehungen russischer Fürsten zu den Polowzern erwähnt. Mstislaw von Halitsch (12. Jahrh.) heiratete eine Tochter des Chans der Polowzer, Kotjap, und unternahm mit Hilfe der Polowzer einen Kriegszug gegen Kijew. Im Jahre 1107 verheirateten die Fürsten Oleg und Wladimir Monomach ihre Söhne mit Töchtern von Polowzer Chanen. Solche Ehen galten als ein Mittel zum erfolgreicheren Kampfe gegen angestammte Vettern in Rußland; so wurde der Großfürst Sswjatopolk im Jahre 1094 der Schwiegersohn des Tugor Chan, so heiratete Wladimir, der Sohn des Fürsten

Igor von Nowgorod Ssjewerskij, im Jahre 1186 die Tochter des Chans Kontschak u. dgl. m.

Auch in der Zeit des Mongolenjochs waren derartige Mischehen außerordentlich häufig. Russische Fürsten fanden ihre Rechnung dabei, durch verwandtschaftliche Beziehungen mit tatarischen Fürsten die Machtstellung zu stützen. Als Schwiegersöhne der letzteren konnten sie leichter darauf rechnen, tatarische Hilfstruppen im Kampfe gegen ihre russischen Gegner verwerten zu können. So z. B. heiratete Jurij von Moskau im Jahre 1313, in der Goldenen Horde weilend, die Schwester des Chans, Kontschaka, welche übrigens zum Christentum überging; so vermählte sich noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Bojar Schuiskij mit einer Kasanschen Prinzessin. Bei der massenhaften Einwanderung von Tataren nach Rußland konnte es nicht fehlen, daß angesehene Familien, welche später eine hervorragende Rolle spielten, sich auf tatarischen Ursprung zurückführen lassen. So stammten die Ssaburows und die Godunows von dem tatarischen Mursen Tscheta ab, welcher nach Rußland übergesiedelt war; ebenso sind die Uwarows, die Jussupows, die Urussows tatarischen Ursprungs. Von der tatarischen Horde stammten ferner ab die Matjuschkins, die Meschtscherskijs, die Chitrows u. a. Asiatischen Ursprungs sind die Mordwinows, die Jermolows, die Apraxins, die Tichmenjews, die Bibikows, die Muchanows, die Kolokoljzews; aus der Mandschurei kamen die Gantimurows; etwa fünfzig russische Familien sind mordwinischen Ursprungs, wie z. B. die Engalytschews, die Jenikejews, die Rudaschews, die Dejews; die Historiker Boltin und Karamsin sollen tatarischen Ursprungs sein. In späterer Zeit erfolgte sodann die Berührung mit dem Kaukasus, welcher dem russischen Adel ein bedeutendes Kontingent lieferte; so stammen die Bagrations, die Baratajews, die Abameliks, die Manwelows, die Turkestanows aus Grusien, die Zizianows aus Karthalinien, die Dadians aus Mingrelien, die Nasarows, die Basarows, die Deljanows aus Armenien u. s. w.

Noch erheblicher ist die Vermischung russischer Elemente

mit asiatischen in den unteren Klassen des Volkes. Es kam sehr häufig vor, daß die sibirischen Kosaken bei den Kalmyken und Kirgisen Frauen und Mädchen raubten oder durch Kauf an sich brachten. Ebenso häufig geschah es, daß Kalmyken, Kirgisen u. a., welche die sibirischen Städte zu besuchen pflegten oder bei Russen auf dem platten Lande in Dienst standen, Russinnen heirateten. Entlaufene russische Soldaten flüchteten zu den „fremden“ Völkern und schlossen dort Ehen mit Wogulinnen, Tatarinnen, Ostjakinnen u. s. w. So kam es, daß in manchen Gegenden die angeblich russische Bevölkerung mehr und mehr einen asiatischen Typus aufwies; man nahm u. a. wahr, daß die Kinder aus den Ehen von Russen mit Ostjakinnen eine stark ostjakische Gesichtsbildung hatten. Reisende am Baikalsee waren erstaunt, unter den Russen jener Gegend so viele Individuen mit mongolisch-burjatischem Typus zu erblicken u. s. w.

Was man in letzter Zeit in dieser Hinsicht in Sibirien zu beobachten Gelegenheit hatte, muß in den Jahrhunderten des Mongolenjochs in großem Maßstabe im europäischen Rußland stattgefunden haben. Rußland war im 14. und 15. Jahrhundert überschwemmt von tatarischen Beamten und Agenten, welche mit zahlreichem Gefolge erschienen, sich dauernd in verschiedenen Städten niederließen und ein Beträchtliches zur Asiatisierung der Bevölkerung beigetragen haben mögen. Die Moskauer Fürsten, deren Macht sich häufig genug auf gute Beziehungen zu ihren Lehnsherren, den tatarischen Chanen, stützten, haben oft Tausende und Zehntausende von Tataren in ihrem Gefolge gezählt. So z. B. soll der Großfürst Iwan Danilowitsch Kalita nach einem Besuche der Goldenen Horde mit 50000 Tataren aus Asien nach Moskau zurückgekehrt sein. Die unselige Gewöhnung, Steppenreiter, Asiaten, Petschenegen und Polowzer im Kampfe gegen russische Brüder zu verwerten, dauerte während der Epoche des Mongolenjochs weiter fort. Man kann sich vorstellen, wie eine derartige Waffengemeinschaft von physischem wie von psychischem Einfluß auf die russische Bevölkerung sein mußte. Der Fürst

Gljeb von Rjasan scheute sich nicht, mit Hilfe von Polowzern Ssusdal anzugreifen (1177). Der Fürst Roman verwandelte unter dem Beistande dieser Steppenkrieger Kijew im Jahre 1204 in einen Trümmerhaufen; namentlich die Fürsten von Tschernigow beriefen immer wieder solche nomadische Bundesgenossen ins Land, um sich im Kampfe mit ihren Gegnern daheim zu behaupten. Selbst der Großfürst Wladimir Monomach hat regelmäßig Polowzer in seinen Diensten gehabt. Und eine noch bedeutendere Rolle spielten in den russischen Armeen der späteren Zeit die Tataren. Daß Iwan III., Wassilij und Iwan IV. im Kampfe mit den Städterepubliken Nowgorod und Pskow tatarische Truppen verwandten, daß in den Feldzügen gegen Livland im 16. Jahrhundert und in den Bürgerkriegen zu Anfang des 17. Jahrhunderts tatarische Truppen die Schrecken dieser Ereignisse erhöhten, ist schon in einem andern Abschnitte dieses Buches erwähnt worden.

Der dauernde Aufenthalt asiatischer Elemente in so beträchtlicher Zahl konnte unmöglich ohne Einfluß auf die Zusammensetzung der russischen Bevölkerung bleiben. Wie man eine beträchtliche Anzahl von Wörtern, die der Sprache der Polowzer und der Tataren entlehnt sind, im Russischen nachgewiesen hat: Bezeichnungen für die Kleidung und Wohnung, für das Reitzeug, die Jagd, den Handel und Verkehr, das Münz- und Geldwesen u. dgl. m. [1]), so mußte ein solcher Zusatz asiatischer Typen den slawischen Typus der Bewohner auch physisch beeinflussen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese orientalische Beimischung unvergleichlich intensiver und dauernder gewesen ist als die skandinavische.

Aber nicht bloß durch Einwanderung asiatischer Elemente nach Rußland oder durch das Vordringen der Russen nach Osten und durch Eheschließungen mit Fremdvölkern in den Ostmarken hat die russische Bevölkerung an ihrem früheren Typus mancherlei einbüßen müssen und an Buntheit und Mannigfaltigkeit gewonnen. Auch die Eroberung ausgedehnter

1) S. das Genauere weiter unten in dem Abschnitt „Tatarisierung".

asiatischer Reiche und deren Einverleibung in den russischen Staatsorganismus mußte erhebliche Modifikationen in dem ethnographischen Bestande der Großmacht bewirken. Solche Hauptereignisse sind: die Eroberung Kasans und Astrachans um die Mitte des 16. Jahrhunderts, die Besetzung der Krym zu Ende des 18. Jahrhunderts und die Eroberung des Kaukasus und die Annexion Transkaspiens in den letzten Jahrzehnten des laufenden Jahrhunderts. Erscheinen die Russen in diesen neuerworbenen Gebieten auch als die herrschende Rasse, als die überlegenen Vertreter der europäischen Kultur, so veranlaßt doch das Hineintreten von Millionen von Asiaten, von Bekennern des Islams in den russischen Staat eine Abweichung von der gelegentlich so hoch gehaltenen Uniformität auf den Gebieten des Volkstums und des religiösen Bekenntnisses. Mögen Städte wie Kasan und Akmetschet (das heutige Sympheropol) im wesentlichen heutzutage einen spezifisch europäischen Typus aufweisen, so daß man die darin befindlichen Tatarenviertel mit ihren Moscheeen, Basaren und nach außen möglichst abgeschlossenen Privathäusern aufsuchen muß, um daran erinnert zu werden, daß mächtige Chane hier einst in echt orientalischer Weise gehaust haben, so sind die Millionen von Tataren doch Tataren geblieben, und auch die Christianisierung dieser Elemente ist ganz unerheblich. Eine Europäisierung dieser asiatischen Gebiete bis nach Samarkand, Taschkent und Kuldscha und bis an die Grenzen der Mongolei, Mandschurei, Koreas und Japans gehört zu den Aufgaben Rußlands in der Zukunft, ohne daß eine wirkliche nationale oder gar kirchliche Verschmelzung zu erwarten wäre.

c) Griechen, Kleinrussen, Polen, Deutsche.

War von Norden her der Zuwachs der Bevölkerung durch skandinavische Elemente ganz unerheblich, hatte man es im Osten mit fremden Bevölkerungselementen zu thun, welche der Kulturentwickelung nicht förderlich sein konnten, so sind die Berührung mit Byzanz und die Ausdehnung der russischen Grenzen nach Westen hin von entscheidendem Einfluß auf die

geschichtliche Förderung im Sinne des Fortschritts gewesen. Heidentum und Islam konnten im Vereine mit dem Habitus einer niederen Kulturstufe der Fremdvölker, mit denen sich die Russen zum Teil vermischten, nicht günstig sein. Solche ethnographische Kontakte äußerten vielmehr eine retardierende Wirkung.

Die Einwanderung byzantinischer Elemente nach Rußland mußte zu entgegengesetzten Ergebnissen führen. Die Christianisierung Rußlands, die Verwandlung Osteuropas in eine geistliche griechische Kolonie, ließ hier eine sehr beträchtliche Anzahl von Personen aus dem Süden erscheinen, welche eine unvergleichlich höhere Kulturstufe repräsentierten. Missionare und Lehrer, Kirchenfürsten und geistliche Diener bescheideneren Ranges konnten freilich in ethnographischer Hinsicht für eine physische Umwandelung der Bevölkerung Rußlands nicht irgend von Bedeutung sein, wenn man die Vermischung mit finnischen oder tatarischen Elementen daneben hält. Aber der verschwindend kleine Bevölkerungsbruchteil an Griechen und Südbulgaren, welche die Ausbreitung des Christentums nach Osteuropa führte, übte einen mächtigen Einfluß auf das Land; der Darstellung dieses Einflusses wird der folgende Abschnitt dieses Buches gewidmet sein. Die Fremden, welche im 9. Jahrhundert vom Nordwesten in Rußland erschienen, hatten ein Neues auf politischem Gebiete, den Staatsgedanken, importiert; die Griechen brachten ebenfalls ein Neues mit: die christliche Kirche, die Idee einer geistlichen Organisation, die konfessionelle Schule, das Klosterwesen.

Es bleibt späteren Ausführungen vorbehalten, die Energie dieser Kultureinflüsse zu schildern. Hier ist nur etwa der Konubien zu erwähnen, welche gelegentlich in der Regierungssphäre stattfanden und die dynastischen Verhältnisse in byzantinischem Sinne beeinflußten. Insbesondere sind, mit Übergehung minder wichtiger Vorgänge dieser Art, zwei Heiraten zu erwähnen, welche, zeitlich weit auseinanderliegend, doch derselben Richtung, einer gewissen Solidarität auf kirchlichem Gebiet entsprechen. Wir meinen die Vermählung Wladimirs,

welchem später der Beiname des Heiligen gegeben wurde, mit der griechischen Prinzessin Anna zu Ende des 10. Jahrhunderts und diejenige des Zaren Iwan III. mit der griechischen Prinzessin Sophie oder Zoë Paläolog im Jahre 1472. Daß die Kirche ein festeres Band zwischen den Völkern schlang als die Stammesverwandtschaft, zeigen die Sympathieen zwischen Russen und Griechen und der Gegensatz zwischen Russen und Polen. Der ethnographisch dem Russen fernerstehende Byzantiner galt als Glaubensgenosse in allen Stücken mehr als der ethnographisch verwandte katholische Pole. Bei der eigentümlichen Verquickung nationaler und konfessioneller Momente spielte in der Geschichte Rußlands das letztere eine größere Rolle. So kam es, daß, als im 17. Jahrhundert die slawische Frage, der Gedanke eines Panslawismus auftauchte, sie sich etwas später, in der Zeit Katharinens, zu einer griechischen zuspitzte. Bei der Annexion südrussischer Gebiete gewann man in den Städten eine nicht unbeträchtliche griechische Bevölkerung; und diesen hellenisierenden Tendenzen entsprachen die Namen dieser Städte in diesen Gegenden, wie Mariupol, Sewastopol, Grigoriopol, Ovidiopol, Olviopol u. s. w. wie Odessa, Cherson u. a.

Die Slawen bilden den Orient Europas, die Russen den Orient der Slawenwelt, die Großrussen den Orient der Russenwelt. Die Annexion Kleinrußlands durch den Moskauer Staat im 17. Jahrhundert war von unermeßlicher Bedeutung, weil die Millionen von Kleinrussen, welche von da ab zum großen russischen Reiche gehörten, die Brücke bildeten zwischen den Großrussen, dem eigentlichen Kerne des Staates, und den Westslawen. Der Art und der Menge nach fiel die Erwerbung dieser kleinrussischen Bevölkerung sehr schwer ins Gewicht. Seit jenen Zeiten, da in diesen später sogenannten kleinrussischen Gebieten, in Kijew, die ersten Phasen der politischen Geschichte Rußlands sich abgespielt hatten, war die Bevölkerung sehr wesentlich kulturfördernden Einflüssen zugänglich gewesen. Der Verlust dieser Gebiete im 14. Jahrhundert dank der Übermacht Litauens, die Einverleibung dieser Gegenden in polnisches Gebiet, waren von tiefgreifenden Folgen für die Kultur-

entwickelung der Kleinrussen gewesen. Die Einteilung der slawischen Stämme, wie sich dieselbe in Nestors Chronik findet, war nicht mehr zutreffend in der Zeit, da die beiden Gruppen der Weißrussen und Kleinrussen mit der an Zahl überlegenen der Großrussen vereinigt wurden. Die letzteren gewannen in den ersteren ältere Stammesbrüder, von denen sie um so mehr lernen konnten, als sie selbst inzwischen bei den Orientalen in eine schlechtere Schule gegangen waren, während die Klein- und Weißrussen an mancherlei Errungenschaften der abendländischen Zivilisation hatten teilnehmen können.

Es ließe sich mancherlei sagen über die nationalen Eigentümlichkeiten der Kleinrussen; es ließe sich die Frage erörtern, ob sie an Begabung etwa höher stehen als die Großrussen, ob und wodurch sich ihre Gemütsart von derjenigen ihrer Stammesbrüder im Osten unterscheidet, inwieweit sie dem mit finnischen und tatarischen Elementen durchsetzten Großrussentum gegenüber einen reineren slawischen Typus repräsentieren. Auch sie sind mit verschiedenen Elementen, mit Griechen, Polen u. a. in Berührung gekommen, wovon u. a. ihre Sprache Zeugnis giebt. Dem Bekenntnis nach, insofern hier die griechisch-orthodoxe Kirche vorherrschte, fühlten sie sich solidarisch mit dem Staate Moskau. Dieser Umstand, der Gegensatz zu den katholisierenden Tendenzen der Polen, hatte die Kleinrussen um die Mitte des 17. Jahrhunderts veranlaßt, um den Schutz der Moskowiter zu bitten, den Wunsch auszusprechen, eine Provinz des russischen Staats zu werden. Bald danach hat es dann eine arge Unzufriedenheit mit der moskowitischen Herrschaft gegeben, und es haben gelegentlich bis auf die neueste Zeit separatistische Gelüste hier wahrgenommen werden können. Die nivellierende, zentralisierende Art russischer Verwaltung, welche auch wohl die Sprache der Stammesbrüder verfolgte, die Bauernverhältnisse nach russischem Muster ummodelte, ist hier zu Zeiten schwer empfunden worden.

Die Erwerbung Kleinrußlands um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde der Ausgangspunkt zu durchgreifenden Reformen im Innern des Reichs. Es knüpften sich daran hoch-

fliegende Entwürfe auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Die Einwanderung hervorragender Geistlicher und Lehrer in großrussisches Gebiet gab den Anstoß zu einem erheblichen geistigen Aufschwung im Mittelpunkte des Reiches. Die orthodoxe Geistlichkeit der Ukraine stand in theologischer Bildung und allgemeiner Weltkenntnis bedeutend höher als der großrussische Klerus. Manche der Kirchenfürsten aus Kijew, denen wir in den folgenden Jahrzehnten in Moskau und etwas später in Petersburg in hohen Stellungen begegnen, hatten Studienreisen in Westeuropa gemacht, waren in Rom und Paris gewesen. Auch gesellschaftlich nahmen sie eine höhere Stellung ein als die moskowitischen Priester. Die Berufung einer beträchtlichen Anzahl von kleinrussischen Mönchen nach Moskau, das Erscheinen hervorragender Philologen wie Slavinezkijs, Simeon Polozkijs u. a. in der russischen Hauptstadt und am zarischen Hofe in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war u. a. von Einfluß auf die Erziehung der Kinder des Zaren Alexei. Peter der Große wußte die Erudition und die Beredsamkeit kleinrussischer Theologen zu würdigen. In der Geschichte der Kirche nahmen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Männer wie Dimitrij Tuptalo, Metropolit von Rostow, Stephan Jaworskij, Feofan Prokopowitsch u. a. eine hervorragende Stellung ein. An diese Namen knüpfen sich wichtige Reformen auf dem Gebiete der Kirchenverfassung. Als Schulmänner, Ärzte, Militärs und Höflinge haben viele Kleinrussen während des 18. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle gespielt. Polnische und kleinrussische Elemente verschmolzen mit großrussischen. Viele russische Adelsfamilien stammten aus Polen, wie die Gruschezkijs, die Miloslawskijs, die Prontschischtschews, die Glinkas u. a.; andere aus Litauen, wie die Chawanskijs, die Jugushinskijs, die Kikins, die Golizyns, noch andere, wie die Danilewskijs, die Kwitkas, die Gogols u. s. w. aus Kleinrußland [1]).

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik taucht um die

1) S. meine „Europäisierung", S. 188—220.

Zeit der Annexion Kleinrußlands die slawische Frage auf. Publizisten wie Krishanitsch, russische Diplomaten, kleinrussische Würdenträger, orientalische Kirchenfürsten haben in rhetorischen Manifestationen panslawistische Ideen zu verbreiten gesucht. Die Idee der ethnographischen und konfessionellen Einheit bei den Slawen, welche zu Österreich gehörten oder unter türkischem Joche seufzten, gab den Anstoß zu Entwürfen von Eroberungen auf Kosten dieser Mächte. In allen Türkenkriegen spielt diese Solidarität Rußlands mit den Südslawen auf dem Gebiete der Nationalität, mit den Griechen auf dem Gebiete der Kirche eine hervorragende Rolle. Es gab hier eine Fülle von Anregungen für ein aggressives Vorgehen Rußlands, dessen Ziel Konstantinopel bildete. Solche Entwürfe, deren Ausführung unterblieb, lassen die Vereinigung Kleinrußlands mit Moskau als historisch außerordentlich wichtig erscheinen, auch wenn die Grenzen des Reiches in der Richtung nach Südwesten sich minder erfolgreich ausdehnten, als man anfangs hoffen durfte, und die Solidarität der Russen und Südslawen gegenüber tiefgreifenden Gegensätzen sich als eine angebliche herausstellte und nicht standhielt.

In den Kleinrussen hatte der Staat Moskau Millionen von Glaubensgenossen als Unterthanen erworben. Es war ein Gewinn für die griechische Kirche, als deren Hauptrepräsentant Rußland galt. Die Bewohner der Ukraine waren sowohl Slawen als auch orthodox. Nicht so die Polen, welche, als Anhänger der katholischen Kirche nach den Teilungen in den russischen Staatsverband eintretend, ein neues, bis dahin nur ganz schwach vertretenes Element repräsentierten. Indem Millionen von Anhängern Roms russische Unterthanen wurden, durchbrachen sie das Prinzip der Glaubenseinheit, welches vor kurzem noch, bei der Erwerbung Kleinrußlands, so ausdrucksvoll betont worden war. In anderer, bedeutsamerer Weise als die Vertreter des Islam im Osten des Reiches, ergänzten sie das großrussische orthodox-griechische Element im Zentrum. Die Regierung sah sich von den Zeiten der polnischen Teilungen an in einer völlig neuen Situation, indem sie

um der Millionen neuer katholischer Unterthanen willen, in offizielle Beziehungen zur römischen Welt, zum Papste treten mußte. Als Kulturelement bedeuteten die neuerworbenen polnischen Gebiete mit ihrer reichen historischen Vergangenheit, mit ihrer dichteren Bevölkerung, der Bildung und wirtschaftlichen Stellung der höheren Stände, mit den vielfachen Beziehungen zu Westeuropa, unermeßlich viel. Es gab hier bei der Beherrschung so heterogener Elemente die allergrößten Schwierigkeiten. Die Stammesbrüderschaft erwies sich als ein schwaches Mittel der Annäherung gegenüber der Intensität des Gegensatzes auf sozialem und kirchlichem Gebiete. Es gab Komplikationen und Differenzen vollauf, und bei der Betonung des Nationalitätsprinzips, des Panslawismus, ließ dieser Antagonismus oft genug einen schrillen Mißklang vernehmen.

Aber noch in einer anderen Beziehung bedeutete die Erwerbung der polnischen und kleinrussischen Gebiete einen eigentümlichen Bevölkerungszuwachs, und zwar sowohl in ethnographischer als in religiöser Hinsicht. Die russische Regierung hatte sich in früheren Jahrhunderten besonders schroff und ablehnend gegen die Juden verhalten. Jetzt geschah es, daß durch die Annexion Kleinrußlands, Weißrußlands und anderer polnischer Provinzen, sowie südrussischer Gebiete, mehrere Millionen Juden in den russischen Staatsverband eintraten. Die russischen Juden bilden gegenwärtig die Hälfte der jüdischen Bevölkerung aller Länder. Es giebt in Rußland mehr Juden als Schweizer in der Schweiz oder Holländer in den Niederlanden. Ein solcher ethnographischer Zuwachs stellte wiederum neue Anforderungen an die legislative und administrative Thätigkeit der russischen Staatsgewalt. Es galt, Stellung zu nehmen zu der Frage von den Rechten und Pflichten dieser neuen Unterthanen, die Gaben und die Leistungsfähigkeit derselben zu verwerten und den Gefahren zu begegnen, welche die Beziehungen dieser Elemente zu der sonstigen Bevölkerung mit sich zu bringen pflegen.

Die Erwerbung anderer Grenzgebiete an den Ufern der Ostsee trug noch weiter dazu bei, die Mannigfaltigkeit der

ethnographischen, konfessionellen Verhältnisse in dem weiten Reiche zu erhöhen. Mit der Eroberung der baltischen Provinzen gewann Rußland ein paar Hunderttausend Deutscher als Vertreter einer höheren, westeuropäischen Kultur, als Lehrmeister auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Thätigkeit, als Vermittler zwischen Orient und Occident. Wie die neuen polnischen Staatsangehörigen als Vertreter des Katholizismus neben dem kirchlichen Organismus Rußlands standen, so die Balten als Protestanten. Auch hier galt es, neue kirchenpolitische Probleme zu lösen, den neuen Unterthanen die Freiheit ihres Bekenntnisses zu verbürgen oder gegen dieselbe durch eine griechisch-orthodoxe Propaganda anzukämpfen. Ein fremdes Element waren die Esten und Letten, welche das Gros der Bevölkerung der Ostseeprovinzen bilden, mit dem deutschen Herrenstande zugleich sich zur evangelischen Kirche bekannten und erst in allerletzter Zeit gelegentlich und ausnahmsweise ein geeignetes Feld für die Mission der griechischen Kirche abgaben. Noch geschlossener, fremdländisch und protestantisch, erscheint die Bevölkerung Finnlands, welches im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte durch Personalunion mit dem Reiche verbunden, als Großfürstentum demselben beigeordnet wurde.

Erwähnt man zu allem diesem noch der Einwanderer, der Westeuropäer, welche sich während der letzten Jahrhunderte in Moskau und Petersburg ansiedelten, als Kaufleute und Industrielle, als Geistliche und Ärzte, als Militärs und Ingenieurs dem Staate wesentliche Dienste leisteten und eine hervorragende soziale Stellung einnahmen und noch einnehmen, erinnert man sich ferner der Hunderttausende von vornehmlich deutschen Kolonisten, welche u. a. in der Zeit Katharina II. in verschiedenen Gouvernements als Landwirte angesiedelt wurden und bedeutende Prosperität erlangten, so ergänzen derartige Züge das Bild der ethnographischen Vielheit und Buntheit, dessen Grundcharakter wir in dem Obigen anzudeuten versuchten.

Konubien der russischen Dynastie mit ausländischen Elementen verstärken diese ethnographische Vielheit und Buntheit. Hatte es in früheren Jahrhunderten eine Beimischung nor-

mannischen, byzantinischen und tatarischen Blutes gegeben, so vermählten sich, entsprechend der politischen Annäherung an den Westen, die russischen Herrscher und Herrscherinnen mit westeuropäischen, vornehmlich deutschen Prinzen und Prinzessinnen. Die Reihe solcher Ausländerinnen aus Westeuropa, welche den Thron mit russischen Herrschern teilten, eröffnet die bereits oben mehrfach erwähnte Prinzessin Zoë, welche, aus Rom kommend, sich mit Iwan III. vermählte. Ihr Sohn Wassilij heiratete eine Litauerin, Helene Glinskij, deren Sohn Iwan IV. allerdings mit nicht westeuropäischen Frauen vermählt war. Der angebliche Sohn Iwans, Demetrius, heiratete die Polin Marina Mnischek. Jahrzehnte hindurch kam es sodann während der Regierung der ersten Zaren nicht zu internationalen Heiraten. Des Zaren Alexei Sohn, Feodor, vermählte sich mit einer Polin, der Gruschezkij; Peters des Großen zweite Gemahlin, Katharina, die Mutter der Kaiserin Elisabeth, war litauischer Herkunft. Peters Tochter, Anna, heiratete den Herzog von Holstein; beider Sohn, dessen Russentum schon einen geringen Bruchteil darstellt, Peter III., vermählte sich mit der Prinzessin von Anhalt-Zerbst. Paul, Alexander I. und die folgenden Herrscher besiegelten den internationalen Charakter der Dynastie durch Eheschließungen mit deutschen Prinzessinen. Der ethnographischen Vielheit der Bewohner des Reiches entsprach das Prinzip der Internationalität des regierenden Hauses.

---

2. Populationistisches.

a) Einleitung.

Erst während der letzten zwei Jahrhunderte legt die russische Regierung ein Interesse für die Frage von der Zahl ihrer Staatsangehörigen an den Tag. Taucht selbst in Westeuropa das statistische Bedürfnis verhältnismäßig sehr spät auf, so erscheint es bei einem halborientalischen Reiche, wie dem Staate Moskau, nicht verwunderlich, wenn die Regierung

in früheren Zeiten an keine Volkszählungen dachte. Erst in der allerneuesten Gegenwart wird eine nach den Grundsätzen westeuropäischer Statistik zu veranstaltende Volkszählung vorbereitet, und man weiß nicht, ob das Ergebnis derselben eher 120 als 100 Millionen Einwohner lauten werde. Die früheren Volkszählungen ließen an Exaktheit viel zu wünschen übrig, und seit der letzten „Revision“, welche 1858 stattfand, sind nahezu vier Jahrzehnte vergangen. So kann es denn über die Zunahme der Bevölkerung in der allerletzten Zeit nur Mutmaßungen geben. Aber noch weniger ist man über die Volksmenge in Rußland in früheren Jahrhunderten unterrichtet. Die Ziffernreihe der zehn „Revisionen“, welche zwischen den Jahren 1722 und 1858 stattfanden, läßt vielleicht einen Rückschluß auf frühere Perioden zu.

Wir erfahren da, daß die Bevölkerung sich von 14 Millionen im Jahre 1722 bis zum Jahre 1858 auf 74 Millionen vermehrt, also in 136 Jahren mehr als verfünffacht hatte. Ein Teil dieses Zuwachses entspricht den Annexionen neuer Provinzen, ein anderer mag als ein Ergebnis einer verbesserten Technik beim Zählen gelten, ein dritter stellt sodann den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle dar. Erinnert man sich der sehr erheblichen Ausdehnung des Reiches schon vor der ersten „Revision“, welche Peter der Große veranstaltete, also z. B. der Erwerbung der Wolgagebiete unter Iwan IV., Kleinrußlands unter Alexei, der Ostseeprovinzen unter Peter, so gelangt man für die ersten Jahrhunderte der Geschichte Rußlands zu der Annahme, daß die Bevölkerung in der Zeit der Entstehung des Staates, der Teilfürstentümer, des Mongolenjochs und der frühesten Phasen der Entwickelung des Moskauer Staates eher nach Hunderttausenden von Menschen als nach Millionen zählte.

Wenn wir oben das Areal des russischen Staates zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf 2 Millionen Quadratkilometer schätzten [1]), so mochte die Bevölkerung desselben kaum mehr

1) S. oben S. 180.

als ein paar Millionen Einwohner betragen. Fand im Laufe der letzten vier Jahrhunderte inbetreff des Areals eine Ausdehnung der Grenzen um das Zeynfache statt, so erscheint der Zuwachs an Bevölkerung noch um vieles erheblicher; man kann eine Verfünfzigfachung der Zahl der russischen Staatsangehörigen im Laufe dieser vier Jahrhunderte vermuten. Der durchschnittliche tägliche Zuwachs an Areal betrug, wie wir sahen, gegen 100 Quadratkilometer; den täglichen durchschnittlichen Zuwachs an russischen Staatsangehörigen darf man vielleicht auf gegen 300 Köpfe schätzen. Mag es auch noch so wenige Anhaltspunkte für derartige statistisch-historische Mutmaßungen geben, so gewähren dieselben doch einen Einblick in die gewaltigen Veränderungen, welche unzweifelhaft, wenn auch in einem anderen Grade, stattgefunden haben müssen.

Es ist schon in einem früheren Abschnitte dieses Buches angedeutet worden, daß das Verhältnis des Areals zur Bevölkerung in früheren Jahrhunderten in Rußland ein anderes gewesen sein müsse als später. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist in einer Zunahme begriffen. Beschäftigten sich die spärlich gesäeten Einwohner an der Schwelle der Geschichte Rußlands zu einem beträchtlicheren Teile als später mit der Jagd als Gewerbe, so bedurfte eine solche Volksmenge eines unvergleichlich größeren Spielraumes, als bei einem noch so extensiven Ackerbau. In dem Maße als die Bevölkerung seßhaft wurde, den nomadischen Ackerbau gegen eine höhere Form der Landwirtschaft vertauschte, konnte derselbe Raum eine größere Volksmenge ernähren. Auch gegenwärtig noch veranlaßt die Extensität der Landwirtschaft eine Klage über Mangel an Land in Gegenden, wo westeuropäische Bauern durch rationelleren Betrieb über ausreichenden Spielraum verfügen würden. Wohnt heute etwa der zehnte Teil der Bevölkerung in Städten, so mag dieser Bruchteil in früheren Jahrhunderten noch geringer gewesen sein. Haben auch jetzt noch viele Städte in Rußland einen dorfartigen Habitus aufzuweisen, so mag dieses früher in noch höherem Grade der Fall gewesen sein. Solche Verhältnisse gestatten einen Schluß auf die ge-

ringe Dichtigkeit der Bevölkerung in früheren Zeiten. Man kann behaupten, daß, zumal vor mehreren Jahrhunderten, auf Millionen von Quadratkilometern im ganzen Lande weniger Menschen lebten als in dem heutigen London oder Paris. Sehr begreiflich, wenn bei so dünngesäeter Bevölkerung der Pulsschlag historischer Entwickelung sich als träge und intermittierend herausstellt.

b) Die Sterblichkeit.

α. Hungersnot und Epidemieen.

Man darf vermuten, daß einer Vermehrung der Bevölkerung in Rußland in früheren Zeiten stärkere Hemmungen entgegenstanden als später. Daß der Orient von Zeiten der Mißernten und Teuerung schwerer heimgesucht zu werden pflegt, als die Bewohner höher kultivierter, westeuropäischer Gegenden, ist Thatsache. Was wir gelegentlich in neuester Zeit von derartigen Kalamitäten in China und Japan, in Indien und Persien erfahren, mag sich oft genug in früheren Zeiten in Rußland zugetragen haben. Kurze Bemerkungen in russischen Chroniken lassen auf solche Massentragödien schließen. Wenn in solchen Schilderungen von epidemischen Krankheiten die Rede ist, denen die Bevölkerung ganzer Provinzen zum Opfer fiel, oder wobei ganze Städte verödeten, so liegt die Vermutung nahe, daß es nicht selten der Hungertyphus, eine Folge von Mißwachs gewesen sei, welcher so furchtbar aufräumte. Die Schilderung der Krankheit fehlt in den Chroniken so gut wie völlig. Einige solcher Gesundheitskrisen entsprechen wohl sicher den Trockenperioden, deren mehr oder minder regelmäßige Wiederkehr neuerdings nachgewiesen worden ist. In einer der Chroniken ist zu lesen, daß der Großfürst Jaroslaw (im elften Jahrhundert) ausdrücklich gesagt habe: „Der Hunger kommt vom Mißwachs, der Mißwachs vom sonnigen Wetter“, d. h. von Hitze und Dürre. Bei den mangelhaften Verkehrsanstalten mußte das Unheil noch viel stärker wirken als heute. Von Teuerungspolizei war kaum die Rede. Auch mögen wohl Mutterkornepidemieen oft vorgekommen sein, und diese hatten

klimatische Extravaganzen oder Anomalieen entgegengesetzter Art, d. h. übermäßige Niederschläge und dauernde Feuchtigkeit zum Ausgangspunkte.

Wenn schon bei der letzten Hungersnot in Rußland die Zahl der Opfer, über welche übrigens so gut wie nichts bekannt geworden ist, sehr beträchtlich gewesen sein muß, so wird bei gänzlich mangelnder Publizität, bei völlig unentwickelter Wirtschaftspolizei und bei dem Mangel an Kommunikation, welche zu gewissen Jahreszeiten oft genug absolut unmöglich zu werden pflegte, das Elend unvergleichlich schlimmer gewesen sein. Von einer Privatwohlthätigkeit, deren Wirkungen sich über größere Entfernungen hin erstreckten, war in früheren Jahrhunderten keine Rede. Gelangte in neuester Zeit bei einer solchen Gelegenheit ein internationaler Altruismus zum Ausdruck, so fehlte früher dieses Rettungsmittel durchaus. Wie oft mögen sich in zahllosen Wiederholungen jene Tragödien des stillen Verhungerns von Tausenden und aber Tausenden, gewissermaßen ohne Zuschauer im Innern Rußlands abgespielt haben, während bei der letzten Gelegenheit Berichte darüber an die Öffentlichkeit gelangten.

In Richters „Geschichte der Medizin in Rußland“ [1]) begegnen wir einer Zusammenstellung folgender Angaben aus Chroniken über ungewöhnliche Sterblichkeit, welche zum Teil wahrscheinlich mit unregelmäßigen Ernteergebnissen zusammenhingen. Wir bemerken ausdrücklich, daß dergleichen Erscheinungen besonders insofern zur Kenntnis gelangten, als die städtische Bevölkerung davon in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Ziffern der Massensterblichkeit auf dem platten Lande fehlen, der Natur der Sache nach, fast durchgängig, während man sich erinnern muß, daß mehr als das Zehnfache der städtischen Bevölkerung in den Dörfern lebte.

Im Jahre 1090 herrschte in Kijew eine ansteckende Krankheit. Innerhalb vierzig Tagen wurden 7000 Menschen von derselben hingerafft.

1) Moskau 1813, I, 140—153.

Im Jahre 1187 wütete in Nowgorod und Westrußland eine Epidemie, welche so verheerend wirkte, daß kein Haus von der Krankheit frei war und keine Gesunden übrig blieben, welche die Kranken hätten pflegen können.

Im Jahre 1230 ff. herrschte in Smolensk eine Pest: in zwei Jahren wurden dort 32 000 Einwohner Opfer derselben.

Der „Schwarze Tod" wütete im Land in den Jahren 1350 und 1351. Der Verlust an Menschenleben war unermeßlich. Ganze Städte, wie Gluchow im Süden und Bjeloosero im Norden, starben aus. Dieselbe Krankheit kehrte in den Jahren 1360, 1363 und 1386 wieder und entvölkerte Nowgorod, Perejaslawl, Kasan, Kolomna, Twer, Wladimir, Ssusdal, Wologda u. s. w. In Smolensk blieben im Jahre 1386 nur zehn Menschen übrig.

Im Jahre 1417 entvölkerte die Pest Pleskau, Nowgorod, Ladoga, Porchow, Torshok u. s. w. Ganze Dörfer verödeten. In vielen großen Häusern blieb, nachdem alle Erwachsenen gestorben waren, kaum ein einziges Kind am Leben.

In den Jahren 1420—24 verheerte eine ansteckende Krankheit die Gegenden Mittelrußlands so arg, daß wegen Mangels an Arbeitern das Getreide auf den Feldern uneingeerntet liegen blieb.

Im Jahre 1543 starben in Pskow in einem Monat 2700 Menschen an einer pestartigen Krankheit. In den Jahren 1561 und 1562 soll in Nowgorod und Pskow der Verlust an Menschenleben infolge einer Epidemie 500 000 Personen betragen haben. Selbstverständlich darf man bei der Unmöglichkeit genauerer statistischer Ermittelungen alle solche Ziffern nur mehr als approximative und zwar dazu hyperbolische ansehen.

Ähnlicher Ereignisse in verschiedenen Gegenden Rußlands erwähnen die Chroniken von den Jahren 1128, 1215, 1229, 1237, 1251, 1278, 1409, 1410, 1414, 1426—27, 1442—43, 1462, 1465—67, 1478, 1487, 1499, 1506, 1521, 1523, 1543, 1552, 1561—62, 1566, 1584—98, 1601—03, 1605, 1606 u. s. w.

Die Aufzeichnungen, welche im 16. und 17. Jahrhundert von solchen Kalamitäten gemacht wurden, sind ausführlicher als die kurzen Bemerkungen in den früheren Chroniken, ohne doch irgendwie exakteres Material über die Menschenverluste beizubringen. Da giebt es haarsträubende Schilderungen von der allgemeinen Demoralisation infolge der Hungersnot, von Kannibalismus, Erzählungen davon, wie Eltern ihre Kinder geschlachtet und gegessen, wie sich die Menschen mit dem Fleisch gefallener Tiere genährt und welche Unzahl von unbestatteten Leichen überall herumgelegen hätten. So u. a. die Erzählungen in Jenkinsons Reisebericht von dem Elend und der Verwüstung an der Wolga bei Kasan und Astrachan im Jahre 1558, in Kurbskijs Denkwürdigkeiten, in der Darstellung Awraamij Palizyns von den Vorgängen während der Regierungszeit Boris Godunows, in Margerets „Estat de la Moscovie“, in Bussows Chronik, in Massas „Guerres de la Moscovie“, in Petrejus' Werke u. s. w. Mögen die Ziffern der bei der Kalamität von 1601 ff. umgekommenen Hunderttausende, denen wir in diesen grausigen Schilderungen begegnen, noch so übertrieben sein, so ist denn doch nicht daran zu zweifeln, daß solche Heimsuchungen die populationistischen Verhältnisse in außerordentlicher Weise erschüttert haben müssen, daß an einen regelmäßigen Zuwachs durch Überschuß der Geburten über die Sterbefälle in solchen Zeiten nicht zu denken und daß das Menschenleben größeren Gefahren ausgesetzt war als auf höheren Kulturstufen. Ähnlich wie in Indien und Persien, wo nicht selten in einem Jahre der fünfte oder der vierte Teil der Bevölkerung hinweggerafft wird, mögen, wie noch in der letzten Zeit Leroy-Beaulieu hervorgehoben hat, in Rußland Massen von Menschen die Opfer von Seuchen und Hungersnot gewesen sein.

Von der, wie man annehmen darf, schlimmsten Seuche, dem „Schwarzen Tod“ um die Mitte des 14. Jahrhunderts, erfahren wir nur drastische Einzelheiten inbetreff des Verlaufs der Krankheit und von Todesfällen höherstehender Personen bei dieser Gelegenheit. Dagegen gestatten die spärlichen Angaben

über das Maß der Sterblichkeit keine Schlüsse darauf, wie die Pest auf die populationistischen Verhältnisse des Landes gewirkt hat. Es hat sich aber eine Fülle von Angaben über die Wirkung der Epidemie erhalten, welche im Jahre 1654 in Moskau und der weiteren Umgebung der Hauptstadt wütete. Auf Grund eingehender Erforschung eines verhältnismäßig weitschichtigen Quellenmaterials ist man zu der Annahme gelangt, daß in jenem Jahre in wenigen Monaten etwa die Hälfte der Bevölkerung der Stadt Moskau, deren Einwohnerzahl sich auf 2—400 000 Menschen belaufen mochte, hingerafft wurde; und kaum geringer war die Sterblichkeit in der Umgegend der Hauptstadt, in den Klöstern, auf dem platten Lande, in den umliegenden Ortschaften. Wir wissen von Beispielen, daß in einzelnen Klöstern $^1/_3$, $^1/_6$, $^1/_{10}$ der Bevölkerung übrig blieb; von den Beamten der Gesandtschaftsbehörde wurde die Hälfte ein Opfer der Seuche; in vielen Häusern der Bojaren blieben von Hunderten von Haussklaven nur wenige am Leben; in einigen Vorstädten Moskaus starben in wenigen Monaten 85 bis 90 Prozent der Bevölkerung; ungefähr die Hälfte der Bevölkerung der Städte Uglitsch, Ssusdal, Twer, Tula u. s. w. wurde von der Seuche hingerafft u. s. w. [1]). Die Vergleichung der Abbildung der Stadt Twer in dem Werke Olearius' vor der Seuche von 1654 mit der Abbildung derselben Stadt in dem Bilderatlas von Meyerbergs Reisewerke aus dem Jahre 1661 läßt die Einbuße erkennen, welche die Bevölkerung bei dieser Gelegenheit erlitten hat.

Da im Jahre 1654 kein einziger Arzt auf dem Schauplatze des Unheils erschien, so haben sich in den Quellen nur die dürftigsten Nachrichten über das Wesen der Krankheit erhalten. Es giebt keine Quelle, in welcher der Symptome der Krankheit erwähnt worden wäre. Olearius schreibt sehr lako-

1) S. meine Abhandlung „Die Pest in Rußland 1654" in der Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte, Heft 1 und 2, abgedruckt in meinen Bildern aus Rußlands Vergangenheit, I, S. 33 ff. Es ist ein großer Vorteil, daß sich in vielen Fällen 1654 neben den Zahlen der Gestorbenen diejenigen der Überlebenden erhalten haben.

nisch: „Es entstand eine so giftige Luft und große Pest in Moskau, daß die Leute, welche ihrer Meinung nach gesund aus dem Hause gehen, auf der Gasse niederfallen und sterben“ [1]).

Daß es an ärztlicher Hilfe gänzlich fehlte, charakterisiert die Kulturstufe Rußlands ein paar Jahrzehnte vor der Geburt Peters des Großen. Von sanitätspolizeilichen Maßregeln zum Schutze der Bevölkerung vor der Gefahr der Ansteckung war so gut wie keine Rede; die Massen wurden in stumpfem Fatalismus, wie dieses auch jetzt noch in orientalischen Gegenden vorzukommen pflegt, ohne Klage und Murren von der Seuche hingerafft. Die Regierung giebt einen gleichgültigen Zuschauer ab oder ist etwa nur auf die eigene Sicherheit bedacht [2]).

Insofern man im allgemeinen annehmen muß, daß die ärztliche Kunst von einem günstigen Einfluß auf die Morbiditäts- und Mortalitätsverhältnisse sein müsse, daß namentlich die öffentliche Gesundheitspflege, sanitätspolizeiliche Maßregeln in Zeiten, da Epidemieen wüten, die Gefahr beschränken, ist für die Geschichte der Bevölkerung die Geschichte der Medizin von Interesse. Die historische Forschung hat diesen Erscheinungen bisher nur geringe Beachtung geschenkt. Sowohl inbezug auf die Statistik der Ärzte, als inbetreff der Veränderungen auf dem Gebiete der Mortalität und Vitalität steht die Geschichtsforschung noch in ihrem Anfangsstadium. Man ist wohl im allgemeinen geneigt anzunehmen, daß die Entwickelung der Kultur den Menschen überhaupt eine längere durchschnittliche Lebensdauer gewährleiste, daß in dem Kampfe gegen Krankheit und frühzeitigen Tod den Massen bessere Waffen als früher zur Verfügung stehen, daß demnach in vielen Fällen und bei unzähligen Gelegenheiten eine größere Wahrscheinlich-

1) „Reisebeschreibung“, S. 142.

2) Der Hof flüchtete aus der Hauptstadt, und der Verkehr mit der letzteren wurde gänzlich abgebrochen; man verbot u. a. dem Befehlshaber der Hauptstadt, Fürsten Pronskij, an den Zaren oder die Zarin zu schreiben u. dgl. m.

keit des Sieges bestehe; aber die Historiker haben seltsamerweise noch weniger als die Mediziner das Bedürfnis empfunden, durch Sammlung und Kombination statistischer Daten der Sache auf den Grund zu gehen, einen etwa auf diesem Gebiete sich erweisenden Fortschritt exakt, ziffermäßig darzustellen.

Ob es in Rußland Ärzte gab oder nicht, ist für das Studium der populationistischen Verhältnisse dieses Landes nicht gleichgültig. Um so willkommener sind solche medizinisch-historische Werke, wie Richters (1813 erschienene) „Geschichte der Medizin in Rußland“ (in drei Bänden), oder Tschistowitschs „Geschichte der ersten medizinischen Schulen in Rußland“ (russisch, St. Petersburg 1883). Auf Grund der Materialien, welche diese beiden Forscher verwerteten, ist es möglich gewesen, eine historisch-statistische Übersicht der Ärzte in Rußland bis zum Jahre 1800 zusammenzustellen. So erfahren wir denn, daß es mehrere Jahrhunderte lang gar keine oder so gut wie gar keine Ärzte gab, daß bis zum Jahre 1600 nur etwa zwölf Ärzte in den Quellen erwähnt werden, und daß die Zahl derselben im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts im Steigen begriffen ist, wie folgende Tabelle zeigt:

1600—1650	22	Ärzte
1650—1690	28	„
1690—1730	125	„
1730—1740	46	„
1740—1750	58	„
1750—1760	76	„
1760—1770	94	„
1770—1780	124	„
1780—1790	229	„
1790—1800	236	„

Ein flüchtiger Blick auf die Tabelle, deren Einzelheiten auf Genauigkeit keinen Anspruch machen, da das Material an Unvollständigkeit leidet, belehrt uns darüber, daß insbesondere die Regierungsperiode Peters des Großen, und dann ferner

diejenige Katharinas II. ein rasches Anschwellen der Ärzteziffer aufweist [1]).

Wir begegnen zuerst dem Bedürfnis nach ärztlicher Hilfe nur am russischen Hofe. Auch die Befriedigung dieses Bedürfnisses ist nur dem Hofe möglich. Nur der Zar ist in der Lage, sich den Luxus von Ärzten zu gestatten. Der Gedanke, daß die ärztliche Hilfe andern zugänglich gemacht werden müsse, liegt ganz fern. Dieses ist die erste Stufe der Geschichte der Ärzte. Solchen Zuständen begegnen wir im 16. Jahrhundert und noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

Dann tritt ein weiterer Gesichtspunkt ein. In dem Maße als die Kriege, welche Rußland gegen Polen und Schweden zu führen hat, allmählich einen einigermaßen europäischen Charakter annehmen, werden Militärärzte, Chirurgen in Dienst genommen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts vollzieht sich dieser Fortschritt. Die Zahl der Wundärzte für das Heer ist in einem stetigen Steigen begriffen. Namentlich die sogenannten Tschigirin-Feldzüge (1676 und 1677) und das Streben, Asow zu erobern, veranlassen die Regierung, Militärärzte anzuwerben. Während die in Moskau bestehende Hofapotheke bis dahin so ausschließlich für den Zaren und dessen Angehörige existierte, daß selbst russische Magnaten in Erkrankungsfällen nicht anders als auf besondere Verwendung Arzeneien zu erhalten pflegten, entstanden nun, während des 17. Jahrhunderts, Feldapotheken. So die zweite Stufe des Bedürfnisses nach Ärzten.

1) S. meine Monographie „Die Ärzte in Rußland bis zum Jahre 1800", St. Petersburg 1887. Die Technik der Zusammenstellung jener Tabelle bot mannigfache Schwierigkeiten dar. Es wurde der Versuch gemacht, nach den Verzeichnissen von 5—600 Ärzten die Dauer der Wirksamkeit jedes Arztes graphisch darzustellen. Auf Grund von in einem Liniennetz gezogenen Streifen hat dann für jedes Jahrzehnt eine Addition, welche die Arztfrequenz ausdrückt, gemacht werden können. — Über die mutmaßlichen Fehler dieser Tabelle — die Ziffern bleiben hinter der Wirklichkeit zurück — s. meine Ausführungen in der obengenannten Schrift S. 13—14.

An das Volk, an die weiteren Kreise der russischen Gesellschaft dachte man noch lange nicht. Auch selbst Peter der Große ist nach dieser Richtung hin nicht frei von einer tadelnswerten Einseitigkeit, insofern es ihm nicht sowohl auf die Beschaffung von Ärzten für das Publikum, als so gut wie ausschließlich auf Militärärzte ankam, insofern er nicht sowohl auf die Gründung von Krankenhäusern überhaupt, als vornehmlich auf die Errichtung von Militärlazaretten bedacht war.

So hatten es denn die Ärzte lange Zeit hindurch nur mit dem Hofe, mit einigen bevorzugten Bojaren und mit der Armee zu thun. Das Publikum im ganzen und großen blieb außer Spiel. So konnte es geschehen, daß im Jahre 1654 Hunderttausende von Menschen von der Epidemie hingerafft wurden, ohne daß man auch nur irgendwie daran gedacht hätte, dem unglücklichen Volke die allergeringste ärztliche Hilfe zu gewähren. Es gab Hofärzte, Militärärzte, Hofapotheken, Feldapotheken — nichts davon ist dem Volke zugute gekommen; es war für dasselbe nicht vorhanden. Eine Stumpfheit der Regierung den Interessen und dem Elend des Volkes gegenüber, wie sie an entsprechende Verhältnisse in Marocco, Persien oder Dahomey erinnert.

Westeuropäer, welche sich in Rußland aufhielten, äußerten gelegentlich ihr Erstaunen über so entsetzliche Zustände. Der General Patrick Gordon, welcher damals in Kijew lebte, beschwerte sich im Jahre 1685 darüber, daß in dieser Stadt sich noch kein Arzt befände und keine Arzeneien zu erhalten seien [1]). Die Bedürfnisse waren eben verschieden. Gordon, welcher durch vielfachen Umgang mit Ärzten und als hochgebildeter Mann eine gewisse medizinische Bildung erworben hatte, mußte mehr als mancher seiner russischen Zeitgenossen einen Arzt vermissen und es bitterer als andere beklagen, daß u. a. bei den Tschigirin-Feldzügen sehr viele Verwundete starben, weil es an Wundärzten fehlte [2]). Als der dänische

1) Gordons Tagebuch, herausgegeben von Posselt, II, S. 87.
2) Gordons Tagebuch, I, S. 528.

Diplomat Juel im Jahre 1711 im Innern Rußlands eine Reise unternahm und einer seiner Begleiter ein Bein brach, stellte sich heraus, daß selbst in einer Stadt, wie Nowgorod, nicht einmal ein Feldscheer, geschweige denn ein ordentlicher Chirurg sich befand [1]). Der Herzog von Richelieu, welcher 1790 an dem russisch-türkischen Feldzug teilnahm, und der Graf Langeron, welcher ebenfalls in der Zeit Katharinas, Pauls und Alexanders in der russischen Armee diente, sprechen mit Erbitterung von den schlechten und geringfügigen Mitteln, über welche die Regierung zum Schutze der Soldaten verfügte [2]). Und doch war man damals um ein gutes Stück weiter gekommen, im Vergleiche zu der Zeit, wo selbst der kaiserlich-österreichische Gesandte Meyerberg, als er 1662 in Moskau erkrankte, einer besonderen Erlaubnis des Zaren bedurfte, um einen Arzt zu konsultieren [3]). Im Gegensatze zu der Indolenz, mit welcher die Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch dem Unheil von 1654 zusah, ohne ein ärztliches Personal zu berufen oder auf gesundheitspolizeiliche Maßregeln rationeller Art zum Schutze des Volkes bedacht zu sein, ist die Regierung Katharina II., als 1771 die Pest in Moskau wütete, ganz anders verfahren. Ein reiches Quellenmaterial, insbesondere eine Fülle von Aktenstücken setzen uns in stand, die Intentionen der Regierung bei dieser Gelegenheit zu verfolgen. Das Wichtigste war, daß man über ein bedeutendes ärztliches Personal verfügte. In jeder Weise suchte man, soweit der damalige Stand der Wissenschaft dazu die Handhabe bot, dem Volke zu helfen. Nach dem Rate der Ärzte wurden viele gesundheitspolizeiliche Maßregeln getroffen; die Ärzte beaufsichtigten die Quarantäneanstalten, leiteten die Desinfektionsarbeiten, suchten das Publikum über das Maß

1) „En Rejse til Rysland under Tsar Peter", Kjöbenhavn 1893, S. 329.

2) S. im Bd. LIV des „Magazins der Histor. Gesellschaft", S. 194 bis 195 der Papiere Richelieus. Langerons Aufzeichnungen befinden sich im Pariser Archive.

3) Meyerberg, Iter in Moscoviam, S. 52.

und die Art der Gefahr, welche allen von der Pest drohte, aufzuklären; es entstanden mehrere neue Hospitäler in der alten Hauptstadt und in der unmittelbaren Umgebung derselben; in allen Stücken handelten die Autoritäten in Übereinstimmung mit den Anschauungen und Gutachten der Ärzte; den letzteren verdanken wir eine ganze Litteratur über die Epidemie in Moskau im Jahre 1771. Genug, es stellt sich uns in dieser Hinsicht das Zeitalter Katharina II., verglichen mit den Zuständen von 1654, in einem außerordentlich günstigen Lichte dar. Auch darf man annehmen, daß ohne diese Maßregeln die allerdings immer noch arge Sterblichkeit in den Pestmonaten eine noch größere Anzahl von Opfern betroffen haben würde, als es ohnehin der Fall war [1]).

Daß auch jetzt noch Rußland inbezug auf Gesundheitspflege und ärztliche Hilfe weit gegen andere Länder zurücksteht, ist sicher. Allerdings ist die Zahl der Ärzte von wenigen Hunderten ums Jahr 1800 im Laufe des Jahrhunderts auf über 15000 gestiegen. Trotzdem giebt es, namentlich im Osten des Reichs, ausgedehnte Gebiete ohne alle Ärzte. Während z. B. in Italien auf etwa 2000 Personen ein Arzt kommt, giebt es im Gouvernement Archangelsk einen Arzt auf 47000 Menschen; während in England auf je 3000 Einwohner ein Feldscheer gerechnet werden kann, ist das Verhältnis in Rußland ungünstiger, so daß etwa ein Feldscheer auf 12000 Einwohner kommt. In den Kreisen des Kasanschen Gouvernements kommt auf 1860 Quadratkilometer oder auf 62000 Personen ein Arzt. Ähnlich ungünstig steht es mit der Geburtshilfe, mit dem Militärmedizinalwesen, mit Krankenhäusern, Impfanstalten, Blinden- und Taubstummeninstituten. In allen Stücken hat Rußland Westeuropa auf diesen Gebieten noch lange nicht erreicht.

Wenn man indessen die Fortschritte der letzten zwei Jahrhunderte berücksichtigt, so gelangt denn doch der Einfluß der

1) S. meine Abhandlung „Die Pest in Moskau 1771“ in der Russ. Revue, Bd. XXIV, insbesondere den Abschnitt „Sterblichkeit“.

westeuropäischen Kultur sehr energisch zum Ausdruck, u. a. auch darin, daß die Russen selbst auf dem Gebiete der Medizinalpolizei gegenwärtig eine hervorragende Rolle spielen, während sie bis in die Zeit der Regierung Katharinas II. fast ausschließlich auf die ärztliche Hilfe von Ausländern angewiesen waren. In den Jahren 1760—1800 steigt die Anzahl der russischen Ärzte langsam von 21 auf 38 [1]), während gegenwärtig von den 15 440 Ärzten etwas über die Hälfte (54½ Prozent), also mehrere Tausende der russischen Nationalität angehören und namentlich die Zahl der russischen weiblichen Ärzte in einem erfreulichen Steigen begriffen ist (563 weibliche Ärzte).

Die Sterblichkeitsziffer Rußlands ist beträchtlich höher als diejenige in Westeuropa. Insbesondere die Sterblichkeit der Kinder ist unvergleichlich erheblicher als diejenige auf höheren Kulturstufen. Blattern und andere Infektionskrankheiten räumen hier gelegentlich furchtbar auf. Die relativ große Zahl von Geburten erscheint in Rücksicht auf die hohe Sterblichkeitsziffer der Kinder eher als ein Nachteil, weil sie beträchtliche Umsätze, unproduktive Kosten, Verluste veranlassen. Die Durchschnittslebensdauer in Rußland steht hinter derjenigen anderer Länder zurück, was durchaus der geringen Wohlstandsstufe der Massen entspricht. Zwei Umstände zwingen den weitaus größeren Teil der Bevölkerung zu einer vorwiegend vegetarischen Lebensweise: die von der Kirche vorgeschriebene Beobachtung der Fasten und die Armut. Daß dadurch die allgemeinen Sanitätsverhältnisse in ungünstiger Weise beeinflußt werden, ist mehr als wahrscheinlich. Die Widerstandsfähigkeit in Sanitätskrisen ist geringer als anderswo. Sind solche allgemeine Erscheinungen in allerneuester Zeit Gegenstand der Beobachtung, der statistischen Erhebung geworden, sucht man heutzutage derartigen Übelständen durch sanitätspolizeiliche Maßregeln abzuhelfen, so mögen die Zustände in früheren Jahrhunderten, als die Regierung noch keine Ahnung von ihren

1) S. den Abschnitt „Russen" in meiner Geschichte der Ärzte, S. 61 ff.

Pflichten auf dem Gebiete der Volkshygiene hatte, noch unerfreulicher gewesen sein. Ausländer wie Olearius, Perry, Bockerodt u. a. erwähnen gelegentlich von der verheerenden Wirkung der Trunksucht, der Syphilis, der Blattern u. s. w., so daß z. B. der letztere Schriftsteller zu der Annahme geneigt ist, daß während der langen, ereignisreichen, aber allerdings die Volkskraft in außerordentlichem Maße in Anspruch nehmenden Regierung Peters des Großen die Bevölkerung Rußlands sich verringert habe, freilich ohne daß wir in der Lage wären, derartige Mutmaßungen irgendwie zu kontrollieren.

β. Krieg und Despotismus.

Man darf wohl die Frage aufwerfen, ob die Bevölkerungsverhältnisse in Rußland nicht auch durch die Ungunst der politischen und sozialen Verhältnisse beeinflußt worden seien. Das Menschenleben war infolge der niedern Kulturstufe, auf welcher sich das Volk befand, verschiedenen Gefahren ausgesetzt, welche in Westeuropa nicht in dem Grade aufzutreten pflegten. Wenn wir z. B. erfahren, daß etwa im Jahre 1547 die Stadt Moskau von einer Feuersbrunst heimgesucht worden sei, wobei 1700 Erwachsene und ungezählte Kinder in den Flammen umkamen, so liegt es nahe, die Vermutung auszusprechen, daß die häufigen Feuersbrünste in Rußland, welche noch in den letzten Zeiten dem Lande jährlich einen Schaden von über 200 Millionen Mark zuzufügen pflegen, eine populationistisch ungünstige Wirkung ausüben.

Viel unmittelbarer und verhängnisvoller mußten Invasionen und Kriege bis in die neuere Zeit hinein den Bestand der Bevölkerung Rußlands schädigen. Die Nachbarschaft von Räubervölkern, deren Gewerbe der Krieg war, und das Wegschleppen beträchtlicher Menschenmassen in die Sklaverei boten Gefahren dar, wie dieselben in weiter westlich gelegenen Gebieten gänzlich unbekannt blieben.

Mögen die Berichte über die verheerende Wirkung der asiatischen Invasionen noch so übertrieben sein, erscheinen namentlich manche Ziffern solcher, die bei dergleichen Gelegenheiten ums

Leben gekommen sind, als sehr stark nach oben abgerundet, so bleibt doch kein Zweifel daran, daß sich in orientalischen und halb-orientalischen Gegenden Katastrophen abspielten, wie solche in Westeuropa nicht vorzukommen pflegten. Als Dschinghischan im Jahre 1221 gegen die blühende, volkreiche Stadt Balkh, das altberühmte Bactria, welches 1200 Moscheeen und 200 öffentliche Bäder besaß, drohend heranzog, gingen ihm Abgesandte mit Geschenken und Lebensmitteln entgegen, um Schonung flehend; der Khan war scheinbar begütigt, zog in die Stadt ein und ließ dann sämtliche Einwohner, unter dem Vorwande, sie zählen zu wollen, in einzelnen Abteilungen aufs Feld hinausführen und sie dort abschlachten, die Stadt aber schleifen; sie bietet noch gegenwärtig ein unabsehbares Ruinenfeld.

Mit solchen Elementen, mit mongolischen Horden, welche vornehmlich von den Instinkten der Zerstörung und des Mordes beherrscht wurden, hat es Rußland jahrhundertelang zu thun gehabt. Was wir von einzelnen Beispielen ähnlicher Tragödien in Rußland erfahren, erinnert durchaus an die Verödung Balkhs durch die Massenfrevel Dschinghischans.

Bald nachdem Kijew im Jahre 1240 durch die Tataren zerstört worden war, reiste Plano Carpini durch diese Gegend. Er schreibt: „Überall sahen wir zahllose Schädel und Gebeine auf dem Felde umherliegen. Die Stadt war früher groß und volkreich und ist jetzt fast auf ein Nichts herabgesunken; kaum zweihundert Häuser sind nachgeblieben" u. s. w. Viele Städte westlich von Kijew sind damals von Grund aus zerstört und ihre Einwohner insgesamt niedergemetzelt worden, nachdem man ihnen Schonung ihres Lebens zugesichert hatte. Plano Carpini erzählt ferner, daß Batu unzählige Männer aus Südrußland fortführte, u. a. diejenigen, welche die auferlegten Steuern nicht zu entrichten vermochten. Die Reduktion der Bevölkerungsziffer in dieser Gegend mag damals sehr beträchtlich gewesen sein. Und solche Krisen wiederholten sich in späteren Jahrhunderten in anderen russischen Gebieten. Als sich im Jahre 1382 die Scharen Tochtamyschs über Mittel-

rußland verbreiteten, gab es bei der Einnahme Moskaus ein Blutbad, von dessen Umfang wir durch statistische Ziffern unterrichtet sind. Als der Großfürst Dimitrij Donskoi, welcher beim Herannahen der Feinde die Flucht ergriffen hatte, in die Hauptstadt zurückkehrte, ließ er dieselbe von den überall herumliegenden Leichen säubern. Für das Hinwegschaffen von je 80 Leichen zahlte er je einen Rubel. Da nun die ganze zu zahlende Summe 300 Rubel betrug, so belief sich die Menge der Leichen auf 24000. Unzählige waren außerdem in dem Moskwaflusse umgekommen; ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung war in die Sklaverei geschleppt worden. Ein ähnliches Schicksal traf damals die Stadt Rjasan und andere Ortschaften. Wenn auch im Jahre 1395 bei dem Zuge Tamerlans die Hauptstadt Moskau verschont blieb, so wurden doch die Umgebung derselben und andere Gebiete in der entsetzlichsten Weise verheert, und es gab maßlose Menschenverluste. Als Edegu 1408 erschien, wurden die Vorstädte Moskaus verbrannt und die Städte ringsum völlig zerstört. Es gab wieder einmal eine empfindliche Einbuße an Menschen. Im Jahre 1521 war eine Invasion der Tataren der Krym und derjenigen von Kasan von ungeheuern Menschenverlusten begleitet, wenngleich die Angabe, als seien 800000 russische Gefangene mitgeschleppt und auf den Sklavenmärkten in Astrachan und in Kaffa verkauft worden, wohl übertrieben erscheint. Dieselbe offenbar hyperbolische Ziffer von 800000 angeblich bei dem Brande Moskaus im Jahre 1571 zur Zeit der Tatareninvasion unter Iwan IV. Umgekommener findet sich in ausländischen Berichten, ohne daß wir diese Angabe wörtlich zu nehmen brauchten. Aber auch die in dem Bericht von Taube und Kruse angegebene Ziffer von 120000 Männern und zahllosen Weibern und Kindern erscheint groß genug, während andere Berichte von 200000 Opfern reden u. dgl. m. [1]). Petrejus bemerkt in seiner Schrift vom Großfürstentum Moskau, es habe bei dieser Gelegenheit eine so arge

1) Herrmann, III, S. 220—221.

Verwüstung der Hauptstadt gegeben, daß diese vor der Katastrophe sechsmal größer gewesen sei als später [1]). Sehr beträchtlich waren, abgesehen von dem Gemetzel des Jahres 1611 bei der Poleninvasion in Moskau, die Menschenverluste auch während des ganzen 17. Jahrhunderts. Obgleich die Tataren der Krym in dieser Zeit von den Moskauer Zaren reichliche Geschenke erhielten und sich verpflichteten, Raubzüge in russisches Gebiet zu unterlassen, war man jeden Augenblick auf einen Treubruch seitens dieser Horden gefaßt. Es kam häufig vor, daß ganze Städte in der Nähe der damaligen russisch-tatarischen Grenze (z. B. Jelez, Liwny, Bjelzy) von den Tataren mitten im Frieden zerstört, die Einwohner in die Gefangenschaft geschleppt wurden. Es bestanden wohl Fortifikationslinien, um solche Einfälle der Tataren zu verhindern, ja es wurden neue Städte angelegt, wie z. B. Tambow, Koslow, Oskol u. s. w., um dieses System von Befestigungen zu konsolidieren; doch erwies sich alles dieses als unzureichend. Das Wegschleppen von Zehntausenden von Menschen, welche sämtlich auf den Sklavenmärkten verkauft wurden, war in jenen Zeiten bei jedesmaligem Raubzuge der Tataren eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Einmal machte der Chan der Krym dem Sultan achtzig schöne Knaben zum Geschenk. Fast auf allen türkischen Gewässern sah man russische Ruderer, Galeerensklaven. In allen Städten Griechenlands, Palästinas, Syriens, Ägyptens, Anatoliens, in der ganzen Türkei gab es eine so große Menge russischer Gefangener, daß die Türken, wie ein slawischer Reisender jener Zeit berichtet, höhnisch fragten, ob denn auch in Rußland überhaupt noch Menschen übrig geblieben sein könnten [2]). Noch im Jahre 1662 erschienen die Tataren in Putiwl (im heutigen kurskischen Gouvernement) und schleppten 20 000 Menschen fort. Ähnliches wiederholte sich, wie wir u. a. aus zahllosen Notizen in Gor-

1) Petrejus, S. 7.

2) Krishanitschs Schrift „De providentia“, herausgegeben von Bessonow, Moskau 1860, S. 9.

dons Tagebuch entnehmen, auch später in den achtziger Jahren [1]).

Solche Episoden konnten nicht verfehlen, die Bevölkerungsverhältnisse in den südlich von der Hauptstadt gelegenen Gebieten ungünstig zu beeinflussen. Hatte man es in dieser Weise mit Steppenreitern als Nachbarn zu thun, und war man solchen nomadischen Halbwilden militärisch nicht überlegen, so können die populationistischen Zustände in der Nähe der Grenze nur sehr unerfreulicher Natur gewesen sein. Eine stetige Entwickelung des Wohlstandes einer seßhaften Bevölkerung ist ausgeschlossen. Sowohl die Bewohner des platten Landes als diejenigen der Städte oder Quasistädte werden, insbesondere insoweit sie nicht kriegerisch geschickt und militärisch geschult sind, durch die unmittelbare Nähe solcher Räuberbanden demoralisiert, an gedeihlicher Entwickelung behindert. Das namenlose Elend der Opfer solcher Invasionen erinnert wieder einmal daran, daß Krieg zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Kulturstufen etwas so wesentlich anderes ist, daß das eine Wort für so heterogene Erscheinungen nicht ausreicht, und daß die Menschenverluste durch das, was man Krieg nennt, bei höher entwickelten Völkern verschwindend klein sind gegenüber der ungeheueren Brutalität des Orients.

Und an militärischer Tüchtigkeit ließen es die Russen jener Zeit fehlen. Der Feldzug in die Krym im Jahre 1687 war so wenig erfolgreich, daß man den Feind gar nicht zu Gesicht bekam, und, obgleich gar keine Schlacht stattfand, betrug der Menschenverlust infolge von Krankheiten, Hunger und Durst und Steppenbrand die Hälfte der Armee, nämlich 40- bis 50000 Mann [2]). Die Tataren waren durch einen solchen mißglückten Vorstoß der Russen so wenig eingeschüchtert, daß sie gleich in dem folgenden Jahre (1688) abermals 60000

1) Gordons Tagebuch, herausgegeben von Posselt, I, S. 248. 250 bis 256. 305. II, S. 24. 34. 46, die Katastrophe von Nemirow, S. 66—67. 71. 81. 82. 89. 103. 104.

2) Berichte des schwedischen Diplomaten Kochen in der „Russkaja Starina“ 1878, II, S. 123.

Menschen aus den Grenzgebieten in die Gefangenschaft fortschleppten. Es ist gut, sich solcher Vorkommnisse am Vorabend der Regierung Peters des Großen zu erinnern, um sich zu vergegenwärtigen, was militärische und andere Reformen für das Gedeihen, ja für das Dasein der russischen Bevölkerung bedeuteten.

Aber wie hoch es dem Volke zu stehen kam, daß die moskowitische Regierung so lange Zeit hindurch bei den Tataren in die Schule gegangen war, zeigen viele Episoden der Geschichte Rußlands im 16., 17. und 18. Jahrhundert, in denen viele Tausende von Menschen einem unsinnigen Despotismus zum Opfer fielen. Nicht bloß äußere Feinde bedrohten den Bestand der russischen Bevölkerung; auch innere Krisen verminderten gelegentlich dieselbe in sehr empfindlicher Weise. Schlimmer konnten auch die schlimmsten Tataren nicht hausen, als der geisteskranke Zar Iwan IV. bei seinen Feldzügen gegen die eigenen Unterthanen gehaust hat. Wir erwähnten bereits an anderen Stellen dieses Buches der Blutbäder von Nowgorod, Pskow, Torshok, Twer, wo die Hingewürgten nicht nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden zählten [1]). Ausländer berichten voll Entsetzen von der Art und Weise, wie man in Rußland auch noch in der Zeit Peters des Großen mit der Bevölkerung umsprang. Der dänische Gesandte Juel sah im Jahre 1709 in Narwa eine große Menge von Bauern, die man mit ihren Pferden und Wagen aus weiter Ferne requiriert hatte und für deren Verpflegung so wenig vorgesorgt worden war, daß sie dem Hungertode preisgegeben waren. Unzählige Pferde fielen, die Bauern flüchteten; es gab ein entsetzliches Elend. Juel sah ferner Rekrutentransporte im Innern des Landes, bei denen die unglücklichen Ausgehobenen, wie die schwersten Verbrecher, mit Halseisen versehen waren. Ähnliche Vorgänge schildert noch zu Ende des 18. Jahrhunderts der mit dem Militärwesen Rußlands innig vertraute

1) S. z. B. die Angaben der Menschenverluste in Nowgorod im Jahre 1570 bei Herrmann, III, S. 211—212.

Graf Langeron, dessen Aufzeichnungen sich im Pariser Archiv befinden. Juel, Weber, Strahlenberg, Vockerodt und andere Zeitgenossen Peters des Großen haben darüber berichtet, welche ungeheuere Opfer an Menschenleben der Bau der neuen Hauptstadt an der Newa erfordert habe. Die Ziffern der dabei Umgekommenen schwanken zwischen 60000 und 300000. Aber auch die kleineren Ziffern lassen in einen Abgrund von Armut, Elend, Mangel an Rechtsschutz und empörende Gleichgültigkeit der Obrigkeit dem Volkswohle gegenüber blicken. Insbesondere hat Strahlenberg der Frage von den maßlosen Menschenverlusten durch den Despotismus Peters des Großen eingehende Beachtung geschenkt. Er schätzt den Verlust der Soldaten im Nordischen Kriege sehr hoch, und er wie andere Beobachter, u. a. der französische Gesandte Campredon, ist der Ansicht, daß die Zahl der in den Schlachten Umgekommenen unbedeutend gewesen sei im Vergleich mit den zahllosen Opfern der Kälte, des Hungers, verschiedener Krankheiten, infolge der mangelhaften Vorsorge für die Leute, von denen man eine Hingabe an das Vaterland verlangte. Bei einer ohnehin dünngesäeten Bevölkerung von wenigen Millionen für das ganze Reich mußte eine solche Einbuße die Bevölkerungsziffer sehr empfindlich treffen [1]).

In dem Maße als das russische Reich dem Einflusse Westeuropas ausgesetzt war und die auf höheren Kulturstufen geltenden Grundsätze bei der Gesetzgebung und Verwaltung auch hier die Überhand gewannen, nahm die Zahl der gewaltsamen Todesfälle in Rußland ab, und die Verhältnisse gestalteten sich günstiger für eine regelmäßige Bewegung der Bevölkerung im Sinne und in der Richtung der Prosperität. Invasionen auswärtiger Feinde fanden wohl noch zu Ausgang des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts statt; aber weder die Feldzüge Karls XII. noch das Erscheinen Napoleons in Moskau war

1) S. u. a. Strahlenberg, Das nord- und östliche Teil von Europa und Asien, S. 245, und die Berichte des franz. Gesandten in dem Bande XL des „Magazins der Histor. Gesellschaft", S. 452. Ebenso Vockerodt, Kap. VI u. a.

mit solchen Menschenverlusten für das Reich verbunden, wie die Raubzüge der Tataren vom 13. bis zum 17. Jahrhundert. Nach Osten hin dehnten sich Rußlands Grenzen immer weiter aus, und die Bevölkerung war nicht mehr in Gefahr, zu Zehntausenden in die Sklaverei geschleppt zu werden. Der kriegerischen Initiative der Tataren von Kasan und Baghtschissarai war ein Ziel gesetzt. Auch die Willkür im Innern, welche früher zu verderblichen Tobsuchtsanfällen geführt hatte, ward durch eine menschlichere Behandlung der Staatsangehörigen ersetzt. Dieser Fortschritt läßt sich ziffermäßig darstellen. Die in der Zeit Iwans IV. im 16. Jahrhundert Hingerichteten zählten nach Zehntausenden; während der Regierung Alexeis wurden, wie bereits oben gelegentlich erwähnt wurde, infolge eines verhältnismäßig unbedeutenden Krawalls Tausende von Schuldigen und halb oder ganz Unschuldigen verstümmelt oder getötet; 1698 betrug die Zahl der hingerichteten Militärrebellen 1700; im 18. Jahrhundert stellt der Prozeß des Zarewitsch Alexei (1718) ein relativ unbedeutendes Blutbad dar; Elisabeth schafft die Todesstrafe ab, ein Jahrhundert später hört die Körperstrafe auf. Die Grundsätze Beccarias gelangen zur Geltung. Allerdings steht die Regierung elementaren Ereignissen, wie der Hungersnot oder ansteckenden Krankheiten verhältnismäßig schwach mit Rettungsmitteln ausgerüstet gegenüber; aber die Grundsätze der Teuerungs- und Gesundheitspolizei gewinnen mehr und mehr Geltung. Kein Zweifel, daß dergleichen Fortschritte dem Gebiete der Populationistik zugute kommen. Freilich ist die Mortalitätsziffer in Rußland auch jetzt noch erheblicher als im Westen Europas. „In England“, schrieb vor kurzem noch ein russischer Statistiker, Palimpsestow, „sterben von 1000 Einwohnern jährlich 19, in Rußland 35; die durchschnittliche Lebensdauer in England beträgt 53 Jahre, in Rußland 29.“ In Perm sterben verhältnismäßig dreimal mehr Menschen als in Genf; Frankreich hat dreimal mehr Greise als Rußland; in Westeuropa stirbt noch nicht der dritte Teil aller Kinder vor der Erreichung des fünften Lebensjahres, während in Ruß-

land nahezu die Hälfte aller Kinder zugrunde geht. Und auch die Dichtigkeit der Bevölkerung, sowie die Verteilung derselben in Ortschaften weicht in Rußland von den entsprechenden Verhältnissen in Westeuropa ab. In England wohnt die Hälfte der Bevölkerung in Städten, in Rußland $^9/_{10}$ auf dem platten Lande, und oft genug sind die russischen Städte eher Dörfer zu nennen, und man sieht in denselben Hecken und Zäune mit spärlichen Häusern, Gärten, Gemüsefelder und Äcker mitten darin. Der Westen Rußlands unterscheidet sich auch durch Dichtigkeit und Verteilung der Bevölkerung von dem Osten. Es mag von Interesse sein, sich dieser Verhältnisse zu erinnern; auch sie haben ihre Geschichte, und diese hängt sehr wesentlich mit den in der Regel ausschließlich von den Historikern betonten und erforschten Haupt- und Staatsaktionen zusammen. Goethe bemerkt: „Man sagt oft: Zahlen regieren die Welt. Das aber ist gewiß, Zahlen zeigen, wie sie regiert wird.“ Gegenüber Talleyrands Ausspruch: „La statistique, c'est le mensonge en chiffres“ gilt Napoleons Wort: „La statistique est le budget des choses, et sans budget point de salut“. Es ist ein weiter Weg von jenem Zeitpunkte, da angeblich eine verschwindend kleine Bevölkerung von auswärts Herrscher berief, denen gesagt wurde: „Unser Land ist groß und weit, aber es ist keine Ordnung darin“, bis heute, da eine nach den neuesten Grundsätzen der Wissenschaft zu veranstaltende Volkszählung darüber Auskunft geben soll, wie die hundert Millionen Menschen beschaffen sind, um deren willen der russische Staat vorhanden ist.

Drittes Buch.

Byzanz.

Einleitung.

Wie die Gründung des russischen Staates fremdländischen Einflüssen zugeschrieben zu werden pflegt, so ist auch die Entstehung der russischen Kirche nicht das Ergebnis einheimischer, selbständiger Entwickelung gewesen. In noch höherem Maße als die Herstellung eines politischen Gemeinwesens ist die Christianisierung des Landes durch Fremde, durch Einwanderer bewirkt worden. Man darf nicht behaupten, daß Rußland auf politischem Gebiete eine warjagische Kolonie gewesen sei. Selbst wenn die ersten russischen Fürsten skandinavischen Ursprungs waren, so ist denn doch, wie oben gezeigt wurde, nicht eigentlich von einer „normannischen" Periode der Geschichte Rußlands in den frühesten Phasen der Entwickelung des Reiches zu reden. Ganz anders der byzantinische Einfluß, der Jahrhunderte hindurch bestimmend wirkt, nicht bloß auf dem Gebiete der Kirche, sondern auch in Hinsicht auf die politische und soziale Entwickelung. Konnte allenfalls eine episodische warjagische, normannische Epoche angenommen werden, so war der byzantinische Einfluß geradezu chronisch; es bedürfte des Zusammenwirkens vieler günstiger Umstände, um denselben, wenn nicht ganz zu beseitigen, so doch teilweise abzuschwächen. Es geschah dieses zuerst in der Zeit Peters des Großen. Die Emanzipation von diesem byzantinischen Einflusse war ebenso wie diejenige von dem Einflusse der Tataren eine Bedingung des ferneren Gedeihens Rußlands.

Um so beachtenswerter ist in der Geschichte des Staates

wie der Gesellschaft die Reihe von Erscheinungen, welche mit der Christianisierung Rußlands zusammenhängen. Das letztere hatte der Berührung mit Byzanz eine Fülle von Anregungen zu danken. Aber der Einfluß des Griechentums ist nicht in allen Stücken günstig gewesen. Auf diesen Umstand ist in der letzten Zeit wiederholt auf Grund sehr eingehender Studien russischerseits aufmerksam gemacht worden. Nicht bloß Spezialisten auf dem Gebiete der Kirchengeschichte wie die Kirchenfürsten Makarij oder Philaret, oder gelehrte Theologen wie Golubinskij, sondern auch Kulturhistoriker wie Ikonnikow, Schtschapow u. a. haben die Art und das Maß byzantinischen Einflusses sehr gründlich erforscht und zum Teil sehr unbefangen darüber geschrieben.

Insbesondere sind Golubinskijs Studien auf diesem Gebiete beachtenswert. In seiner umfassenden, von der größten Belesenheit zeugenden „Geschichte der russischen Kirche bis zum Mongolenjoch" tritt dieser Gelehrte an unzähligen Stellen gegen die Schönfärberei auf, mit welcher dieser Gegenstand sehr häufig in der Geschichtslitteratur behandelt worden ist. Er macht auf den Mangel an Kritik aufmerksam, mit welchem man die naiven Erzählungen der russischen Chroniken für bare Münze genommen habe. Er tadelt die optimistische, unwissenschaftliche, einseitige Behandlung dieses Gegenstandes in offiziellem oder offiziösem Sinne, im Geiste der jeweiligen, weltlichen und geistlichen Machthaber, der Regierung, des Synods. Freimütig und scharf tritt er mancher hergebrachten Ansicht entgegen. Das mehrbändige Werk Golubinskijs, welches stellenweise an unnötiger Breite leidet, aber von Kritik und Geist, von Duldsamkeit und Unbefangenheit zeugt, ist ein um so bedeutenderes Ereignis, als der Verfasser Geistlicher ist. Golubinskij thut dar, wie das Zusammenstehen von Kirche und Staat auf dem Gebiet der Presse (Zensur) einer Leichtgläubigkeit den Darstellungen der Chroniken gegenüber Vorschub leistete, wie falsch es war, sich in so wichtigen Problemen der Geschichtsforschung bei einer „fable convenue" zu beruhigen, statt schonungslos mit allem Rüstzeug der Kritik die unge-

schminkte Wahrheit zu enthüllen. Golubinskij bemerkt, indem er den Gang der kirchengeschichtlichen Entwickelung Rußlands überblickt, dieselbe sei nicht glücklich gewesen, weil der Geistlichenstand keine hervorragenden Gesetzgeber aufzuweisen gehabt habe. Er vermißt auf diesem Gebiete den Fortschritt und beklagt den allzu starken Einfluß griechischer Geistlicher, weil diese letzteren in hohem Grade konservativ gewesen seien. Er findet, daß die Mängel, an denen die Kirche und das Klosterwesen in Rußland litten, in nicht ausreichendem Maße Gegenstand des Tadels, der Kritik vonseiten der öffentlichen Meinung gewesen sei. Es fehlte, wie er bemerkt, die „Satire", die Kontrolle durch die Gesellschaft. So konnte es nicht zu fruchtbaren, durchgreifenden Reformen auf dem Wege der Legislative kommen; und etwaige Versuche einer Besserung, wie der „Stoglaw" dieselbe (1551) anstrebte, wie der Patriarch Nikon eine solche um die Mitte des 17. Jahrhunderts befürwortete oder wie sie Peter dem Großen vorschwebte, mißlangen. Eine Stagnation ist auf diesem Gebiete, nach dem Urteil auch anderer Sachkenner, welche ein freies Wort darüber zu äußern wagten, die hervorragendste Erscheinung. Durch alle Jahrhunderte hindurch hat es, wie Golubinskij hervorhebt, die Geistlichkeit an Bildungsbedürfnis und an Bildungsfähigkeit mangeln lassen, und diesem Umstande schreibt der Verfasser es zu, wenn auch die auf diesen Gegenstand bezüglichen Studien keine besonderen Erfolge aufweisen.

Der Umstand, daß Rußland den christlichen Glauben aus einem Land erhielt, welches gerade um jene Zeit mit der Kirche des Abendlandes, der höher kultivierten Nationen zerfiel, aus einem Lande, welches den Keim des Niederganges in sich trug, einen politischen, moralischen und geistigen Verfall erlebte, um schließlich eine Beute der Osmanen zu werden, ist für die Entwickelung Rußlands, der Kirche, der Gesellschaft nicht günstig gewesen. Byzanz und die Tataren haben die Berührung des Reiches mit Westeuropa hinausgeschoben, verzögert, erschwert. Es sind das retardierende Momente in dem historischen Prozesse gewesen. Allerdings konnte vielleicht die

Unabhängigkeit Rußlands von der katholischen Kirche, von der päpstlichen Autorität als ein Vorteil gelten, aber derselbe war durch den Mangel einer Solidarität mit höher kultivierten Gliedern der europäischen Völkerfamilie teuer erkauft. Das Lateinische, die Weltsprache, das Idiom der Wissenschaft, war und blieb in Rußland bis in die spätere Zeit unbekannt; an den Fortschritten des Abendlandes in der Zeit der Wiederbelebung des klassischen Altertums, an den Studien des Jahrhunderts des Humanismus hatte Rußland so gut wie gar keinen Anteil; der Reformation gegenüber empfand man hier, ohne sich von dem Wesen dieser Entwickelung irgendeine Vorstellung bilden zu können, einen tiefen Abscheu. Man schmähte den Papst mit ebenso starken Ausdrücken, wie man Luther voll Verachtung als hassenswert bezeichnete. Man blieb im unklaren über den Wert und die Spannkraft der Gegensätze, welche in gewaltigem Kampfe die abendländische Welt in Anspruch nahmen. Es gab nur, wesentlich infolge des byzantinischen Einflusses, ein dunkles Gefühl davon, daß die lateinische Kirche ebenso wie die evangelische eine Gefahr für das Seelenheil der Russen darstellte, daß man jede Gemeinschaft mit den Westeuropäern als unverbesserlichen Ketzern meiden müsse. Es war, als ob Rußland, während sich im Westen die wichtigsten Vorgänge auf dem Gebiete der kirchlichen und geistigen Entwickelung abspielten, auf dem Standpunkte des früheren Mittelalters stehen geblieben sei. Nicht so sehr klar bewußte konfessionelle Gegensätze, rein dogmatische Differenzen, vielmehr ein allgemeiner Kulturhaß war das Ergebnis der Jahrhunderte währenden Abhängigkeit Rußlands von der byzantinischen Kirche.

Immerhin hatte der Eintritt Rußlands in die Gemeinschaft der christlichen Welt eine unermeßliche Bedeutung. Es gab viel von Byzanz zu lernen; man kam dazu, das Verhältnis von Staat und Kirche zu einander auszugestalten; das Mönchstum spielt eine hervorragende Rolle in dem Prozeß der Kolonisation des weiten Reiches; es entstand das Sektenwesen; die weltliche wie die geistliche Regierung mußten Stellung

nehmen zu anderen Konfessionen; die Askese und das Kirchentum beherrschten den Hof und die Gesellschaft lange Zeit hindurch in einem so hohen Grade, daß der Prozeß einer Säkularisation der Sitten und Gebräuche in abendländischem Sinne erforderlich wurde, um die Bewohner des Zarenpalastes und die Vertreter der höheren Stände von der Stickluft der Klosterzelle zu befreien und allen Licht und Luft zu gedeihlicherer Entfaltung zuzuführen.

1. Die Einführung des Christentums.

Über die Anfänge des Christentums in Rußland giebt es nur mehr unsichere Angaben. Die Vorgänge bei der Einführung des neuen Glaubens sind in den Chroniken ähnlich legendarisch erzählt worden wie die Begebenheiten bei der Gründung des russischen Staates. Die naiven Berichte von den Verhandlungen Wladimirs mit Vertretern verschiedener Religionen, von dem Aussenden einer Anzahl von Agenten, welche in verschiedenen Ländern das Kirchenwesen und die Glaubensbekenntnisse erforschen sollten, um den Großfürsten instand zu setzen, für sein Land die angemessenste Religion auszuwählen, wie man bei Musterkarten und Warenprobensammlungen zu verfahren pflegt, sind wohl gelegentlich geglaubt und wiedererzählt worden, verdienen aber keinen Glauben. Eingehend und scharf hat Golubinskij die Unhaltbarkeit solcher Märchen dargethan und die Frage geprüft, inwieweit es bereits vor der Erhebung des Christentums zu einer Staatsreligion unter Wladimir dem Heiligen (ums Jahr 988) in Rußland Anhänger des christlichen Glaubens gegeben habe. Er gelangt zu folgenden Ergebnissen.

Unter den Warjagern, welche in Kijew lebten, gab es viele, welche in Konstantinopel gewesen waren und dort das Christentum angenommen hatten. Sie durften unbehindert ihrem Glauben anhängen. Die christliche Kirche bestand als Privatreligion. Die Zahl ihrer Anhänger war beträchtlich. Es war in Kijew eine dem heiligen Elias geweihte Kirche, welche

vielleicht als „Tochter" der Eliaskirche in Konstantinopel gelten kann. Der Großfürst Igor, welcher ebenso wie sein Vorgänger Oleg einen Kriegszug gegen Byzanz unternahm, war vermutlich Christ, ohne jedoch daran zu denken, diesen Glauben zu einer Staatsreligion zu erheben. Seine Gemahlin Olga bekannte sich ebenfalls, gewissermaßen in der Stille des Privatlebens, zum Christentume, war bereits vor ihrer Reise nach Konstantinopel (957) getauft worden, hat aber ebenfalls für die Verbreitung des neuen Glaubens im Volke nur wenig thun mögen, wenn sie auch in Kijew sowohl als auch in Pskow christliche Kirchen erbauen ließ. Es besteht kein Zweifel darüber, daß sie als Christin starb. Wann dann später ihre Heiligsprechung erfolgte, ist unbekannt. Der Umstand, daß die folgenden Herrscher, Swjatoslaw, Jaropolk und anfänglich auch Wladimir sich nicht zum Christentum bekannten, verzögerte die Verbreitung des neuen Glaubens, ohne denselben doch wesentlich zu schädigen, da sich diese Fürsten dem Christentum gegenüber sehr duldsam verhielten und dem Gottesdienst in verschiedenen Kirchen, welche bereits bestanden, keinerlei Hindernisse in den Weg legten. Golubinskij schätzt die Zahl der in Rußland vor der Einführung des Christentums als Staatsreligion vorhandenen Kirchen auf zwanzig bis dreißig. Von irgendeinem feindlichen Verhalten der Bekenner des Heidentums diesen Kirchen gegenüber ist nichts zu hören. Es gab auf geistlichem Gebiet ein ähnliches Vakuum wie auf politischem vor der Gründung des russischen Staatswesens durch die Warjager. Das neu eindringende Christentum hatte es nicht mit einer heidnischen Priesterkaste zu thun, welche etwa in geschlossener Organisation den Kampf gegen die neue Religion aufzunehmen imstande gewesen wäre. Es gab keinen komplizierten heidnischen Kultusapparat umzustürzen. Das Schamanentum verzettelte sich in einzelne ohnmächtige Zauberer, welche als Betrogene oder Betrüger, ohne untereinander irgendwie verbunden zu sein, der geschlossenen Phalanx der griechischen Hierarchie gegenüber nirgends erheblichen Widerstand zu leisten vermochten.

Unter solchen Umständen fand die offizielle Christianisierung Rußlands durch den Großfürsten Wladimir gegen Ende des 10. Jahrhunderts statt. Dieser Herrscher war gar nicht in der Lage, zwischen verschiedenen Religionen zu wählen und die Frage zu entscheiden, ob er etwa, wie erzählt wird, die neue Kirche von den Deutschen oder den Bulgaren oder den Byzantinern u. s. w. als fertige Importware seinem Volke oktroyieren sollte. Er brauchte nur das bereits seit längerer Zeit in Rußland Bestehende weiter auszugestalten, und die Christianisierung des Reiches nach griechischem Muster war um ein gewaltiges Stück weitergediehen. Von dem Westen war ohnehin nur wenig bekannt, und der spätere, prinzipielle, konfessionelle Gegensatz zu demselben lag zunächst noch ganz fern. Man muß sich erinnern, daß die Kirchenspaltung, welche allerdings durch die Absetzung des Patriarchen Photius durch den Papst Nikolaus im Jahre 862 eingeleitet worden war, erst viel später, im Jahre 1054, eigentlich perfekt wurde, als die päpstlichen Gesandten am 24. Juli die Exkommunikationsurkunde in der Sophienkirche verlasen und niederlegten. So bestand denn, als Wladimir Christ wurde und sein Volk taufen ließ, nicht jene Alternative von lateinischer und griechischer Kirche, welche etwas später zu so energischem Ausdrucke gelangen sollte, daß durch diesen Gegensatz Rußland von der Anteilnahme an mancherlei Ergebnissen abendländischer Kulturentwickelung ausgeschlossen wurde.

Über die Einzelheiten der Vorgänge bei der Annahme der neuen Religion durch Wladimir und die Chronologie der damit zusammenhängenden Ereignisse sind wir nur unvollkommen unterrichtet. Es gab bei dieser Gelegenheit, wie schon früher, feindliche und freundliche Beziehungen des Großfürsten zu den Griechen. Ebenso wie Oleg und Igor gegen Byzanz Kriegszüge unternommen hatten, so geschah es auch unter Wladimir, worauf dann ein Friede geschlossen wurde. Wir erfahren, daß der russische Großfürst dem griechischen Kaiser Basilios Hilfstruppen zur Verfügung gestellt habe, um den Aufstand eines Prätendenten niederzuwerfen, nicht aber, wie es gekommen sei,

daß Wladimir sich aus einem Bundesgenossen in einen Gegner verwandelt habe, welcher die Stadt Korssun auf der taurischen Halbinsel (an der Stelle des heutigen Georgsklosters bei Sewastopol) angriff und einnahm, worauf dann der Friedensschluß mit der Verheiratung der Schwester Basilios', Anna, an den russischen Herrscher besiegelt wurde. Gegenüber der häufig wiederholten Annahme, daß Wladimir erst bei Gelegenheit seiner Vermählung getauft wurde, ist nun neuerdings auf Grund mancher Zeugnisse vermutet worden, daß Wladimirs Taufe bereits früher, vor dem Feldzuge, stattgefunden haben müsse. Wladimir hatte als Heide eine große Anzahl Frauen gehabt; es gab darunter, wie nachgewiesen werden kann, Christinnen; da sich auch sonst viele Bekenner des neuen Glaubens in Kijew befanden, und sowohl Igor als auch Olga, die Großeltern Wladimirs, sich privatim zum Christentum bekannt hatten, so bedurfte es nicht des Anlasses des Friedensschlusses und der Vermählung zu einem solchen Schritte. Daß aber nicht nur die Vorfahren Wladimirs, sondern auch er selbst im Laufe von einigen Jahren diesen Übertritt als eine Privatangelegenheit behandelten und die politische Bedeutung der Taufe erst später hervortrat, ist ein sehr beachtenswerter Umstand. Es erscheint kaum wahrscheinlich, daß das Christentum der Herrscher geheim gehalten worden sei. Mochte der Schritt vom Heidentum zum neuen Glauben noch so bedeutsam sein, so waren denn doch solche konfessionelle Gegensätze der Art und dem Grade nach verschieden von denjenigen späterer Zeiten. Bei dem Volke schlossen, wie die nachmalige Entwickelung der kirchlichen und geistlichen Verhältnisse darthut, Heidentum und Christentum einander nicht völlig aus. Statt einer solchen Alternative gab es eine Ergänzung. Die beiden Religionen vertrugen sich sogar bei den Individuen recht wohl miteinander. Der Übergang war nicht unvermittelt. Man brachte in das neue christliche Bekenntnis unbewußt eine Fülle heidnischer Vorstellungen hinüber, ohne sich auch später von ihnen zu trennen; das konfessionelle Bewußtsein war so schwach entwickelt, daß die Frage von einem Gewissenszwang nicht ernstlich

aufgeworfen werden konnte und die Gebiete von Duldung und Indifferentismus einander sehr nahe berührten. Bei schwach entwickeltem Charakter der politischen Institutionen, konnte das Heidentum nicht irgendwie als eine der letzteren gelten. Die offiziellen Repräsentanten der zu beseitigenden Religion, die Zauberer, mochten nicht einmal sozial, geschweige denn politisch eine irgend angesehene Stellung einnehmen. Ebenso war das Christentum trotz einer bedeutenden Anzahl von Bekennern nicht eingereiht in den Organismus des Quasistaatswesens. Um so leichter konnte die Angelegenheit der Erhebung des Christentums zu einer Staatsreligion vertagt werden. Wir hören anfänglich nicht von Vertretern der byzantinischen Kirche, welche als Kirchenfürsten in Rußland zu der Frage von dem Verhältnis des Staates zur Kirche und umgekehrt Stellung zu nehmen geneigt sein konnten. Es ist die ganze Zeit hindurch nicht die Spur einer offiziellen Propaganda, welche etwa mit der Hierarchie in Konstantinopel zusammengehangen hätte, wahrzunehmen. Erst nach der Vermählung Wladimirs mit der griechischen Prinzessin Anna, als, wie man annehmen muß, sofort byzantinische Priester nach Rußland kamen, tauchte der Gedanke auf, mit dem Heidentume des Volkes aufzuräumen, eine Massentaufe als Regierungsmaßregel in Szene zu setzen.

Götzendienst und Schamanentum sind auf dem Weg einer polizeilichen Verfügung beseitigt worden. Die Götterbilder wurden zerschlagen, verbrannt, ins Wasser geworfen. Das Volk mochte kaum ahnen, worum es sich dabei handelte. Die Erzählungen der Chroniken, wie es dabei hergegangen sei, wie das Volk hier widerstandslos und geduldig dem Zerstörungswerke zusah, dort sich auflehnte, sind mit Vorbehalt aufzunehmen. Die Verfasser dieser Darstellungen sind Partei; man darf ihnen Unbefangenheit in diesem Punkte nicht zumuten. Sehr treffend spottet Golubinskij über den Opportunismus späterer Kirchenhistoriker, welche den Sieg des Christentums über das Heidentum, die Propaganda der neuen Religion so friedlich und erfolgreich, den Chroniken entsprechend darzustellen belieben. Solche Fabeln der orthodoxen und nationalen

Partei opfern, wie Golubinskij recht stark bemerkt, den gesunden Menschenverstand einem krankhaft gesteigerten Patriotismus. Besäßen wir Aufzeichnungen aus dem Lager des unterdrückten Heidentums, so wüßten wir mehr von den Schwierigkeiten, mit denen die christliche Propaganda zu kämpfen hatte. So erfahren wir nur sehr wenig von einem Widerstande.

Auch daß ein auf diese Weise eingeführtes Christentum nur rein äußerlich, nominell sein konnte, daß in den Massen der kraft einer Vorschrift der Obrigkeit Getauften die Weltanschauung, die ethischen Vorstellungen, die Gebräuche des Kultus sich im Grunde nicht änderten, verschweigen sowohl die Chroniken wie ihre kritiklosen Nachbeter. Wollen wir uns einen Begriff davon machen, wie es im elften Jahrhundert bei den Anfängen des offiziellen Christentums hergegangen sein mochte, so müssen wir die geringen Erfolge russischer Missionäre in jenen Gebieten ins Auge fassen, wo Christentum und Schamanentum bei den sogenannten „Fremdvölkern“ (Inorodzy) einander heutzutage berühren. Auf dem Papier, in den offiziellen Berichten der geistlichen Behörden nehmen sich diese Dinge schönfärberisch aus. Der Natur der Sache nach ist ein Übergang zu einer höheren Weltanschauung, zu einem vertiefteren Glauben mehr als ein bloßer Kostümwechsel. Die innere Wandlung, das Ergebnis der eigentlichen Kulturmission bei Halbwilden — und als solche muß man die Russen der Zeit Wladimirs bezeichnen — bleiben hinter dem scheinbaren äußeren Erfolge zurück. Eine wahrhafte Christianisierung der Bewohner des weiten Landes konnte nur das Werk jahrhundertelanger Entwickelung sein. Auch wurde nicht gleich alles Gebiet, über welches Wladimir herrschte, der Autorität des Kreuzes unterworfen. Man begann mit Kijew und der unmittelbaren Umgebung, ohne selbst da streng darauf zu achten, daß alle getauft würden; dann kam etwa Nowgorod und dessen Gebiet an die Reihe, hierauf der Nordosten, nämlich die Stadt Rostow und deren Umgebung. Wir erfahren von mancherlei Episoden, bei denen heidnische Zauberer sich den Missionären widersetzten und kurzer Hand getötet wurden.

Diese Form der theologischen Diskussion entsprach den Sitten jener Zeit und den Anschauungen von dem Werte der zu verbreitenden Religion. Daß solche Opfer der christlichen Propaganda als Märtyrer galten, ist unwahrscheinlich. Der Bau des heidnischen Glaubenssystems war zu locker gefügt, als daß der Kampf um das Dogma ernst hätte werden können. Man war auf der einen Seite nicht konservativ genug, um nicht wenigstens äußerlich sich fügen zu können; man war auf der anderen Seite nicht fortschrittlich und aufgeklärt genug, um auf mehr als äußerliche Fügsamkeit Anspruch zu erheben.

Der Sieg des Christentums über das Heidentum ist bis auf den heutigen Tag nicht vollständig gewesen, insofern die aus der vorchristlichen Periode in den neuen Glauben hinübergenommene Erbschaft an Aberglauben, Geisterspuk und Zauberei im Volke, nicht bloß in den unteren Schichten, sondern auch bei den höheren Gesellschaftsklassen einen bedeutenden Teil des gesamten geistigen Eigentums ausmacht. Allerlei Wald-, Wasser- und Hausgeister, Kobolde und Unholde der mannigfaltigsten Art behaupten in der Einbildungskraft der Russen ihr Recht neben der christlichen Gottheit. Der Götze Perun, dessen Bild auf Befehl des Großfürsten Wladimir in die Fluten des Dnjepr geschleift worden war, verschwand nicht so leicht aus dem Vorstellungskreise des Volkes, und man will in der Art, wie der heilige Elias verehrt wird, eine Reminiszenz an den früheren Götzendienst erkennen. Russen wie Ausländer, Leroy-Beaulieu ebenso gut wie der orthodoxe Theologe Golubinskij haben in neuester Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß die Art, wie das Volk in Rußland mit seinen Heiligenbildern umspringt, an die Allüren der Zeit echten Götzendienstes gemahnt. Nicht ohne Selbstironie oder Humor sagt das Volk von den Heiligenbildern sprichwörtlich: „Taugt es, so betet man davor, taugt es nicht, so braucht man es zum Bedecken der Krüge und Töpfe“ [1]). Kein Wunder, daß Westeuropäer wiederholt sich über ein solches Gebahren der

1) Goditsja — molitsja, ne goditsja — gorschki pokryvatj.

Russen ihren Heiligen gegenüber verwunderten. Unwillkürlich wurde man an das Schamanentum der vorchristlichen Zeit erinnert. So schreibt ein Pole, Maskewitsch, welcher in der Zeit des Interregnums im Jahre 1609 in Rußland weilte: „Inbetreff des Glaubens herrscht die gröbste Unwissenheit. Als der König (Sigismund von Polen) die Stadt Smolensk angreifen wollte, flohen die Bauern der Umgebung dieser Stadt mit ihren Haustieren und Heiligenbildern in die Wälder. Sie erhofften Rettung von den Heiligenbildern. Als aber die Unsern auf der Suche nach Lebensmitteln die Russen im Wald antrafen und ihnen ihr Vieh raubten, da ergrimmten die Russen, schalten ihre Heiligen, hingen die Bilder derselben mit den Füßen nach oben auf und sagten: ‚Wir haben euch angefleht, aber ihr habt uns vor den Polen nicht schützen wollen.‘ Ein anderes Beispiel: ein Dieb stahl einem Bauern einen Ochsen aus dem Stalle; der Bauer riß ein Heiligenbild von der Wand und warf es zum Fenster hinaus auf einen Düngerhaufen, indem er es schmähte, weil es ihn vor dem Diebstahl nicht bewahrt habe. Statt ihre Gebete an Gott oder den Heiland zu richten", bemerkt Maskewitsch weiter, „beten sie zum heiligen Nikolaus" u. s. w. [1]). Die Kirchenversammlung des Jahres 1551, der sogenannte „Stoglaw", klagte bitter darüber, daß so viele heidnische Zeremonieen im Volke sich behaupteten. Aber auch heute noch giebt es zahllose Beweise dafür, daß das Heidentum im Kampfe mit dem Christentum nicht eigentlich unterlegen ist und neben den Gebräuchen und Anschauungen des neuen Glaubens fortbesteht, so daß namentlich der Mann aus dem Volke, der „Muschik" jeden Augenblick ins Heidentum zu verfallen bereit ist [2]). Zahllose Volksfeste, deren heidnischer Ursprung keinem Zweifel unterliegt, werden von der Geistlichkeit geduldet. Der Unfug einer großen Menge von Feiertagen ist immer wieder als ein mit der unter-

1) S. die Edition Ustrjalows „Memoiren von Ausländern über den Pseudodemetrius" (russisch), St. Petersburg 1834, V, S. 23—24.

2) S. Leroy-Beaulieu, L'empire des Tsars et les Russes, III, S. 30—39.

geordneten Art der Religiösität im Volke zusammenhängender Krebsschaden am sozialen Organismus getadelt worden, ohne daß Wandel geschafft würde. Da giebt es in verschiedenen Gegenden des Reiches eine Menge Freitage (Pjatniza), an denen, niemand weiß warum, Arbeiten als schwere Sünde gilt. In Poltawa z. B. giebt es einen ganz unverständlichen Festtag „Polikop“, in Tschernigow einen Russalkentag (Wassernixentag); heidnischen Ursprungs sind wohl auch die z. B. im Gouvernement Kursk vorkommenden Tage, an denen man nicht pflügen, andere, an denen man nicht spinnen oder nicht mit dem Beil arbeiten darf; in Poltawa findet sich ein „Fest des Zähnespülens“; in Volksliedern, Tänzen, Prozessionen und Lustbarkeiten machen bis auf den heutigen Tag religiöse heidnische Vorstellungen dem Christentume die allerbedenklichste Konkurrenz. Alles dieses beweist, wie schwach der Kultureinfluß der Kirche gewesen ist. Nicht bloß die „Fremdvölker“, z. B. Ostjaken oder Tungusen, welche auf niederer Kulturstufe stehen, haben, obgleich sie dem Namen nach Christen sind, das Schamanentum beibehalten: auch bei den Russen ist der Glaube an die Kraft der Zauberer nicht geschwunden. Christliche Einwanderer, russische Kolonisten der Gegend von Kasan und in Sibirien sind wiederholt inmitten der Tataren und Finnen zu deren heidnischen Gebräuchen oder auch zum Islam übergegangen. Die Erbschaft aus der Epoche der Christianisierung Rußlands hat nicht vorgehalten und ging verloren. Äußerlich dem Christentum anhangend, huldigten manche der ostwärts wandernden Russen dem Fetischismus. Bald ist ein großer Stein, bald eine alte Eiche der Gegenstand der Verehrung sogenannter Christen in verschiedenen Gouvernements des europäischen Rußlands bis in die neuere Zeit geblieben; und selbst griechisch-orthodoxe Geistliche beteiligen sich an den Feierlichkeiten an solchen Stätten heidnischen Kultus, indem sie z. B. Zweige der Eiche an die Anwesenden verteilen u. dgl. m. Insbesondere im Norden des Reiches hat sich der Glaube an Zauberei erhalten; Hefte mit Zaubersprüchen sind in christlich-religiöse Schriften eingedrungen, und der Vertrieb solcher Werke

verschaffte nicht selten russischen Priestern eine ansehnliche Einnahme. Es gab Geistliche, welche geradezu Schamanenkunststücke produzierten und infolge dessen beim Volke ein besonderes Ansehen genossen, durch Zauberei Kranke heilten u. s. w. Wie tief der Glaube an solchen Spuk verbreitet war, zeigt die Eidesformel, welche nach der Thronbesteigung des Zaren Boris Godunow im Jahre 1598 vorgeschrieben wurde: jeder mußte schwören, daß er sich aller Zauberkünste zum Schaden der Gesundheit des Herrschers enthalten werde. Selbst hervorragende, durch Gelehrsamkeit und Belesenheit ausgezeichnete Kirchenfürsten und Mönche hielten an dem heidnischen Glauben, an allerlei Zauberspuk fest. Als der Großfürst Iwan III. einen Metropoliten ernannte, welchen der berühmte Mönch Joseph von Wolokolamsk für einen Ketzer hielt, meinte der letztere, daß eine solche Wahl nichts anderes als das Werk von Zauberern sei, welche den Herrscher behext hätten. Der Großfürst Wassilij ließ aus Karelien Zauberer kommen, um der Sterilität seiner Gemahlin abzuhelfen. Als im Jahre 1584 ein Komet erschien, hielt der Zar Iwan IV. diesen Vorgang für ein Zeichen, daß er bald sterben werde. Er ließ aus verschiedenen Gegenden nicht weniger als 60 Zauberer nach Moskau einladen, um sich mit ihnen über diesen Gegenstand zu beraten. Boris Godunow, welcher den Thron usurpierte, nahm dazu ebenfalls den Beistand von Zauberern in Anspruch, welche zu dem Zwecke nach der Hauptstadt berufen wurden. Dabei ist zu beachten, daß die Chronik, welche davon berichtet, ein solches Verfahren tadelt, zugleich aber die Erhebung Boris' auf den Thron als ein Werk des Teufels ansieht. Es ist von Interesse zu beobachten, wie der Teufelsglaube bei hochstehenden, verhältnismäßig gebildeten, auf dem Gebiete der Theologie belesenen Männern, wie z. B. bei Iwan IV., ja sogar bei dem ungewöhnlich begabten und in seiner Art aufgeklärten Patriarchen Nikon (um die Mitte des 17. Jahrhunderts) in der Form auftritt, welche dem Schamanentum des 10. und 11. Jahrhunderts entspricht. Auch Nikon hat gelegentlich den Beistand von Zauberern in Anspruch genommen, in-

dem er sich von denselben über seine Zukunft aufklären ließ [1]).

Wenn etwa in späterer Zeit bei den höheren Klassen der russischen Gesellschaft Aberglauben und heidnische Reminiscenzen einen wahrnehmbaren Rückgang erfahren haben, so ist ein solcher Fortschritt in viel höherem Grade dem Rationalismus und der Aufklärungslitteratur Westeuropas zuzuschreiben als den Bestrebungen der russischen Kirche. Da das Volk von den ersteren unberührt bleibt, dauert in den Massen jene Mischung von Heidentum und Christentum fort, welche in den Werken Ikonnikows, Golubinskijs, Leroy-Beaulieus u. a. so treffend geschildert wird.

---

2. Staat und Kirche.

a) Die Abhängigkeit von Byzanz.

Man nimmt an, daß die ersten weltlichen Fürsten in Rußland Fremde gewesen seien. Die Nationalität der ersten Kirchenfürsten läßt sich mit größerer Sicherheit bestimmen. Wie das Christentum als exotische Pflanze sich in Rußland acclimatisieren mußte, so lag es nahe, daß man die Überwachung dieses Prozesses Fremden anvertraute. Das Heidentum war ohne eine eigentliche Priesterkaste ausgekommen; auch die Anfänge des Christentums in Rußland schienen keines hierarchischen Apparates zu bedürfen. Man hört Jahrzehnte hindurch von Christen, von einer Kirche, von einem Kultus, ohne daß der Name eines Geistlichen genannt wird. In dem Augenblicke, da die Religion eine Angelegenheit des Staates ward, erschien ein neuer Stand auf dem Schauplatze. Es waren griechische Geistliche, als Vertreter der byzantinischen Kirche, Metropoliten als Agenten der Mutterkirche in Ruß-

1) S. den Hinweis auf solche Thatsachen an verschiedenen Stellen des Werkes von Ikonnikow, über die Kulturbedeutung von Byzanz für die Geschichte Rußlands (russisch). Kijew 1869, S. 208. 218—222. 482. Wir zitieren weiter unten gekürzt das Buch: Ikonnikow, „Byzanz".

land, als einer geistlichen Kolonie. Es war zunächst nicht daran zu denken, höhere geistliche Ämter Russen zu übertragen, welche Neulinge waren im Glauben, des Lesens und der Sprachen unkundig. Jahrhundertelang war den Russen bei Besetzung der höheren Stellen in der Hierarchie eine sehr bescheidene Rolle vorbehalten. Bis zu dem Mongolenjoche, also etwa in drittehalb Jahrhunderten werden in den Quellen 23 Metropoliten erwähnt; davon sind 17 unzweifelhaft Griechen, 3 unbekannten Ursprungs und 3 Russen; erst etwas später verschiebt sich das Verhältnis zugunsten der Russen: von 10 Metropoliten, welche in den zwei Jahrhunderten nach dem Anfange des Mongolenjochs ernannt wurden und von deren Ernennung wir Kunde haben, sind 4 Russen, 3 Griechen und 3 Südslawen. Ebenso, wie es sich — es ist in einem andern Abschnitte davon die Rede gewesen — ganz von selbst verstand, daß es bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts keine russischen Ärzte gab, so war auch die Verwaltung der Kirche lange Zeit hindurch eine Art Monopol der Griechen [1]). Allerdings erfahren wir von einem Russen Hilarion, welcher bereits um die Mitte des 11. Jahrhunderts die Stellung eines Metropoliten eingenommen hatte und als Schriftsteller Ruhm erwarb; doch bestätigt eine solche Ausnahme die Regel.

Es mochte für eine gedeihliche Entwickelung der Kirche ein erheblicher Vorteil darin liegen, daß gerade in den Zeiten der endlosen Zwiste und Kämpfe der Teilfürsten die Repräsentanten der Kirche ein fremdes, also eher neutrales Element waren und nicht so leicht in den Hader und das Chaos der Streitigkeiten hineingezogen werden konnten. So durfte neben der Vielheit politischer Interessen eher eine gewisse Einheit der kirchlichen sich behaupten. Es war demnach ein Gewinn, daß der Schwerpunkt der Kirchenverwaltung außerhalb Rußlands lag, daß eine gewisse Abhängigkeit von Byzanz bestand, wäh-

1) S. das Genauere bei Golubinskij, I, 1, S. 252ff. und bei Ikonnikow, Byzanz, S. 52ff. und 277.

rend die jeweiligen Großfürsten bei autoritativerer Stellung der Kirche gegenüber durch ihre kleinlichen politischen Entwürfe das Ansehen etwa von ihnen abhängiger Kirchenfürsten geschädigt haben würden [1]).

Aber nicht nur die Metropoliten waren Ausländer; auch unter den Bischöfen begegnen uns in der ersten Zeit nur Griechen, weil auch für diese Stellungen unter den soeben erst getauften Russen nicht leicht geeignete Persönlichkeiten sich finden mochten. Dagegen war man für den Priesterstand im ganzen und großen denn doch auf russisches Personal angewiesen. Wir wissen nicht, in welcher Weise in der ersten Zeit der Bedarf an Geistlichen, welcher rasch stieg, gedeckt wurde; aber man darf vermuten, daß eine Art Aushebung für die Besetzung der Priesterstellungen stattfand, bis allmählich in den unteren Schichten des Volkes eine Neigung zum geistlichen Berufe Platz greifen konnte und eine Art erblichen Priesterstandes sich herausbildete, insofern Popensöhne dem Berufe des Vaters zu folgen pflegten. Es ist ausdrücklich von Kennern dieser Verhältnisse hervorgehoben worden, daß die Geistlichen von frühester Zeit an den bescheidensten Elementen der Gesellschaft entstammten. Dieser Umstand ist für die kirchliche Entwickelung bis auf die neueste Zeit bestimmend gewesen. Während der protestantische Geistliche durch Zusammenhang mit dem Bürgerstande, durch Bildung und gesellschaftliche Stellung auch auf dem platten Lande die Menge überragt, teilt der russische, kümmerlich situierte, den breitesten Volksschichten entstammende Geistliche, durch Armut und Unbildung gedrückt, das harte Los der „misera contribuens plebs“, ohne es irgendwie zu einer Führerrolle zu bringen oder sich über die Masse zu erheben. Golubinskij bezeichnet die russischen Geistlichen von der frühesten Zeit an als — Proletariat [2]), ein Umstand, welcher bei der später zu behandelnden Frage von dem Kultureinflusse der Kirche schwer ins Gewicht fällt.

1) Recht anschaulich erörtert Golubinskij eine solche Eventualität, I, 1. S. 283.

2) I, 1, S. 381.

Es konnte nicht fehlen, daß die russische Kirche sich in einer gewissen Abhängigkeit von der griechischen befand. Die Anfänge der kirchlichen Verwaltung in Rußland sind gänzlich unbekannt. Es scheint, daß es zuerst autokephalische Bischöfe gegeben habe, daß aber alsbald, um die Mitte des 11. Jahrhunderts, das Verhältnis sich änderte, insofern der Metropolit von Kijew von dem Patriarchen von Konstantinopel abhing. Nachdem es noch um die Mitte des 11. Jahrhunderts geschehen war, daß der Metropolit Hilarion von einer Versammlung von Bischöfen ohne Bestätigung des Patriarchen von Konstantinopel dank der Initiative des Großfürsten Jaroslaw zum Metropoliten gewählt worden war, galt doch später die Zustimmung des byzantinischen Oberhirten für die Besetzung solcher Stellen als unerläßlich. Ein Vorfall aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts veranschaulicht dieses Verhältnis. Als der Großfürst Andrei Bogoljubskij den Schwerpunkt des Reiches aus dem Südwesten nach dem Nordosten verlegt hatte und es verschmähte, in Kijew zu residieren, indem er den Aufenthalt in der Stadt Wladimir an der Kljasma vorzog, gedachte er die Ernennung eines besonderen Metropoliten, welcher seinen Sitz in der neuen Hauptstadt haben sollte, durchzusetzen. Der Plan ist Gegenstand der Diskussion auf einem Konzil in Konstantinopel gewesen und — abgelehnt worden. Die Emanzipationsgelüste des neuerungssüchtigen Fürsten scheiterten an der Autorität von Byzanz. Jahrhundertelang galt die Ernennung der Metropoliten durch den Patriarchen als Regel.

Der Verfall des griechischen Reiches kam der Entwickelung einer Autonomie der russischen Kirche zugute. Die beträchtlichen Geldmittel, über welche man in der späteren Zeit in Moskau verfügte, trugen dazu bei, die byzantinischen Kirchenfürsten gefügiger zu machen. Der durch seine Teilnahme am Florentiner Konzil berühmte Metropolit Isidor ist der letzte von dem Patriarchen von Konstantinopel ernannte und bestätigte Metropolit gewesen (im 15. Jahrhundert). Nach dem Falle Konstantinopels im Jahre 1453 hofften die türkischen

Herrscher die Macht des Patriarchen als ein Mittel des politischen Einflusses und der Einmischung in die Angelegenheiten Rußlands verwerten zu können; als aber auf Befehl des Sultans im Jahre 1474 ein Metropolit für Rußland, Namens Spiridion, in Konstantinopel ernannt wurde, verweigerte man sowohl in Litauen als auch in Moskau die Anerkennung dieses Kirchenfürsten. Die Ernennung der Metropoliten hing nunmehr von den Großfürsten ab. Der Wirrwarr in Rußland während der Epoche der Teilfürstentümer hatte dem kirchenpolitischen Einfluß von Byzanz Vorschub geleistet. In dem Maße als die Staatseinheit unter der Ägide Moskaus erstarkte, schwand das Ansehen der orientalischen Kirchenfürsten. Man konnte sich, indem man in Moskau eine Einmischung des Patriarchen von Konstantinopel in die russischen Angelegenheiten ablehnte, darauf berufen, daß dieser Kirchenfürst unter der Botmäßigkeit des Sultans stehe. Wohl hofften die Repräsentanten der orientalischen Kirche auf eine Wiederherstellung des byzantinischen Reiches; ein hervorragender Theolog, Maxim „der Grieche", erschien als Agent des Patriarchen von Konstantinopel in Rußland, um für die Idee einer Verjagung der Türken, einer Restauration von Byzanz Propaganda zu machen; er eiferte gegen die Selbständigkeit der russischen Kirche, gegen die Ansicht, daß die russischen Metropoliten der Bestätigung durch den Patriarchen von Konstantinopel nicht bedürften; er schmähte die russische Kirchenverwaltung als ketzerisch-rebellisch, als schismatisch; aber eine Stärkung der Autorität des griechisch-orthodoxen Orients erwies sich als ebenso unmöglich wie die Vertreibung der Türken aus Europa und ein Wiederaufleben des abgestorbenen byzantinischen Reiches. Vom 10. bis zum 15. Jahrhundert hatte es als Regel gegolten, daß die russischen Metropoliten zu Zeiten nach Konstantinopel reisten und dort über ihre Thätigkeit Rechenschaft ablegten; es war vorgekommen, daß der Patriarch von Konstantinopel bei Streitigkeiten zwischen Metropoliten und Bischöfen in Rußland als höchste Instanz das entscheidende Urteil fällte, oder daß derselbe bei Konflikten zwischen der weltlichen und

geistlichen Gewalt in Rußland ein Schiedsrichteramt übte, daß manche kirchenrechtliche Fragen der Entscheidung des Patriarchen unterlagen. Alles dieses mußte mehr und mehr aufhören, und die Geistlichkeit im Orient geriet sogar gelegentlich in eine gewisse Abhängigkeit von dem russischen Staate, insofern die materielle Unterstützung der Kirchen und Klöster im Orient einige Bedeutung erlangte und griechische Geistliche gleichsam als Bettler und Schmarotzer in großem Stil in Moskau auftraten und sich zu allerlei Gefälligkeiten herbeiließen, um die Gunst der Zaren nicht zu verscherzen. Byzanz als Kirche hatte gegenüber Rußland die Stellung einer Sonne mit derjenigen eines Planeten vertauscht. Jetzt benutzte die weltliche Macht in Rußland die geistliche in Byzanz als Mittel, ihr eigenes Ansehen zu steigern. Als der Großfürst Iwan IV. den Zarentitel annahm, ließ er sich vom Patriarchen von Konstantinopel ausdrücklich seine Verwandtschaft mit dem byzantinischen Kaiserhaus und sein Recht auf die Kaiserkrone bestätigen. Es galt Moskau, nachdem Byzanz, das zweite Rom, eine Beute der Türken geworden war, als das „dritte Rom“. Man betrachtete den Zaren als den Schirmherrn der von dem Islam unterdrückten Slawen und Griechen; von ihm erwartete man eine Rettung der Christen, welche unter türkischem Joche seufzten.

Den Abschluß dieses Prozesses der Emanzipation von Byzanz auf kirchenpolitischem Gebiete bildet die Entstehung des Patriarchats von Moskau. Die Verhandlungen über diesen Gegenstand währten zwei bis drei Jahre, und manche Episoden, welche sich dabei zutrugen, thun dar, wie sehr das Ansehen der orientalischen Kirchenfürsten Rußland gegenüber gesunken war.

In der Zeit der Gegenreformation, der Gründung und Erstarkung des Jesuitenordens hatten Mitglieder des letzteren sich gelegentlich darüber aufgehalten, daß die russische Kirche sich in einer gewissen Abhängigkeit von einem Sklaven des Sultans befinde. Einem solchen Übelstand abzuhelfen mußte um so dringender erscheinen, als die russische Regierung auch

wohl im Kampfe mit Polen zu Zeiten eines autoritativen Beistandes der Kirche bedurfte. In der Regierungszeit des letzten Zaren aus dem Hause Rurik, des schwachsinnigen Feodor, ist der Gedanke der Gründung des russischen Patriarchats entstanden und ausgeführt worden. Bezeichnend ist dabei, daß orientalische Patriarchen, statt einem solchen Wettbewerb entgegenzuwirken, sich bereit finden ließen, das Vorhaben zu begünstigen.

Schon daß orientalische Patriarchen in dieser Zeit zum Zwecke des Bettelns in großem Stil nach Rußland zu kommen begannen, ist eines der Symptome des sich steigernden Übergewichts der russischen Kirche und des russischen Staates. Im Sommer 1586 erschien in Moskau der Patriarch von Antiochien, Joachim. Es ereignete sich folgende Begegnung zwischen ihm und dem Metropoliten Dionysius. Als der Patriarch Joachim in die Uspenski-Kathedrale im Kreml geführt wurde, befand sich dort an geweihter Stätte, umgeben von der Geistlichkeit, der Metropolit; er ging dem Patriarchen einige Schritte entgegen, segnete ihn zuerst und empfing sodann den Segen des orientalischen Kirchenfürsten, welcher, betroffen über diese Reihenfolge des Segenspendens, die Bemerkung machte, der Metropolit hätte zuerst seinen, des Patriarchen, Segen abwarten sollen. Die leicht hingeworfenen, nicht energisch betonten Worte des Patriarchen übten keine Wirkung. Man darf annehmen, daß die weltliche Macht, deren Vertreter der Schwager des Zaren, der Bojar Boris Godunow, war, die Einzelheiten des Zeremoniells bei dieser Gelegenheit vorgeschrieben hatte. Man that dar, daß der bisherigen nominellen Autorität der orientalischen Kirchenfürsten diejenige des Moskauer Metropoliten mindestens gleichstand. Daß es keine Weiterungen bei diesem Anlasse gab, ist charakteristisch für die Fügsamkeit des Patriarchen. Aber manche Forscher, u. a. Ssolowjew, meinen, daß diese Episode den Anlaß gab zu Verhandlungen über die Gründung der Patriarchenwürde in Rußland. Die geistlichen und weltlichen Räte des Zaren stimmten dem Vorhaben der Regierung zu, sprachen aber den Wunsch

aus, daß das Patriarchenamt mit Genehmigung der orientalischen Kirchenfürsten gegründet würde, um dem etwaigen Vorwurf der „Lateiner und anderen Ketzer“ zu begegnen, als sei das Moskauer Patriarchat nur durch den Willen des Zaren entstanden. In diesem Sinne verhandelte man mit dem Patriarchen Joachim von Antiochien. Ein Jahr später erfuhr man, daß die vier orientalischen Patriarchen untereinander die Frage von der Gründung eines fünften Patriarchats in Moskau erörtert hätten, und daß der Patriarch von Jerusalem in dieser Angelegenheit nach Moskau reisen werde. Noch ein Jahr später (1588) traf ganz unvermutet der Patriarch von Konstantinopel, Jeremias, in Moskau ein. Derselbe war vom Sultan bald abgesetzt, bald wieder in sein Amt eingeführt worden und erzählte nun im Gespräch mit dem Bojaren Godunow von seinen Erlebnissen. Als man mit ihm über das in Moskau zu gründende Patriarchat verhandelte, stellte sich heraus, daß er sehr gern bereit war, in Moskau zu bleiben und selbst dieses Amt zu übernehmen. Da es aber bei dem regierenden Minister Boris Godunow beschlossene Sache war, den Metropoliten von Moskau, Hiob, zum Patriarchen zu ernennen, so vermochte man Jeremias, auf seine Kandidatur zu verzichten. Man bedurfte eines Russen als geistlichen Oberhauptes, eines Mannes, der die russischen Verhältnisse kannte, die russische Sprache beherrschte und — als williges Werkzeug der weltlichen Macht gelten konnte. So erfolgte denn die Ernennung Hiobs zum Patriarchen und seine feierliche Einführung in dieses Amt am 26. Januar 1589.

Diese durchgreifende Veränderung in dem russischen Kirchenwesen veranlaßte noch andere Ernennungen und Erhöhungen. Man hatte fortan vier Metropoliten: von Nowgorod, Kasan, Rostow und Krutiza; sechs Bischöfe wurden zu Erzbischöfen ernannt; es entstanden neue Bistümer u. s. w.

Man war darauf gefaßt, daß dieses Unternehmen bei den polnischen Nachbarn eine mißfällige Aufnahme finden werde. Als um diese Zeit russische Gesandte nach Polen geschickt wurden, erhielten sie in einer ausführlichen Instruktion die

Weisung, vorkommendenfalls zu bemerken, daß es z. B. in Polen früher keine Kardinäle gegeben habe, während jetzt der Papst dem Radziwill diese Würde erteilt habe u. s. f. [1]).

Die Patriarchenwürde konnte nicht verfehlen, Rußland ein gewisses Ansehen zu verleihen. Die gesamte russische Kirche erschien von neuem Glanz umgeben. Insbesondere mußte diese Wandlung in denjenigen Ländern Eindruck machen, deren Bewohner sich zur orthodox-griechischen Kirche bekannten. Das Ansehen des Patriarchen in Rußland selbst erhielt eine neue Stütze in dem Umstande, daß ein paar Jahrzehnte später der Vater des jungen Zaren, Michael, der ehemalige Bojar Feodor Romanow, welcher in der Zeit der Regierung Boris Godunows gezwungen worden war, ins Kloster zu gehen, die Patriarchenwürde bekleidete. Es bildete sich eine Zweiherrschaft aus, auf deren Gefahr für den Staat wir sogleich in den folgenden Ausführungen aufmerksam machen werden.

b) Fürsten und Geistliche.

Man mußte darauf gefaßt sein, daß Geistliche gelegentlich politischen Einfluß übten. Unmittelbar nach der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion haben z. B. griechische Priester den Großfürsten Wladimir dazu gedrängt, mancherlei Verbrechen nicht wie früher sehr milde durch das Wehrgeld, sondern ganz anders und strenger, mit dem Tode zu bestrafen. Man redete dem Herrscher ins Gewissen; man stellte ihm vor, daß Gott solche Milde tadele. Ein ähnliches Vorkommnis geschah zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Als der Großfürst Iwan III. Bedenken trug, Ketzer hinrichten zu lassen, stellten ihm Geistliche vor, eine solche Unterlassungssünde werde die schwersten Folgen haben; er sei, falls er mit der Strafe zögere, kein Diener Gottes, sondern des Teufels u. dgl. m. Die Geistlichkeit setzte ihren Willen durch: die Ketzer wurden verbrannt [2]). Umgekehrt ließ sich Peter der Große bei den

1) Ssolowjew, VII, S. 410.

2) Ikonnikow, Byzanz, S. 414. 416.

Massenhinrichtungen der Militärrebellen im Jahre 1698 durch die Einsprache des Patriarchen, welcher die maßlose Strenge tadelte, nicht beirren. Als der Kirchenfürst mit einem Heiligenbild erschien und dem Blutbad ein Ende zu machen riet, schnaubte Peter ihn an, er wisse besser, was Gott ihm zu thun befehle, um die Interessen des Volkes zu schützen [1]).

Es haben sich mancherlei Nachrichten darüber erhalten, wie Geistliche und Kirchenfürsten durch ihre Ermahnungen den weltlichen Herrschern lästig fielen, und wie es infolge dessen zu Kollisionen zwischen den Vertretern von Staat und Kirche kam.

Der Mönch Theodosius, welcher als Gründer des Höhlenklosters bei Kijew eine sehr angesehene Stellung einnahm, übte großen Einfluß auf die Fürsten in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Der Chronist Nestor erzählt, der Großfürst Isjaslaw sei den Weisungen des Mönches gegenüber stets folgsam und gehorsam gewesen. Als Swjatoslaw von Tschernigow sich gegen den Großfürsten Isjaslaw Gewaltthätigkeiten erlaubte und ihm die Herrschaft entriß, schrieb Theodosius an ihn eine Strafpredigt, in welcher er ihn mit Kain verglich. Anfänglich drohte Swjatoslaw dem Geistlichen mit Einsperrung, dann aber bat er ihn demütig um Verzeihung, und es gab manche freundschaftliche Beziehungen zwischen dem Mönch und dem Fürsten. Als einst Theodosius in dem Palaste Swjatoslaws lautes Spiel und weltlichen Gesang vernahm, wandte er sich an den Fürsten mit der Frage, ob wohl dergleichen Freuden auch im Jenseits zu erwarten seien. Swjatoslaw schwieg und befahl die Musik sofort einzustellen. Ähnliche Weisungen erfolgten bei jedesmaligem Besuche des Kirchenfürsten. Bei anderen Gelegenheiten erwies sich die weltliche Macht als die stärkere. Als in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts der Großfürst Andrei Bogoljubskij, welcher längere Zeit der Freund und Gönner des Abtes Feodor von Ssusdal gewesen war, alle Ursache hatte, mit dem letzteren

1) S. Korbs Erzählung in meinem „Peter", S. 264.

unzufrieden zu sein, da dieser bei Gelegenheit seiner Kandidatur auf das Metropolitenamt sich allerlei Übergriffe und Gewaltthätigkeiten erlaubte, brach ein furchtbares Strafgericht über ihn herein: er wurde geblendet; man hieb ihm eine Hand ab, riß ihm die Zunge aus und schlug ihm dann erst den Kopf ab. Diese Episode zeigt, wie byzantinische Grausamkeit sehr schnell in Rußland, wo mildere Sitten geherrscht hatten, Eingang fanden [1]). Insbesondere wurde Ketzerei grausam bestraft; die Verschärfung der Kriminaljustiz ist eine unmittelbare Folge byzantinischen Einflusses, welchem die weltliche Macht gern Vorschub leistete.

In dem Prozesse der politischen Einigung Rußlands durch die Machtsteigerung Moskaus spielt die Kirche eine hervorragende Rolle. Es lag in ihrem Interesse, die neu emporstrebende Staatsgewalt mit geistlichen Waffen zu unterstützen. In dem Maße, wie der Schwerpunkt politisch-russischen Lebens während der Periode des Mongolenjoches von Kijew in den Nordosten des Reiches verlegt wurde, fühlte sich die Kirche unter dem Schutze der Fürsten dieser letzteren Gebiete sicherer. Allerdings war der Versuch Andrei Bogoljubskijs, seine Hauptstadt Wladimir an der Kljasma zum Sitz eines Metropoliten zu erheben, gescheitert. Aber im Jahre 1299 siedelte der Metropolit von Kijew dahin über. Bald darauf, im Jahre 1326, nahm der Metropolit Peter seinen Wohnsitz in Moskau; ein Ereignis von hoher Bedeutung. Die Interessen der Kirche und des Staates wurden solidarisch. Schulter an Schulter kämpften die Moskauer Großfürsten und die Metropoliten einerseits gegen die Anarchie der Teilfürstentümer, anderseits gegen die Übermacht der Tataren. Wir begegnen während des 14. und 15. Jahrhunderts hochangesehenen Kirchenfürsten in der Stellung einflußreicher Diplomaten, als Vertreter der Politik Moskaus. Eine solche Rolle spielten u. a. der Begründer des Troïza-Klosters bei Moskau Ssergius

1) S. die vortrefflichen Bemerkungen Golubinskijs, I, 1, S. 373 bis 375, über diese Episode, deren Einzelheiten in der Chronik in ganz verworrener und unklarer Weise erzählt worden sind.

und der Metropolit Alexei. In den Kämpfen Moskaus mit Twer und anderen Gebieten haben Moskauer Kirchenfürsten nicht selten der politischen und militärischen Aktion durch Bannflüche und Interdikte eine wirksame Unterstützung geliehen. Der Metropolit Alexei unternahm wiederholt Reisen in die Residenz der Chane, wo er die Interessen der Moskauer Fürsten mit ebenso viel Geschick als Erfolg vertrat. Als manche russische Fürsten im Widerspruche mit den Vereinbarungen, welche sie mit Moskauer Fürsten geschlossen hatten, sich mit dem Fürsten von Litauen verbündeten, traf sie der Bannfluch des Moskauer Metropoliten. Sie mußten sich der weltlichen und geistlichen Übermacht fügen. In Zeiten der Abwesenheit der Großfürsten geschah es wohl, daß der Metropolit, der daheim blieb, verstärkten Anteil an den laufenden Geschäften nahm. In dem Kampfe des Großfürsten Wassilij mit Schemjaka um den Thron (im 14. Jahrhundert) waren die geistlichen Waffen des Metropoliten Jonas eine Hauptstütze der Rechte und Ansprüche Wassilijs. Als die Republik Wjatka während der Regierung Iwans III. zögerte, sich der Botmäßigkeit des Moskauer Großfürsten zu unterwerfen, gab die Drohung, daß im Falle längeren Widerstandes die Kirchen in dem Gebiete der Republik geschlossen und alle Geistlichen weggeführt werden würden, den Ausschlag. Auch die Klöster, welche über große materielle Mittel verfügten und bei der Bevölkerung ein hohes Ansehen genossen, leisteten den Interessen der Moskauer Fürsten Vorschub, indem sie ihre Rechnung dabei fanden, den Stärksten zu dienen und nötigenfalls deren Schutz für sich in Anspruch zu nehmen. Weil der Kampf gegen die Tataren, eine Auflehnung gegen die Oberherrschaft der Chane, mehr und mehr den Charakter eines Glaubenskrieges, eines Kreuzzuges gewann, bedurfte die weltliche Macht auch für derartige Unternehmungen der Unterstützung der Kirche. Um die Zeit, als Dimitrij „der Donische" eine Entscheidungsschlacht wagte (1380), bedeutete der ihm feierlich von dem Begründer des Troïzaklosters erteilte Segen sehr viel. Man nannte wohl gelegentlich diesen Kirchenfürsten den „Beschützer, Gehilfen und

Ernährer" der russischen Machthaber [1]). Geistliche, wie Sergius und Alexei, genossen im 14. Jahrhundert ein um so größeres Ansehen, als sie eine für jene Zeit hervorragende Bildung besaßen und den Kreisen der höheren russischen Gesellschaft entstammten. Man hat in neuester Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß in späterer Zeit Beispiele so ausgesprochen aristokratischen Ursprungs hoher Geistlicher seltener vorkommen [2]).

In der Zeit des Emporkommens Moskaus war an irgendeine imposante, selbständig-politische Haltung der russischen Kirche um so weniger zu denken, als der Zusammenhang der russischen Geistlichkeit mit Byzanz und dem Patriarchen von Konstantinopel immer lockerer wurde. Der Verfall Griechenlands und das Schwinden der Autorität der Vertreter der Mutterkirche beraubten die Kirche in Rußland eines auswärtigen Bundesgenossen für den Fall von Konflikten mit der weltlichen Macht. So begegnen uns im 16. Jahrhundert mehrere Kirchenfürsten, welche sich zu gefügigen Werkzeugen der weltlichen Machthaber hergaben und insbesondere den absolutistischen Tendenzen derselben Vorschub leisteten. Als der Großfürst Wassilij Iwanowitsch infolge der Sterilität seiner Gemahlin sich von ihr scheiden lassen wollte, was im Grunde den kirchlichen Satzungen widersprach, unterstützte der Metropolit Daniel das Vorhaben des Herrschers und trug kein Bedenken, die zweite Ehe desselben einzusegnen, obgleich geistliche Autoritäten griechischerseits sich entschieden gegen eine derartige Verletzung des Herkommens ausgesprochen hatten. Ebenso hatte der Sohn Wassilijs Iwan IV. keine Schwierigkeit, Geistliche zu finden, welche ihm, entgegen den Kirchengesetzen, mehrere Eheschließungen hintereinander gestatteten und die Trauungen vollzogen.

Byzantinische Anschauungen über die schrankenlose Gewalt des Herrschers kamen den Machthabern in Moskau sehr ge-

1) Ikonnikow, Byzanz, S. 337.
2) Leroy-Beaulieu, III, S. 246. Deutsche Ausgabe.

legen. Sie hörten daher gern die Ratschläge solcher Geistlicher, welche derartige Doktrinen predigten. Als der junge Zar Iwan IV. den ehemaligen Bischof von Kolomna, Wassian, welcher in der Verbannung im Kloster weilte, dort besuchte und seinen Rat inbetreff der besten und wirksamsten Art des Regierens erbat, schärfte ihm dieser Geistliche ein, niemals Staatsdiener anzustellen, welche ihm, dem Herrscher, an Geist überlegen seien. Iwan war sehr befriedigt von dieser Richtschnur und bemerkte, indem er Wassians Hand küßte: „Selbst mein Vater hätte mir keinen bessern Rat geben können“ [1]). Auch der berühmte griechische Theolog Maxim, welcher in dieser Zeit in Rußland weilte, stellte dem jungen Zaren vor, er solle seine Macht durch diejenige der Bojaren nicht beschränken lassen. Iwan befolgte diesen Rat auch inbetreff der Geistlichen. Allerdings hatte er längere Zeit unter einer Art Vormundschaft des Mönchs Sylvester gestanden, welcher seine Stellung mißbrauchte, ihn bei jeder Gelegenheit mit der Androhung von Höllenstrafen schreckte, in vielen Stücken eigenmächtig und willkürlich verfuhr und mit seinem „Pharisäertum“, wie Iwan das nannte, schließlich dem Zaren so unbequem wurde, daß er in Ungnade fiel und in das Ssolowezkische Kloster (im Weißen Meere) eingesperrt wurde. Um so entschiedener hielt Iwan seine Autorität über alle anderen Geistlichen aufrecht. Der Metropolit Makarij blieb lange im Amte, weil er die größte Fügsamkeit an den Tag legte; der Erzbischof von Nowgorod, Theodosius, schrieb an den Zaren unterwürfig und kriechend „als der Schüler dem Lehrer, als der Sklave dem Herrn“ u. s. w. Um so maßloser wurden die Ausschweifungen und Willkürakte Iwans IV. Da wagte es denn endlich der ehemalige Abt des Ssolowezkischen Klosters Philipp, ein Mann aus angesehenem Geschlechte, welcher auf vieles Bereden Iwans das Amt des Metropoliten von Moskau übernommen hatte, dem Zaren inbetreff der Zügellosigkeit

1) Kurbskijs Schriften, herausgegeben von Ustrjalow, St. Petersburg 1842, S. 43.

seines Treibens an der Spitze einer Räuber- und Mörderbande, der sogenannten „Opritschnina“ [1]), Vorwürfe zu machen. Einzelheiten des Gespräches zwischen dem Zaren und dem Kirchenfürsten sind in den Quellen wiedergegeben worden. Man ersieht daraus, wie Iwan durchaus unfähig war, die Wahrheit zu vernehmen, wie er vor Wut schäumte, als der Metropolit ihm den Segen verweigerte, wie er sodann den letzteren aufforderte, lieber das Amt niederzulegen, als sich dem Willen des weltlichen Herrschers zu widersetzen. Das Ende dieser Episode ist tragisch genug; es entspricht dem aberwitzigen Despotismus des bis zur Geisteskrankheit erregten Fürsten. Philipp ist in ein Kloster eingesperrt und dort von dem Günstling des Zaren, dem Mordbuben Maliuta Skuratow, erwürgt worden. Die Diskussion zwischen Iwan und Philipp währte in gewissem Sinne über das Grab beider hinaus fort. Philipp wurde später heilig gesprochen, und seine Gebeine, welche im Ssolowezkischen Kloster ruhten, wurden um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit großer Feierlichkeit von dort nach Moskau gebracht, weil dem Metropoliten Nikon daran lag, dem Zaren Alexei zu beweisen, daß die weltliche Macht sich an der geistlichen versündigt und daher vieles gut zu machen habe.

Bei Iwan wechselten Bigotterie und Frivolität miteinander ab. Bald vertieft er sich in spitzfindige theologische Gespräche, bald schwelgt er beim Anblick der grausamsten Qualen, denen er Tausende von Unschuldigen unterwerfen ließ; bald liegt er im Staube vor einem Kirchenfürsten, dessen Segen er erfleht, bald karikiert er mit seinen Henkergenossen die heiligsten Gebräuche in der allerskurrilsten Weise; er litt es, daß der Metropolit Philipp in der brutalsten Weise ums Leben kam, und ließ es sich ruhig gefallen, daß ein Mönch unter der Maske des Blödsinns nach dem entsetzlichen Blutbade zu Nowgorod ihm in der Fastenzeit ein Stück rohen Fleisches darbot, indem er ihm vorwarf, daß er sich am liebsten von Menschenfleisch

1) S. über diese weiter unten in der „Tatarisierung“.

und Menschenblut nähre, ohne auch nur entfernt an die Fastenpflicht oder überhaupt an Gott zu denken. Heute Klöster reich dotierend, morgen andere willkürlich plündernd, bald der Kirche schmeichelnd, bald sich mit Schamanen abgebend u. s. w., bietet Iwan IV. das Beispiel eines Fürsten, dessen Handlungen bei stärkerem Einfluß einer die Prinzipien der Ethik vertretenden Kirche wenigstens zum Teile hätten verhindert werden können, und bringt zugleich den Beweis, daß ein solcher heiligender Einfluß geistlicher Institutionen fehlte.

Gegenüber der Kirche und insbesondere dem Klosterwesen, welche eine Macht repräsentierten, eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit übten, über einen sehr bedeutenden Teil des gesamten Grund und Bodens verfügten, ansehnliche Reichtümer sammelten, galt es der weltlichen Macht, sich zu behaupten, Stellung zu nehmen. Es darf auffallen, daß gerade während der Regierung des letzten Zaren aus dem Hause Rurik, Feodor Iwanowitschs (1584—1598), welcher mehr Mönch als Zar war, einerseits manche Rechte der Kirche beschränkt, manche Ansätze zu einer Säkularisation geistlicher Güter gemacht werden und anderseits das Patriarchat entsteht. Die Kirche erhielt auf diese Weise eine monarchische Spitze, eine einheitlichere Organisation, welche für die weltliche Macht leicht eine Gefahr bedeuten konnte. Je mehr es sonst an politischen Institutionen fehlte, je unorganischer die übrigen Volkselemente der absoluten Gewalt der Zaren als knetbare Masse gegenüberstanden, desto leichter konnte die Ersetzung einer vielköpfigen und daher gefügigeren Hierarchie durch ein geistliches Oberhaupt als ein Wagstück gelten. Das 17. Jahrhundert zeigt einerseits das Streben der Staatsgewalt, u. a. durch die Gründung der Klosterbehörde („Monastyrskij Prikas") in der Regierungszeit des Zaren Alexei, ein bureaukratisches Übergewicht des Staates über die Kirche zu erlangen, anderseits einen Aufschwung national-konfessioneller Bestrebungen, welche, der Orthodoxie Vorschub leistend, die Macht der Kirche zeitweilig erheblich steigerten. Das Experiment der Gründung des Patriarchats stellte sich als allzu gewagt heraus.

c) Das Patriarchat.

Die Geschichte des Patriarchats in Rußland umfaßt etwas mehr als ein Jahrhundert. Unter Feodor zu Ende des 16. Jahrhunderts entstand es, unter Peter dem Großen zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde es abgeschafft. Im Laufe dieser Zeit haben zehn Männer dieses Amt bekleidet. Die hervorragendsten waren der Vater des ersten Zaren aus dem Hause Romanow, Philaret, und der Freund des Zaren Alexei, Nikon.

Von der politischen Stellung der ersten Patriarchen ist nicht viel bekannt geworden. Der erste, Hiob, welcher der Zeit entspricht, da Boris Godunow, zuerst als Minister und Schwager Feodors, sodann als Zar die Zügel der Regierung in der Hand hielt, war ein gefügiges Werkzeug der weltlichen Macht. Er setzte seine geistliche Autorität dafür ein, dem ehrgeizigen Boris nach Feodors Tode die Krone zu verschaffen; aber er scheint dabei, wie überhaupt, nicht sowohl aus eigenem Antrieb, als den Weisungen Godunows entsprechend gehandelt zu haben. Hermogen, welcher in der Zeit des Interregnums, im Kampfe gegen die Polen sich im Mittelpunkte der politischen Aktion befand, spielte, da es zeitweilig keinen Zaren gab, die Hauptrolle; er trat in Augenblicken der äußersten Gefahr, achtzig Jahre zählend, für die Interessen der Nationalität und der griechischen Kirche ein und wurde ein Opfer seiner Hingebung an das Vaterland. Er starb in der Zeit, da die Polen Moskau besetzt hielten, im Kerker, wie erzählt wurde, den Hungertod. In solchen Momenten konnte die geistliche Gewalt durch die unmittelbare Anteilnahme an den Staatsgeschäften eine Art Diktatur bedeuten. Daß der Träger des Amtes sich der Situation gewachsen zeigte, erhöhte die Wirkung seiner Manifeste, welche im ganzen Lande gelesen wurden und des Kirchenfluchs, welchen er über die Verräter aussprach.

Wenige Jahre nachdem der junge Zar Michail Romanow den Thron bestiegen hatte, kehrte sein Vater, der ehemalige Bojar Feodor, aus der polnischen Gefangenschaft in die Heimat

zurück. Er hatte sich schon früher dem geistlichen Stande widmen müssen, dem Vaterland als Diplomat wesentliche Dienste geleistet und erhielt nun die Patriarchenwürde, welche er bis zu seinem Tode bekleidete. An Gaben und Erfahrung stand er hoch über seinem Sohne. Er war über ein Jahrzehnt hindurch der eigentliche Zar. Die Umstände begünstigten eine gewaltige Steigerung der Bedeutung des geistlichen Amtes im Staate. Noch als er, der Metropolit, in Polen weilte, redete ihn sein Sohn, der junge Zar, in seinen Briefen als den „großen Herrscher" (welikij gossudar) an, ein Titel, welcher eigentlich nur dem Zaren gebührte [1]). Sogleich als Philaret nach dem Frieden von Poljanowka (1619) nach Moskau zurückgekehrt war, wurde ihm durch den zufällig in der russischen Hauptstadt anwesenden Patriarchen von Jerusalem, Feofan, die Patriarchenwürde angeboten. Er stand nun neben dem Zaren, auf gleicher Höhe mit demselben. Es war eine förmliche Zweiherrschaft. Über alle laufende Angelegenheiten wurde sowohl dem Zaren als auch dem Patriarchen Bericht erstattet; die Gesandten pflegten mit Schreiben an beide Machthaber versehen zu sein, brachten beiden, jedem einzeln, Geschenke dar, hatten Audienzen sowohl bei dem Zaren als auch bei dem Patriarchen. An Einfluß auf die weltlichen Geschäfte kann Philaret mit dem Kardinal Ximenes, mit Wolsey oder mit Richelieu verglichen werden; an ehrenvoller Stellung und formeller Auszeichnung übertraf er diese Machthaber, weil es in den Staaten Westeuropas kein Amt gab, welches einen Geistlichen auch äußerlich so hoch neben den weltlichen Herrscher erhoben hätte. Bei der Unreife, Jugendlichkeit und mäßigen Begabung des Zaren konnte es nicht leicht zu einem Konflikte zwischen ihm und dem Vater kommen, den er fürchtete, dessen Weisungen er zu folgen pflegte. Weit über das Gebiet der geistlichen Angelegenheiten hinaus erstreckte sich der Wirkungskreis des Patriarchen, welcher die monarchische Gewalt stützte, den Eigenwillen der Großen niederhielt und ein gleiches

1) S. das Schreiben bei Ssolowjew, IX, S. 43.

Interesse hatte an den Fragen der auswärtigen Politik, wie an denjenigen der innern Verwaltung. Er war es, welcher an die Möglichkeit der Verheiratung seines Sohnes mit einer dänischen Prinzessin dachte; er gab den Verhandlungen mit dem Chan der Krym eine bestimmte Richtung; er ließ sich die Ausgestaltung des Kriegswesens angelegen sein. Auch sein langjähriger Aufenthalt im Auslande, die mannigfaltigen Eindrücke und Erfahrungen in Polen mögen dazu beigetragen haben, ihm ein Übergewicht über den jungen Zaren zu sichern. Die Ausländer, welche in dieser Zeit in Rußland weilten, rühmten ihn als einen scharfen politischen Kopf [1]). Sein staatsmännischer Ruhm hat sich lange erhalten, wie man u. a. noch ein Jahrhundert später aus den Äußerungen Vockerodts über ihn und den Zaren Michail ersehen kann [2]).

Der politische Dualismus in Moskau in dieser Zeit gleicht der Doppelherrschaft des Shogun oder Taikun und des Mikado in Japan, welche erst vor kurzem beseitigt worden ist. Reisende, welche im 17. Jahrhundert nach Rußland kamen, hatten den Eindruck, daß Zar und Patriarch vollkommen koordiniert seien. Illustrationen aus jener Zeit veranschaulichen diese Auffassung. Betrachten wir das Titelblatt in Petrejus' „Historien und Bericht von dem Großfürstenthumb Muschkow", so sehen wir die Figuren des Zaren und des Patriarchen einander entsprechend abgebildet. Auf einer Zeichnung in dem Werke Olearius', welche eine Prozession darstellt, erscheinen die Vertreter der geistlichen und der weltlichen Gewalt als gleichwertig, dasselbe Zeremoniell für sich in Anspruch nehmend, gleich ausgezeichnet durch Kostüm, durch den prächtigen Baldachin, welcher über jedem getragen wird, wie durch das Gefolge. In den Kirchen jener Zeit befand sich, wie man in Prachtwerken sieht, neben dem Throne des Zaren derjenige des Patriarchen. Ja, noch mehr. Bei manchen Gelegenheiten konnte es scheinen, daß der Patriarch mehr bedeute als der Zar. Gab es doch

1) S. z. B. Massa, herausgegeben von Linde und Obolenski, Brüssel 1866, S. LXXII.

2) Herrmann, Zeitgenössische Berichte, S. 7—8.

Prozessionen, bei denen der Zar das Pferd am Zügel führte, auf welchem der Patriarch saß, wie wir das etwa auf einer der Zeichnungen erblicken, welche der kaiserliche Gesandte Meyerberg um die Mitte des 17. Jahrhunderts anfertigen ließ. An hohen Festen, wie etwa am Palmsonntag oder bei der Wasserweihe (am 6. Januar), mochte das Volk den Eindruck haben, daß der Patriarch die erste Stelle einnehme und der Zar die zweite. In dem Berichte Mièges, welcher in Veranlassung der Gesandtschaftsreise Carlisles (1663) verfaßt wurde, hebt der Verfasser hervor, daß der Patriarch allerdings vom Zaren gewählt und ernannt werde, daß aber der letztere am Palmsonntage das Pferd des Kirchenfürsten am Zügel führen müsse und bei dem Feste der Wasserweihe auf dem Eise stehe, während der Patriarch auf einem Sessel Platz nehme [1]).

Bei solchen Verhältnissen hing es nur von den persönlichen Beziehungen der beiden Machthaber ab, ob ein gewisses Gleichgewicht zwischen beiden erhalten blieb oder nicht. Ein Wettbewerb um die eigentliche Gewalt konnte jeden Augenblick eintreten, eine Krisis herbeiführen. Es geschah dieses in der Zeit der Regierung des Zaren Alexei. Sein Konflikt mit dem Patriarchen Nikon ließ die Unhaltbarkeit des Instituts einer solchen Zweiherrschaft erkennen, und wenn auch nach demselben das Patriarchenamt eine Weile fortbestand, so war dessen Abschaffung doch nur eine Frage der Zeit.

Iwan IV. hatte mit der größten Entschiedenheit die Einmischung der Kirche in die Angelegenheiten des Staates abgelehnt. Er sagte wohl gelegentlich: „Es ist Sache der Mönche, zu schweigen. Kirche und Staat haben gesonderte Gebiete." Unter Hinweis auf Beispiele aus dem Alten Testamente, legte der Zar in seinen polemischen Schreiben an den Fürsten Kurbskij dar, daß eine Überhebung der geistlichen Gewalt jedesmal den Verfall des Staates bewirkt habe; auch die Katastrophe von Byzanz erklärt Iwan auf diese Weise [2]).

1) „Relation de trois ambassades", S. 381.

2) S. das erste Schreiben Iwans IV. an Kurbskij in der obenerwähnten Edition Ustrjalows, S. 163ff.

Des Zaren Alexei milder, weicher Charakter, verbunden mit seiner Frömmigkeit, konnte leicht in ähnlicher Weise eine Einmischung des Patriarchen in die weltlichen Geschäfte gestatten, wie das in der Zeit der Doppelregierung seines Vaters und Großvaters der Fall gewesen war. Dazu überragte ihn sein geistlicher Rival, Nikon, an Energie und Mut, an Geist und Bildung, an Beredsamkeit, Temperament und imposanter Haltung.

Nikon, der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Nishnij-Nowgorod, hatte (1605 geboren) nach einer unter Leiden und Gefahren verbrachten Kindheit sich dem Mönchsleben gewidmet, in manchen Klöstern im Norden des Reiches durch ungewöhnliche administrative Talente sich hervorgethan, bei Gelegenheit von Reisen in die Hauptstadt das Vertrauen und die Zuneigung des Zaren Alexei gewonnen und in Nowgorod, wo er das Amt eines Metropoliten bekleidete, bei einem Volksaufstande durch Umsicht und Unerschrockenheit der Regierung wesentliche Dienste geleistet. Ein inniges Freundschaftsverhältnis zwischen dem Kirchenfürsten und dem jungen Zaren war entstanden. Der letztere ehrte in dem Metropoliten nicht bloß den mit ungewöhnlicher Willenskraft ausgezeichneten Charakter, den Mann von Geist und Bildung, sondern auch vorzüglich den Vertreter der Kirche. Er nahm Nikons Dienste in Anspruch, um die Klagen des Volkes über mancherlei Mißstände zu vernehmen. Solche Geschäfte und die Unterredungen über dieselben waren geeignet, ein inniges Band um die beiden Vertreter der geistlichen und weltlichen Gewalt zu knüpfen. Nikons Welterfahrung und Menschenkenntnis befähigten ihn, sich mit weltlichen Geschäften zu befassen; Alexeis Neigung zu streng religiöser Haltung und mönchischen Allüren ließen ihn besonderes Gefallen finden an dem Verkehr mit dem Vertreter der Kirche. Der Kirchenfürst beherrschte den auch an Jahren weit jüngeren Zaren, welcher ihm mit der größten Ehrerbietung begegnete. In einem späteren Schreiben Alexeis an Nikon erwähnt der erstere, daß er dem Metropoliten einst den Fuß geküßt habe. Er fürchtete sich vor dem hohen Geistlichen,

dessen Autorität in den Augen des Zaren selbst dann nicht schwand, als er nach dem Urteilsspruche des geistlichen Gerichts all seiner Würden entkleidet, als einfacher Mönch ins Kloster gesperrt werden sollte. Im Augenblicke der Abreise dorthin ist Nikon vom Zaren um seinen Segen angefleht worden; er verweigerte denselben. Vor dem Konflikte hat der Zar den Kirchenfürsten in aller Weise gefeiert. In seinen Schreiben an Nikon redet ihn Alexei wiederholt als „großen Herrscher" an, was darum von Interesse ist, weil der Streit später mit der Frage begann, wie der Patriarch dazu komme, sich diesen Titel anzumaßen. Man hat überhaupt den Eindruck einer schwankenden, inkonsequenten Haltung des Zaren. Während die Regierung im allgemeinen danach trachtete, die Kompetenzen der geistlichen Gerichtsbarkeit einzuschränken, bewilligte Alexei dem Kirchenfürsten ausgedehntere Befugnisse in den zahlreichen Gebieten, welche seiner Botmäßigkeit unterworfen waren. Das neue Gesetzbuch (Uloshenie), welches 1649 zustande kam, vertrat die Tendenz einer autoritativen Stellung des Staates der Kirche gegenüber, und Nikon nannte dasselbe daher „ein verfluchtes Buch". Es war trotz der freundschaftlichen Beziehungen des Zaren zu Nikon zustande gekommen. Die Einmischung weltlicher Beamter in die Verwaltung geistlicher Güter mißfiel dem Kirchenfürsten in hohem Grade; es kam gleichwohl zu der Gründung der Klosterbehörde, deren Leiter ein Bojar war.

Wir erwähnten bereits, wie Nikon die Überführung der Gebeine des heiligen Philipp aus dem Kloster von Ssolowezkoje nach Moskau bewerkstelligte, um eine Demonstration zugunsten der geistlichen Macht daran zu knüpfen. Eine solche Feierlichkeit entsprach durchaus dem frommen Sinne des jungen Zaren, welcher u. a. an den heiligen Philipp in Form eines unterwürfigen Schreibens ein Gebet richtete und ihn um Vergebung für das an ihm von Vertretern der weltlichen Macht verübte Verbrechen anflehte.

In dem Augenblicke der Rückkehr Nikons von den Ufern des Weißen Meeres starb der Patriarch Joseph, ein un-

bedeutender, schwacher, ethisch nicht hochstehender Kirchenfürst. Es galt die Stelle zu besetzen. In feierlicher Versammlung, in der Uspenski-Kirche im Kreml, angesichts der Reliquien des heiligen Philipp, hat der Zar Alexei „fußfällig und mit Thränen" Nikon angefleht, das Patriarchenamt zu übernehmen. Wie üblich, weigerte sich Nikon anfänglich, und ließ dann den Zaren, die Bojaren und alle Anwesenden feierlich geloben, daß sie ihn, den Patriarchen, als Führer, Oberhirten und Vater anerkennen und ihm in allen Stücken gehorsam sein würden.

Das geschah im Jahre 1652. Zwei Jahre später brach der polnische Krieg in Angelegenheiten Kleinrußlands aus, und der Zar nahm an den Feldzügen teil. Während seiner mehrjährigen Abwesenheit von der Hauptstadt war der Patriarch Nikon in allen Staatsgeschäften sein Stellvertreter, der Vizezar. Ebendamals hatte er Gelegenheit, dem Zaren einen wichtigen persönlichen Dienst zu leisten. Als eine Epidemie ausbrach, welche einen sehr großen Teil der Bevölkerung der Hauptstadt und deren Umgebung hinraffte, war es Nikon, welcher mit großer Umsicht die geeigneten Maßregeln traf, das Leben der Angehörigen des Zaren zu retten, indem er dieselben aus der Hauptstadt entfernte und die erforderliche Absperrung vor der Berührung der Zarin und deren Kinder mit Pestkranken anordnete. Er war der Pate der Kinder Alexeis.

In dieser Zeit des polnischen und des schwedischen Krieges nahm Nikon eine souveräne Stellung ein; er hielt Hof; täglich kamen zu ihm die Bojaren, um über die laufenden Angelegenheiten Bericht zu erstatten; alle zusammen und sodann jeder einzelne grüßten ihn in orientalischer Weise durch Fußfall, wie man den Zaren zu ehren pflegte. Ein Zeitgenosse bemerkt, man habe den Patriarchen unvergleichlich mehr gefürchtet als den Zaren. Hart und despotisch wie in geistlichen Dingen, so verfuhr Nikon auch in den übrigen Angelegenheiten, verhängte strenge Strafen über Hohe und Niedrige und machte sich durch hochfahrendes Wesen verhaßt.

Als Alexei aus dem Kriege zurückkehrte, zeichnete er den Patriarchen in aller Weise aus. Bei einem Festmahle zu Wilna

(1656), wo die Erfolge des Krieges gefeiert wurden, brachte der Zar ein Hoch auf den Patriarchen aus, worauf dann erst auf das Wohl des Zaren getrunken wurde.

Inzwischen hatten die Kriege und Reisen das Selbstgefühl Alexeis erhöht. Erfahrener, männlicher, vielseitiger, als er hinausgezogen war, kehrte er in seine Hauptstadt zurück. Die Ergebnisse einer solchen Entwickelung vertrugen sich schlecht mit der ausgedehnten Macht, welche der Patriarch als Stellvertreter des Zaren im Mittelpunkte der Geschäfte in seiner Hand vereinigt hatte. Man erblickte zwei „große Herrscher" auf dem Schauplatze. Es war ein Unding, daß ein solcher Wettbewerb fortdauerte. Das freundschaftliche Verhältnis erkaltete, ohne daß bei dem milden, furchtsamen Temperamente des Zaren eine Aussprache so bald hätte erfolgen können.

Indessen kam es dazu, daß der Patriarch sehr entschieden die Doktrin von der Autorität der Kirche dem Staate gegenüber betonte. Der Patriarch, behauptete er, sei der Stellvertreter Christi; dieser, nicht der Zar, sei das Haupt der Kirche; diese sei um so viel höher als der Staat, wie der Himmel höher als die Erde; die weltliche Gewalt verhalte sich zu der geistlichen wie der Regentropfen zu der Wolke; der Thron der Kirchenfürsten stehe im Himmel, der Zar dagegen werde von dem Kirchenfürsten gesalbt u. s. w. Diese Anschauungen bekräftigte Nikon mit Zitaten aus dem Alten Testamente, mit Hinweisen auf Episoden der byzantinischen Geschichte und auf die völlige Eintracht, welche zwischen dem Zaren Michail und dem Patriarchen Philaret geherrscht hatte. Er entwickelte endlich jene Theorie, welche gelegentlich auch im Westen von den Päpsten formuliert worden war: „Gott schuf zwei Leuchten", behauptete der Patriarch, „die Sonne und den Mond; damit veranschaulichte er die geistliche und die weltliche Macht; die geistliche Macht leuchtet am Tage; sie hat die Gewalt über die Seelen; die Macht des Zaren beherrscht die Dinge der sichtbaren Welt; die Kirchenfürsten und die Geistlichkeit verlangen Schutz gegen alle Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit, und diesen zu gewähren ist die Pflicht der welt-

lichen Leute. Die letzteren bedürfen der Geistlichen für die Rettung ihrer Seelen" u. s. w. [1]).

Mochten solche Doktrinen, welche während des Zwistes zur Sprache kamen, das Gewissen des hochkirchlichen, glaubenswarmen Zaren Alexei noch so schwer belasten: der Kampf mußte bis zu Ende geführt werden und mit dem Siege der Staatsgewalt über die Anmaßungen der Kirche enden. Die Einzelheiten des Konflikts und des Prozesses Nikons sind oft erzählt worden, und wir können bei denselben nicht verweilen. Nur einige charakteristische Züge wollen wir hervorheben.

Es ist kein Zweifel, daß der schwache, gutmütige Herrscher zu energischem Vorgehen gegen seinen früheren Freund und Vertrauten von dessen Gegnern, unter denen wir der Zarin und einigen Bojaren begegnen, gedrängt wurde. Es liefen von allen Seiten Klagen über die Vermessenheit und Willkür, die Grausamkeit und Härte Nikons ein. Die streitenden Parteien suchten einander zu schaden. Beiderseitige Äußerungen des Zaren und des Patriarchen wurden gegenseitig hinterbracht; der prinzipielle Gegensatz spitzte sich zu einem persönlichen zu. Der Roheit der Sitten jener Zeiten entsprechend brauchten selbst die Hauptpersonen Ausdrücke, welche unter Gebildeten späterer Zeit für verpönt gelten.

Den entscheidenden Schritt that der Zar im Jahre 1658: er ließ durch den Bojaren Romodanowskij den Patriarchen fragen, wie er dazu komme, sich als „großen Herrscher" zu bezeichnen; das solle nicht wieder vorkommen. Das war im Grunde das Thema, welches während der Verhandlungen in den Jahren 1658—1666 variiert wurde. Es handelte sich um die Entscheidung der Frage, ob es zwei „große Herrscher" geben könne. Aber gleich anfangs kam es zum endgültigen Bruche. Unmittelbar nachdem der Patriarch diese Botschaft empfangen hatte, veranstaltete er in der Kirche eine Demonstration, indem er dem Volke erklärte, er sei nicht mehr Patriarch.

1) S. Ikonnikows treffliche Monographie „Neue Materialien und Schriften über den Patriarchen Nikon" (russisch), Kijew 1888, S. 5—7.

Es war mehr der Ausdruck augenblicklichen Trotzes, aufwallender Erbitterung als eine formelle Abdankung. Als Nikon gleich darauf sich in sein Woskressenskisches Kloster zurückzog und dort grollend verblieb, soll der Zar, tief erschüttert über diese unerwartete Wendung, gesagt haben, ihm sei, als schlafe er mit offenen Augen, als sei das alles nur ein böser Traum.

Nikon mochte gehofft haben, daß der Zar ihn ebenso zum Bleiben nötigen werde, wie er ihn vor mehreren Jahren um die Übernahme des Patriarchenamtes angefleht hatte. Es war ein Irrtum. Mochte für den Zaren der Sieg durch religiöse Skrupel auch noch so teuer erkauft sein, Alexei konnte nicht mehr zurück, und sein Gegner erleichterte ihm durch seine Unbeliebtheit und durch allerlei Ränke, insbesondere durch seine Kritik von Regierungsmaßregeln in seinen Schreiben an orientalische Kirchenfürsten den Sieg. Man erfuhr, indem man solche Schreiben aufgriff, daß der Patriarch die Regierung im Auslande zu kompromittieren bereit war. Er wollte eine Art nationalen Papsttums in Rußland einführen und aufrecht erhalten. Dergleichen konnte man nicht dulden. Es kam zu Gerichtsverhandlungen. Ein Konzil, bei welchem orientalische Kirchenfürsten erschienen, verurteilte den Schuldigen zum Verluste seiner geistlichen Würde und zur Einsperrung in ein Kloster. Nikon trotzte bis zuletzt, fuhr fort, sich als Patriarchen zu bezeichnen, und blieb dabei, daß keine Macht der Erde ihn dieser Würde entkleiden könne. Auch im Exile hat er fünfzehn Jahre hindurch noch gelegentlich eine herausfordernde Haltung beobachtet, auch wohl eine gewisse Kleinlichkeit an den Tag gelegt. Hatte er zum eigentlichen Mönchsleben keine Anlage gehabt, sondern ehrgeizig nach einer hohen Stellung, nach großen Mitteln und ausgedehnter Macht gestrebt, so zeigte nach der Katastrophe sein Verhalten, daß er auch zum Märtyrer nicht taugte [1]).

1) Es würde zu weit führen, mancherlei falsche Gerüchte, welche inbetreff der agitatorischen Wirksamkeit Nikons auch wohl im Auslande verbreitet wurden, zu widerlegen. Auch auf die reiche Litteratur über diesen Gegenstand können wir nur kurz hinweisen. Schon vor über hundert

Während der Prozeßverhandlungen hatte es eine Art Interregnum auf kirchlichem Gebiete gegeben. Als der Zar den Metropoliten von Krutiza mit manchen Funktionen des Patriarchenamtes betraute, that Nikon dagegen Einspruch und schleuderte gegen den Nebenbuhler einen Bannfluch. Gegen die Ernennung eines andern Patriarchen protestierte Nikon feierlich. Man ging von solchen Manifestationen des Gestürzten zur Tagesordnung über. Aber der neu erwählte Patriarch Joassaph spielte eine bescheidene Rolle. Die dem Staate vonseiten der kirchlichen Gewalt drohende Gefahr war endgültig beseitigt. Die Zeiten Philarets und Nikons waren für immer vorüber. Es geschah wohl, daß rebellische Kosaken am Don noch bei Lebzeiten Nikons den Namen des ehemaligen Patriarchen benutzten, um für ihre Unternehmungen eine Wirkung auf das Volk zu üben. Die Kosaken führten auf der Wolga ein Schiff bei sich, von welchem das Gerücht besagte, es berge den geächteten Nikon. Gelegentlich haben Geistliche als Genossen der Strelzy bei deren Rebellionen Beistand geleistet. Sie sind noch grausamer bestraft worden als die aufrührerischen Soldaten.

Bei den Neuerungen Peters in den letzten Jahren des Jahrhunderts haben Priester in den Reihen der Opposition gestanden. Aber ihr Widerspruch war verhältnismäßig zahm, ihr Auftreten behutsam und zaghaft. In dem Hasse der Sek-

Jahren erschien (russisch) Schuscherins, eines Geistlichen und Zeitgenossen Nikons, Biographie des Patriarchen (St. Petersburg 1784). Er nimmt Partei für den Kirchenfürsten. S. ebenso die deutsche Publikation von J. B. (Bacmeister) „Beiträge zur Lebensgeschichte des Patriarchen Nikon", Riga 1788. Das größte Verdienst, Klarheit in das geschichtliche Verständnis dieser Episode gebracht zu haben, erwarb sich S. Ssolowjew durch einen Abschnitt des (1859) erschienenen neunten Bandes seiner Geschichte Rußlands. Gegenüber der Auffassung dieses Forschers haben Russen wie Ausländer gelegentlich für Nikon eine Lanze zu brechen versucht. Von den ersteren nennen wir Ssubbotin und Hübbenet, von letzteren Palmer und Stanley. Alles Material beherrscht am gründlichsten gegenwärtig Ikonnikow. S. dessen obenerwähnte Monographie über diesen Gegenstand.

tierer gegen die Reformen, von denen weiter unten in einem andern Abschnitt die Rede sein wird, ist der Protest mönchisch-byzantinischer Anschauungen gegen die modern-europäische Kultur wahrzunehmen. Aber die Kirchenfürsten hatten keine Neigung, entschieden gegen die bahnbrechenden Unternehmungen der Staatsgewalt aufzutreten. Bei Gelegenheit des Konflikts zwischen dem jungen Zaren Peter und dessen Halbschwester Sophie im Jahre 1689 hielt es der Patriarch Joachim für geraten, sich mehr der Partei des künftigen Herrschers zuzuwenden, ohne doch sehr entschieden zu dem Streite Stellung zu nehmen. Nur in geringfügigen Dingen und mit kleinlichen Mitteln äußerte sich der Groll des Kirchenfürsten in Veranlassung der Modernisierung Rußlands. Der Patriarch sah es ungern, daß man den Ausländern bedeutende Ämter verlieh, mit ihrer Hilfe Krieg führte, sie wohl auch bei Hofe begünstigte. Er schrieb das Mißlingen der Krymfeldzüge (1687 und 1689) der Verwendung von Ketzern in der Armee zu; er hatte vor dem zweiten Feldzuge Galizyns ausdrücklich gegen die Anteilnahme des Schotten Gordon an demselben Einspruch erhoben, ohne daß solche chinesisch-orthodoxe Bedenken von den maßgebenden Personen beachtet worden wären. Das geschah zu einer Zeit, da Peter noch keinen Einfluß auf die Geschäfte übte. Selbst nach der Krisis von 1689, d. h. nach der eigentlichen Thronbesteigung Peters, konnte es geschehen, daß der Patriarch dagegen protestierte, daß Gordon, ein Ketzer, zur Hoftafel eingeladen wurde. Peter fügte sich, lud aber seinen Freund und Lehrer, den General Gordon, andern Tages auf eines seiner Landhäuser ein, um mit ihm zu zweit zu speisen [1]).

Die Proteste der Kirchenfürsten bedeuteten nicht viel. Als der Patriarch Joachim im Frühling 1690 starb, hinterließ er eine Art politischen Glaubensbekenntnisses, welches, da es unmittelbar in die Zeit der Lehrjahre Peters fällt, in die Zeit,

1) S. das von Posselt herausgegebene Tagebuch des Generals Patrick Gordon, Bd. II, S. 233 u. 297.

als dieser bei den Ausländern in die Schule ging, da es unmittelbar Peters Wanderschaft in den Westen vorausgeht, von um so größerem Interesse ist. Der Patriarch beschwört den Zaren, den „verfluchten Ketzern" keinen Oberbefehl im Heere zu gestatten, weil dadurch Gottes Zorn gereizt werde. Namentlich die Protestanten, welche den Marien- und Bilderdienst verschmähen, tadelt der Patriarch. Nicht dringend genug glaubt er dem Zaren die Wahrung der Reinheit des Glaubens als erste Regententugend ans Herz legen zu können. Er rät ihm, den Verkehr mit „Lateinern, Lutheranern, Calvinisten und Tataren" zu meiden; die bereits bestehenden Kirchen der Ausländer müsse man als Versammlungsplätze für die Werke des Teufels zerstören; jeder Einfluß, den die Ausländer übten, jeder Versuch, ihre Religion oder ihre fremdländischen Sitten zu verbreiten, sei mit dem Tode zu bestrafen; alle Gespräche über Religion und Kirche seien auf das strengste zu verbieten; nie dürfe ein Ausländer, ein Ketzer, irgendein Amt erhalten; ausdrücklich warnt der fanatische Mönch davor, die Kleidung der Ausländer anzunehmen und einzuführen; das Heil und Gedeihen des Staates beruhe auf dem Ausschluß alles Fremden u. s. w. [1]).

Es war ein Glück für Rußland, daß die Staatsgewalt genau das Gegenteil von alledem that. Einen schrofferen Gegensatz konnte es nicht geben als denjenigen zwischen dem Regierungsprogramm Peters des Großen und den Ansichten des Patriarchen. Bezeichnend für die Lage war, daß der Kirchenfürst, so lange er am Leben war, nicht den Mut gefunden hatte, mit einem derartigen politischen Glaubensbekenntnis hervorzutreten. Der tote Patriarch konnte um so weniger durch sein beschränktes Chinesentum den Lauf der geschichtlichen Entwickelung aufhalten. Aber man kann an derartigen symptomatischen Manifestationen ermessen, was es für den Staat

1) Nach einer in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg befindlichen, von Ustrjalow in dessen „Geschichte Peters des Großen", Bd. II, S. 467—477, herausgegebenen Handschrift.

bedeutete, daß er sich von einer Übermacht, einem schädlichen Einfluß der Kirche emanzipiert hatte. Mochte Philaret auch einen freisinnigeren Standpunkt vertreten haben als der Patriarch Joachim, mochte auch Nikon staatsmännisch weitblickender gewesen sein als dieser: die Patriarchen als solche hätten auch bei geringerer Borniertheit, als sie uns in Joachims Testament entgegentritt, eine Bremsvorrichtung im Staat abgegeben, wie sie verhängnisvoller kaum gedacht werden kann. Als Figuranten, wie die letzten Patriarchen solche waren, konnten sie nicht mehr schaden. Man erntete die Früchte des Kampfes gegen Nikon.

Wir erwähnten schon oben, wie der Patriarch Adrian, der Nachfolger Joachims, einen erfolglosen Versuch gemacht haben sollte, den Greuelszenen bei Folterung und Hinrichtung der rebellischen Strelzy ein Ende zu machen. Neben einem so energischen, gewaltthätigen Zaren kam keinerlei Autorität auf. Es war begreiflich, daß der Patriarch, als das Bartscheren begann und die neuen Kleiderordnungen veröffentlicht wurden, still schwieg und die Dinge gehen ließ, aber auch ebenso begreiflich, daß das Volk über eine solche bescheidene Haltung des Kirchenfürsten betroffen war. Die Verletzung des Herkommens in Kleidung, Tracht und Sitte war in den Augen des Volkes ein religiöses Vergehen. Um so mehr mußte man eine Intervention des geistlichen Oberhauptes zugunsten der alten Sitte, einen Protest seinerseits gegen die Neuerungen des Zaren erwarten. Vor kurzem noch hatten die Patriarchen das Bartscheren als eine schwere Sünde gebrandmarkt; jetzt mußte man alles geschehen lassen. Was konnte die geistliche Macht bedeuten, wenn die weltliche so schrankenlos gehandhabt wurde, wie Peter es that?

Als das Volk sah, daß auf eine Fürsprache des Patriarchen nicht zu rechnen sei, gab es seine Unzufriedenheit auch über ihn zu erkennen. Ein fanatischer Mönch faßte den Entschluß, den Zaren persönlich für das Bartscheren und den Verkehr mit den Ausländern und „die Verwandlung des russischen Glaubens in den deutschen“ zur Rede zu stellen. Er

gestand sein Vorhaben einem Kirchenfürsten, dem Archimandrit Joassaph; als dieser ihn darauf aufmerksam machte, daß es des Patriarchen Sache sei, auf dergleichen achtzugeben und den Glauben rein zu erhalten, erwiderte der Mönch: „Was ist denn das für ein Patriarch; er will nur ruhig schlafen und essen und seinen kirchenfürstlichen Ornat nicht daran wagen; daher schweigt er; ihr alle seid bestechlich.“ Der Mann ist gräßlich gefoltert, geknutet und zur Zwangsarbeit nach Asow gesandt worden [1]).

Angesichts solcher Zustände nimmt man wahr, welche Gefahr dem Reiche, der Zukunft Rußlands von dem Sohne Peters des Großen, dem Zarewitsch Alexei, drohte. Der letztere hatte eine besondere Vorliebe für theologische Studien, für scholastische Spitzfindigkeiten, für kirchenpolitische Kleinkrämerei. Er las Heiligengeschichten, excerpierte die „Annales ecclesiastici“ des Baronius, machte sich Notizen darüber, wie man in früheren Jahrhunderten die Fasten beobachtet, und was man als sündlich und nicht sündlich angesehen hatte. Eine solche Vorliebe des Thronfolgers für das Mittelalter, für dessen mystische Schulfinessen, für ein hohes Ansehen der geistlichen Würde und Gewalt konnte unter einem Herrscher von dem Schlag Alexeis allen sehr hoch zu stehen kommen.

Alexei liebte den Verkehr mit Geistlichen. Sein Briefwechsel mit seinem Beichtvater Jakow Ignatjew, welcher vor einiger Zeit bekannt geworden ist, gewährt einen Einblick in die geistige Atmosphäre, welche dem Sohne Peters zusagte. Man hat das Verhältnis des Thronerben zu diesem Beichtvater mit demjenigen des Zaren Alexei zu Nikon in der Zeit der innigen Freundschaft der beiden letzteren verglichen. Eine fromme, dem Einfluß anderer leicht zugängliche Natur, hätte Alexei Petrowitsch notwendig auf die Idee verfallen müssen, das Patriarchenamt, welches Peter suspendiert, abgeschafft hatte, wiederherzustellen. Alle Errungenschaften der Modernisierung,

1) Ssolowjew nach Prozeßakten im Moskauer Archiv, XIV, S. 295, und mein Buch „Peter der Große“, S. 271—272.

Europäisierung Rußlands in der Zeit der Regierung Peters standen dann auf dem Spiele.

Es giebt Andeutungen darüber, daß Peter von der Gefahr genau unterrichtet war, welche im 17. Jahrhundert, während der Regierungen seines Vaters und seines Großvaters dem Staate von der Kirche, den Zaren von den Patriarchen gedroht hatte. Seine Reformthätigkeit war oft genug ein Kampf gegen die Beschränktheit der Geistlichen, welche gegenüber dem Fortschrittsgeiste Peters die konservativste Starrheit vertrat. Ein Patriarch als Fortschrittsmann war undenkbar. Nicht immer mochte man darauf zählen dürfen, daß der Patriarch so fügsam und unterwürfig sein werde, wie Joachim und Adrian es gewesen waren. Der Gefahr eines Kampfes, falls ein selbständigerer Charakter als Patriarch auftrat, mußte vorgebeugt werden. Peter erinnerte sich, wie er ausdrücklich in seinem „Geistlichen Reglement" andeutet, der „Machenschaften" („samachi") früherer Kirchenfürsten. Die Lehren der Geschichte dienten ihm zur Richtschnur. Er wußte, daß die Geistlichkeit nicht geneigt war, der Verbreitung der Bildung Vorschub zu leisten, und schrieb in polemischem Tone: „Wenn wir die früheren Jahrhunderte durch das Mittel der Geschichte, gleichsam mit Hilfe eines Fernrohrs betrachten, so werden wir alles Schlimme in den an Wissen armen und nicht in den durch Kenntnisse erhellten Epochen antreffen." Und inbetreff der Gefahr, welche von dem Patriarchen drohte, schrieb er, als er das Amt des letzteren durch das kollegiale Regiment des Synod ersetzte: „Ein solches Regiment wird viele Verwirrung und Unruhe im Vaterlande verhüten; die letzteren können leicht da eintreten, wo ein Mensch an der Spitze des Kirchenregiments steht; das gemeine Volk weiß nicht, wie die geistliche Macht sich von derjenigen des Selbstherrschers unterscheide; durch den Glanz und den Ruhm der Erscheinung des Oberhirten der Kirche in Erstaunen gesetzt, kommt es auf den Gedanken, daß der letztere ein zweiter Herrscher sei, und zwar ein dem Selbstherrscher Gleichstehender oder gar ein über dem letzteren Stehender, und daß die geist-

liche Würde einen andern, besseren Staat repräsentiere. Wenn dann etwa zwischen dem Patriarchen und dem Zaren irgendeine Meinungsverschiedenheit entsteht, dann kann es leicht geschehen, daß das Volk die Partei des Patriarchen ergreift, in dem Glauben, daß dieser für Gottes Sache kämpfe, und daß man ihm darin beistehen müsse."

Man sieht, daß Peter das „Fernrohr der Geschichte" zu verwerten wußte, um den Prozeß der Emanzipation Rußlands von Byzanz auf kirchenpolitischem Gebiete zu beschleunigen, ja ihn zu einem gewissen Abschlusse zu bringen.

3. Das Klosterwesen.

Zu den wichtigsten Ergebnissen byzantinischen Einflusses in Rußland zählt die Entwickelung des Klosterwesens. Dasselbe ist von großer Bedeutung für die politischen und sozialen Verhältnisse des Landes gewesen. Es hat ein gewaltiges Stück Kulturarbeit ausgeführt und in dem Kolonisationsprozesse, welchen die Geschichte des Landes darstellt, eine hervorragende Rolle gespielt. Hier ist der Einfluß des geistlichen Mutterlandes unmittelbar zu spüren; alles Klosterwesen in Rußland hat sich direkt nach byzantinischen Mustern ausgestaltet; einen nationalen, eigentümlich russischen Charakter hat es nicht gewonnen. Aber der Acclimatisationsprozeß orientalischer Askese und großartig entfalteten Mönchstums wurde gefördert durch eine gewisse Kongenialität der Russen mit den Griechen. Der Boden war einer solchen Entwickelung sehr günstig. Alle Klassen der russischen Gesellschaft haben sich dem Klosterwesen gegenüber entgegenkommend gezeigt. Jahrhunderte hindurch spielt es in der Entwickelung des Volkes die Rolle einer Art Schule, nicht bloß auf geistigem und geistlichem Gebiete, sondern auch auf demjenigen der wirtschaftlichen Thätigkeit; es hat zur Entwickelung des Städtelebens beigetragen und ist nicht ohne Bedeutung gewesen in strategischer Beziehung; es hat bis zu einem gewissen Grade die Künste und Wissenschaften

begünstigt, ist aber allerdings auf diesem Gebiete bei den Anfangsgründen stehen geblieben. Nicht bloß die unteren Schichten des Volkes befanden sich unter der Einwirkung spezifisch mittelalterlicher, mönchischer Weltanschauung; auch der Habitus der höheren Klassen ist diesem Einfluß ausgesetzt gewesen; das Leben am Hofe selbst hatte bis in die Zeit der Reformen Peters des Großen einen klösterlichen Charakter.

Es lag in Rußland wie anderswo ein eigentümlicher Widerspruch in diesem Prozesse der Entfaltung des Klosterwesens. Weltflucht war der Ausgangspunkt des Mönchstums gewesen, und das Ergebnis war oft genug entgegengesetzt. Statt der Armut und Bedürfnislosigkeit gab es Wohlleben und Ansammlung großer Kapitalien; statt des bloß beschaulichen Lebens eine der Produktion irdischer Güter zugewandte Rührigkeit und Betriebsamkeit; statt einer Abwendung von dieser Welt eine unmittelbare Teilnahme an den mannigfaltigsten Interessen des Staates und der Gesellschaft. Mönche sind als Großgrundbesitzer und Großindustrielle an allerlei Unternehmungen beteiligt. Ihnen sind besonders in der späteren Zeit die Hauptstellen der Hierarchie vorbehalten. Sie lassen sich die Aufführung monumentaler Bauten angelegen sein; sie sind in der Wildnis die Pioniere der Kultur und in den Mittelpunkten sozialen und politischen Lebens Berater und Mitarbeiter bei der Lösung wichtiger Tagesfragen. Die russische Welt scheint ihrer zu bedürfen; sie sind nicht geneigt, auf die Teilnahme an den Geschäften dieser Welt zu verzichten. Sie vermitteln uns Jahrhunderte hindurch die Kenntnis von der Geschichte des Landes und Volkes. Durch sie erfahren wir von dem Wert und der Bedeutung der historischen Persönlichkeiten in den früheren Epochen der Entwickelung Rußlands. Ihr Urteil über die Fürsten und Helden der früheren Zeiten erscheint abhängig von dem Verhalten dieser Männer den Mönchen gegenüber. Das Maß der Frömmigkeit, der Begünstigung der Klöster, der Neigung zur Askese entscheidet über Lob und Tadel der Menschen. Bis in die neue Zeit beherrscht das Mönchstum alle Litteratur, sodaß der Begriff eines Buches

mit demjenigen eines geistlichen Buches zusammenfällt. Es bedurfte durchgreifender Reformen, um den Einfluß des Klosterwesens zu beschränken, die höheren Klassen der russischen Gesellschaft für weltliche Kunst und weltliche Litteratur zu interessieren, den Gesichtskreis aller zu erweitern und dadurch dem Fortschritt auf allen Gebieten neue Bahnen zu eröffnen.

Die Anfänge des Mönchswesens in Rußland entziehen sich, wie diejenigen der Christianisierung überhaupt, der Beobachtung. Golubinskij hält für wahrscheinlich, daß es auch schon vor der Regierungszeit Wladimirs des Heiligen Mönche in Rußland gegeben habe. Gewiß ist, daß die Erhebung des Christentums zu einer Staatsreligion der Entwickelung des Klosterwesens zu einem großartigen Aufschwunge verhalf. Indessen fehlt es meist an Angaben über die Gründung von Klöstern in der vormongolischen Zeit. Zu den denkwürdigsten Vorgängen dieser Art gehört die Entstehung des „Höhlenklosters“ bei Kijew durch den Mönch Antonius und dessen Aufblühen unter Theodosius im 11. Jahrhundert. Beide Begründer waren Russen; aber von Antonius wissen wir, daß er durch eine Reise zu dem Berg Athos und die Besichtigung der dort befindlichen Klöster zu dieser Gründung angeregt wurde. Mit der Biographie dieser Männer, welche alsbald verfaßt und im Volke verbreitet wurde, beginnt jener Zweig der Litteratur, welcher bis heute in dem geistigen Leben des Volkes eine hervorragende Stelle einnimmt. Es sind die Heiligengeschichten, welche kontagiös wirken, unzählige Klostergründungen veranlassen, eine ungewöhnlich wirksame Propaganda für Askese in Scene setzen. Die Schilderungen der Thaten berühmter Mönche hatten den Zweck zur Nacheiferung aufzufordern. Die Leser entschlossen sich in großer Anzahl, ähnliche Bahnen zu wandeln. Die Vertreter der Grundsätze der Askese gewannen einen entscheidenden Einfluß auf die Gesellschaft, weil ihnen allerseits die größte Verehrung und Bewunderung gezollt wurde. Allerlei Qualen und Entbehrungen, welche solche Fanatiker sich auferlegten, erhitzten die Einbildungskraft

des Volkes in einseitiger Weise. Von Jahrhundert zu Jahrhundert steigt die Zahl der Heiligen. Die größte Zahl derselben ist großrussischen Ursprungs. Der Schauplatz ihrer Thätigkeit war der Norden und Osten Rußlands. Hier fanden Glaubenshelden die Einsamkeit, deren sie für ein beschauliches Leben bedurften, und in der dünngesäeten heidnischen Bevölkerung ein geeignetes Objekt für ihren Bekehrungseifer. So gingen die Kolonisation und die Mission Hand in Hand. An unzähligen Stellen sind Klöster Mittelpunkte der Ansiedelung geworden. Besonders da, wo geistliche Konvikte entstanden — und so manche Einsiedelei verwandelte sich leicht in eine geistliche Brüderschaft, — übten solche Ortschaften eine Anziehungskraft auf die umwohnende Bevölkerung.

Man hat den Versuch gemacht, die Entwickelung des Klosterwesens in Rußland ziffermäßig darzustellen. Man ersieht aus diesen Angaben, daß solche Institute insbesondere in jener Zeit zahlreich werden, da die Erstarkung der Macht der Moskauer Herrscher dem Norden und Osten eine bis dahin fehlende politische Einheitlichkeit verleiht und bis zu einem gewissen Grade eine sicherere und ruhigere Entwickelung dieser Gebiete verbürgt. Vom 11. bis zum 14. Jahrhundert entstanden 90 Klöster und Einsiedeleien; im 14. Jahrhundert und bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts gab es 150 Neugründungen dieser Art, und zwar 80 im 14. Jahrhundert und 70 in der ersten Hälfte des fünfzehnten. Im 16. Jahrhundert entstanden 100 Klöster, im siebzehnten 220. Als um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Verzeichnis aller im Reiche befindlichen Klöster zusammengestellt wurde, ergab ein solches die Ziffer von 966, davon 726 Mönchs- und 240 Nonnenköster. Das 14. und 15. Jahrhundert gelten insofern als eine Zeit der Blüte des Klosterwesens, als damals eigentlich religiöse Impulse solchen Gründungen Vorschub geleistet haben sollen, während später andere Interessen sich dabei geltend machten. Die sich steigernden Ansprüche der Staatsgewalt an die Unterthanen, sowie das Sektenwesen veranlaßten im 17. Jahrhundert sehr viele von dem Staat und der offiziellen

Kirche Bedrückte, eine Zuflucht im Kloster zu suchen. In der früheren Zeit sind Kijew und Nowgorod die Mittelpunkte der Entwickelung des Klosterwesens. Im 13. Jahrhundert gab es in der unmittelbaren Umgebung Kijews 17, in derjenigen Nowgorods 22 Klöster. Später sehen wir Städte, wie Wladimir an der Kljasma, Rostow, Ssusdal, Moskau, Pskow, von Klöstern umgeben. Während die Einfälle der nomadischen Steppenreiter im Süden eine ruhige Entfaltung solcher Gründungen beeinträchtigen, bietet der Norden eine größere Sicherheit dar. Berücksichtigt man die geringe Anzahl von Städtebewohnern in der früheren Zeit, erinnert man sich, daß Städte wie Wladimir, Ssusdal, Murom, Rostow u. a. noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts ungefähr nur je 1000 Einwohner zählten, so darf man annehmen, daß die in den Klöstern lebenden Menschen in jener Zeit einen beträchtlichen Prozentsatz der Bevölkerung überhaupt ausmachten. Fletcher deutet in seiner Schrift über Rußland (zu Ende des 16. Jahrhunderts) dieses Verhältnis an, indem er Moskowien als ein „Land der Klöster" bezeichnet und dazu bemerkt, es gebe dort eine zahllose Menge Mönche, vielmehr als irgendwo sonst; es wimmele von ihnen nicht bloß in den Städten, sondern auch in den Dörfern. Manche Klöster machten den Eindruck von Städten, wie z. B. das Kloster Troïza, wo im 16. Jahrhundert außer der zahlreichen weltlichen Bedienung 700 Mönche lebten. Während andere Ortschaften fast ausschließlich Holzbauten aufwiesen, sah man die Klöster oft von massiven steinernen Mauern umgeben, mit soliden Gebäuden versehen; sie hatten einen monumentalen Charakter.

In einem früheren Abschnitt ist darauf hingewiesen worden, wie notwendig es war, Wälder urbar zu machen, neue Wohnstätten, Acker- und Gartenland zu gewinnen, Wege zu bauen u. s. w. Einen großen Teil dieser Arbeit im Norden und Osten des Reiches übernahmen die Mönche. Zu der Slawisierung finnischer und tatarischer Völkerstämme haben sie wesentlich beigetragen, indem sie Stützpunkte für die Kolonisation der russischen Elemente schufen, inmitten der Fremd-

völker als Lehrer und Missionare auftraten, Handel und Verkehr förderten, Landwirtschaft und Gartenbau dort anbahnten, wo undurchdringliche Wälder nur mehr das Jagdgewerbe gestattet hatten. Man erzählt in den Heiligengeschichten von der schweren Arbeit, welche dieser oder jener geistliche Pionier in der Wildnis gethan habe, um dem zu gründenden Kloster eine Wohnstätte herzustellen und für dessen Bewohner Lebensmittel zu beschaffen. Holz hacken, Brot backen, das Feld bestellen ging Hand in Hand mit der Verbreitung der neuen Lehre unter den Heiden. Solche unscheinbare, friedliche Heldenthaten übten eine Wirkung auf die Einbildungskraft der Russen, welche derartige hervorragende Kolonisatoren als Heilige verehrten; sie bezwangen den Trotz der Heiden und trugen zur Verbreitung allgemeiner Gesittung bei.

Veranschaulichen wir an dem Beispiele der Geschichte des Ssolowezkischen Klosters die Bedeutung dieser russischen Kulturarbeit im äußersten Norden! Hier haben wir einen Beweis der Unternehmungslust und Industriösität der geistlichen Elemente im Volke, des großen Geschicks, mit welchem die Mönche dieses Klosters ihre Ausnahmestellung dazu benutzten, um sehr beträchtliche Erfolge zu erringen und gewaltige Kapitalien zu sammeln.

Die Gründer des Klosterlebens auf der in der Wasserwüste des Weißen Meeres gelegenen Insel waren zwei Mönche im 15. Jahrhundert, Ssabbatij und Sossyma. Vom Süden vordringend hatten diese Vertreter der Askese längere Zeit am Ufer des Bjelosero („Weißensee“ südlich vom Onegasee), sodann auf der Insel Walaam im Ladogasee, dann am Flusse Wyga geweilt, um, immer nördlicher gelegene, einsame Gegenden aufsuchend, sich schließlich auf der Insel Ssolowezkoje niederzulassen. 1429 erhob sich, zwölf Kilometer von dem Standorte des jetzigen Hauptklosters, die Einsiedelei der ersten Gründer desselben. Ein großes Verdienst erwarb sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Abt Philipp um die Entwickelung des Klosters, welchem der Zar Iwan IV. eine Anzahl Dörfer, Fischereien, Salzsiedereien überwies. So wurde der Grund

zu bedeutendem Reichtume des Klosters gelegt. Philipp zeichnete sich durch außerordentlich organisatorische Gaben aus. Er verstand es, eine Menge von Arbeitskraft für die Zwecke des Klosters zu verwerten, große Kapitalien zu sammeln, die Naturkräfte nutzbar zu machen. Er sorgte für die Entwickelung der Rentierzucht auf der Hauptinsel; er errichtete auf einer kleinen Nebeninsel — Muxalma — eine Milchwirtschaft, welche auch heute noch gedeiht; er baute Mühlen und legte vortreffliche Wege an; er ersann ein gewaltiges Netz von Wasserstraßen, durch welche 52 von den 300 auf der Hauptinsel befindlichen Seen unter sich verbunden wurden. Dadurch wurde der Fischerei insofern außerordentlich erfolgreich Vorschub geleistet, als ein so umfangreiches Reservoir sehr viel weniger als ein kleineres der Gefahr des Raubbaus ausgesetzt ist; es war ein großartig angelegter, umsichtig geleiteter, überall von der persönlichen Anteilnahme des Oberhirten an aller und jeder Arbeit zeugender Haushalt.

Das Kloster stellt bis auf den heutigen Tag einen wirtschaftlichen Mikrokosmos dar. Da giebt es Ackerbau und Fischerei, Industrie und Handel, alles in bedeutendem Maßstabe. Der Betrieb auf der Insel wird ergänzt durch verschiedene dem Kloster gehörende Etablissements, wie z. B. Thransiedereien, auf dem Festlande. Der Verkehr zwischen der Insel und den verschiedenen Punkten an den Ufern des Weißen Meeres ist lebhaft. Derselbe wird durch Fahrzeuge vermittelt, welche auf den Klosterwerften gebaut werden. Eine große Anzahl von Kornmühlen, Tuchwalkmühlen, Gerbereien u. s. w. sind in Betrieb. Überall wird in geschickter Weise die Wasserkraft benutzt. Eine gewaltige Sägemühle arbeitet mit großem Erfolge. Die Gemüsegärten sind stets in prächtigem Stande. Die Schmiedewerkstätten entfalten insbesondere während der Wintermonate, wenn es keine Pilger auf der Insel giebt, eine energische Thätigkeit, um das Eisen, welches auf dem Festlande gewonnen wird, zu verarbeiten. Eine groß angelegte Anstalt zum Schleifen der Instrumente hilft alles Handwerkszeug in stand halten. Die Produkte der Gerberei

repräsentieren jährlich einen Wert von über 100000 Mark. Die Fischereien und Gemüsefelder liefern die Hauptlebensmittelvorräte für die Bewohner des Klosters, wie für die Pilgerscharen, welche jährlich eintreffen. Das Kloster exportiert jährlich große Mengen von Fischen. Es geschieht nicht selten, daß mit einem einzigen Fischzuge 6000 Pfund Fische gewonnen werden. Die Technik der Zubereitung des Stockfisches ist viel vollkommener als diejenige der Bewohner der Umgegend. Überall zeugen sauber gehaltene Vorrats- und Arbeitsräume von Fleiß und Betriebsamkeit. Bei Einrichtung der Werkstätten, z. B. der Mühlen, wird auf die Ergebnisse und Erfahrungen der modernen Technik Rücksicht genommen. Man sucht alle Produkte der Insel zu verwerten; es giebt Pechsiedereien; man gewinnt Terpentin. Bei der Milchwirtschaft auf der Insel Muxalma, welche durch einen gewaltigen Damm mit der Hauptinsel verbunden ist, werden in der Zeit Peters des Großen die einheimischen Viehrassen durch Import ausländischen Viehs veredelt.

So zeugen denn alle wirtschaftlichen Manipulationen auf der Insel Ssolowezkoje von einer anerkennenswerten Rührigkeit und Anstelligkeit, von Unternehmungsluft und Fleiß. Es ist eine ökonomische Enzyklopädie; man sieht dort Blumengärten und Ziegeleien, Schuster- und Schneiderwerkstätten, eine Lithographie, eine Goldstickerei u. s. w. Die Mönche sind je nach Bedürfnis Gärtner und Fischer, Kaufleute und Schiffskapitäne, Architekten und Astronomen.

Aber nicht bloß Arbeitskraft und organisatorisches Talent haben dem Kloster zu großem Reichtume verholfen. Die Hauptquelle des Wohlstandes sind die alljährlich dem Kloster zuströmenden Pilgerscharen, deren Zahl sich in der letzten Zeit auf gegen 15000 jährlich beläuft, und die es für eine Ehrensache halten, während ihres Verweilens auf Ssolowezkoje unentgeltlich auf den Gemüsefeldern, bei dem Ackerbau, bei den Fischereien und in den Ateliers des Klosters thätig zu sein. Der Bau der großartigen Docks, in denen allerlei Fahrzeuge, u. a. auch ein Dampfer, hergestellt wurden, hat wenig Unkosten ver-

ursacht, weil man über die freiwillige Arbeit der Pilger verfügte. Ebenso ist der obenerwähnte steinerne Wall — eine Titanenarbeit — die Frucht der unentgeltlichen Arbeitskraft der Pilger. Es erscheint somit das Kloster, streng ökonomisch betrachtet, als ein Parasit am russischen Volkskörper. Zu der freiwilligen Arbeitsleistung kommen alljährlich Geldgeschenke im Werte von Hunderttausenden. Weil aber das Einnahmebudget des Klosters in einem Rückgange begriffen ist, klagen die Mönche, daß „der Glaube arm werde". Man nimmt wahr, daß die rein asketischen Grundsätze, welche vor mehreren Jahrhunderten in dieser Einöde Einsiedeleien entstehen ließen, in den Hintergrund gedrängt wurden.

Von sonstigen Leistungen des Klosters ist wenig zu berichten. Abgesehen von den geistlichen Übungen, in denen selbstverständlich das Herkommen und ein streng konservativer Sinn herrschen, abgesehen von der soeben dargelegten wirtschaftlichen Thätigkeit der Mönche ist von einer sonstigen Arbeit kaum die Rede. Die mönchische Askese verschmäht einen Fortschritt auf geistigem Gebiete. Man hat es verstanden, die im Westen eingeführten Verbesserungen der Mühlentechnik für die Interessen des Klosters zu verwerten; ein seekundiger Mönch als Kapitän auf dem Dampfer, dessen Maschine sogar auf Ssolowezkoje konstruiert wurde, erscheint einigermaßen vertraut mit den Ergebnissen der modernen Nautik. Daß man aber auch auf andern Gebieten bei dem höher kultivierten Westen in die Schule gehe oder in sonstiger Hinsicht eine gewisse Strebsamkeit an den Tag lege, läßt sich nicht behaupten. Der Unterricht in der Klosterschule, wo gegen hundert Knaben dem späteren Mönchstum entgegengeführt werden, beschränkt sich auf die althergebrachten, elementaren, geistlichen Dinge. Von weltlichen Disziplinen ist so gut wie keine Rede. An dem Lazarett des Klosters ist ein Feldscheer thätig, welcher sein Amt längere Zeit als Gast freiwillig verwaltete, um schließlich Mönch zu werden. Seine Heilmethoden sind primitiv und bleiben den Ergebnissen der modernen Medizin völlig fremd. Mit ihrer reichen Bibliothek und Handschriftensammlung, welche letztere

namentlich reiche Schätze aus dem 17. Jahrhundert enthielt, haben die Mönche nichts anzufangen gewußt; Würmer und Ratten hausten ungestört in den wertvollen Papieren, bis die ganze Sammlung der Bibliothek der Universität Kasan einverleibt wurde. So ist denn das berühmte Kloster gegenwärtig nichts weniger als eine Pflanzstädte geistigen Lebens und litterarischer oder wissenschaftlicher Thätigkeit. Aber es ist eine merkwürdige Erbschaft aus früheren Jahrhunderten, von Wert insbesondere für die unteren Klassen der russischen Gesellschaft. Die ohnehin bedürftigen, bisweilen der Gefahr des Hungertodes ausgesetzten Bewohner Rußlands werden durch ihre religiösen Anschauungen und Gewohnheiten zur Wallfahrt nach Ssolowezkoje veranlaßt; sie liefern den Mönchen die Mittel, ihren großartigen Haushalt weiterzuführen. Die Zahl der Reichen und Gebildeten, welche dorthin pilgern, ist gering.

Die Klöster in Rußland mit ihren massiven Bauten und soliden Mauern haben gelegentlich in der Geschichte des Landes eine strategische Bedeutung gehabt. Auch in dieser Hinsicht ist das Kloster Ssolowezkoje beachtenswert. Es wurde eine Festung. Im Jahre 1578 schenkte der Zar Iwan IV. dem Kloster Kanonen; es wurden Wälle errichtet, weil man nicht ohne Grund einen Angriff der Schweden auf die neue Ansiedelung befürchtete. Als Schweden in der Zeit des Interregnums und der Anarchie zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Unabhängigkeit Rußlands bedrohte, den ganzen Norden des Staates Moskau in eine schwedische Provinz zu verwandeln sich anschickte, da war auch das Kloster Ssolowezkoje als ein weit vorgeschobener Posten russischer Kultur in Gefahr. Im Jahre 1611 erschienen die Schweden vor demselben und verlangten, es solle sich ergeben. Die Mönche lehnten die Aufforderung ab, und die Gefahr ging vorüber. Als sodann die Wogen des Bauernkrieges sich über das ganze Reich ergossen und bis hinauf in den höchsten Norden fluteten, waren es anarchistische Banden, welche (1613) das Kloster bedrohten und manche Dependenzen desselben, z. B. den Flecken Kandalakscha, ausplünderten. Einige Jahrzehnte später war die Insel der

Schauplatz sehr ernster militärischer Vorgänge; es hatten sich einige Führer des Sektenwesens nach Ssolowezkoje zurückgezogen, die Mönche für ihre Ansichten gewonnen und boten nun hinter den Wällen des stark befestigten Klosters nicht bloß der Staatskirche, sondern auch der Staatsgewalt Trotz. Die Belagerung währte mehrere Jahre, bis endlich die Einnahme der Festung durch die Truppen des Zaren im Jahre 1676 erfolgte. Fast zwei Jahrhunderte später wurde die Insel abermals der Schauplatz eines Kriegsereignisses. Am 18. Juni 1854 erschien ein englisches Kriegsschiff und eröffnete ein Bombardement auf das Kloster, ohne erheblichen Schaden anzurichten oder die Übergabe des Klosters durchsetzen zu können [1]).

Es ist ein eigentümliches Zusammenwirken religiöser Motive und eines unbezähmbaren Wandertriebes, welches solche Gründungen veranlaßt, wie diejenige des Klosters Ssolowezkoje. Wenn man sich erinnert, daß der Norden noch lange nach dieser Gründung tot und starr blieb, bis die Entdeckung des Seeweges nach Rußland um Norwegen herum durch die Engländer (1553) belebend und befruchtend auf diese Gebiete wirkte, so wird man der Initiative einzelner „Heiliger", welche sich so weit vorwagten und allerlei Kulturkeime in dieser Einöde ausstreuten, um so weniger die Anerkennung versagen können. Man vergegenwärtige sich, daß die Gründung der Städte im Norden bedeutend später erfolgte, daß etwa Archangelsk (1584) viel später an jener Stelle gebaut wurde, wo in der Nähe der Mündung der Dwina schon seit dem Ende des 14. oder dem Anfange des 15. Jahrhunderts ein Kloster bestand, und man wird daraus schließen können, daß dem Mönchstum in diesen Gegenden als einem spezifisch historischen Agens eine hervorragende Stelle gebührt, wenn auch allerdings der geschichtliche Prozeß sich sehr langsam vollzieht. Wie sehr Klöster Handel

1) Über Ssolowezkoje s. den Abschnitt in Dixons „Free Russia"; ferner eine vortreffliche Monographie von Maximow in dem von M. O. Wolff herausgegebenen Prachtwerk „Das malerische Rußland", Bd. I.

und Verkehr beeinflußten, ist u. a. daraus zu ersehen, daß in relativ früher Zeit Jahrmärkte bei solchen Instituten abgehalten zu werden pflegten. Auch die bedeutendste und berühmteste Messe, diejenige von Nishnij-Nowgorod, ist auf einen solchen Zusammenhang zwischen kommerziellen Interessen und asketischen Tendenzen zurückzuführen. Unterhalb jenes Punktes, wo die Oka in die Wolga strömt, in jener Gegend, wo die Kama, aus Asien kommend, sich in die Wolga ergießt, wo demnach durch diese großartigen Wasserstraßen Asien und Europa einander berühren, bestand ein berühmtes, dem heiligen Macarius geweihtes Kloster. Hier wurde seit dem Jahre 1624 die „Macariusmesse" abgehalten, welche eine große Bedeutung gewann und erst im Jahre 1816 nach Nishnij-Nowgorod übergeführt wurde. Wie wohl gesagt worden ist, daß der arabische Binnenhandel ohne Mekka ebenso wenig denkbar wäre, wie zu einer gewissen Zeit der Baumwollhandel der Welt ohne Liverpool, so hat das Macariuskloster auf die ganze Gegend der Wolga durch die Entwickelung des Jahrmarktes belebend gewirkt, die Frequenz auf der Wolga gesteigert und einen Austausch der Produkte zweier Weltteile angebahnt [1]). Und nicht nur, daß die Klöster durch Zollprivilegien, Gastfreundschaft und entgegenkommende Haltung Jahrmärkte begünstigten und förderten, sie traten auch wohl selbst als Großkaufleute auf und unterhielten in verschiedenen Städten Comptoirs mit einer beträchtlichen Anzahl von Mönchen als Handelsagenten. Fletcher, Collins und andere Ausländer berichten darüber im 16. und 17. Jahrhundert nicht ohne einiges Erstaunen. Sie bemerken, die Mönche seien die reichsten Kaufleute des Landes, und zählen die Waren auf, mit deren Vertrieb sich die Klöster befassen. Der Reichtum der Klöster setzte dieselben in den Stand, gelegentlich auf eigene Kosten Truppen zu unterhalten oder

1) S. u. a. über Makarjew die Monographie von Kostomarow „Der Handel des Moskauer Staats im 16. und 17. Jahrhundert" (russisch), St. Petersburg 1862, S. 101 ff.

2) S. die Statistik der Kommanditen des Troïza-Klosters bei Ikonnikow, Byzanz, S. 157.

wenigstens längere Zeit hindurch zu verpflegen. In einer Zeit, wo, etwa im 17. Jahrhundert, im ganzen Lande nur etwa zwanzig Städte mit steinernen Mauern zu finden waren, während alle anderen Ortschaften von Holz aufgeführt und mit Palissaden umgeben waren, konnten Klöster die Bedeutung von Städten im Sinne von Festungen gewinnen. Neben die obenerwähnten denkwürdigen Belagerungen des Klosters von Ssolowezkoje stellen sich ähnliche Episoden, welche sich im 17. Jahrhundert in der Geschichte anderer Klöster zutrugen. Die Belagerung des Troïzaklosters durch die Polen im Jahre 1610 bis 1611 währte sechzehn Monate; die größten Anstrengungen eines Heeres von 30000 Mann scheiterten an der Ausdauer und Kunst der Belagerten, deren heroischer Haltung eine eingehende Schilderung des Mönches Awraamij Palizyn gewidmet ist. Eine ähnliche Bedeutung hatten die Klöster bei Pskow bei der Belagerung durch die Schweden im Jahre 1617. Insbesondere während der Bürgerkriege in der Zeit des Interregnums spielen sehr viele Klöster eine große Rolle in der Geschichte der militärischen Operationen. Auch bei Gelegenheit der Kämpfe mit Fremdvölkern boten Klöster als Forts geeignete Stützpunkte dar. Nicht immer hatte man es mit friedlichen Elementen unter den finnischen und türkisch-tatarischen Stämmen zu thun. Da galt es bisweilen der christlichen Propaganda mit der Waffe in der Hand einen gewissen Nachdruck zu verleihen. Es galt, inmitten der Heiden Mut und Geistesgegenwart an den Tag zu legen. So wirkten Feodorit und Trifon im 16. Jahrhundert bei den Lappen, oder andere Missionäre unter der Ägide der Bojaren Stroganow bei den Ostjaken, so manche „Heilige“ bei den Syrjanen und Permjaken an der Wolga, an der Kama u. s. w. Nach der Einnahme von Kasan im Jahre 1552 nahm das Klosterwesen, dank den Privilegien, welche der Zar Iwan IV. solchen Instituten in diesen Gegenden verlieh, an der Wolga einen Aufschwung. Die großartigen, industriellen und kolonisatorischen Unternehmungen der Stroganows im 16. und 17. Jahrhundert wurden nicht bloß mit der Hilfe gemieteter

Kosaken ausgeführt; auch Mönche haben sich dabei mancherlei Verdienste erworben und durch Gründung von Klöstern neue Stützpunkte für die Verbreitung christlich-nationalen Lebens in Asien hergestellt. Im Jahre 1621 entstand das Bistum von Tobolsk, und der erste Vertreter desselben, Cyprian, leistete durch Gründung mehrerer Klöster in Westsibirien der Verbreitung des Christentums wie der moskowitischen Macht im Osten Vorschub. Zahlreiche Repräsentanten der sogenannten „Inorodzy“ (Fremdvölker) wurden zum Eintritt in die Klöster bewogen. Die neue Religion erschien oft identisch mit dem Mönchstum. Moskau und Byzanz gingen Hand in Hand bei der Annexion neuer Gebiete, bei der Unterwerfung heidnischer Völkerstämme.

Es geschah wohl, daß die Vermischung weltlicher Interessen mit geistlichen Bestrebungen bei hervorragenden Äbten selbst schwere Bedenken erregten, weil der Besitz umfassender Klostergüter, großer Reichtümer das Prinzip der Askese in Frage stellte. So z. B. polemisierten Nil Ssorskij, Paissij Jaroslawow und Maxim der Grieche gegen den Abt Joseph von Wolokolamsk zu Anfang des 16. Jahrhunderts, weil der letztere der äußern Machtmittel, der Ausstattung der Klöster mit weltlichen Gütern das Wort redete. Die thatsächliche Entwickelung entschied zugunsten der letzteren Auffassung. Berühmte Mönche, wie Ssergij Radoneshskij, der Gründer des Troïzaklosters bei Moskau, oder Cyrill, der Stifter des Klosters von Bjeloosero u. a. hätten keinen so bedeutenden Einfluß entfalten, keinen solchen Wirkungskreis gewinnen können, wenn nicht ihre Gründungen auch über materielle Mittel verfügt hätten.

Die Klöster bedurften gelegentlich des Schutzes der Staatsgewalt, um sich glücklich zu entwickeln. Es ist daher nicht hoch genug anzuschlagen, daß die tatarische Oberherrschaft in der Periode des Jochs den Kirchen und Klöstern so ungewöhnliches Wohlwollen entgegenbrachte. Es ist schwer zu begreifen, welche Motive bei solchem Verhalten der orientalischen Machthaber maßgebend waren. Die Klöster wurden mit ausgedehnten Rechten und Privilegien ausgestattet, deren Verletzung streng

bestraft wurde. Die geistliche Gerichtsbarkeit wurde den Dienern der Kirche gesichert; sie genossen Steuerfreiheit und den besondern Schutz der Chane oder deren Agenten. Sehr begreiflich, daß dieser Umstand das Aufblühen der Klöster und der Klostergüter begünstigte. Viele fanden in den Klöstern eine Versorgungsanstalt. Man fühlte sich hinter den Mauern der letzteren sicherer als anderswo. In der Zeit der Freizügigkeit erschien es vielen Bauern vorteilhafter, sich auf geistlichem Gebiet anzusiedeln. So strömten den Klöstern zahlreiche Anwohner zu. Auch dadurch, daß die Klöster als Bankinstitute fungierten, als Gläubiger auftraten, die Grundstücke zahlungsunfähiger Schuldner einzogen, mehrte sich der Besitz der Kirche. Aus statistischen Ziffern, welche sich in Kotoschichins Schrift über den Zustand des Moskauschen Staates um die Mitte des 17. Jahrhunderts finden, welche aber, wie man vermuten darf, noch zu niedrig gegriffen sind, ersieht man, welch große Anzahl von Bauernhöfen und Dörfern unter geistlicher Oberhoheit stand. Die Revision des Jahres 1744 ergab u. a., daß dem Troïzakloster über 100 000 Bauern gehörten. Allerdings überragt ein solcher Grundbesitz hoch denjenigen anderer Klöster, welche indessen alle zusammen Hunderttausende von Bauern besaßen [1]). Ein Reisender um die Mitte des 16. Jahrhunderts bemerkt, daß etwa ein Drittel des ganzen Landes den Klöstern gehöre. So wurden die Klöster fähig, auf dem Gebiete der Volkswirtschaft eine führende Rolle zu spielen, manche Industriezweige erfolgreich zu entwickeln, in der Landwirtschaft Meliorationen einzuführen, Kapitalien zu sammeln. Kein Wunder, daß die Mönche sich in stand gesetzt sahen, gelegentlich Wohlthätigkeit im großen Stile zu üben und z. B. in Zeiten der Hungersnot sogar auf den Kornpreis zu drücken. Als im Jahre 1609 bei sehr hohen Getreidepreisen das Troïzakloster seine Kornkammern öffnete, um die Hungernden zu speisen, soll der Preis für Roggen von 7 Rubel auf 2 Rubel herabgesunken sein. Man begreift, daß gelegentlich auch die

1) S. die Tabelle bei Ikonnikow, Byzanz, S. 139—140.

Staatsgewalt in Zeiten von Finanzkrisen auf den Gedanken verfiel, die großen Mittel der Klöster für ihre Zwecke in Anspruch zu nehmen. Als Iwan IV. sich mit der Aufforderung an die Klöster wandte, Geld in die Staatskasse zu spenden, da waren einige derartige Institute in der Lage, je 40 bis 100000 Rubel zu spenden. Als das Ssolowezkische Kloster zu Ende des 17. Jahrhunderts nach mehrjähriger Belagerung erobert wurde, fand man dort einen Barvorrat von gegen 30000 Rubeln [1]). In der Geschichte der Finanzen Rußlands spielen die Klostergüter eine gewisse Rolle. Schon im 17. Jahrhundert tritt das Bestreben der Regierung auf, die Verwaltung der Klostergüter zu überwachen, an derselben teilzunehmen. So entstand die „Klosterbehörde“, welche selbstverständlich in geistlichen Kreisen sich keiner Beliebtheit erfreute. Peter I. plante eine Beschränkung der Zahl der Klöster. Unter Peter III. trug der Entwurf der Säkularisation der geistlichen Güter sehr wesentlich zu der allgemeinen Entrüstung bei, welche der Regierung dieses Kaisers ein Ende bereitete. Katharina II. hat diese Idee der Regierung ihres Vorgängers aufgegriffen und ausgeführt und dadurch eine erhebliche Opposition gegen sich hervorgerufen. Die unabhängige ökonomische Stellung der Klöster wurde erschüttert [2]).

Bei der großen Bedeutung des Mönchstums in Rußland ist es erklärlich, wie die Ehrfurcht vor den Geistlichen im Volke verbreitet sein mußte. Kaum ist anderswo die Lektüre von Heiligengeschichten so volkstümlich gewesen wie hier. In den Klöstern eher als anderswo konnte man überhaupt lesen lernen; sehr begreiflich, daß die Bildung, wie wir in dem folgenden Abschnitte sehen werden, einen vorwiegend geistlichen, mönchischen Charakter gewann. Beschaulichkeit und Askese bilden in einem beträchtlichen Teil der Litteratur den Hauptinhalt. Man gefiel sich darin, das Leben des Einsiedlers zu

1) Ikonnikow, Byzanz, S. 158.

2) S. die Schriften von Miljutin und Gortschakow über diesen Gegenstand.

idealisieren, seine Sitten und Gewohnheiten, sein Äußeres — wozu insbesondere ein langer, stattlicher Bart gehörte — zu bewundern. Zu den Haupterziehungsgrundsätzen gehört die Weisung, man müsse die Mönche ehren; ein ähnlicher Maßstab galt bei der Beurteilung der Persönlichkeit der Fürsten, wobei man sich vornehmlich von deren Verhalten den Mönchen und Klöstern gegenüber leiten ließ. Jahrhunderte hindurch war es Sitte, daß, wenn Fürsten ihr Ende herannahen fühlten, sie Mönche wurden. Dies geschah noch mit dem Großfürsten Wassilij, dem Vater Iwans IV., mit diesem selbst und mit dem Zaren Boris Godunow, welcher allerdings das letzte Beispiel dieser Art darstellt. Je furchtbarere Verbrechen Iwan IV. auf dem Gewissen hatte, desto eher mochte er das Bedürfnis fühlen, durch geistliche Übungen und mönchische Kasteiungen dieselben zu sühnen. Maßlos in allem, war er es auch in der Beobachtung geistlicher Gebräuche, in der Zahl der Gebete und Verbeugungen u. s. w. Es entsprach einer ähnlichen Gemütsverfassung, wenn der berüchtigte Rebell Stenka Rasin, welcher an der Spitze zahlreicher Räuberbanden und Flußpiraten raubend, mordend und sengend herumzog, gelegentlich davon sprach, er werde seine Schandthaten durch eine Wallfahrt nach Ssolowezkoje sühnen.

Die mönchischen Allüren der russischen Gesandten fielen in Westeuropa auf, wie wir an einer anderen Stelle dieses Buches erwähnten. Sie pflegten auf Reisen große Koffer mit Heiligenbildern mitzuführen, vor allen diplomatischen Verhandlungen, bei dem Abschlusse von Geschäften lange Zeit mit Gebeten hinzubringen. Stumpf und gleichgültig allen andern Reiseeindrücken gegenüber, hatten die Russen fast ein ausschließliches, sehr lebhaftes Interesse an Kirchen, Klöstern, Heiligenbildern, Reliquien, worüber u. a. die Reiseberichte russischer Diplomaten im 17. Jahrhundert ausführliche Mitteilungen zu enthalten pflegen. Alle Herrlichkeit des Golfs von Neapel war den Russen nichts im Vergleich mit den Gebeinen des heiligen Andreas in Amalfi oder denjenigen des heiligen Nikolaus in Bari, welche so viel Myrrhen ausströmten, daß man

davon Flaschen voll kaufen konnte. Das Blut des heiligen Januarius zum Sieden gebracht zu sehen oder sich in Neapel davon zu überzeugen, daß die Gebeine des heiligen Laurentius durch das Krystallgefäß hindurch, in welchem sie aufbewahrt wurden, sich warm anfühlten, schien wichtiger als italienische Kultur kennen zu lernen oder die Pracht der südlichen Landschaft zu bewundern.

Das Leben der Zaren im Kreml zu Moskau war vorzugsweise geistlichen Übungen gewidmet. Das sprechendste Beispiel solch mönchischen Treibens am Hofe bietet der letzte Zar aus dem Hause Rurik, Feodor Iwanowitsch, dar. Gleich morgens empfing er regelmäßig seinen Beichtvater, welcher ihm das Kreuz zu küssen gab; dann brachte man das Bild des Heiligen, dessen Fest dem Tage entsprach, und der Zar betete vor demselben; hierauf erschien ein Priester und besprengte den Zaren und die Heiligenbilder mit Weihwasser; bald darauf wohnte er mit der Zarin dem Morgengottesdienste bei, welcher eine Stunde währte. Nachdem er sodann den Besuch der Bojaren empfangen, verfügte er sich abermals in die Kirche zum Mittagsgottesdienste, welcher zwei Stunden in Anspruch zu nehmen pflegte; Nachmittags gab es dann den Abendgottesdienst. Außerdem liebte es der Zar, Kirchtürme zu besteigen und eigenhändig die Glocken zu läuten; jede Woche pflegte er eine Wallfahrt nach einem der in der Umgegend Moskaus befindlichen Klöster zu unternehmen [1]). Von dem Zaren Alexei Michailowitsch (dem Vater Peters des Großen) berichtet dessen Leibarzt, der Engländer Collins, der Zar beobachte auf das Allerstrengste alle religiösen Vorschriften; bisweilen wohne er fünf bis sechs Stunden ununterbrochen stehend dem Gottesdienste bei, und es gebe Tage, an denen er beim Gebete 1000—1500 Fußfälle thue [2]).

In den Häusern reicher Bojaren ging es ähnlich her; da gab es prächtig ausgestattete Hauskirchen mit zahllosen

1) Ssolowjew, Geschichte Rußlands, VII, S. 258.
2) Ikonnikow, Byzanz, S. 259.

Heiligenbildern und täglich gottesdienstliche Übungen; der Verbrauch von Wachslichten war sehr beträchtlich; die Anfertigung und der Vertrieb von Rosenkränzen gehörte zu den einträglichsten Industriezweigen der Klöster, weil hoch und niedrig dergleichen zu kaufen pflegten.

An der Liebhaberei des Volkes für Wallfahrten nahm der Hof nicht bloß im 17., sondern, insbesondere während der Regierung der Kaiserin Elisabeth, noch im 18. Jahrhundert teil. Solche Reisen fanden zu allen Jahreszeiten statt und erforderten bei dem zahlreichen Gefolge der Herrscher einen ungeheuern Reiseapparat. Obgleich es in den Klöstern natürlich nicht an Heiligenbildern fehlte, nahm man bei solchen Gelegenheiten große Kisten voll Heiligenbilder mit. Die Reise nach Troïza — eine Entfernung von wenigen Meilen — erforderte oft einige Wochen, weil es gelegentlich, was noch in der Zeit Elisabeths geschah, für nötig gehalten wurde, die ganze Strecke zu Fuße zurückzulegen.

Nur zum Teil hat Peter der Große diese Sitten und Gebräuche beobachtet. Wohl war er mit allen Einzelheiten des Gottesdienstes vertraut, wohl stellte er sich häufig selbst zu den Kirchensängern und glänzte durch Stimme, Vortrag und Treffsicherheit, aber im wesentlichen vertrat er das Prinzip einer Verweltlichung. Seinen Vater hat man noch das Pferd oder den Esel führen sehen, auf welchem etwa bei dem Feste der Wasserweihe der Patriarch zu reiten pflegte; Peter verhielt sich bei solchen Gelegenheiten ganz anders. Bei der Prozession der Wasserweihe am 6. Januar 1700 trat eine auffallende Neuerung ein. Statt an dem Zuge teilzunehmen, stand der junge Zar in Uniform an der Spitze seines Regiments. Es war ein Säkularisationsprozeß. Die Vorgänger Peters hatten sich vor allem Volke mit besonderem Eifer gottesdienstlichen Übungen gewidmet; sie waren wie eine Art Kalifen erschienen, welche die geistliche und weltliche Macht vereinigten. Als Militär gab nun Peter einen bloßen Zuschauer der Feierlichkeit ab. Der Staat Moskau hatte etwas Theokratisches gehabt; die Zaren waren als Priester und Mönche erschienen. Auch

ihr Aussehen, ihre Haltung, ihre Kostüme glichen eher dem Habitus eines Dalai-Lama als demjenigen eines westeuropäischen Herrschers. Peter hat oft genug laut und öffentlich gegen das byzantinische Wesen Protest erhoben und gezeigt, wie Rußlands Heil davon abhänge, daß es andere Wege gehe als das mittelalterliche Griechentum.

Kein Wunder, daß er auch über das Klosterwesen anders dachte als seine Vorgänger. In einer Verordnung über die Klöster im Jahre 1723 hat er sich ausführlich darüber ausgesprochen. Da heißt es: „Als einige griechische Kaiser, ihres Berufes nicht achtend, zu heucheln begannen und ihre Frauen sie hierin noch übertrafen, da entstanden Klöster, in denen viele den Müßiggang pflegten; die Kaiser leisteten solchem Treiben Vorschub und brachten dadurch Elend über ihr Volk. In der unmittelbaren Umgebung von Konstantinopel gab es 300 Klöster; daher fanden sich, als die Stadt gegen die Türken verteidigt werden sollte, nur 6000 wehrhafte Männer. Diese Pestbeulen — wörtlich „Gangräne", d. h. der Zustand der Verwesung, der Fäulnis — begannen auch bei uns unter dem Einflusse griechischer Geistlicher um sich zu greifen, aber Gott der Herr hat die russischen Fürsten nicht so sehr der Einsicht beraubt, wie die griechischen, so daß das Übel maßvoll blieb; auch gestattet unser nordisches Klima nicht, daß die Mönche ihr Brot ohne Arbeit essen" u. s. w.

Diese Kritik des Klosterwesens klingt freilich anders, als die Verherrlichung der „Heiligen" in den russischen Chroniken und geistlichen Schriften. Sie zeigt, daß man über den Wert des byzantinischen Einflusses verschiedener Ansicht sein konnte.

---

4. Die Bildungsstufe der Geistlichen.

In dem Abschnitt über die Bevölkerungsverhältnisse Rußlands ist darauf hingewiesen worden, daß das Bildungsniveau der Bewohner des Landes um die Zeit der Entstehung des russischen Staates und während der ersten Entwickelungsphasen von verschiedenen Gelehrten in sehr abweichender Weise

beurteilt worden ist. Russische Schriftsteller sind zum Teil geneigt gewesen, die Kulturverhältnisse des Landes in patriotisch-tendenziöser Selbstverherrlichung zu überschätzen. Wir meinen, daß das Verhalten des Volkes den byzantinischen Anregungen gegenüber für eine Beurteilung der Zivilisation jener Zeit Anhaltspunkte darbietet. Auch in dieser Hinsicht begegnen wir in dem Werke Golubinskijs sehr beachtenswerten Ausführungen. Dieser Forscher ist weit davon entfernt, den Optimismus oder Chauvinismus mancher seiner Fachgenossen zu teilen. Auch die Ursachen der Stagnation oder der sehr langsamen Entwickelung der Kultur erblickt er weder in dem Unheil des politischen Haders in der Zeit der Teilfürstentümer, noch in dem Jammer des Mongolenjochs, noch auch in der Schädlichkeit des byzantinischen Einflusses, sondern in dem völligen Mangel aller Bildung zur Zeit der Christianisierung des Landes und in dem Mangel an Strebsamkeit im Volke. Er meint, man hätte von Byzanz viel mehr lernen können, als es der Fall war, wenn man mehr Neigung dazu gehabt hätte.

Die Thatsache des Mangels an Bildung steht fest. Daß insbesondere die Geistlichkeit, die Kirche und das Klosterwesen sehr wenig Anregung boten, unterliegt keinem Zweifel. Die weltliche Macht versuchte anfangs auf dem Gebiete geistigen Lebens Neues zu schaffen, Schulen und Bibliotheken herzustellen, aber es fehlte dafür ein gedeihlicher Boden, und die Versuche mißlangen. Rußland war durch die Verbreitung des Christentums in gewissem Sinn in die Reihe der höher kultivierten Nationen eingetreten und blieb doch ausgeschlossen von der Anteilnahme an den Fortschritten der Zivilisation des Abendlandes.

Man meint wohl, der Kultureinfluß des neuen Glaubens sei zum Teil darum so schwach gewesen, weil der Gottesdienst denn doch in einer fremden Sprache stattfand. In den frühesten Zeiten mochte das Griechische dabei eine gewisse Rolle spielen, ohne daß die Kenntnis dieser Sprache sich verbreitet hätte. Dann lernte man den Gebrauch der Schrift, wie er unter den slawischen Bulgaren seit den Zeiten Cyrills und Methodius'

(im 9. Jahrhundert) üblich geworden war. Das Bulgarische oder Kirchenslawische ist dem Volke doch nicht ganz geläufig geworden. Obgleich Herberstein hervorhebt, daß „in den Kirchen die landläufige Sprache“ gebraucht werde [1]), hat das Idiom als geistliche Sprache die Entwickelung der eigentlich nationalen Sprache gehindert; Leroy-Beaulieu, welcher hierbei die Ansichten namhafter russischer Litterarhistoriker anführt, geht so weit, zu sagen, daß die Herrschaft der Kirchensprache die volkstümliche Litteratur im Keim erstickt habe. Das Kirchenslawische hat zur Isolierung und zum allgemeinen Stillstand Rußlands beigetragen, indem es dieses Reich vom Occident schied und ihm die klassische Bildung vorenthielt. Es hat die Inferiorität des slawischen Klerus verschuldet, welcher von den christlich-theologischen Quellen der Wissenschaft gleich weit entfernt war wie von den klassischen [2]).

Die Chroniken berichten, Wladimir der Heilige und Jaroslaw hätten Schulen gegründet und die Kinder der Vornehmen darin unterweisen lassen. Ob diese Schulen den Zweck gehabt haben, Geistliche heranzubilden, oder ob solchen Gründungen ein allgemeineres Bildungsbedürfnis entsprach, ist unklar [3]). Sicher ist, daß der Unterricht in christlichem Geiste nach byzantinischen Mustern erteilt wurde, und ferner, daß nicht sowohl Geistliche als vielmehr Fürsten diese Anstalten zu fördern suchten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die letzteren in dieser Zeit gebildeter waren als später. Von Jaroslaw (11. Jahrh.) wird berichtet, er habe selbst Übersetzungen aus dem Griechischen angefertigt. Von dessen Sohne Wsewolod erfahren wir, daß er fünf Sprachen beherrschte. Diese Fürsten hatten ein Interesse an Litteratur. Es entstand eine Art öffentlicher Bibliothek; in den Chroniken finden sich Andeutungen darüber, daß Jaroslaw Abschreiber von Manuskripten beschäftigte. Aber diese Anfänge einer Bildungspolizei ver-

1) Deutsche Ausgabe von 1557, fol. 46a.

2) Leroy-Beaulieu, deutsche Ausgabe, III, S. 82—83.

3) Golubinskij, I, 1, S. 583, behauptet letzteres im Widerspruche mit den meisten andern Gelehrten.

kümmerten sehr rasch, und von einem Schulwesen ist keine Rede. Wenn es hoch kam, lernte man lesen; das war alles. Man lernte die Anfangsgründe nicht in Lehranstalten, sondern bei einzelnen Geistlichen. Die Popensöhne, welche sich dem geistlichen Berufe widmeten, beschränkten sich meist darauf, notdürftig lesen zu lernen. Diese ganz elementare Kunst machte, wie Golubinskij sehr energisch hervorhebt, bis in die Zeit Peters des Großen alle Bildung aus, ohne daß die Lektüre wirklich aufklärend gewirkt hätte. Die Sammlungen von Handschriften, deren in den Chroniken gelegentlich in der Zeit vor dem Mongolenjoch erwähnt wird, scheinen bald wieder verschwunden zu sein. Es war eine vorübergehende Anwandlung eines Bildungsbedürfnisses bei einzelnen Fürsten gewesen. Treten später wahrhaft gebildete und belesene Männer auf, so sind es meist Einwanderer, wie Maxim der Grieche im 16. Jahrhundert oder die kleinrussischen Theologen, welche im 17. Jahrhundert in Moskau weilten. Eine Ausnahme bildet auch der Zar Iwan IV. mit seiner spezifisch theologischen Bildung. Von irgendeiner erheblichen Thätigkeit der Griechen als Lehrer erfahren wir nichts, obgleich sie als Kirchenfürsten Gelegenheit und Mittel dazu gehabt hätten, aufklärend zu wirken. Wenige Mönche im 16. Jahrhundert, wie Joseph von Wolokolamsk oder Nil Ssorskij, oder Nikon im 17. Jahrhundert galten als gelehrt und belesen; aber solche Beispiele von Erudition stehen vereinzelt da. Es gab jahrhundertelang so gut wie keine weltliche Litteratur. Übersetzungen westeuropäischer, schönwissenschaftlicher Schriften begegnen uns eigentlich erst in der Zeit Peters des Großen, welcher viel erfolgreicher zwischen dem geistigen Leben Westeuropas und Rußland vermittelte, als Jaroslaw im 11. Jahrhundert zwischen dem griechischen Schrifttum und den Russen vermittelt hatte. Daß nur Mönche und Priester die geistige Bildung repräsentierten, ist der Entfaltung der Gesamtheit nicht zugute gekommen. Alle Litteratur und Geschichtschreibung leidet infolge dessen an einer Einseitigkeit und Beschränktheit, welche erst viel später zum Teil überwunden werden konnte.

Eine solche Einseitigkeit ist auch auf dem Gebiete der Künste wahrzunehmen.

Die Baukunst in Rußland verdankt dem byzantinischen Einflusse die stärkste Anregung. Schon unter Wladimir dem Heiligen wurde in Kijew eine steinerne Kirche gebaut; es war die 996 vollendete Zehntenkirche, welche an der Stelle errichtet wurde, wo das Bild des Götzen Perun gestanden hatte. Jaroslaw erbaute die Sophienkirche, welche man übrigens fälschlich für eine wenn auch verkleinerte Nachahmung der berühmten Sophienkirche in Konstantinopel gehalten hat, welche aber doch die Bewunderung der Zeitgenossen erregte. Wenn in russischen wie in ausländischen Quellen von Hunderten von Kirchen die Rede ist, welche in Kijew im 11. Jahrhundert bestanden haben sollen, so sind darunter meist ganz unbedeutende Hauskapellen zu verstehen. Die Zahl monumentaler Bauten war sehr gering. Der Holzbau war, wie sonst auch auf dem Gebiete des Kirchenbaus die Regel. Man war so wenig mit der Technik des Steinbaus vertraut, daß man bei solideren Bauten auf ausländische Maurer angewiesen war. Größere Berühmtheit haben nur wenige Kirchen erlangt, u. a. die kleine aber durch anmutige Formen ausgezeichnete Pokrowkirche, welche der Großfürst Andrei Bogoljubskij (im 12. Jahrh.) in Kijew erbaute, oder die in derselben Zeit zu Wladimir an der Kljasma entstandene Uspenski-Kathedrale, welche sich durch Größe, Pracht und Geschmack auszeichnete, aber nach wenigen Jahren durch eine Feuersbrunst vernichtet wurde.

Der Geist der Askese, welcher jahrhundertelang in Rußland herrschte, beeinträchtigte oder behinderte einen Aufschwung der Malerei. Von der Skulptur ist gar keine Rede; sie war durch rituelle Bedenken ausgeschlossen. Die Malerei war in die starren Formen byzantinischen Herkommens gebannt; jede Abweichung von den konventionellen Vorschriften der Kirche war verboten und wurde verfolgt. Dank den Vorsichtsmaßregeln gegen das Eindringen weltlicher Elemente konnte es in Rußland nichts geben, was etwa mit Raffael und Correggio, mit Botticelli oder Fra Angelico verglichen werden kann. Die

Malerei blieb eine unpersönliche Kunst oder ein nach der Schablone arbeitendes Gewerbe, sodaß bis in die neueste Zeit nur der Name eines einzigen Künstlers, des Andreas Rublew, als Heiligenbildermalers (im 16. Jahrh.) sich erhalten hat. Eine Kunst, welche einem so strengen Reglement unterworfen war, konnte nicht gedeihen. Die Stoglaw-Versammlung im 16. Jahrhundert, der Patriarch Nikon im siebzehnten eiferten in gleichem Sinne gegen jede Neuerung. Jede freiere Regung wurde um so leichter im Keim erstickt, als ja Rußland unberührt blieb von dem Aufschwunge der bildenden Künste in Westeuropa im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. Man ahnte nichts von den Schöpfungen der deutschen, italienischen und niederländischen Maler, während auf dem Gebiete der Baukunst ein Einfluß der Renaissance sich wahrnehmen läßt.

Besonders ausdrucksvoll macht sich ein kulturfeindlicher Einfluß byzantinisch-asketischen Geistes auf dem Gebiete der Musik geltend. Die Vertreter der Kirche, die griechischen und bulgarischen Geistlichen, übten gleich anfangs sehr entschieden Opposition gegen alle Musik überhaupt. Die Chronik des Nestor bemerkt, indem sie von den Frevelthaten des Brudermörders Sswjatopolk (11. Jahrh.) berichtet, in vorwurfsvollem Tone, dieser Fürst habe die Musik geliebt. Die Klerisei behauptete einfach, alle Musik sei vom Teufel, sei Sünde. Man stellte sich vor, daß die Musikanten in der Hölle besonderen Qualen ausgesetzt würden. Recht zahlreich sind die Heiligengeschichten, in denen fromme Büßer durch Musik verführt werden. Die Kunst ist ein Mittel der Anfechtung, der Versuchung.

Kirche und Staat stützten einander bei diesem Protest gegen die Musik, welche sich als Reminiszenz aus dem Heidentum in den unteren Klassen erhalten hatte. Die Stoglawversammlung (1551) erließ Dekrete gegen die weltliche Musik. Strenge Strafen drohten den Musikanten, insbesondere den musizierenden Spaßmachern. Viele derselben erlitten körperliche Züchtigung, oder wurden in entferntere Provinzen des Reiches ver-

bannt. Im Jahre 1649 wurde ein Ukas veröffentlicht, demzufolge überall im ganzen Reiche musikalische Instrumente vernichtet werden sollten. Man veranstaltete sehr strenge Haussuchungen. Olearius beschreibt, wie es bei dieser Razzia herging: mehrere Wagen voll musikalischer Instrumente, welche in den Privathäusern Moskaus gefunden wurden, sah man am Ufer des Moskwaflusses einen Raub der Flammen werden.

Wie stark die Lehren des Byzantinismus wirkten, sieht man noch heute an den Altgläubigen (Sektierern), welche die Musik für ein Werk des Teufels halten. Man ist in diesen Kreisen nicht um einen Schritt weiter gekommen als bei der Entwickelung der Sekten im 17. Jahrhundert, wo u. a. einer der ärgsten Fanatiker, der Mönch Awwakum, besonders energisch gegen alle Musik eiferte, Musikanten ihre Instrumente wegnahm und zerbrach u. dgl. m. So schufen die mittelalterlichen Anschauungen ein bis in die neueste Zeit hineinragendes, jeder Kunst, jedem ästhetischen Genusse feindliches, asketisches Ideal einer Religiösität, welche wesentlich am Äußerlichen hängen blieb, den Buchstaben hoch hielt, sich auf Gebote und Verbote beschränkte, ohne die Gesinnung zu berühren.

Indessen gab es eine Kirchenmusik. Man pflegte den Gesang; aber von Instrumentalmusik war keine Rede. Die russische Kirchenmusik bildete sich streng nach den Mustern der byzantinischen aus. Von dem byzantinischen Kirchengesange bemerkt der Musikhistoriker Ambros, daß hier die antiken Traditionen ein gespensterhaftes Schattenleben geführt hätten, daß uns hier ein ins Chinesentum übersetztes Griechentum entgegentrete.

An dem Moskauer Hofe wurde eine beträchtliche Anzahl von Kirchensängern unterhalten. Dem Kirchengesange wandte der Patriarch Nikon eine besondere Aufmerksamkeit zu. Er hatte beobachtet, daß die Kirchenmusik in Verfall geraten sei; daher strebte er danach, mit Anlehnung nicht bloß an byzantinische, sondern auch an italienische Muster derselben aufzuhelfen. Er ist auch dafür, wie für manches andere reformierende Streben, von den fanatischen Sektierern verketzert worden.

Im wesentlichen blieb der Charakter der russischen Kirchenmusik jahrhundertelang unverändert. Man kannte in Rußland in der Kirche weder die Orgel, wie sie im Westen schon im Mittelalter bestanden hatte, noch das Kirchenlied, den Choral, jene echt deutsche Kunstform, in welcher der Ernst und die Tiefe der Religiösität verbunden erscheint mit subjektiver Innigkeit und Gefühlslebendigkeit, noch das Orchester, welches bei Oratorien, Motetten und anderen Gattungen der geistlichen Musik im Westen während des 17. Jahrhunderts eine so große Bedeutung gewann.

Dagegen hat die Geschichte der geistlichen Musik in Rußland eine besondere Spezialität aufzuweisen, die Kirchenglocken. Diesen wurde und wird noch heute eine besondere Beachtung geschenkt. Im Volksmunde haben sich seit dem Mittelalter Traditionen über mancherlei Wunder erhalten, welche sich mit Kirchenglocken zutrugen. Sie genossen eine Art Verehrung. In vielen Liedern wurden sie verherrlicht und besungen.

Viele Ausländer erzählen übereinstimmend von dem furchtbaren Getöse der Glocken an hohen Festen. Die Glockenindustrie gelangte verhältnismäßig früh zu hoher Blüte. In den Werken Olearius', Meyerbergs, Korbs u. a. finden sich Abbildungen der kolossalen Glocken, die in einigen Städten Rußlands angetroffen wurden. Es gab Virtuosen für das Handhaben einzelner Glocken oder ganzer Glockensysteme, eingehende, von der Kirche formulierte Vorschriften darüber, wie geläutet werden sollte. In dem „Stoglaw“ ist diesem Gegenstande ein ganzes Kapitel gewidmet. So erscheinen denn die Glocken als das einzige Instrument der russischen Kirchenmusik. Hier waren der Entwickelung der Technik einer solchen Kunst enge Grenzen gesteckt. Auch sorgte die Kirche dafür, daß keine Neuerungen einrissen. Die Glocken in Rußland stehen den Schlagwerkzeugen der Chinesen, jenen langen Reihen aufgehängter Steine oder Metallplatten, sehr viel näher als den Saiten- und Blasinstrumenten des Abendlandes. Die hervorragende Rolle der Glocken auf dem Gebiete der geistlichen Musik in Rußland, an welcher sie ihrer Natur nach

übrigens doch nur einen äußerlichen, accessorischen Anteil haben, ist charakteristisch für die Kultur des Landes. Statt eigentlicher Kirchenmusik sind es Signale für fromme Handlungen, ein bescheidenes Surrogat für die großartige Begleitung des Kirchengesanges im Westen. Aber sie haben den Vorteil einer schrankenlosen Popularität für sich; ihre Töne sind jedermann verständlich; der bescheidenste Proletarier hat an gewissen hohen Festtagen das Recht, den Glockenturm zu besteigen und an den Strängen zu ziehen, welche die Glockenzungen bewegen. Es ist das eine Art aktiver Teilnahme am Gottesdienste, wie das Mitsingen der protestantischen Gemeinde.

Während in Westeuropa im Mittelalter die Begriffe von Kirche und Schule zusammenfielen, die Klöster Bildungsstätten waren, in denen Künste und Wissenschaften gepflegt wurden, hat die Geistlichkeit in Rußland keine solche Führerrolle zu übernehmen vermocht und durch alle Jahrhunderte den Vorwurf der Unbildung und des Mangels an Strebsamkeit verdient und hören müssen. Golubinskij widmet diesem Umstand viel Beachtung; er macht darauf aufmerksam, daß es, wenn man jene obenerwähnten Versuche Wladimirs und Jaroslaws etwas einem Schulwesen Ähnliches zu schaffen ausnimmt, durchaus keine Lehranstalten gab, in denen angehende Geistliche Bildung hätten erlangen können. Kein Wunder, daß selbst das Lesenlernen sich nur sehr langsam verbreitete und das Lesenkönnen auch bei den Geistlichen nicht durchweg Regel war. Obgleich es eine Litteratur bei den Slawen gab und man von den Stammesbrüdern mancherlei hätte lernen können, machte man in Rußland keinen Gebrauch davon; man las wenig oder nichts; die Äußerlichkeit des Gottesdienstes machte die ganze Schule aus; es war nur mehr eine Dressur auf dem Gebiete der Formalien. Die weitaus überwiegende Zahl der Geistlichkeit gehörte dem untersten Stande an. Die Vornehmen wählten sich die Priester für den Dienst in ihren Hauskapellen aus den Haussklaven und ließen ihnen zu dem Zwecke den allernotdürftigsten Unterricht erteilen. Es war der Klerus von Haus aus vorwiegend ein Proletariat ohne eine irgend an-

gesehene Stellung in der Gesellschaft, dagegen gedrückt, abhängig, arm und unwissend [1]). Wir erfahren, daß die Priester häufig selbst des Lesens völlig unkundig waren und die Einzelheiten der Formalien beim Gottesdienst nur mit dem Gedächtnis auffaßten und behielten. Bauern, welche es für vorteilhafter hielten, sich dem Geistlichenberufe zu widmen als sich mit der Landwirtschaft zu beschäftigen, Popensöhne, welche dem Beruf ihrer Väter folgten, bei denen sie nur etwas lesen lernten, konnten unmöglich irgendeine Führerrolle beanspruchen. Wenn etwa die Geistlichen des „Stoglaw" um die Mitte des 16. Jahrhunderts bei ihren Klagen über die allgemeine Unbildung des Priesterstandes in Rußland, die Vermutung aussprachen, es sei damit in der ersten Zeit des Christentums im Reiche besser bestellt gewesen, so steht eine solche Voraussetzung in der Luft und wird durch keine historischen Thatsachen gestützt [2]). Wie hätte es auch in der früheren Zeit, wo Bücher noch teurer und noch seltener waren, mehr Bildungsmittel geben sollen als später. Durch alle Jahrhunderte hindurch, sagt Golubinskij, ist das Gros der russischen Popen in einer Pariastellung verblieben [3]). Kein Wunder, daß ein durch solche Lehrer vertretenes Christentum sich nicht sehr wesentlich von dem Heidentum unterschied, daß es, soweit die Masse des Volkes in Betracht kam, keine Geschichte hatte, keine Entwickelung aufwies. Durch Aberglauben und heidnische Vorstellungen veranlaßte Mordthaten, wie sie auch wohl in unsern Tagen in Rußland die Kriminalgerichte beschäftigen, begegnen uns Zug für Zug in denselben Formen in den Chroniken der ersten Jahrhunderte russischer Geschichte [4]). Jahrhunderte waren seit der Einführung des Christentums vergangen, als ein Abt Pamphilius im Jahre 1504 an den Fürsten Dimitrij Rostowskij, Statthalter von Pskow, folgendes Sendschreiben mit Klagen über den heidnischen Unfug der Bevölkerung richtete: „Kaum

1) S. Golubinskij, I, 1, S. 381 ff.
2) Ebenda I, 1, S. 405.
3) Ebenda S. 464.
4) S. z. B. Strahl, I, S. 470.

bricht der große Festtag der Geburt Johannis des Täufers an, und schon vor diesem großen Feiertage, so gehen die Unholde, Mann und Weib, die Hexen auf Wiesen und Sümpfe, in Einöden und Wälder, zu suchen Todeskräuter zum Verderben des Leibes, giftige Gräser, um Menschen und Vieh umzubringen, und graben wundersame Wurzeln, um ihre Männer zu vergiften. Dieses alles thun sie mit Hilfe des Teufels, mit satanischer Beschwörung. An diesem Feste gerät die ganze Ortschaft in Aufruhr, und in den Dörfern erhebt sich ein Höllenlärm mit Schnarren, Schellen, Pfeifen, Saitenspiel und anderem Teufelswerk und mit Springen und Tanzen" u. s. w. Ähnliche Klagen begegnen uns in den Verhandlungen der Stoglaw-Versammlung von 1551 [1]). Bei bedeutenderer Bildung der Geistlichkeit hätte diese gegen die heidnischen Sitten und Unsitten, gegen aberwitzige mythologische Vorstellungen und rituelle Verbrechen erfolgreicher ankämpfen können, als es der Fall war. Sehr entschieden hebt Golubinskij hervor, wie die russische Geistlichkeit ganz unfähig gewesen und geblieben sei, dergleichen Unfug im Volke zu beseitigen [2]). In den schärfsten Ausdrücken geißelt der „Stoglaw" die Laster und Verkehrtheiten, welche im Volke fortwucherten, und an denen die Geistlichkeit Anteil hatte. Die strenge Kritik, welche diese Versammlung von 1551 an den leidigen Zuständen übte, entspricht den allerdings gelegentlich noch schärferen Urteilen, welche wir in den Schriften derjenigen Westeuropäer finden, welche Rußland im 16. und 17. Jahrhundert kennen lernten. Diese Beobachter kommen sehr häufig darauf zurück, daß es in dem russischen Gottesdienste der Regel nach keine Predigt gebe. Es ist für die russische Kirche charakteristisch, daß sie auf dieses Mittel des Einflusses, der Belehrung, der Erziehung des Volkes verzichtet hat, daß sie wegen des niedrigen Standes der Bildung der Geistlichen darauf verzichten mußte. Der Umstand,

1) S. Bestushew-Rjumin, Russische Geschichte, I, S. 22, Anmerkung.

2) S. seine Ausführungen, II, S. 724—744.

daß das Kirchenslawische denn doch nicht Volkssprache war, mochte die Einführung der Predigt in den Gottesdienst erschweren. Wäre der Patriarch Nikon mit den von ihm angebahnten Reformen durchgedrungen, so wäre die Predigt, welche er von allen Geistlichen forderte, denn doch wohl die allerwichtigste Besserung gewesen. Nur galt dabei als Voraussetzung ein höheres Bildungsniveau, welches durch Dekrete, Vorschriften, Befehle und Strafen ohne ein großartiges System von Bildungsanstalten nicht herzustellen war. Es war nicht zu verwundern, daß die rein äußerliche Betonung von endlos wiederholten Formeln und Gebeten den ausländischen Reisenden einen so wundersamen Eindruck machte, daß sie gelegentlich darüber spotteten. Sehr wenige im Volke, schreibt Margeret, werden von den Geistlichen im Lesen und Schreiben unterrichtet; kaum ein Drittel der Bewohner kann das „Vaterunser"; man darf behaupten, bemerkt derselbe Schriftsteller, daß die Unwissenheit die Mutter der Frömmigkeit dieses Volkes ist. Das Volk haßt die Wissenschaft, insbesondere die lateinische Sprache, schreibt Margeret weiter; beim Gottesdienste findet keine Predigt statt u. s. w. [1]). Olearius bemerkt, daß in Rußland von zehn Mönchen kaum einer das „Vaterunser" hersagen könne. Der Verfasser der „Relation des trois ambassades" (Miège) führt ebenfalls allerlei Beispiele zum Beweise an, wie unwissend die Geistlichen seien; es gebe gar keine Schulen, in denen sie unterrichtet werden könnten; daher wüßten sie nichts von den Prinzipien ihrer Religion und stellten in keiner Weise ein förderndes Element im Volke dar. Indem Miège darauf hinweist, daß Religion und Glaube sich auf rein äußerliche Frömmigkeit beschränken, bemerkt er, es sei die Unwissenheit die Mutter des Aberglaubens [2]). Der englische Handelsagent und Diplomat Fletcher wußte ebenfalls mancherlei von der Ignoranz und Roheit der russischen

1) Margeret, Ausgabe von 1821 (Facsimile der Ausgabe v. 1669), S. 27 ff.

2) „Relation de trois ambassades", S. 351 u. 382.

Geistlichen zu erzählen, welche aller und jeder Aufklärung im Wege ständen. Er meint den Geistlichen eine Feuersbrunst zuschreiben zu sollen, welche die erste im 16. Jahrhundert in Moskau angelegte Druckerei vernichtete [1]). Wollte man annehmen, daß die Ausländer als solche zu scharf und ungerecht über diese Verhältnisse urteilten, so kann man sich aus den Beschlüssen der 1551 von dem Zaren Iwan IV. berufenen Versammlung davon überzeugen, daß Schriftsteller, wie Fletcher und Busso, Petrejus und Olearius u. a. im Grunde nicht zu schwarz malen. Namentlich die in dem Geistlichenstande herrschende Unsittlichkeit wird im „Stoglaw“ mit den stärksten Farben geschildert. Auch die Unwissenheit kam bei dieser Gelegenheit zur Sprache, der Umstand, daß viele Priester kaum lesen konnten, und vieles andere. Um so begreiflicher erscheint es, daß Westeuropäer über solche heillose Zustände entsetzt waren. Zu den ausführlichsten und stärksten Schilderungen dieser Art gehören die Bemerkungen des Ingenieurs John Perry, welcher 1698 nach Rußland kam, um großartige hydrographische Arbeiten auszuführen. Er erzählt viele unterhaltende Züge von dem Wunderglauben, der in Rußland herrsche, von dem Aberglauben, der „Dummheit und Unwissenheit der Pfaffen“ und meint, in diesen Verhältnissen den Hauptgrund dafür zu erkennen, daß „sowohl bei den Geistlichen als bei den Laien so wenig Ehrbarkeit und Liebe zur Tugend anzutreffen“ sei. Auch Perry hebt hervor, daß nie gepredigt werde; von einem Geistlichen werde in erster Linie eine gute, helle Stimme verlangt, so daß er die Worte „Gott, erbarme dich unser“ 12- bis 15mal so geschwinde wie möglich in einem Atem hersagen könne. Irgendeine andere Vorbereitung werde nicht vorausgesetzt, bemerkt Perry weiter. Er wußte von Fällen, in denen Handwerker, u. a. ein Schmied, Priester geworden waren. Nur in Kijew gebe es eine Schule für Geistliche; sonst höre man nichts von derartigen Anstalten. „Daher kommt es“, lesen wir weiter in dieser Quelle, „daß ihre Priester nicht capable sind, ihre

1) Fletcher, Kap. 21. Russ. Genfer Ausgabe, S. 85—88.

Religion nur mit dem geringsten tüchtigen Argument zu verfechten. Und wenn man sich mit ihnen über ein Stück von der Theologie oder der Moral in einen Diskurs einläßt, so wissen sie von nichts zu schwätzen als von der Verehrung ihrer Heiligen, item von Haltung derer Fasten" u. s. w. Den vielen „dummen, einfältigen und abscheulichen Superstitiones und der Ungelehrsamkeit der Priester sowie der Treu- und Lieblosigkeit des Volkes" schreibt Perry den geringen Erfolg der christlichen Propaganda bei den Fremdvölkern zu. Er schildert die unwürdige Haltung der Geistlichen, welche dem Trunk ebenso ergeben zu sein pflegten wie das Volk [1]). Ähnliche Bemerkungen begegnen uns in den Schriften Neuvilles, Korbs u. a. Hatte schon Nestors Chronik über die häufig vorkommende Betrunkenheit der Geistlichkeit geklagt, so begegnen wir in den Quellen der Ausländer dem Hinweis auf diese Mißstände sehr häufig. Herberstein erzählt, er habe selbst sehr oft in Moskau betrunkene Priester öffentlich körperlich bestrafen sehen [2]); ähnliche Mitteilungen finden sich bei Olearius, Bockerodt u. a. Auch im Auslande, bei Gelegenheit des Erscheinens russischer Gesandter, fiel es auf, daß die Gesandtschaftsgeistlichen der Völlerei fröhnten und dafür von den Diplomaten in grausamster Weise geprügelt wurden. Sowohl frühere Schriftsteller, wie Bockerodt, als neuere Beobachter, wie der beste russische Kenner Sibiriens, Jadrinzew, haben die Wahrnehmung gemacht, daß die christliche Propaganda bei den Fremdvölkern gelegentlich zur Verbreitung der Trunksucht bei den letzteren beigetragen hat, wie denn z. B. in Sibirien noch neuerdings Priester ihre Stellung dazu benutzten, den streng verbotenen Branntweinverkauf als lukratives Gewerbe zu betreiben [3]).

Solche Züge veranschaulichen den verhältnismäßig unbeträchtlichen Gewinn der Christianisierung Rußlands durch die

1) „Der jetzige Staat von Rußland", Leipzig 1714, S. 280. 341 ff. 359.

2) Deutsche Ausgabe, S. 33 b.

3) S. Jadrinzew, Sibirien als Kolonie, angeführt in meiner „Europäisierung", S. 154.

Berührung mit Byzanz. Golubinskij warnt davor, den Wert des Einflusses der griechischen Zivilisation auf Rußland zu überschätzen, und betont, daß die geistige Bildung in Rußland vor der Periode des Mongolenjochs sich auf einer Stufe befunden habe, wie sie tiefer nicht gedacht werden könne [1]). Wenn nun die Gelegenheit, von andern westeuropäischen Völkern etwas zu lernen, während der Periode des Mongolenjochs (vom 13. bis zum 15. Jahrhundert) sich wesentlich verringerte und Rußland, in den Kreis asiatischen Lebens gebannt, sich von den Quellen allgemein-menschlicher Kultur abgeschnitten sah, so konnte die relativ geringe Anregung, welche Byzanz für wahre und eigentliche Aufklärung dargeboten hatte, erst recht keine gedeihliche Entfaltung aufweisen. Namentlich auf dem Gebiet einer sittlichen Läuterung des Volkes läßt die byzantinische Kirche, wie Golubinskij hervorhebt, irgend nennenswerte Ergebnisse vermissen. Wenn noch neuerdings von Leroy-Beaulieu darauf hingewiesen wurde, daß die Kirche in Rußland es nicht verstanden habe, die Nächstenliebe zu wecken, daß in den Klöstern der Geist der Aufopferung fehle, daß es keine glücklich organisierte Wohlthätigkeit und nur wenige Institute für Armen-, Kranken- und Greisenpflege gebe [2]), so finden sich ähnliche Bemerkungen inbetreff der früheren Zeit, da Rußland von Byzanz in dieser Hinsicht unmittelbar etwas hätte lernen können, bei Golubinskij [3]). Er macht darauf aufmerksam, wie das Christentum sich der Trunksucht und andern Lastern gegenüber ohnmächtig erwiesen und wie das Fehlen eines solchen wahrhaft zivilisatorischen Einflusses der Kirche sich in der Tatarenzeit als besonders verhängnisvoll herausgestellt habe. Ikonnikow und andere russische Schriftsteller haben darauf aufmerksam gemacht, daß die grausame Kriminaljustiz, manche Züge raffinierter Bosheit, die Brutalität bei Verfolgung der Ketzer, wohl zum Teil dem byzantinischen Einflusse

1) S. die wörtliche Äußerung bei Golubinskij, I, 1, S. 609.

2) Leroy-Beaulieu, deutsche Ausgabe, III, S. 242.

3) I, 2, S. 749.

zuzuschreiben seien. Dagegen macht Golubinskij inbetreff des rein Äußerlichen und Formellen kirchlich religiöser Gebräuche die Bemerkung, daß man Byzanz für ein solches Außerachtlassen der Gesinnung bei der Erfüllung kirchlicher Pflichten nicht allzu sehr verantwortlich machen dürfe, da manche Züge dieser Art ihren Ursprung andern Quellen verdankten. So z. B. seien der Formalismus beim Gebet, die vielen Beugungen und Kniefälle nicht byzantinischen Ursprungs, und der Glaube sei später äußerlicher geworden, als wie man ihn aus Griechenland überkommen hatte [1]). Wenn etwa neuerdings inbetreff solcher „religiöser Pantomimen" bemerkt worden ist, der Russe bete „mit allen Gliedmaßen", und es stelle sich hier eine orientalische Geisteseigentümlichkeit dar, welche an den Islam erinnere [2]), so darf man fragen, ob nicht vielleicht auch hier, wie in andern Stücken, mancherlei asiatisch-tatarische Einflüsse sich geltend gemacht haben? Daß man sich wenig reformbedürftig oder reformfähig erwies, entspricht der Stagnation, wie dieselbe den Gesamtcharakter des Morgenlandes auszeichnet. Die Inferiorität der Völker des orientalischen Bekenntnisses hat, wie noch neuerdings hervorgehoben wurde, die Kirche herabgezogen. Die Thatlosigkeit der Kirche resultiert aus der Unproduktivität der Völker. Unter Nikolaus I. soll der Metropolit von Petersburg, Seraphim, zu einem englischen Theologen gesagt haben: „Unsere Kirche kennt keine Fortentwickelung" [3]).

Es mag von Interesse sein, diesen Mangel an Einfluß der Kirche auf die Sittlichkeit an einzelnen Beispielen aus dem Gebiete der weltlich-geistlichen Litteratur zu veranschaulichen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde ein berühmtes Buch unter dem Titel „Domostroi", in wörtlicher Übersetzung „Ökonomie", eine Menge von Lehren und Ermahnungen enthaltend, verfaßt. Die religiösen oder geistlichen Partieen dieser

1) S. das Ausführliche bei Golubinskij, I, 1, S. 772 u. 774.
2) Leroy-Beaulieu, III, S. 97—98.
3) S. Palmer bei Leroy-Beaulieu, III, S. 60. 64.

Schrift sollen schon etwas früher, vielleicht im 15. Jahrhundert, verfaßt worden sein. Diese das kirchliche Leben betreffenden Abschnitte liefern ein sprechendes Zeugnis von der Art der Religiosität jener Tage. Die Ermahnungen sind in dem Tone einer geschäftlichen Instruktion gehalten. Von einer eigentlich religiösen Gesinnung oder Stimmung ist nicht die Rede. Dagegen giebt es eine Richtschnur, wie man sich in der Kirche, beim Gebet, beim Besuche von Klöstern, im Verkehr mit Geistlichen zu benehmen habe. Der Glaube erscheint als ein einfaches Fürwahrhalten, der Besuch der Kirche als eine Art äußerlicher Manipulation, das Gebet als ein Erfordernis der Höflichkeit, als eine Pflicht der Konvenienz. Es kommt nicht auf eine innere Heiligung an, sondern nur mehr auf eine äußere Werkheiligkeit. Sehr genau wird vorgeschrieben, wie man seine Hände beim Abendmahl halten, wie man die Hostie vorsichtig verzehren müsse, daß nicht etwa Brocken auf den Boden fallen; es wird streng verboten, sich in der Kirche auf einen Stock zu stützen, sich anzulehnen oder dgl. m. In Krankheitsfällen soll die Heilung u. a. durch Gebet, Gebrauch von geweihtem Wasser und durch Almosengeben gesucht werden, weil es viele Sünden gebe, die Gott durch Krankheit zu strafen pflege. Solche Sünden sind z. B. die Musik, die Jagd mit abgerichteten Hunden und Vögeln, das Pferderennen, Astrologie, Würfelspiel, Gebrauch von Zauberbüchern u. dgl. m.

Obgleich der „Domostroi“ den Anhängern aller und jeder Zauberei mit furchtbaren Kirchenstrafen droht, ist die religiöse Anschauung darin spuk- und gespensterhaft. Da findet sich u. a. die Bemerkung, daß in dem Augenblicke, wo wüste Trunkenheit und unsaubere Reden bei Tische überhand nehmen, die Engel aus der Nähe der Schmausenden und Zechenden entfliehen, „wie die Bienen vor dem Rauche“, und daß sich statt der Engel sogleich Teufel einstellen. Lachen bei Tische ist verboten. Nicht bloß Würfelspiel, sondern auch Schachspiel gelten als Schandthaten, welche beim jüngsten Gericht bestraft werden. Eine unangemessene Aufführung bei der Tafel — und das ist das zugleich eigentümlich Naive, Pha-

risäische, Materialistische dieser Art Auffassungen — macht die Speisen unschmackhaft; Wüstlinge haben keinen Erfolg bei ihren Unternehmungen, weil sie sich gewissermaßen nicht mehr der Protektion der Gottheit erfreuen. Ist man ehrerbietig und freigebig gegen die Geistlichkeit, dann gedeiht die Ernte. Almosen gelten als Kapitalanlage. Der geschäftsmännische Standpunkt drängt sich stets hervor. Das Mechanische bei gottesdienstlichen Übungen steht im Vordergrunde. Ausführlich wird vorgeschrieben, wie man die Wohnungen mit Heiligenbildern schmücken, welche Gebete man vor denselben verrichten, mit welchen Verbeugungen man diese Gebete begleiten müsse. Über die Haltung der Finger beim Schlagen des Kreuzes wird recht gründliche Vorschrift erteilt. Es gilt für ein fluchwürdiges, mit ewigen Höllenqualen zu bestrafendes Vergehen, von solchen Regeln abzuweichen.

Man sieht aus solchen Zügen, daß die Sittlichkeit der Kirchlichkeit unbedingt subordiniert ist. Der Begriff des Unrechts, der Unsittlichkeit besteht nur als Verstoß gegen die Gebote der Kirche. Handlungen, rein äußerliches Wohlverhalten ersetzen die Gesinnung. Starr und unverändert werden solche Satzungen der kirchlichen Wohlanständigkeit von Generation zu Generation vererbt. Eine solche Religiösität ist einer Schale ohne Kern zu vergleichen. Die Zucht des auswendigen Menschen soll genügen: von innerer Heiligung weiß man so gut wie nichts [1]).

Daß solche Anschauungen im Volke herrschend blieben, ersieht man aus anderen Schriften einer viel späteren Zeit. Zwei Jahrhunderte waren seit Abfassung des „Domostroi“ vergangen, als ein Mann aus dem Volke in der Zeit Peters des Großen, der Bauer Iwan Possoschkow, in seinen nationalökonomischen und didaktischen Schriften, insbesondere in einem für seinen Sohn verfaßten Laienbrevier, genau dieselbe Art Religiösität predigte. Da giebt es Ermahnungen, wie man

1) S. meine Abhandlung über den „Domostroi“ in der „Russischen Revue“, Bd. IV.

sich den Geistlichen gegenüber verhalten müsse: der geringste Mönch sei mit den besten Speisen zu bewirten, wenn man Gottes Zorn vermeiden wolle. Das achtungsvolle Benehmen soll sich auch auf betrunkene Geistliche erstrecken, da die ihnen von Gott verliehene Gabe des heiligen Geistes keinen Anteil habe an dem Rausche. Auch Bettlern, als Repräsentanten Gottes, müsse man die leckersten Bissen vorsetzen; sonst müsse es Gott kränken, wenn er sähe, daß seine Schutzbefohlenen schlecht behandelt würden. Es ist immer derselbe Standpunkt der klug berechnenden, stets nur von Gesichtspunkten des Lohnes und der Strafe geleiteten Religiösität. Man strebt danach, die Vorsehung aus Zweckmäßigkeitsgründen durch konventionelle Höflichkeit für sich einzunehmen. Durch die Courtoisie gegen Geistliche und Bettler hofft man Vorteile zu erlangen oder Schaden zu vermeiden, wie man wohl Hofbeamten schmeichelt, um die Gunst des Fürsten zu erlangen. Eine gewisse Kleinlichkeit in allen solchen Dingen macht sich geltend. Die Art und Zahl der Verbeugungen beim Gottesdienst, oder wenn man an einer Kirche vorbeigehe oder an einem Heiligenbild, erscheint von der allergrößten Wichtigkeit für das Seelenheil. Ähnlich wie im „Domostroi" begegnen uns auch hier Vorschriften über die technische Seite der Religiösität, z. B. daß man in der Kirche nicht unvorsichtig spucken, sich nicht schneuzen dürfe; achte man in der Kirche, heißt es weiter, auf die Schönheit der Mädchen und Frauen, so werde dadurch die Wirkung aller Gebete zunichte gemacht. Sehr eingehend handelt Possoschkow von den Regeln, welche bei dem Stiften von Kerzen vor den Heiligenbildern zu beobachten seien. Es giebt da eine genau vorgezeichnete Rangabstufung. Alle äußeren kirchlichen Verrichtungen, wie Possoschkow dieselben seinem Sohne vorschreibt, zeugen von einer gewissen Besorgnis, durch die Unterlassung derselben und durch irgendeine Inkorrektheit das Seelenheil zu verscherzen, dem Teufel zu verfallen. Wer seines Beichtvaters Gebote nicht befolgt, den überwindet der Teufel, welcher leicht in den Menschen gelangt, da er doch mühelos durch Eisen hindurchkriecht. Wer sterbend das Abendmahl

empfängt, dem können „die Dämone im Fegefeuer" nichts anhaben. Daß der Begriff des Pharisäertums mit demjenigen der Scheinheiligkeit zusammenfällt, weiß Possoschkow nicht. Ihm erscheint gerade die Haltung und Handlungsweise der Pharisäer nachahmenswert. Luthers Eifer gegen die Werkheiligkeit hält er für die ärgste Ketzerei. Daher die Ausführlichkeit, mit welcher von Kniebeugungen und Fasten geredet wird. Possoschkow schlägt den Einfluß der bösen Mächte sehr hoch an. Durch Gebete wird die Wahrscheinlichkeit, den Angriffen des Teufels zu entgehen, erhöht. Das Kreuzschlagen hilft gegen den Teufel, welcher unausgesetzt thätig ist und, auf alle schwachen Augenblicke lauernd, leicht eine gewisse Zerstreutheit beim Gebete bewirkt und den Erfolg des Gebetes vernichtet. Auch auf die Zahl der Gebete kommt es an. Man muß sie oft wiederholen. Jedes Heiligenbild verlangt eine besondere Anrede; es herrscht da eine genau vorgeschriebene Etikette. Das savoir faire gilt in geistlichen Angelegenheiten für entscheidend; es handelt sich um Dressur, um einen krassen Formalismus. Auf ein Buch sich zu stützen oder irgendeinen Gegenstand auf dasselbe zu stellen, es anders als in der Brusttasche zu tragen, also beileibe nicht in einer niedriger gelegenen, gilt als Sünde. Durch solch einen Frevel wird Gottes Namen vernichtet.

Man ersieht aus alledem, daß eine rein mechanische, kleinliche und naive Auffassung von den Beziehungen des Menschen zu Gott vielen Zeitgenossen Peters des Großen anhaftete, daß man von wahrer Aufklärung und eigentlicher Religiösität sehr weit entfernt war. Die Lehre des Kopernikus, daß die Erde sich um die Sonne bewege, erscheint dem Bauern Possoschkow als ein faules Geschwätz, durch welches das Wort Gottes verunglimpft wird, und für welches die Lutheraner verantwortlich gemacht werden. Wie im „Domostroi", so treten uns auch in den Ausführungen Possoschkows mittelalterliche Beschränktheit und byzantinische Stagnation entgegen. Man war im Götzendienste des Dogmas befangen. Glauben und Aberglauben berühren einander. Göttliche Wunder und Zauberei

erscheinen als gleichwertig. Gott und Teufel gegenüber hilft allem zuvor ein geschicktes, unermüdliches Manövrieren; die Zahl der Gebete und Kniefälle, das Gewicht der Sünden, der Werke geistlicher Übungen, alles dieses kann in der laufenden Rechnung eines jeden mit Himmel und Hölle arithmetisch ausgedrückt werden. Die Almosen z. B., welche der Bettler erhält, sind eine der Vorsehung gegenüber kontrahierte Schuld, welche durch religiöse Übungen ausgeglichen werden muß. Erhält er ein Stück Brot, so muß er drei Fußfälle machen; der kleinsten Münze entsprechen sechs, der zweitkleinsten zwölf Fußfälle. Die Vorsehung gilt dem Bauern Possoschkow als ein unbarmherziger Gläubiger, welcher fort und fort mit der kleinlichsten Genauigkeit die laufenden Rechnungen seiner Schuldner revidiert. Solche Anschauungen gediehen als üppig wuchernde Giftpflanzen auf dem sumpfigen Boden des Byzantinismus. Man begreift, daß Luthers Ansichten von dem Werte des Glaubens und der Gesinnung einem Possoschkow als das schlimmste Teufelswerk erschienen; man findet es aber auch leicht erklärlich, wenn der weitblickende, geniale, aufgeklärte Peter der Große einem solchen Byzantinismus gegenüber seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß unter den zehn Geboten ein sehr wichtiges fehle, nämlich: „Du sollst nicht heucheln“ [1]).

In der Litteratur Westeuropas über Rußland ist inbetreff der Kirche und Religion viel Ungünstiges zu lesen. Von dem Freiherrn von Herberstein zu Anfang des 16. Jahrhunderts an bis zu Anatole Leroy-Beaulieu zu Ende des 19. Jahrhunderts verweilten eine Menge von Schriftstellern mit Ausführlichkeit, aber nicht ohne Unbehagen bei diesem Gegenstande. Die wunderlichsten Spitzfindigkeiten und abstoßendsten Formalien treten uns in den von Herberstein mitgeteilten Beilagen über allerlei Vorschriften hoher Geistlicher inbetreff sehr heikler

1) S. über Possoschkows Schriften mein Buch „Iwan Possoschkow, Ideen und Zustände in Rußland zur Zeit Peters des Großen“. Leipzig 1878, S. 84 ff.

Dinge entgegen [1]); alttestamentliche Satzungen beschäftigten die Kirchenfürsten, statt daß sie nach wahrer Bildung gestrebt hätten. Juel, der dänische Gesandte, ist 1709 höchlichst erstaunt, daß der Metropolit von Nowgorod das Lateinische nicht kannte [2]). Als die Trauung der Nichte Peters des Großen, Anna, mit dem Herzoge von Kurland stattfand, mußte der Sekretär des dänischen Gesandten, Äreboe, dem das Paar trauenden Geistlichen die an den Herzog in lateinischer Sprache zu richtenden Fragen und sonstige Formalien beibringen [3]). Immer wieder bis auf die neueste Zeit begegnet uns auch in russischen Kreisen die Klage über die Unwissenheit der russischen Geistlichen, welche z. B. in den Klöstern die wertvollsten Handschriften vernichteten und wissenschaftliche historische Untersuchungen aus Trägheit zu hindern suchten [4]). Wenn etwa früher die Priester Haussklaven waren oder ein Proletariat darstellten, so ist das auch später kaum besser geworden, sodaß z. B. der Hausgeistliche des Grafen Kirill Rasumowskij zu Ende des 18. Jahrhunderts schlechter besoldet wurde als der Kammerdiener des jüngsten Sohnes dieses Geldfürsten [5]). Bei einer so kläglichen materiellen Lage und sozialen Stellung ist es nicht verwunderlich, daß der Einfluß der Geistlichen insbesondere in den höheren Klassen der Gesellschaft verschwindend gering ist. Weil die Bildung der Priester und Mönche nicht entfernt Schritt hielt mit der Erudition der Gebildeten in Rußland im 18. Jahrhundert, mußte auch der Anteil der Geistlichkeit an den Geschäften des Staates und Hofes sich mehr und mehr verringern. Es ist kein Zufall, daß wir z. B. bei den Umwälzungen im Mittelpunkte des Staates während der Jahrzehnte, welche auf Peter den

1) „Canones oder Artikel" und „Etliche Fragestücke" 2c. bei Herberstein, deutsche Ausgabe, Blatt 37—39.

2) Groves Edition von Juels Tagebuch, S. 127.

3) Juel 298 und Äreboe.

4) S. Ikonnikow, Versuch einer russischen Historiographie, Kijew 1891 (russisch), S. 175 u. 245.

5) S. Wassiltschikow, Die Familie Rasumowskij (russisch), Bd. I, Beilage XII.

Großen folgten, keine oder so gut wie keine Mitwirkung der Geistlichen wahrnehmen. Bei der großen gesetzgebenden Kommission unter Katharina II. (1767—1768), wo doch kleine Leute, z. B. Bauern und Kosaken, Vertreter von Fremdvölkern und schlichte Bürger als Parlamentarier auftreten, ist die Geistlichkeit so gut wie gar nicht beteiligt [1]). Das niedrige Bildungsniveau der Geistlichkeit hat selbst ein Peter der Große nicht zu heben vermocht. Im Gespräch mit Ausländern hat der Zar sich bisweilen mit bitterem Humor darüber geäußert. So z. B. erzählte er im Jahre 1697 auf seiner berühmten Reise nach Westeuropa, in Mitau: er habe einen gewissen Marcellus, einen tüchtig gebildeten, vielgereisten und sprachkundigen Mann, im Jahre 1690 zum Patriarchen machen wollen; aber die Russen hätten stürmisch gebeten, gerade diesen nicht zu wählen, weil er fremde Sprachen spreche, weil sein Bart nicht lang genug sei, und weil sein Kutscher nicht, wie üblich, auf dem Pferde, sondern auf dem Bocke säße [2]). So wurde denn jener Patriarch gewählt, dessen von Fremdenhaß zeugendes Testament wir oben anführten. In derselben Zeit, da Luther die Musik als eine „Gabe Gottes" pries, welcher neben der Theologie der nächste Platz gebühre, als eine Kunst, in welcher „der Same vieler Tugenden stecke", berichtete Herberstein, daß, wenn in Rußland bei den Priestern eine Harfe oder sonst ein musikalisches Instrument gefunden würde, sie ernstlich gestraft würden [3]); und so haben sie denn auch bis auf die neueste Zeit mit der Kunst ebenso wenig zu schaffen gehabt, wie mit der Wissenschaft. Hat der „Stoglaw" um die Mitte des 16. Jahrhunderts schon über die nutzlosen zahlreichen Feiertage geklagt, so ist dieser Unfug bis auf den heutigen Tag bestehen geblieben, zum Teil, weil die Geistlichkeit ein Interesse daran hat, Reformen auf diesem Gebiete zu

1) S. meine Abhandlung über diese gesetzgebende Kommission in der „Russ. Revue", Bd. XX, S. 245.

2) Blomberg, An account of Livonia, London 1801, angeführt in meinem Buche über „Peter den Großen", S. 98.

3) Herberstein, deutsche Ausgabe, Blatt 34ᵃ.

verhüten [1]). Es geschieht nicht selten, daß an Feiertagen das Heu auf dem Felde vermodert und die Ernte verkommt, weil nicht gearbeitet werden darf; und wenn man sich an solchen Tagen etwa dazu entschließt, so darf der Arbeitslohn nicht in Geld, sondern nur in Branntwein gezahlt werden, was der ohnehin verbreiteten Völlerei Vorschub leistet.

Vor nahezu zwei Jahrhunderten bemerkte der dänische Gesandte Juel in seinem Tagebuche: „Bei uns wissen die dreijährigen Kinder mehr von der Religion als die Erwachsenen in Rußland" [2]). Seitdem ist für die Hebung des Bildungsniveaus der Massen verhältnismäßig wenig geschehen, weil die Geistlichkeit mit geringem Erfolg ihre Lehrermission zu erfüllen vermag. Die Jahrhunderte, bemerkt Leroy-Beaulieu, ziehen in Rußland langsamer vorüber als anderswo; für die Masse des Volkes besteht noch das Mittelalter. Vergebens hat Diderot Rußland besucht und besitzt dieses Land Voltaires Bibliothek; das Volk steht noch im theologischen Zeitalter [3]). Während Katholiken und Protestanten, sagt derselbe Forscher, den Ausbau ihrer Kirchen förderten, ist der Orient regungslos, in Überlieferung versteinert. Man ist konservativ u. a. auch in der Beibehaltung des julianischen Kalenders. Das orthodoxe Rußland, schreibt Leroy-Beaulieu, läßt die Sterne am Himmel wandern und die Erde sich drehen, ohne dem Laufe der Sonne gebührend Rechnung zu tragen: trotz seiner Observatorien lebt Rußland fort und fort in einem Zeitirrtum [4]). Bei allen derartigen Reformen ist, wie schon Peter der Große erfuhr, der Widerstand der Geistlichen, das Vorurteil der in byzantinisch-mittelalterlichen Anschauungen verharrenden Massen sehr schwer zu überwinden. Peters Freund und Genosse, Feofan Prokopowitsch, ein kleinrussischer Theolog von hoher Bildung, ein Mann, welcher seine Kenntnisse dem

1) S. u. a. die dem Minister Jermolow zugeschriebene Monographie „Die Mißernte und das Volkselend" (russisch), 1891, S. 218 ff.

2) Juel, S. 102.

3) Leroy-Beaulieu, III, S. 9.

4) Leroy-Beaulieu, III, S. 85, 130.

Studium der Schriften der protestantischen Theologen, eines Quenstädt, Gerhard u. a. verdankte und mit Vorliebe die Werke Descartes', Bacons, Buddeus' u. s. w. las, war, als er nach Großrußland kam, entsetzt über die Leidenschaft für theologische Haarspalterei, welche Laien und Geistliche erfüllte. Bei verschwindend geringen Kenntnissen, schreibt Prokopowitsch an einen Freund, halte sich jeder für unfehlbar und weise; alle litten an der „Krankheit der Theologie"; statt des Wissensdurstes und Forscherdranges herrsche die Tyrannei des Vorurteils u. s. w. [1]). Juel erzählt, wie Peter wiederholt im Gespräch mit ihm voll Verzweiflung über die Unbildung und die Unfähigkeit der russischen Priester, welche ihre Pflichten nicht zu erfüllen vermöchten, gesprochen habe. Der dänische Gesandte Westphalen, welcher in der letzten Zeit der Regierung Peters in Rußland weilte, berichtet sehr drastisch in seinen Depeschen, wie Peter, so oft er den Synod besuche, ganz erschüttert sei von der Heuchelei und Beschränktheit der Geistlichkeit, welche nicht irgend sich fähig und willig zeige, zur Hebung der Bildung, zur Besserung der Sitten des Volkes beizutragen. Bei solchen Gelegenheiten gerate der Kaiser in Zorn und drohe mit entscheidenden Maßregeln [2]). Man muß zugeben, daß Peter auf diesem Gebiete mit seiner Reformthätigkeit wenig Erfolg gehabt hat, wenn er es auch im wesentlichen verstand, die reaktionären Bestrebungen der Geistlichen und der Sektierer niederzuhalten. Beachtenswert ist in dieser Hinsicht Vockerodts zusammenfassender Ausspruch über Peters Reformen auf geistlichem Gebiete: „Übrigens ist es eine annoch unausgemachte Frage, ob Petrus I. en bon politique gehandelt, da er seine Klerisei kultivieren und aus der vorigen Barbarei und Ignoranz ziehen wollen; und ob er nicht vielmehr, wenn er darinne reüssieret hätte, sich und seinen Nachkommen die Ausführung ihrer künftigen Desseins, inson-

1) Tschistowitsch, Leben Feofan Prokopowitschs (russisch), Petersburg 1868, S. 39.

2) Archiv in Kopenhagen.

derheit wann sie dem geistlichen Interesse zuwider gewesen, viel schwerer gemacht haben würde. Wenigstens sind viele vernünftige Leute der Meinung, daß er es mit seiner Reformation schwerlich so weit hätte bringen können, wann er mit einer habileren Klerisei zu kämpfen gehabt, die sich bei dem Volke Liebe und Respekt zu erwerben und selbige zu ihren Vorteilen recht zu gebrauchen gewußt hätte" [1]).

---

5. Das Sektenwesen.

Die Entstehung und Entwickelung des Sektenwesens in Rußland ist wesentlich im Zusammenhange mit den Verhältnissen zu verstehen, welche in den vorstehenden Abschnitten geschildert wurden. Der „Raskol" (wörtlich „Spaltung") ist, wie Leroy-Beaulieu sagt, das charakteristischeste Merkmal, an welchem man den moskowitischen Orient von dem europäischen Occident unterscheiden kann [2]). Er ist wesentlich ein Erzeugnis der Unbildung, des Mangels an Aufklärung im Volke, veranlaßt durch die Stagnation der geistigen und geistlichen Kultur seit den Zeiten des Heidentums und dem schwachen Einflusse der Kirche, deren Vertreter nicht imstande waren, anregend und aufklärend auf die Massen zu wirken. Ein so beschränktes Haftenbleiben am Äußerlichen in Glaubensfragen und kirchlichen Angelegenheiten, eine so plumpe Häresie, ein so halsstarriges Festhalten an kleinlichen Formalien, ist mit Recht als eine Kellerpflanze bezeichnet worden, welche nur in der Dunkelheit der religiösen Stagnation gedeihen konnte, welche man zu einem guten Teile dem byzantinischen Einflusse verdankte. Weder der Pope noch der Polizeibeamte kann, wie sehr treffend gesagt worden ist, gegen dieses Übel so erfolgreich ankämpfen wie die europäische Kultur. Ein Russe äußert sich etwas stark darüber mit folgenden Worten: „Wenn der Raskol

1) Herrmann, Rußland unter Peter dem Großen, Leipzig 1872, S. 17.

2) Bd. III, S. 313.

zweihundert Jahre gedauert hat (d. h. seit den Zeiten der Reformversuche des Patriarchen Nikon), so kommt dieses daher, weil das russische Volk tausend Jahre geschlafen hat" [1]). Die Absurdität solcher Verirrungen in den unteren Schichten des Volkes geht so weit, daß man Mühe hat, sich die Möglichkeit solcher Phantastereien, einer solchen Verständnislosigkeit für das Wesen der Religion, einer solchen Übertreibung des byzantinischen Formalismus vorzustellen. Der bekannte Historiker Ssolowjew bemerkt sehr treffend, daß sowohl die Sektierer als die offizielle Kirche das Wesentliche von dem Unwesentlichen in Religionsfragen nicht zu unterscheiden vermocht hätten. Die einen meinten, daß alles Seelenheil davon abhinge, daß man das Kreuz mit drei Fingern schlage, während die andern bereit waren, für die Überzeugung zu sterben, daß man sich nur mit zwei Fingern bekreuzen dürfe. An Eigensinn und Beschränktheit waren also, wie der russische Geschichtsforscher bemerkt, beide Parteien: die Staatskirche und die von derselben Abgefallenen, einander gleich [2]). Sollte man es für möglich halten, daß darüber gestritten wurde, ob der Name Jesu im Russischen mit „Jesus" oder „Jissus" geschrieben werden sollte, ob man beim Gebete „Herr erbarme dich" oder „o Herr, erbarme dich" sagen sollte, und daß man meinen konnte, von der Korrektheit der einen oder andern Form sei alles abhängig? Fragen, wie diejenige, an welchem Baume sich Judas erhängt, in welchem Monate Gott den Adam geschaffen habe, sind auf das allereifrigste diskutiert worden, als sei dergleichen entscheidend im religiösen Leben der Menschen. Solche eigensinnige Haarspaltereien gewähren einen Einblick in das geistige Vacuum, welches die Kirche nicht mit einem Inhalte zu erfüllen vermocht hatte, in die Abwesenheit aller Bildung, welcher der Staat so lange Zeit hindurch nicht hatte abhelfen können oder wollen.

Die russische Zensur hat längere Zeit hindurch ein ein-

1) Leroy-Beaulieu, III, S. 518.
2) Ssolowjew, Geschichte Rußlands, XIII, S. 141 ff.

gehenderes Studium der Geschichte des Raskol zu verhindern gesucht. Haxthausen hat sich relativ früh für diesen Gegenstand interessiert; das Hauptwerk über die frühere Form des Sektenwesens und dessen Entwickelung im Anschluß an die Reformen des Patriarchen Nikon und des Zaren Peters des Großen, erschien 1859 zu Kasan und hatte den Professor Schtschapow zum Verfasser. In umfassendster Weise, wenn auch in ungeschickter Anordnung werden hier die geistigen und sittlichen, die kirchlichen, politischen und sozialen Verhältnisse dargelegt, welche im 17. und 18. Jahrhundert zur Entstehung und Ausbreitung dieser krankhaften Erscheinung am Volkskörper geführt haben. Spätere Schriftsteller wie Kelssiew, Melnikow, Jessipow, Lamanskij u. a. haben die neueren Phasen des „Raskol“ beschrieben. Es sind zahlreiche Bände von Materialien zur Geschichte des Sektenwesens herausgegeben worden. Man hat immer wieder auf dem Wege der nicht sehr erfolgreichen statistischen Enquête den Umfang des Übels festzustellen gesucht; man hat wohl auch vonseiten des Staats und der Kirche mündlich und schriftlich gegen die Sektierer polemisiert. Die Verfolgung der letzteren, das Märtyrertum, hat die Zahl der Nonkonformisten gesteigert. Zählten die „Raskolniks“ in der Zeit Nikons nach Hunderttausenden, so wird die Zahl derselben gegenwärtig auf 13—17 Millionen geschätzt. Die Nüancierung und Differenzierung des Raskol hat Fortschritte gemacht. Westeuropäische Einflüsse verschiedener Art machten sich geltend, um die Einheit der Staatskirche noch mehr als früher zu verletzen und zu durchbrechen. Es werden so heterogene Erscheinungen unter dem Namen des „Raskol“ insbesondere im offiziellen Sprachgebrauche zusammengefaßt, daß das eine Wort nicht hinreicht, die Sache zu benennen. Den retrospektiven kulturfeindlichen Tendenzen der früheren Sekten stehen entgegengesetzte Bestrebungen anderer religiöser Gemeinschaften gegenüber.

Wir haben es in den folgenden Ausführungen mit den früheren Phasen des Raskol zu thun. Es sind hier vornehmlich die Ereignisse der Regierungen Alexeis und Peters ins

Auge zu fassen. Weniger wesentlich wäre eine Darstellung der Sekten früherer Zeiten. Es traten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Pskow und Nowgorod die Strigolniki auf (nach dem Gewerbe ihres Stifters so genannt), welche erklärten, daß, da die Geistlichen ein ihres Standes unwürdiges Leben führten, sie unfähig seien, ihr Amt zu verwalten. Sie gingen weiter, indem sie behaupteten, daß ein besonderer geistlicher Stand überhaupt nicht erforderlich sei. Dieser übrigens episodisch auftretenden, durch die Erbitterung über die Habsucht und Unmäßigkeit der Geistlichen veranlaßten Sekte entsprachen die späteren, unter dem Namen „Bespopowschtschina“ („ohne Geistliche“) zusammenzufassenden Schismatiker. Von vorübergehender Bedeutung waren zu Ende des 15. Jahrhunderts auch die Anhänger des Juden Scharia, ebenfalls in Nowgorod. Gleichfalls episodisch trat die Bewegung einer Gruppe von Männern in Moskau im 16. Jahrhundert auf, welche unter dem Einflusse der Reformation standen und sich gegen die Unzulänglichkeit der Bildung und gegen sittliche Mängel der Geistlichen richteten. An der Spitze dieser Agitation stand ein Bojarensohn Baschkin. Er und seine Genossen wurden durch Einsperrung in Klöster beseitigt [1]).

Von unvergleichlich größerer Bedeutung war die Bewegung, welche sich gegen die von dem Patriarchen Nikon angebahnten Reformen richtete. Das Verlangen des Kirchenfürsten, die Geistlichen sollten eine bessere Bildung anstreben, in den Kirchen predigen, ihre Pflichten eifriger und pünktlicher erfüllen als früher, rief die größte Entrüstung hervor. Nicht ohne Grund lobte der kaiserliche Gesandte Meyerberg den Eifer des Patriarchen, der die Sitten verbesserte, Schulen gründen wollte, Geistliche wegen ihrer Völlerei streng bestrafte, denjenigen, welche nicht zu lesen und zu schreiben verstanden, die geistliche Weihe verweigerte und eine Verbesserung der kirchlichen Schriften

1) Der Prozeß Baschkins und seiner Genossen ist dem deutschen Leser in einer Monographie Kostomarows zugänglich in Henkels Edition „Russische Geschichte in Biographieen“, Leipzig 1886, Bd. I.

anbahnte. Aber die Gewaltthätigkeit und Härte, mit welcher solche Maßregeln durchgeführt wurden, erbitterte die Geistlichen, wie die Laien, denen jede Neuerung als Ketzerei erschien. Die bildungs- und reformfeindlichen Elemente thaten sich zusammen in der Agitation gegen solche Reformen. Die niedere Geistlichkeit lehnte sich auf gegen die Verbesserung des Kirchengesanges, gegen die Einführung der Predigt in den Gottesdienst, gegen die Prüfungen, denen angehende Geistliche unterworfen werden sollten, gegen die philologischen Liebhabereien des Patriarchen, welcher Gelehrte, wie Sslavenizkij, Arssenij, Ptizkij u. a. berief, um kirchliche Schriften nach slawischen und griechischen Handschriften zu verbessern. Ein Konzil im Jahre 1654, von dem Zaren Alexei zu einer Zeit berufen, da noch das beste Einvernehmen zwischen ihm und dem Patriarchen herrschte, sanktionierte diese Reformen unter Zustimmung des dabei anwesenden Patriarchen von Antiochien und eines serbischen Kirchenfürsten. Es stellte sich heraus, daß Setzer und Drucker bei der in Moskau bestehenden Typographie das Institut benutzt hatten, um in Flugschriften das Volk auf die Gefahr der Reform aufmerksam zu machen. Sie wurden entfernt. Nikon war im Recht; die Verständigeren spendeten ihm Beifall; bei den Kirchenfürsten im ganzen Orient genoß er ein hohes Ansehen; die Ausländer rühmten ihn laut. Er wollte den Gottesdienst dadurch verbessern, daß das unsinnige rasche Plappern und unverständliche Herleiern der Formeln durch eine klare und deutliche Aussprache, durch würdige Haltung und klaren Tonfall ersetzt würden; er gedachte die Kirchen reicher zu schmücken und besser auszustatten; er leistete manchen Fortschritten der Architektur und Malerei Vorschub; in den seiner Verwaltung untergebenen Klöstern gab es Künstlerateliers und Werkstätten, in denen in diesem Sinne gearbeitet wurde. Er wollte gegen die Unwissenheit der Popen, gegen ihre Unsittlichkeit ankämpfen. Viele wurden zu Zwangsarbeiten verurteilt, in Gefängnisse gesperrt. Nikon war ein Freund der Bildung überhaupt. Er beschränkte sich nicht darauf, geistliche Werke und kirchliche Schriften aus Griechenland zu verschreiben;

er erhielt von dorther auch Handschriften heidnischer Klassiker. Vornehme Russen, z. B. der aufgeklärte Bojar Rtischtschew, unterstützten ihn in diesen Bestrebungen und spendeten Mittel zur Gründung von Schulen, in denen das Lateinische und das Griechische gelehrt werden sollten. Nikon selbst predigte mit großem Erfolge; es strömte viel Volks zusammen, um den Worten des gewaltigen Redners zu lauschen.

Aber solche Neuerungen erschienen dem Volk als unerhört, ketzerisch, das Seelenheil gefährdend. Der Buchstabenglaube stand in Frage. Man meinte, es sei die Zeit des Antichrists angebrochen. Die Geistlichen sahen sich in ihrer alten Routine beeinträchtigt und verbreiteten in den Massen die größte Erbitterung. Es wurde, wie Meyerberg als Zeitgenosse und Augenzeuge berichtet, die Parole ausgegeben, daß durch die Reformen der Bestand der rechtgläubigen Kirche geschädigt werde. Großrussische Geistliche ertrugen es nicht, daß Nikon die höher gebildeten Griechen und Kleinrussen ihnen vorzog.

Heidnische Reminiszenzen und von Byzanz überkommene Prinzipien der Stagnation, Chinesentum und brutale Instinkte, wie sie Halbwilden entsprechen, vereinigten sich, um einen heillosen Aufruhr im Volke zu entfachen. Wäre Nikon im Amt, im Vollbesitz seiner Macht als Patriarch geblieben, so hätte er vielleicht die Opposition niederwerfen und mancherlei für eine gedeihliche Entfaltung russisch-kirchlichen Lebens durchsetzen können. Aber er stürzte, und es fehlte an einer Persönlichkeit, welche das Unternehmen solcher Reformen hätte fortführen können. Die Kirchenversammlung des Jahres 1666, welche manche der Neuerungen Nikons acceptierte, veranlaßte eine Erschütterung im sozialkirchlichen Leben des Volkes, welche bis auf die Gegenwart fortdauert. Die Altgläubigen, welche keine eigentliche politische Partei bilden, kein Zukunftsprogramm haben, nur in der Vergangenheit leben, die Zeit vor Nikon und Peter als ein Ideal ansehen, sind sehr treffend von einem der besten Kenner des russischen Sektenwesens, Melnikow [1]),

1) Als Romanschriftsteller „Petscherskij“. In seinen mehrbändigen Romanen „In den Wäldern“ und „Am steilen Ufer“ („na gorach“)

mit dem Weibe Loths verglichen worden, welches, rückwärts gewandt, zur unbeweglichen Säule wurde. Und doch liegt in diesem Proteste gegen die Kirche und den Staat, in der Energie jener mystisch-apokalyptischen Symbolik, mit welcher die Massen ihre Lehren verteidigen, in den materiellen Mitteln, über welche sie verfügen, eine Macht, welche der Staatsgewalt und der offiziellen Geistlichkeit die größten Schwierigkeiten bereitet. Das Volk liefert bei einer so hartnäckigen Opposition den Beweis, daß es nicht die stumpfe, gleichgültige Herde ist, für welche man es zu halten geneigt ist. Man hat die Sektierer als „die Kosaken der Religion“ bezeichnet. Ihre Auflehnung kann mit den Rebellionen der Strelzy, mit den Massenaufständen nomadisierender Bauern verglichen werden, welche den Organen der Staatsgewalt im 17. und 18. Jahrhundert so viel zu schaffen machten. Wie diese Kosakenhaufen und Räuberbanden, so repräsentieren auch die Sektierer den Widerstand gegen den Fortschritt im Sinne der abendländischen Kultur. Ihre meist passive Opposition wird dadurch wirksam unterstützt, daß sie durch sittliche Haltung, Nüchternheit, Sparsamkeit und Arbeitslust in den allermeisten Fällen die Anhänger der Staatskirche überragen. Aber ihre Beschränktheit, ihr fanatischer Eigensinn wirken abstoßend. Es ist ein pathologischer Zug in dem russischen Sektenwesen, welcher gelegentlich die wunderlichsten Denkfehler und die abenteuerlichsten Verirrungen aufweist.

Mitunter treten uns in dem Raskol Rückfälle in das Heidentum entgegen. Der gänzliche Mangel an Aufklärung leistete dem finstersten Aberglauben Vorschub. Die Regierung und die Kirche hatten nicht genug gethan, um das Volk zu bilden, und hatten nun unter den Folgen der Unterlassungssünde zu leiden. Schamanen und Hexen machten nicht bloß in Sibirien bei den Fremdvölkern [1]), sondern auch inmitten der christlichen Bevölkerung des europäischen Rußlands den

werden die heutigen Zustände des Sektenwesens an der Wolga mit unnachahmlicher Kraft, sehr realistisch geschildert. Der erstere Roman ist in deutscher Sprache erschienen.

1) S. Beispiele bei Schtschapow, S. 145.

Vertretern der Staatskirche die erfolgreichste Konkurrenz. Es geschah z. B. zu Ende des 17. Jahrhunderts, daß ein Zauberer in Wologda vorgab, durch ein Arzeneimittel, das aus dem getrockneten und zu Pulver zerstoßenen Herzen eines Kindes bereitet war, für den Raskol Anhänger gewinnen zu können. Als um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Pest in Moskau wütete, führten die Gegner Nikons das Unheil auf die Neuerungen des Kirchenfürsten, insbesondere auf die Verbesserung der kirchlichen Schriften zurück. Die Kirche imponierte dem Volke nicht genug. In den untersten Schichten stand man der Geistlichkeit stumpf und gleichgültig gegenüber. Es kam häufig vor, daß die Kirchen beim Gottesdienste leer standen, daß Ehen geschlossen wurden, ohne daß man einer kirchlichen Einsegnung zu bedürfen meinte, daß aller Einfluß der Religion auf die Moral versagte. Die Führer der Sektierer lehrten, daß man der Kirche nicht bedürfe. Die Massen wünschten gelegentlich sich jeder Kontrolle einer geistlichen Autorität zu entziehen. Nicht ohne Grund klagte Nikon darüber, daß das Volk ohne Beichtväter auskommen zu können meine. Oft erregte die geistliche Justiz die größte Entrüstung. Insbesondere in Pskow und in Nowgorod kamen Auflehnungen gegen Verdikte der kirchlichen Gerichtsbarkeit vor. Nikon selbst war bei solchen Gelegenheiten in Gefahr gewesen, von dem Pöbel gelyncht zu werden, welcher, seinen eigenen brutalen Instinkten folgend, anarchistische Prinzipien vertrat. Kein Wunder, daß die Sekten, welche den Geistlichenstand überhaupt für überflüssig und schädlich erklärten, sehr bald eine Menge von Anhängern zählten.

Man hat die Wahrnehmung gemacht, daß das Sektenwesen vornehmlich bei den Großrussen Verbreitung gefunden hat, weil diese von den Quellen der allgemeinen Kultur des Abendlandes auch räumlich am weitesten entfernt sind. In den Gegenden, welche dem heutigen Kleinrußland entsprechen, und in denen sowohl das staatliche als auch das kirchliche Leben sich früh entwickelt hatte, war der Kampf gegen das Heidentum erfolgreicher gewesen. Auch war hier das slawische Element, welches

enger mit Europa zusammenhing, unvermischter erhalten. Im Norden des europäischen Rußlands und in Sibirien, wo die dünngesäete Bevölkerung viele fremde Elemente aufwies, konnte die Kirche weniger Einfluß auf die spärlichen Bewohner dieser öden Landstriche gewinnen. Es war unmöglich, bei der Besetzung neuer Gebiete dieselben mit einer entsprechenden Anzahl von Kirchen zu versehen. Die Armut der Geistlichen erhöhte die Schwierigkeiten des Verkehrs mit den weit verstreuten Pfarrkindern. Mußte man Hunderte von Kilometern zurücklegen, um die Kirche zu besuchen, so unterblieb die Teilnahme am Gottesdienst in vielen Fällen überhaupt. Man kam ohne Priester aus. Da konnte es leicht geschehen, daß das Christentum einen heidnischen Charakter gewann, christliche Heilige Zug für Zug den Dämonen der vorchristlichen Zeit glichen, ein mechanischer Aberglaube bestehen blieb. Handschriftlich im Volke verbreitete Ratschläge der Sektierer, deren hirnverbrannte litterarische Produkte u. a. sich in der Bibliothek des Klosters von Ssolowezkoje gefunden haben, gewähren einen tiefen Einblick in die unglaubliche Borniertheit der Massen und ihrer Führer [1]). Wenn Schtschapow geneigt ist, solche Erscheinungen einem Verfalle der Reinheit des Glaubens, einer Demoralisation der Kirche, der Geistlichen zuzuschreiben, so steht dem gegenüber die Vermutung, daß es keines solchen Rückganges, keiner geistigen und sittlichen Depression bedurfte, da es viel wahrscheinlicher erscheint, daß es eine angeblich bessere Zeit nicht gegeben habe; es bedurfte nur des Anstoßes solcher energischer Reformen, wie Nikon und Peter dieselben auf geistlichem und weltlichem Gebiet anbahnten, um die unglaubliche Unbildung der Massen zur Perzeption gelangen zu lassen und eine Opposition in denselben wachzurufen, welche ohne ein solches Eingreifen der Staatsgewalt und der Kirche keinen Grund gehabt hätte. Viele Generationen waren in einem Scheinchristentum aufgewachsen, hatten in abgöttischem Betonen des Äußerlichen ihr Heil gesucht, waren ganz obenhin für die Beobachtung

1) S. eine Probe bei Schtschapow, S. 151.

gewisser Gebräuche dressiert gewesen. Wenn nun plötzlich das Idyll einer solchen Stagnation durch die Maßregeln Nikons unterbrochen wurde, so mußte eine Unzufriedenheit entstehen, und es kam zu einer geistlichen Rebellion. Die Popen, selbst roh und ungebildet, ohne Verständnis für das Wesen der Religion, rein mechanisch ihr Amt verwaltend und häufig ihre Pflichten vernachlässigend, waren nicht imstande, dem Übel zu steuern. Die Kirchenversammlung von 1667 hat es ausdrücklich ausgesprochen, daß die Entwickelung des „Raskol“ der Unwissenheit der Priester zuzuschreiben sei. Es war von der Faulheit der Geistlichen, von ihrer Trunksucht die Rede; man warf ihnen vor, daß sie sich mit dem Branntweinverkaufe befaßten, statt sich den geistlichen Geschäften zu widmen, daß sie bestechlich waren. Als man die Priester gegen den „Raskol“ ausspielen, ihre Autorität gegen die Gegner der Staatskirche verwenden wollte, stellte sich in unzähligen Fällen die Geneigtheit heraus, für Geld und gute Worte die Schuldigen in Schutz zu nehmen, die Ausbreitung des Sektenwesens zu verheimlichen, gemeinsame Sache zu machen mit den Sektierern gegen die offiziellen Mächte. Viele von der Kirche oder der Regierung bestrafte Geistliche entliefen zu den Schismatikern und stellten ihnen ihre Dienste zur Verfügung. Bei den unsäglichen Schwierigkeiten, mit denen die der bittersten Armut ausgesetzten Dorfpopen kämpften, um ihr Dasein zu fristen, bei den unleidlichen Plackereien durch Beamte und Kommissäre der zentralen Gewalten, mußten die Geistlichen in zahllosen Fällen in das feindliche Lager gedrängt werden. Es stellte sich heraus, was es bedeutete, daß für die materielle Wohlfahrt und für die geistige Entwickelung des Klerus nichts geschehen war, daß man weder Schulen noch Seminare gegründet hatte. Der Grieche Paissij Ligarid meinte, den „Raskol“ dem Mangel an Bibliotheken zuschreiben zu müssen. Aber er vergaß, daß selbst das Lesenkönnen im Geistlichenstande nicht ausreichend verbreitet war. Auch etwas später konnte die zu Moskau gegründete „griechisch-lateinische Akademie“ dem Mangel an Bildung im Geistlichenstand ebenso wenig abhelfen,

wie die Verordnung im „Geistlichen Reglement“ Peters des Großen, daß jeder Priester einer gewissen höheren Kategorie bei seinem Hause eine Schule unterhalten müsse. Es blieb zwischen dem geistlichen Leben des Volkes und den Quellen allgemein-menschlicher Bildung eine hohe Mauer bestehen. Die Kluft zwischen heidnisch-byzantinischen Vorstellungen und wahrer Aufklärung war nicht leicht zu überbrücken. Ihrem Wesen nach teilte die Kirche die Voreingenommenheit der Massen gegen allen Fortschritt, gegen jede Erudition, gegen die Berührung mit höheren Kulturstufen. Bedeutende Kenner des Raskol, wie Ssolowjew, Ikonnikow, Schtschapow u. a. haben auf den Fremdenhaß als auf eine Hauptbedingung der Ausbreitung des Übels hingewiesen.

Es konnte leicht geschehen, daß die weltliche Regierung und die Kirche über das Maß der Notwendigkeit eines Anschlusses an Westeuropa, einer Entlehnung abendländischer Sitten und Gebräuche verschiedene Ansichten vertraten. Die byzantinische Kirche hatte zu entschieden und zu lange in einem prinzipiellen Gegensatze zu der römisch-katholischen Welt gestanden, als daß nicht eine solche Exklusivität, die Gewöhnung alle Nichtorthodoxen zu verketzern, sich auch der Kirche in Rußland hätten mitteilen müssen. Solche Ansichten entsprachen dem Mangel an Strebsamkeit im Volke, das, in Vorurteilen befangen, in diesem Punkt ebenso konservativ war wie der Klerus. In einseitiger Erstarrung alles Neue ablehnend, hatten die Massen unter dem Einflusse der Kirche nie gelernt, an die Zukunft zu denken, Fortschritte anzubahnen, auf das Beispiel anderer, strebsamerer Völker zu blicken. Wenn z. B. während der Regierung des Zaren Boris Godunow der Gedanke auftauchte, Schulen zu gründen, in denen fremde Sprachen, u. a. auch das Lateinische, gelehrt werden sollten, so erregte ein solches Vorhaben die höchste Entrüstung der Geistlichen, welche geradezu erklärten, daß die Kenntnis fremder Sprachen der Ketzerei Thor und Thür öffnen würden [1]). Eine solche Beschränktheit

1) Petrejus, S. 156: „es dürften großer Zank und Uneinigkeit unter ihnen erwachsen und viele von ihrer alten griechischen Religion abfallen.“

wurde durch diejenige des Volkes noch überboten. „Die Russen heißen fremde Nationen paganische“, erzählt Petrejus, und Bussow berichtet, wie Mönche und Popen dergleichen kulturfeindliche Ansichten unterstützten. Während in der Zeit der Regierung des Zaren Alexei manche Bojaren den Wert der westeuropäischen Bildung zu schätzen wußten, der Bojar Naschtschokin lateinisch konnte, Matwejew sein Haus mit Kunstwerken schmückte, sein Sohn fremde Sprachen lernte, verwarf das Volk mit Entrüstung „die abscheulichen deutschen (d. h. abendländischen) Sitten“. Bilder zu besitzen, Theatervorstellungen beizuwohnen u. dgl. m. galt für eine Sünde. In einer Sektiererhandschrift, welche sich in der Bibliothek zu Ssolowezkoje befand, stand zu lesen, daß Gott verboten habe, ausländische Moden nachzuahmen, da ihm alle „ungesetzliche Näherei“, d. h. das westeuropäische Kostüm, „unangenehm und ekelhaft“ sei. Als das Rauchen und Schnupfen aufkam und auch bei den Russen der höheren Stände Eingang fand, erschienen vonseiten der Sektierer Schriften über das „von Gott verabscheute, verfluchte und teuflische Kraut, den Tabak“. In diesen Kreisen wurde erzählt und geglaubt, der Heiland und die Mutter Maria seien mehreren Frauen erschienen und hätten erklärt, daß, sobald die „Christen Tabak trinken (sic) würden“, Steinregen, Blitz und Donner, Eis und Frost die Strafe sein werde. Nikons Neuerungen wurden vom Volke als ein Versuch aufgefaßt, die orthodox-griechische Kirche durch den „lateinischen“ Glauben zu ersetzen. Diese Ansichten verbreiteten die Führer der Sektierer: Awwakum, Denissow u. a. Sowohl der Patriarch als auch der Zar, welcher die Reformen des ersteren guthieß, galten als Ketzer. „O du armes Rußland“, ruft Awwakum in der größten Erbitterung, „warum gelüstet dich nach lateinischen Sitten und deutschen Manieren?“ In einer seiner Schriften wettert dieser Fanatiker gegen die „ketzerischen Bücher der Römer, Pariser und Venetianer“; er fragt in hellster Verzweiflung, was denn daraus werden sollte, wenn die Abendländer mit den Morgenländern sich vermischen. Daß die Kinder des Zaren Alexei sich mit Astronomie, Philosophie

und Medizin beschäftigen sollten, eine Wirkung kleinrussischen Einflusses, schien den Sektierern unsagbar frevelhaft. „Wie darfst du“, heißt es in einer an den Zaren Alexei gerichteten Schmähschrift, „an deinem Hofe Philosophen unterhalten, welche die Länge der Schweife der Sterne mit der Elle zu messen sich erfrechen? Du fütterst die Ausländer überreichlich, statt deinem Volke zu befehlen, die alten Sitten zu bewahren“ u. s. w.[1]).

Wie eng das geistliche Gebiet mit dem weltlichen zusammenhing, kann man an den Aufständen der Strelzy, unter denen das Sektenwesen viel Verbreitung fand, erkennen. Sie behaupteten, Peter wolle einen neuen Glauben einführen, er befehle seinen Unterthanen Götzendienst, deutsche Tracht und das Bartscheren, er wolle russische Jungfrauen an Deutsche verheiraten; da sei es denn die Pflicht der Strelzy, für den orthodoxen Glauben einzustehen u. s. w.

Unmittelbar nach Peters Rückkehr aus dem Auslande begannen die Neuerungen, welche sich auf die Kleidung, Haar- und Barttracht bezogen; in England hatte der junge Zar einen Vertrag für den Absatz von Tabak in Rußland abgeschlossen; der Jahresanfang wurde vom 1. September auf den 1. Januar verlegt; es erfolgte die Abschaffung des Patriarchats; die Frauen begannen, dem Wunsche des Zaren entsprechend, an geselligen Vergnügungen teilzunehmen; Peter ließ seine Gemahlin in ein Kloster einsperren und war häufig in der „deutschen Vorstadt“ im Verkehre mit Ausländern und Ausländerinnen zu sehen; er nahm die Gründung von Schulen in Aussicht, in denen die Naturwissenschaften und Mathematik gelehrt werden sollten; die Zahl der nach Rußland berufenen Ausländer stieg rasch; alle Traditionen von der Notwendigkeit des Festhaltens am Herkommen waren durchbrochen.

Je gewaltsamer solche Änderungen eintraten, je brutaler die Regierung jede Opposition niederzuschlagen bemüht war,

1) S. solche Ausfälle ausführlich reproduziert bei Schtschapow a. a. O., S. 88—104.

desto weniger konnte man erwarten, daß das Volk sich auf den im Abendlande geltenden Grundsatz werde besinnen können, daß das älteste Herkommen — der Fortschritt sei. Die Massenhinrichtungen der Militärrebellen, welche als Hauptvertreter der alten Zeit galten, gegen das Ausländertum protestiert und dem Sektenwesen Vorschub geleistet hatten, steigerten die allgemeine Erbitterung gegen den jungen Herrscher. Man bezeichnete ihn als den Antichrist. Die Sektierer murrten laut und lauter. Moskau wurde als Babel, die Beamtenschar, welche die Befehle des Zaren ausführte, als die Diener des Antichrists bezeichnet. Sehr viele flüchteten aus den Städten und Dörfern in die Wildnis, um sich dort in sektiererischen Klöstern zu verbergen; man betrachtete die offiziellen Kirchen als infiziert von dem Geiste der Neuerungen, weil die Geistlichkeit es nicht wagte, gegen Peter aufzutreten. Man verbreitete das Gerücht, der junge Zar sei zu einer neuen Religion übergetreten, „er glaube an die Deutschen“. Im Vereine mit solchen fanatischen Anschauungen erschien der Protest gegen alle und jede Obrigkeit, gegen die Schlechtigkeit der Büreaukratie, gegen die Brutalität der Polizei, gegen die Willkürakte der Justiz. Bei allen Aufständen der Soldaten und Kosaken, der entlaufenen Bauern und verfolgten Deutschenhasser wurde die Parole ausgegeben, daß es sich bei dem Kampfe gegen die Staatsgewalt um das Seelenheil, um die Reinheit des Glaubens handle. Es fehlte nicht an Märtyrern. Viele starke Bemerkungen über den Monarchen galten als todeswürdige Verbrechen. „Was will man“, sagte ein Bauer, „von einem Unchristen, wie der Zar einer ist, Gutes erwarten. Er ist ein Heide oder Türke geworden; er ißt ja des Mittwochs und Freitags Fleisch; er ist ein Jude geworden und kann keinen Tag leben, ohne Blut zu trinken.“ Die Sitte des Tabakrauchens erregte Entrüstung. „Was ist das für ein Zar“, hieß es, „der ein so verfluchtes Kraut zu genießen erlaubt? Die Geistlichen, welche solchen Unfug gestatten, sind Wölfe und Erzfeinde der Kirche.“ Das Gerücht wurde verbreitet und geglaubt, es werde bald von Staats wegen sogar den Mönchen

und Nonnen befohlen werden, an Fasttagen Milch zu genießen. Ein Fanatiker, Georg Talizkij, führte die allerschlimmsten Reden gegen den Zaren und verbreitete rebellische Schriften, in denen von den Reformen als Werken des Satans die Rede war und Peter als Antichrist bezeichnet wurde; er lehrte, daß der jüngste Tag anbreche. Talizkij ist nach ausgesuchten Folterqualen hingerichtet, langsam verbrannt, wie Zeitgenossen berichten, „zu Tode geschmauchet worden“.

Unter den Handschriften des Klosters Ssolowezkoje hat sich ein Pamphlet gefunden, in welchem über die Reformen Peters in folgender Weise geklagt wird. „Die Weissagung, welche 1666 sich zu erfüllen begann, hat sich jetzt endgültig erfüllt. Schon der Zar Alexei fiel im Vereine mit Nikon von dem rechten Glauben ab; jetzt giebt sich Peter für einen Halbgott aus; er quält und verfolgt die Rechtgläubigen, sucht seinen neuen Glauben zu verbreiten und hat der russischen Kirche eine ganz neue Gestalt gegeben; er hat das Patriarchat abgeschafft, um ganz allein zu herrschen und keinen ihm Gleichen neben sich zu sehen; er will alles allein machen und auch in der Kirche der oberste Richter sein; er errichtete (am 1. Januar 1700) dem altrömischen Gotte Janus einen Tempel; vor allem Volk übte er allerlei Zauberkünste und alle riefen: Vivat, vivat, das neue Jahr! [1]). Und er sandte in alle Teile des Reiches den Befehl, das neue Jahr zu feiern. Damit hat er die Gebote der Kirchenväter verletzt, weil ausdrücklich auf dem ersten ökumenischen Konzil festgesetzt worden ist, das Neujahr am 1. September zu feiern. Seht also zu, ihr verständigen Kinder, zu wessen Ehren ihr das neue Jahr feiert. Die Jahre des Herrn sind vorüber; die Jahre des Satans sind angebrochen. Wir müssen aber in der Zeit einer solchen Herrschaft des Antichrists vor solchen ketzerischen Opfern fliehen, wie denn im 12. Kapitel der Apokalypse die Flucht der Kirche,

1) Die Neujahrsfeier mit Feuerwerk und Illumination 1700 galt als unerhört. S. mein Buch über „Peter“, S. 228.

der wahren Christen, der echten Knechte Christi in die Berge und Höhle vorgesehen ist", u. s. w. [1]).

Immer wieder begegnet uns in den Protokollen der Kriminalprozesse in dieser Zeit der gegen Peter gerichtete Vorwurf, daß er die Fasten nicht beobachte. Die nervösen Zufälle, an denen Peter litt, das Zucken mit Kopf und Gliedern galten als ein Beweis, daß er vom Teufel besessen sei; die Strelzy, meinte man, habe er hinrichten lassen, weil sie, die echte Christen gewesen seien, von seiner Ketzerei Kenntnis gehabt hätten. „Welch ein Unterschied", bemerkte eine Frau, welche den Kreisen der Opposition angehörte, „zwischen den früheren Zaren und diesem: die früheren wallfahrteten nach den Klöstern und beteten; dieser aber fährt nur immer in die deutsche Vorstadt zu Gaste." Ein Bürger von Nishnij-Nowgorod kam nach Moskau, um dem Zaren persönlich, ins Gesicht den Vorwurf zu machen, daß er die christliche Religion vernichte, indem er die Bärte scheren lasse, neue Kleider einführe und das Rauchen verbreite. Manche schrieben die Einführung der Perücken und sonstiger „heidnischer Sitten" dem Einflusse der Geliebten Peters, Anna Mons, zu, welche den Zaren bestrickt habe und den Ertrag der Bartsteuer in ihre Tasche stecke. Es gab im Volke Beschwörungsformeln, in denen der Zar verflucht wurde. Als den neuausgehobenen Rekruten an der linken Hand ein kleines Kreuz eingebrannt wurde, um das Desertieren zu erschweren, nannte das Volk dieses Zeichen das „Siegel des Antichrists". Die maßlos grausamen Formen der Kriminaljustiz, die schweren Opfer, welche die Kriege gegen Schweden und Türken erforderten, die Brutalität bei der Behandlung der Rekruten und bei der Steuererhebung steigerten den religiösen Fanatismus ins Ungemessene. Bei den Rebellionen im Südosten, in Astrachan und am Don (1705—1706) haben Sektierer eine hervorragende Rolle gespielt. In den Manifesten der Aufständischen begegnet uns fort und fort die Aufforderung, für den Glauben einzustehen.

1) Schtschapow, S. 107—109.

Es stellte sich heraus, daß, als in Astrachan die Beamten und Offiziere des Götzendienstes beschuldigt wurden, das Volk die Perückenstöcke der vornehmen Russen und der Ausländer für Götzenbilder gehalten hatte. Der Bojar Scheremetjew, ein Mann, der im Auslande gewesen war und einige Bildung erworben hatte, schrieb nach dem über die Rebellen errungenen Sieg aus Astrachan an den Bojaren Golowin: „Ich habe noch nie soviel zusammengelaufenes, giftgeschwollenes Gesindel gesehen; sie halten uns für von der rechtgläubigen Kirche Abgefallene. So aufgeblasen und so überzeugt zu sein von solchem Unsinn!“ Aber immer wieder erklangen die Rufe in den Massen, das „Haus der heiligen Jungfrau“ sei in Gefahr, man müsse gegen die Einführung des heidnischen Glaubens protestieren.

So gab es eine kirchliche und politische „Spaltung“ zugleich. Die Regierung strebte vorwärts; das Volk wollte im Dunkel des Mittelalters verbleiben. Die Massen konnten nicht unterscheiden, was Gottes und was des Kaisers sei. Der nationale Gegensatz zu den Ausländern war vorwiegend konfessionell. Wenn vornehme Russen, was allerdings geschah, ausländische Sitten nachahmten, die Verehrung der Heiligenbilder vernachlässigten und keine äußerliche Frömmigkeit an den Tag legten, so mußte dergleichen als Abfall vom Glauben erscheinen. Daß der Raskol schon vor Peter begann, kann als Beweis dienen, wenn es eines solchen bedarf, daß die Reformen auch auf weltlichem Gebiete bereits vor Peter begannen. Aber freilich stieg der Gegensatz in dem Maße der Energie, mit welcher dem ausländischen Einflusse Thor und Thür geöffnet wurden. Von dem Kloster Ssolowezkoje im Norden, welches jahrelang den Sektierern als ein Asyl gedient hatte und, wie wir oben erwähnten, erst nach jahrelanger Belagerung erobert wurde, bis nach Astrachan im Südosten sammelten sich zahllose Scharen von Unzufriedenen unter der Fahne des „Raskol“. Ein entlaufener Soldat, Philipp, gründete eine nach ihm benannte Sekte, welche die Lehre predigte, daß man nicht für den Zaren beten dürfe. Die Volkszählungen, welche

von Peter eingeführt wurden, trieben Tausende und Abertausende dem Raskol in die Arme: die Fanatiker behaupteten, es genüge, wenn ihre Namen im himmlischen Buche verzeichnet wären. Die erhöhten Paßplackereien, welche den Nomadentrieb der Massen hemmen sollten, reizten nur noch mehr zum Abfall von der Kirche; es entstand eine Sekte der Umherirrenden. Massenhaft flüchteten die Schismatiker (insbesondere in der Zeit der Herrschaft Birons, 1730—1740) nach Polen, in die Türkei, nach Persien. Es war eine allgemeine Erschütterung im Volksorganismus, wie sie tiefgreifender kaum gedacht werden kann.

Ähnliche Erscheinungen haben sich auch anderswo abgespielt. Die Taboriten im 15. Jahrhundert in Böhmen, die Anhänger des Thomas Münzer, die Wiedertäufer u. dgl. m. stellen eine Verquickung geistlicher und weltlicher Ideen, anarchistische Prinzipien mit religiösem Fanatismus vermischt dar; aber nirgends hat eine derartige Propaganda einen solchen Umfang gewonnen, nirgends ist das Übel so chronisch geworden wie in Rußland, weil die Betonung kirchlichen Lebens, das Gewichtlegen auf die Einzelheiten des Kultus hier der Bevölkerung besonders nachdrücklich eingeimpft worden war und der Staat durch Gewaltthätigkeit und Vernachlässigung des Volkswohls sich verhaßt machte. Die von aller Anteilnahme an den öffentlichen Geschäften ausgeschlossenen Massen stellten ein antipolitisches Element dar. Sie negierten die Notwendigkeit einer weltlichen Ordnung. Ihre Tendenzen sind rein demokratisch, radikal. Alle höheren Elemente der Gesellschaft haben sich im wesentlichen von der Berührung mit den Hauptformen des früheren Raskol ferngehalten. Insofern Bauern, Handwerker und Krämer in Rußland im Grunde zu einem und demselben Stande gehören, ohne einen Stand im Sinne einer politisch organisierten Gesellschaft zu bilden, und die höheren Klassen, allmählich dem europäischen Einfluß ausgesetzt, gegenüber den Massen eine Welt für sich sind, ist die Entwickelung des Raskol auch eine antisoziale, antiständische Bewegung.

Die Ausdehnung der Grenzen Rußlands, die unermeßlichen,

öden Landstrecken an der Peripherie des Reiches im Norden, im Osten, im Südosten leisteten der Ausbreitung des Raskol Vorschub. Die von der Staatskirche im Vereine mit der Staatsgewalt Verfolgten konnten in den undurchdringlichen Wäldern und weiten Steppen an der Peripherie des Staatsgebietes leicht eine Zuflucht finden, der Aufsicht und Kontrolle der Obrigkeit sich entziehen. Es war auch diese Erscheinung ein Mittel der Kolonisation. Die Sektierer gründeten neue Dörfer; es entstanden viele Klöster. Solche Kolonisten haben in vielen Fällen, z. B. an der Wolga oder im Norden des europäischen Rußlands, eine gedeihliche volkswirtschaftliche Entwickelung in Gegenden angebahnt, die bis zu ihrem Erscheinen unbewohnt waren. Von dort aus standen sie im Verkehre mit ihren Glaubensbrüdern in den zentralen Gebieten, besuchten Jahrmärkte und knüpften kommerzielle Beziehungen an. Brutale, nomadische Instinkte wechselten mit einer staunenswürdigen Betriebsamkeit und Leistungsfähigkeit ab. Lagerplätze von Rebellen verwandelten sich in Niederlassungen, wo die Landwirtschaft, der Hausfleiß, Handel und Gewerbe zur Blüte gediehen. Hier fanden Unzählige Aufnahme, welche, wie die Gründer solcher Niederlassungen selbst, sich der Gewaltsamkeit der Beamten und Richter, dem Steuerdrucke, der Rekrutenaushebung entziehen wollten. Es wiederholte sich die Erscheinung, welche wir bei der Betrachtung des Klosterwesens wahrgenommen haben. Von spezifisch religiös-fanatischen Anregungen ausgehend langte man bei der Pflege materieller Interessen an. Das Diesseits machte seine Rechte geltend. Die krankhaft gesteigerte Betonung des Glaubensmomentes stand in unmittelbarer Beziehung zu den Fragen der Wohlfahrt. Es ist eine allgemein bekannte, nicht zu leugnende Thatsache, daß die Sektierer in Rußland, auch die Anhänger extremer Richtungen, sich von den Anhängern der Staatskirche durch Nüchternheit und Fleiß, Zuverlässigkeit und Ordnungsliebe vorteilhaft unterscheiden. Ein intensives, selbständiges, opferwilliges Hervorheben kirchlicher Satzungen ist von unmittelbarem Einfluß auf die Sittlichkeit des Volkes gewesen. Die Sektierer können durch Betriebsamkeit und

Wohlstand, durch Pünktlichkeit und würdige Haltung auf nationalökonomischem Gebiet als eine Avantgarde bezeichnet werden, welcher das Gros der Armee nicht zu folgen vermag. Je feindseliger die offiziellen Mächte ihnen gegenüberstanden, desto energischer schlossen sich die Anhänger des Raskol zusammen. Es entstand ein vielverzweigtes Netz von Beziehungen der Sektierer untereinander: man kolportierte Bücher, Hostien, geweihtes Wasser, Bilder, Reliquien; man sandte Handelsagenten, Fabrikkommissare, Fuhrleute einander zu; es war eine mächtige Assoziation, welche sich neben und gegenüber dem Staatsorganismus erhob, ihm Konkurrenz machte. Der Kampf des Alten mit dem Neuen hatte hier eine Form gefunden, wie frühere Zeiten dieselbe nicht gekannt hatten. Aus Tausenden von Sektierern wurden Hunderttausende, aus diesen — Millionen. Es entstand ein Wettbewerb, der den Anhängern des Raskol gelegentlich auf wirtschaftlichem Gebiete die glänzendsten Erfolge sicherte. Selbst nur vorübergehend in Rußland weilenden Ausländern fiel es auf, daß die Raskolniks sich durch höhere Sittlichkeit, durch eine ernstere Frömmigkeit, insbesondere aber durch Ehrlichkeit und Nüchternheit vor den Anhängern der Staatskirche auszeichneten [1]). Weil begüterte Sektierer andern Arbeit und Lohn zu verschaffen vermochten, wuchs die Zahl der Anhänger des Raskol. In dichten Haufen kamen entlaufene Soldaten in die Fabriken der Denissows, welche in der Zeit Peters zu den Führern der Bewegung zählten. Reiche Kaufleute, wie die Kawylin, die Shukow, die Jurjew zu Moskau, waren in der Lage, für ihre sektiererischen Glaubensbrüder Schulen von Sängern und Heiligenbildermalern anzulegen, im Volke alte Bücher und Bilder zu verteilen, Beamte zu bestechen, von der Polizei Verfolgten ein Asyl zu gewähren. Hier und da monopolisierten die Sektierer im Laufe des 18. Jahrhunderts manche Gewerbszweige, besetzten die günstiger gelegenen Ländereien für den Ackerbau; an der

1) S. z. B. die Bemerkungen Juels in dem oben angeführten Tagebuche, S. 83.

Wolga war alsbald die Schiffahrt, der Bau von Fahrzeugen in ihren Händen; Werften, große Werkstätten, Tuch- und Leinwandmanufakturen und andere industrielle Etablissements zeugten von dem Unternehmungsgeist und der Solidität der Raskolniks. Da nun, wie wir oben sahen, den Anschauungen im Volke entsprechend, materielle Erfolge als Belohnung der Frömmigkeit und Gottesfurcht galten, so kam es leicht dahin, daß die Gegner der Staatskirche behaupteten, Gottes Segen ruhe auf ihrer Thätigkeit in höherem Maße als auf derjenigen der „Anhänger des neuen Glaubens". Bis auf den heutigen Tag ist der Gegensatz zwischen den Sektierern und der übrigen Bevölkerung in materieller Hinsicht auffallend. So zeichnen sich die Stundisten, Molokanen, Duchoborzen, Wosdychanzen u. a. durch Wohlstand, Reinlichkeit und Ordnung aus. Es giebt dieses Problem allen, denen die Volkswohlfahrt am Herzen liegt, zu denken. Wirtschaftspolizeiliche Gesichtspunkte kollidieren dabei mit den Grundsätzen der kirchlichen Uniformität. Ohne bei der Betrachtung dieser historischen Thatsachenreihen die spätere Zeit ins Auge zu fassen, weisen wir auf Peters Verhalten in dieser Angelegenheit hin. Er vertrat hier das Prinzip der Duldung und der Aufklärung [1]).

Der geniale Herrscher, der aufrichtige Patriot, Peter der Große, hatte auf seinen Reisen in Westeuropa das Toleranzprinzip kennengelernt. Als er (1701) bei Gelegenheit einer Zusammenkunft mit dem König August von Polen in Birsen dem katholischen Gottesdienste beiwohnte und ihm von einem polnischen Senator bemerklich gemacht wurde, er könne und solle für eine Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche wirken, entgegnete er: „Gott hat allerdings den Fürsten die Gewalt über die Völker gegeben, aber über die Gewissen der Menschen herrscht Christus allein, und eine Vereinigung der Kirchen kann allein Gottes Wille herbeiführen" [2]).

Diese Gesichtspunkte schienen auch für die Behandlung der

1) S. das Manifest in meinem „Peter der Große", S. 204.
2) Ssolowjew, XIV, S. 358.

Sektierer maßgebend werden zu sollen. Als der Zar im Jahre 1702 auf dem Wege nach Archangelsk, in der Gegend von Olonez, die von einer großen Anzahl von Sektierern bewohnten Ortschaften am Flusse Wyga bereiste und auf die Gegner der Staatskirche aufmerksam gemacht wurde, bemerkte er: „Laßt sie in Frieden!“ Man hatte ganz anderes erwartet. Bei der Kunde von seiner Annäherung hatten sich die einen auf den Tod vorbereitet; andere waren zur Flucht gerüstet. Peter erkundigte sich nach ihrer Führung, insbesondere nach dem Fleiß und der Ehrlichkeit der Gewerbetreibenden unter den Sektierern. Als er eine günstige Auskunft erhielt, äußerte er: „Wenn sie ehrlich und fleißig sind, mögen sie glauben, was sie wollen; kann man sie nicht mit Vernunftgründen von ihrem Aberglauben bekehren, so wird Feuer und Schwert erst recht nichts helfen; sie zu Märtyrern für ihre Thorheiten machen, hieße ihnen eine allzu große Ehre widerfahren lassen, und der Staat hätte keinen Nutzen davon“ 1).

Peters Freund und Gesinnungsgenosse, der hochgebildete Kleinrusse Feofan Prokopowitsch, teilte die Ansichten des Zaren. Als der letztere den aufgeklärten Kirchenfürsten veranlaßte, eine Schrift über das Märtyrertum zu verfassen, zeigte Feofan in derselben, wie die Fanatiker nach der Märtyrerkrone strebten, und wie man schon deshalb von einer allzu strengen Verfolgung der Sektierer absehen müsse. Man darf vermuten, daß der Kirchenfürst auf einer Reise nach Livland den in der Nähe von Dorpat lebenden Sektierern gegenüber mit Milde aufzutreten beabsichtigte; indessen berichtete er in einem Schreiben an einen Freund, daß sämtliche 500 daselbst lebenden Sektierer bei der Kunde von seiner Annäherung in die Wälder geflohen seien.

Schon weil Peter der Gegner der Staatskirche wie aller anderen Staatsangehörigen für seine politischen Zwecke bedurfte, mußte er sie schonen, dachte er nicht daran, sie auszurotten. Er verwandte wohl die in der Gegend von Olonez lebenden

1) Ssolowjew, XVI, S. 323.

Raskolniks zwangsweise zu Arbeiten in den Bergwerken und anderen staatlichen industriellen Unternehmungen, aber er gestattete keine äußerste Religionsverfolgung. Als der gefürchtetste Feind der Sektierer, der Metropolit Hiob, einen der angesehensten Raskolniks von der Wyga, Denissow, verhaften ließ, verfügte Peter, der Mann solle nach Moskau gebracht werden. Hier prüfte der Zar selbst „milde" die Ansichten Denissows, welcher allerdings die Freiheit nicht erlangte, aber auch nicht strenger bestraft wurde. Im Jahre 1711 erließ Menschikow eine Verordnung, welcher zufolge man die Sektierer ihres Glaubens halber nicht behelligen oder ihre industriellen Unternehmungen nicht irgendwie beeinträchtigen durfte. Leider wurden solche Grundsätze der Toleranz von anderer Seite gröblichst verletzt, wie z. B. aus den Schreiben des Leiters der Olonezschen Bergwerke, Hennin, an Peter zu ersehen ist, in denen dieser tüchtige Beamte wiederholt gegen die inquisitorische Art des Metropoliten Hiob protestiert, an die Toleranz des Zaren appelliert und im Geiste der Duldsamkeit erlassene Verordnungen herbeizuführen sucht. Als ein anderer Spitzführer der Raskolniks, Wikulitsch, verhaftet wurde, verfügte Peter auf Bitten Hennins dessen sofortige Freilassung. Ausdrücklich befahl der Zar „mit den Gegnern der Staatskirche milde und vernünftig zu verfahren, wie der Apostel befohlen habe, nicht aber mit harten Worten und Kirchenflüchen" [1]).

In welch schroffem Gegensatze Peters humane und aufgeklärte Ansichten zu denjenigen vieler russischer Zeitgenossen standen, ist aus den Schriften des obenerwähnten Bauern Iwan Possoschkow zu ersehen, welcher keine Worte findet, um die Verwerflichkeit des Raskol zu schildern. Er nennt die Sektierer Maulwürfe, Molche, lichtscheue Fledermäuse; Gott wolle, bemerkt er, daß solche Ketzer verbrannt würden. Er entwirft ein System bureaukratischer Maßregeln zur Ausrottung des Sektenwesens. Jedes Individuum im ganzen Reiche,

1) Ssolowjew, XIV, S. 323—326.

wünscht Possoschkow, sollte inbezug auf das religiöse und kirchliche Leben der allerstrengsten Kontrolle und Beaufsichtigung unterworfen werden. Das Raffinement, mit welchem dieser fanatische Verteidiger der Staatskirche eine Armee von Schreibern und Geistlichen zum Kampfe gegen den Raskol in Anspruch nehmen will, entspricht einerseits asiatisch-tatarischen Reminiszenzen aus der Zeit des Mongolenjoches, anderseits der Vielregiererei der Jahrhunderte der Bevormundung und des Absolutismus, der religiösen Kämpfe und der Intoleranz. Ein kompliziertes Paß- und Zeugniswesen, eine allseitige Spionage und jesuitische Angeberei, und zuletzt unerbittlich strenge Strafen gegen die Sektierer und deren Beschützer sollten das „giftige Unkraut", das „garstige Dorngestrüpp" austilgen oder wenigstens den Weizen von der bösen Saat des Antichrists sondern. Sonst, meint der Verfasser, werde es in Rußland soweit kommen wie in Deutschland, wo die Lehren Luthers und Calvins als üppig wucherndes Unkraut keine Spur mehr von dem Weizen übrig gelassen hätten [1]).

Peter dachte ganz anders. Der Schüler Westeuropas, der aufgeklärte Patriot wußte die guten Eigenschaften der Gegner der Staatskirche zu schätzen. Er kannte keine dogmatische Beschränktheit und hielt es nicht für seine Pflicht, sich um das Seelenheil der Sektierer zu kümmern. Dagegen wollte er ihre geschäftliche Tüchtigkeit für Staatszwecke ausnutzen. Es entsprach seinem weltlich-politischen Sinne, wenn er an die Gewährung der Toleranz die Bedingung knüpfte, daß die Raskolniks gewisse Steuern in doppeltem Betrage zahlten. Man verzichtete um eines finanziellen Vorteils willen auf die Befugnis der Staatsgewalt, die von der offiziellen Kirche Abgefallenen zu verfolgen.

Indessen waren die Sektierer einer strengen Kontrolle unterworfen, endlosen Plackereien ausgesetzt. Der Raskol war

1) S. die Einzelheiten dieser von nichts weniger als christlichem Geiste zeugenden Ausführungen Possoschkows in meinem Buche über diesen S. 109 ff.

nicht bloß gegen die Kirche, sondern auch gegen die Staatsgewalt gerichtet. Peter war duldsam, wenn es sich um dogmatische, theologische Differenzen handelte, aber unerbittlich streng gegen alle Opposition wider die weltliche Obrigkeit. Er mußte wünschen, den Umfang des Übels, die Zahl der Sektierer zu ermitteln. Daher wurde 1716 verordnet, die Namen der Nichtteilnehmer an Beichte und Abendmahl zu vermerken und solchen Leuten Geldstrafen zu diktieren. Die Geistlichen mußten eine strenge Aufsicht führen: ihnen drohte man für das Hehlen von Sektierern mit den strengsten Strafen. Die weltlichen Beamten und Militärs werden dringend ermahnt, solche Maßregeln zu unterstützen.

Es gelang nicht, ein Verzeichnis der Sektierer zusammenzustellen. Der statistischen Untersuchung stellten sich das Mißtrauen, die Furcht, der Haß der von der Kirche Abgefallenen, die Bestechlichkeit der Beamten und Geistlichen entgegen. Auch Disputationen mit den Schismatikern, welche den Zweck hatten, sie zur Rückkehr in den Schoß der Kirche zu veranlassen, blieben erfolglos. Drohungen und Strafen erreichten ein entgegengesetztes Ziel. Von der einen Seite mehrte sich die Zahl der sogenannten Ketzer, steigerte sich der Fanatismus derselben; von der andern wird der Apparat von Maßregeln und Verfolgungsmitteln immer komplizierter. Aus der Zahl der hierauf bezüglichen Aktenstücke kann man auf das Maß der Thätigkeit der Regierungsorgane schließen. Die Toleranzprinzipien Peters traten in den Hintergrund. Es fehlte nicht an Märtyrern. Ganze Ortschaften von Sektierern sind von Militärs umzingelt worden, und die Bewohner derselben steckten im Augenblicke der äußersten Gefahr ihre Häuser in Brand, um insgesamt, Weiber und Kinder eingeschlossen, in den Flammen umzukommen. Charakteristisch ist eine Verordnung Peters, die zu Zwangsarbeit verurteilten Raskolniks nicht mehr wie früher nach Sibirien zu schicken, weil es „dort schon ohnedies sehr viel Sektierer gebe“, sondern nach Rogerwik (Baltischport) bei Reval, wo ebenso großartige als erfolglose Hafenarbeiten ausgeführt wurden. Mit Paßplackereien, Reisebeschränkungen,

Steuerdruck und polizeilichen Vorschriften, denen zufolge die Sektierer z. B. an der Kleidung durch äußere Kennzeichen von den Anhängern der Staatskirche unterschieden werden sollten, suchte man dem Übel beizukommen.

Mit gleich schlechtem Erfolge, mit abwechselnd größerer oder geringerer Härte verfolgt seit Peter die Kirche und die weltliche Obrigkeit die Schismatiker. Das Übel wurzelte ursprünglich in den minder günstigen Wirkungen byzantinischen Einflusses. Die früheren Sekten waren mehr retrospektiv als fortschrittlich. Wenn manche Russen meinen, daß neuere Nüancen der Kirchenspaltung für die Zukunft vielverheißend seien, so dürfte es zur Zeit schwer halten, diese Frage zu entscheiden. Sofern die Sekten ein Übel sind, kann nur wahre Bildung und Aufklärung demselben abhelfen.

6. Die andern Kulte.

a) Der Katholizismus.

Im 10. Jahrhundert hatte das heidnische Rußland das Christentum nicht von Rom, sondern von Byzanz übernommen. Die seitdem sich verschärfende Spaltung zwischen der lateinischen und der griechischen Kirche bewirkte eine entschieden ablehnende Haltung der Russen der römisch-katholischen Welt gegenüber. Dabei war man in Rußland, insofern nicht die griechische, sondern die lateinische Kirche ein energisches Streben der Propaganda an den Tag legt, in der Defensive. Seit den Zeiten der Christianisierung Rußlands bis in die Gegenwart wiederholen sich die Versuche der Päpste und ihrer Organe, Osteuropa mit der katholischen Welt zu vereinigen. Alle derartige Anstrengungen bleiben erfolglos. Es kommt keine Fusion, keine Union zustande. Dagegen wird Rußland durch die Verhältnisse genötigt, zu der Frage von dem Grade der Duldung den innerhalb der Grenzen des Reiches weilenden Katholiken gegenüber Stellung zu nehmen. Die durchaus

ablehnende Haltung inbetreff der Andersgläubigen weicht allmählich in der Zeit der Annäherung des moskowitischen Reiches an Europa den Grundsätzen der Toleranz. Internationale Beziehungen, die Notwendigkeit Ausländer zu berufen, ihre Intelligenz und Arbeitskraft für die Staatszwecke und die Entwickelung der Gesellschaft auszunutzen, nötigen die russische Regierung, die Prinzipien des Chinesentums aufzugeben. Einige Jahrzehnte vor der Einverleibung mehrerer Millionen von Bekennern der katholischen Kirche, d. h. vor den polnischen Teilungen, muß es der Staat geschehen lassen, daß auf russischem Gebiete katholische Kirchen entstehen.

Es ist eine müßige Frage, inwieweit Rußland, wenn es nicht von Griechenland, sondern von Rom bekehrt worden wäre, eine andere, glücklichere, raschere, historische Entwickelung erlebt hätte. Man darf annehmen, daß die jugendlich aufstrebende, germanisch-lateinische Welt mehr an hoffnungsreichen Keimen geboten haben würde, als das altersschwache, hinsterbende Byzanz [1]). Gewiß ist, daß man in Rußland selbst es nicht als eine Ungunst des Schicksals betrachtet hat, auf geistlichem Gebiet eine Kolonie von Byzanz geworden zu sein. Ebenso gewiß ist aber auch, daß dieser Umstand in Rußland eine Welt von Haß und Verachtung dem Abendlande gegenüber schuf. Man verabscheute in den Katholiken fluchwürdige Ketzer. In einer im 11. Jahrhundert verfaßten Schrift untersucht der geistliche Verfasser die Grundlagen der lateinischen Kirche und gelangt zu dem Schlusse, man müsse ihre Anhänger fliehen, sie in keinem Punkte nachahmen, alle Berührung mit ihnen meiden: von einer Anteilnahme am Jenseits sei bei den Katholiken keine Rede. Es sei, heißt es da weiter, unmöglich, daß Gott zwei Religionen geschaffen haben könne; da es nur

1) Bernhardi, II, 1, 221, welcher diese Frage aufwirft, meint, Rußland hätte ebenso wenig wie Polen von der Gunst des Einflusses abendländischer Kultur Gebrauch zu machen gewußt. Erinnert man sich aber der starken und heilsamen Einwirkung kleinrussischer Kultur und des Zusammenhanges der Ukraine mit Polen und dadurch mit dem Westen, so wird man Bernhardis Zweifel als ungerechtfertigt bezeichnen müssen.

einen Gott gebe, könne es nur einen wahren Glauben geben u. s. w. [1]).

Russische Chroniken berichten von einem Versuche des Papstes, den Großfürsten Wladimir, noch ehe derselbe das Christentum annahm, zum lateinischen Glauben zu bekehren; doch soll der Großfürst die Boten des Papstes mit einer ablehnenden Antwort heimgeschickt haben. Ähnliche Versuche sollen auch etwas später in den Jahren 988, 991 und 1000 wiederholt worden sein, aber mit gleich schlechtem Erfolge. Die Nachrichten über derartige Vorkommnisse bedürfen der Bestätigung. Je mehr sich die griechische Kirche in Rußland befestigte, desto schärfer fühlte man sich hier in einem Gegensatze zu Rom. Es fehlte von byzantinischer Seite nicht an Warnungen vor den „Irrlehren der Lateiner". Der Patriarch von Konstantinopel warnte die Großfürsten gelegentlich vor jeder Beziehung zum Papste. Otto III. sandte einen Missionär nach Rußland, welcher anfangs einigen Erfolg gehabt haben soll; indessen mußte derselbe infolge der Gegenmaßregeln des griechischen Bischofs seine Thätigkeit einstellen. Wiederholt erschienen päpstliche Agenten in Kijew; doch ist von einer Wirkung ihrer Bekehrungsversuche nichts bekannt geworden [2]).

Bei Gelegenheit der Kämpfe der Söhne Jaroslaws geschah es, daß Isjaslaw, aus Kijew vertrieben, ins Ausland flüchtete, dort den Beistand des Kaisers Heinrich IV., den er in Mainz traf, in Anspruch nahm und seinen Sohn nach Rom sandte, um Gregor VII. zu veranlassen, ihm zu der Wiedererlangung der Herrschaft in Kijew zu verhelfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dabei auch Glaubensfragen zur Sprache kamen; indessen war denn doch, als Isjaslaw zwei Jahre später wieder zur Herrschaft gelangte, von einer Latinisierung der russischen Kirche keine Rede. Ebenso wirkungslos war die Sendung des Bischofs Theodor an den Großfürsten Wsewolod im Jahre

1) Tolstoi, Le catholicisme romain en Russie, I, S. 12—13.

2) S. u. a. den Abschnitt über diese früheren Beziehungen zu Rom bei Golubinskij, I, 1, 482—495.

1091 während des Pontifikats Urbans II. Der Papst Alexander III. sandte (1164—66) einen Bischof nach Rußland, angeblich um den Unterschied der Dogmen der beiden Kirchen festzustellen; der Metropolit Joann verwies den Papst wegen genauerer Informationen an den Patriarchen von Konstantinopel. Bei der Aufrichtung des Lateinischen Kaisertums (1204) mochten sich die Hoffnungen der Päpste beleben, eine katholische Propaganda auch in Rußland in Scene zu setzen; indessen traten andere Umstände ein, welche dazu beitrugen, Osteuropa noch weiter von den Zentren der abendländischen Kultur zu entfernen. Allerdings bot das Tatarenjoch Veranlassung zu einer Einmischung der Päpste in die Angelegenheiten des Orients. Der Erzbischof von Preußen, Albert Suerbeer, ist wiederholt zum Legaten für Rußland ernannt worden, ohne daß er dazu gekommen wäre, dort die Interessen der Päpste vertreten zu können. Die Reise des Minoritenmönchs Plano Carpini zum Großchan gab Gelegenheit zu Bekehrungsversuchen an den russischen Großfürsten, den Vasallen der Tataren. Papst Innozenz IV. schrieb 1248 an Alexander Newskij: „Dein Vater, Fürst Jaroslaw, hat in die Hand Plano Carpinis der römischen Kirche Gehorsam gelobt und würde ohne Zweifel dieses Bekenntnis öffentlich ausgesprochen haben, wäre er nicht plötzlich durch seinen Tod daran gehindert worden. Folge seinem Beispiel, verlasse den Weg des Verderbens, der zum ewigen Tode führt ... erkenne die römische Kirche als deine Mutter an, gehorche dem Papste, unterwirf deine Unterthanen dem römischen Stuhl" u. s. w. Einige Monate später sprach der Papst die Hoffnung aus, der Großfürst Alexander werde die Gründung eines lateinischen Bistums in Pleskau gestatten. Alle Anstrengungen des Papstes waren vergeblich. Alexander dachte nicht an eine Anerkennung Roms und lehnte formell einen Übertritt zur katholischen Kirche ab. Größeren Erfolg versprachen die Verhandlungen des Papstes Innozenz IV. mit dem Fürsten von Halitsch, Daniel Romanowitsch, im Jahre 1244. Als dieser sich von den Tataren bedroht sah, wandte er sich mit der Bitte um Hilfe an den Papst und ließ

vermerken, daß er bereit sei, sich mit der lateinischen Kirche zu vereinigen; doch blieben diese Anknüpfungen auch dann erfolglos, als mehrere Jahre später der Papst dem Fürsten Daniel die Königskrone anbot. Es kam weder zu einem Kreuzzuge gegen die Tataren, welchen Innozenz IV. und Alexander IV. in Aussicht gestellt hatten, noch zu einer Latinisierung der Kirche in Westrußland. Nicht ohne Grund bezeichnete der Papst um diese Zeit die Russen als die „Feinde des katholischen Glaubens".

Die Gefahr, welche ein paar Jahrhunderte später dem byzantinischen Reiche von den Türken drohte, ließ hier den Gedanken einer Vereinigung der beiden Kirchen entstehen. Als Träger dieser Idee trat der Metropolit Isidor von Moskau auf, welcher, im Jahre 1431 zu diesem Amt ernannt, aus Konstantinopel nach Rußland übergesiedelt war und von dort aus sich 1437 mit Genehmigung des Großfürsten Wassilij nach Italien begab, um dort auf dem Florentiner Konzil für die Union zu wirken [1]). Am 6. Juni 1439 wurde der Vereinigungsakt feierlich in der Kathedralkirche zu Florenz vollzogen. Isidor wurde zum Kardinal und zum päpstlichen Legaten für den ganzen Norden ernannt und kehrte 1441 nach Moskau zurück, wo er indessen als vom rechten Glauben abgefallen betrachtet und in ein Kloster eingesperrt wurde. Wenn es ihm auch nach zwei Jahren gelang, nach Rom zu flüchten und er dort den Titel eines Bischofs von Rußland führte, so blieb doch die von ihm angebahnte Union der Kirchen völlig wirkungslos. Wiederum hatte Rußland jede Annäherung an den Westen auf kirchlichem Gebiete mit der größten Entschiedenheit abgelehnt.

Als wenige Jahre später Konstantinopel von den Türken erobert wurde, die griechische Kaiserfamilie in Italien ein Asyl fand und im Jahre 1472 die Verheiratung des Großfürsten Iwan III. von Moskau mit der Prinzessin Zoë Paläolog (in

1) Sehr wertvolle Angaben über Isidor bei Pierling, La Russie et le Saint-Siège, Paris 1896, S. 7 ff.

Rußland Sophie genannt) stattfand, da hoffte die Kurie eine solche Verbindung als Mittel einer katholischen Propaganda benutzen zu können. Aber sogleich bei dem Erscheinen der Braut kam der Gegensatz der Kirchen zum Ausdruck. In ihrem Gefolge befand sich der päpstliche Legat Antonius Bonumbre, welcher der Sitte und seinem Rang entsprechend, ein silbernes Kreuz vor sich her tragen zu lassen pflegte. Der Metropolit Philipp von Moskau protestierte feierlichst dagegen und erklärte dem Großfürsten, daß er, der russische Kirchenfürst, die Stadt in demselben Augenblicke verlassen werde, in welchem der Aufzug nach römischer Weise stattfinde. Den fremden Glauben ehren, fügte er hinzu, heiße den eigenen erniedrigen. So hielt denn der Legat seinen Einzug ohne dieses Zeremoniell. Zoë oder Sophie aber wurde eine eifrige Anhängerin des griechischen Glaubens. Als bereits unterwegs Bonumbre sich weigerte, die Heiligenbilder nach orthodox-griechischem Ritus zu verehren, suchte die Prinzessin ihn dazu zu bereden. Die griechische Kirche, an ihrem Ritual festhaltend, behielt die Oberhand. Bonumbre soll auch bei theologischen Disputationen, welche in Moskau bei dieser Veranlassung stattfanden, den kürzeren gezogen haben [1]).

Der konfessionelle Gegensatz verschärfte sich in den folgenden Jahrzehnten durch die Feindseligkeiten zwischen dem Staate Moskau einerseits und Polen und Litauen anderseits. Als der Großfürst Iwan III. seine Tochter Helene mit dem Fürsten Alexander von Litauen, Bruder des Königs Sigismund von Polen, verheiratet hatte, entstanden zwischen ihm und dem Schwiegersohn in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts heftige Streitigkeiten wegen der Glaubensfreiheit, welche die Tochter des Moskauer Herrschers in Litauen genießen sollte. Man fürchtete in Moskau, daß die Prinzessin katholisch werden würde, und hatte ausdrücklich die Bedingung vereinbart, daß für sie eine griechische Kirche hergestellt werden sollte. Gegen

1) S. Pierling, La Russie et l'Orient. Mariage d'un Tsar au vatican. Iwan III. et Sophie Paléologue. Paris 1891, S. 81.

die Erfüllung dieser Bedingung wirkte die katholische Geistlichkeit. Auch daß man die Anhänger der griechischen Kirche in Litauen bedrängte, gab Anlaß zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen Iwan III. und Alexander. Es kam zu einem langjährigen Kriege, welchem Alexander den Charakter eines Glaubenskrieges zu geben suchte. Indem er seine Brüder in Polen, Böhmen und Ungarn um ihren Beistand bat, hob er hervor, es gelte bei dem Kampfe gegen Moskau für die Interessen des wahren, christlichen, in Litauen herrschenden Glaubens einzustehen. Während man im Westen immer wieder daran dachte, die christlichen Mächte, darunter auch den Staat Moskau, zum Kampfe gegen die Türken zu vereinigen, wollte die Spannung zwischen der griechischen Orthodoxie und dem Katholizismus nicht nachlassen. Wie man in Moskau die Anhänger Roms nicht dulden wollte, so verbat sich der Fürst Alexander von Litauen die Einmischung Rußlands in die kirchlichen Angelegenheiten seines Gebiets.

Unter so ungünstigen Umständen nahm die Kurie während des 16. Jahrhunderts den Gedanken einer Vereinigung der Kirchen wieder auf, welcher im 15. Jahrhundert in den Kirchenversammlungen von Lyon und Florenz einer Lösung nahe gebracht worden war, ohne doch verwirklicht werden zu können. Man war in Westeuropa nicht ausreichend von den schroff exklusiven Anschauungen, welche in Moskau herrschten, unterrichtet und gab sich trügerischen Hoffnungen hin. Es erschienen Abenteuerer, Quasidiplomaten, wie Schlitte im 16., Rinhuber im 17. Jahrhundert [1]), welche in Westeuropa die Ansicht verbreiteten, daß sehr wohl an eine Einverleibung Rußlands in die geistliche Welt des Abendlandes gedacht werden könne, während die durchaus entschieden ablehnende Haltung der Moskowiter fortdauerte. Karl V. hat während der letzten Jahre seiner Regierung in einem Schreiben an den Papst dem Wunsch Ausdruck gegeben, es möge doch zu einer Vereinigung der

1) S. die sehr wertvollen Studien Pierlings in seinem Buche „Papes et Tsars“, Paris 1890, S. 34 ff. und in seiner Monographie „Un médecin-diplomate“, Paris 1893, S. 59 ff.

Kirchen kommen. Die polnisch-russischen Kriege in dieser Zeit boten dem Papste Veranlassung zur Einmischung in diese Angelegenheiten. Gelang es, zwischen den beiden Gegnern Frieden zu stiften, so konnte man zweierlei Ziele zu erreichen hoffen: die Vereinigung der Kirchen und ein allgemeines Bündnis gegen die Türken. Man wußte nicht, wie tief Iwan IV. den Katholizismus haßte und verachtete, und wie die russische Geistlichkeit in dieser Zeit, u. a. der Metropolit Makarij, diese Gesinnungen des Herrschers teilte und unterstützte. Es entsprach einer solchen Unkenntnis der russischen Verhältnisse, wenn man in Rom daran dachte, den Zaren zur Teilnahme an dem Tridentiner Konzil zu gewinnen. Der Plan scheiterte u. a. an der entschlossenen Haltung Polens, welches stets darauf bedacht war, Rußland von irgendeiner Anteilnahme an europäischen Angelegenheiten auszuschließen [1]). Während man Moskau für den Kampf gegen die Türken zu gewinnen hoffte, erfuhr man, daß Iwan IV. im Jahre 1570 durch einen diplomatischen Agenten in Konstantinopel erklären ließ, er gedenke nichts gegen den Sultan zu unternehmen und hoffe auf die Aufrechterhaltung freundlicher Beziehungen zu der Pforte. Auch die ausführlichen Nachrichten, welche man in Rom durch einen Zufall von den Greuelthaten, dem wahnwitzigen Treiben, den Massenhinrichtungen in Moskau während der Schreckensherrschaft Iwans IV. erhielt [2]), mußten den päpstlichen Hof an den Entwürfen, welche Moskau betrafen, irre machen. Nachdem man im Jahre 1571 einen Agenten Portico nach Moskau hatte senden wollen, erfolgte auf Grund solcher Informationen von den Vorgängen im Osten, die Entscheidung des Papstes: „Wir wollen mit einer so grausamen und barbarischen Nation keinerlei Beziehungen anknüpfen“ [3]).

1) Sehr ausgiebiges Quellenmaterial über diese Verhandlungen bei Pierling, Papes et Tsars, S. 72. 81. 84. 101, aus dem vatikanischen Archiv und andern Archiven.

2) Durch eine Schrift Albert Schlichtings. S. Pierling, S. 103.

3) Pierling, Papes et Tsars, S. 104.

Trotzdem kam es im Zusammenhange mit jenen großen Entwürfen wenige Jahre später zu der diplomatischen Mission des Jesuiten Possevin, welcher nach Rußland reiste, um in dem polnisch-russischen Kriege zwischen Stephan Bathory und Iwan IV. zu vermitteln und zugleich die Ziele der katholischen Propaganda zu verfolgen. Die Reise des hervorragenden Mannes ist u. a. auch darum von Interesse, weil er neben Herberstein, Olearius und andern Schriftstellern gewissermaßen zu den Entdeckern Rußlands gehört und seine in lateinischer Sprache verfaßten Schriften über Moskau sich einer großen Verbreitung erfreuten.

Possevin trat als geschickter Diplomat auf und entfaltete eine ungewöhnliche Rührigkeit, um einen Waffenstillstand zu vermitteln. Aber seine Bemühungen, in Moskau für den Katholizismus zu wirken, scheiterten an der Exklusivität der politisch-kirchlichen Zustände in Rußland. Sehr charakteristisch für die letztere mußte dem römischen Agenten schon der Umstand erscheinen, daß, wie schon oben gelegentlich erwähnt worden ist [1]), der Zar sich bei der den Ausländern bewilligten Audienz mit besonderer Ostentation die Hände zu waschen pflegte, um damit anzudeuten, daß die Berührung mit Ketzern eine Art Desinfektion erfordere. Daß Possevin sich über eine so barbarische Taktlosigkeit beschwerte, vermochte in diesen wunderlichen Allüren des Zaren natürlich keinerlei Änderung zu bewirken [2]). In allen Stücken scheiterte diese Mission des Jesuiten, so weit sie die Interessen des Katholizismus betraf. Sein Begehren, daß man in Moskau eine katholische Kirche zu errichten gestatten möge, wurde mit größter Entschiedenheit

1) S. Seite 122.

2) „Papes et Tsars", S. 229. Auch noch anderes erregte die äußerste Entrüstung Possevins. Der Bojar Bjelskij gab ihm zu verstehen, er solle doch die Interessen Iwans vertreten und könne dann sicher auf reichliche Geschenke rechnen. Possevin sah sich einer fremden Welt gegenüber. Es war oft genug geschehen, daß russischen Gesandten der Vorwurf gemacht wurde, sie hätten sich im Interesse ausländischer Souveräne bestechen lassen.

zurückgewiesen. Sehr bald überzeugte er sich davon, daß Iwan, welcher die Vermittelung des Papstes in seiner Bedrängnis, bei der Überlegenheit Bathorys, gewünscht oder zugelassen hatte, an eine Union der Kirchen auch nicht entfernt dachte. Possevin hatte gehofft, durch eine in Polen zu errichtende Druckerei, durch ein an der Grenze des russischen Staats zu gründendes geistliches Seminar für die Verbreitung des römischen Glaubens im Osten wirken zu können. Alle diese Entwürfe fielen zu Boden. Nicht bloß der Mangel an Duldung bei den Russen hinderte die Thätigkeit des Jesuiten; auch die in Rußland lebenden englischen Kaufleute machten den Zaren auf die Gefahr aufmerksam, welche ihm von Rom drohe: in einer von ihnen verfaßten Denkschrift wird Rom mit Babylon, der Papst mit dem Antichrist verglichen; eine Gegenschrift, welche Possevin verfaßte, und in welcher er die Geschichte Heinrichs VIII. erzählte, übte keine Wirkung.

Possevin hätte leicht ein Opfer seines Bekehrungseifers werden können. Der Zar Iwan, welcher sich viel auf seine theologische Gelehrsamkeit zugute that, unternahm es, in öffentlicher Versammlung mit dem Jesuiten über Glaubens- und Kirchenfragen zu disputieren. Es war ein Wagstück, sich der Leidenschaftlichkeit, der Brutalität eines Gegners von dem Schlage des Tyrannen auszusetzen. Als Iwan während des Streites die Päpste angriff, erwiderte Possevin, es sei mit den Päpsten wie mit den Zaren, d. h. es gebe gute und schlechte, aber die Rechte und Grundsätze blieben unveränderlich. Iwan brauste auf und schrie, der Papst sei kein Hirte, sondern ein Wolf. Possevin fragte, wie denn der Zar dazu käme, die Intervention eines Wolfs in Anspruch zu nehmen. Der Zar geriet außer sich. Er schwang seinen Stab, denselben, mit welchem er wenige Tage zuvor seinen Sohn getödtet hatte: man erwartete, daß er sich auf den päpstlichen Gesandten stürzen, ihn mißhandeln werde. Indessen bezwang der Despot seine Leidenschaft; der Streit ging in ruhigerem Tone weiter; der Zar schalt den Papst, weil er sich in einem Sessel tragen lasse, weil er auf seinem Pantoffel ein gesticktes Kreuz habe,

weil er sich den Bart schere u. dgl. m. Possevin hatte Gelegenheit, diese Ausfälle ruhig und gemessen zu beantworten.

Man wollte Possevin nötigen, dem russischen Gottesdienste beizuwohnen. Mit Mühe entging er dem Zwange der ihn umgebenden Bojaren, und man ließ ihn gewähren, als er sich weigerte, die Schwelle der russischen Kirche zu überschreiten. Er hätte bei so tumultuarischen Auftritten leicht zum Märtyrer werden können. In letzter Stunde, darf man sagen, lenkte Iwan ein und entließ den Jesuiten nicht ohne einige Zeichen des Wohlwollens. Aber die eigentliche Mission Possevins war gescheitert.

Ein paar Jahrzehnte später bot die Thronbesteigung des Demetrius und die kurze Regierung dieses Herrschers (1605 bis 1606) dem päpstlichen Hof und den Jesuiten eine willkommene Gelegenheit zur Einmischung in russische Angelegenheiten. Der angebliche Sohn Iwans IV. hatte seine Jugend zum Teil in Polen verbracht, hier die Vorzüge einer höheren Kultur und die katholische Kirche kennen gelernt und war, unmittelbar bevor er nach Rußland aufbrach, um die Zarenkrone zu erwerben, formell zum römischen Glauben übergetreten. Es eröffnete sich somit für die Kurie die Aussicht, einen Jesuitenzögling auf dem russischen Throne zu erblicken, wie man an dem Jesuitenzögling Sigismund in Polen einen eifrigen Vertreter römisch-katholischer Interessen hatte. Man hat wohl das Auftreten des Demetrius und dessen Prätendentenrolle als eine Intrigue der Jesuiten dargestellt, während die Genesis der Kandidatur des genialen Mannes auf den russischen Thron durchaus dunkel bleibt und es an Quellenmaterial fehlt, diese Vorgänge aufzuhellen. Nicht bloß Pierling in seiner Monographie „Rome et Démétrius“ [1]), sondern auch russische Gelehrte, wie Ikonnikow, sind gegen diese Legende von einer heimlichen Initiative der Jesuiten aufgetreten. Insbesondere hat Pierling auf Grund reichlicher, neuentdeckter archivalischer Quellen den Beweis erbracht, daß die Beziehungen der

1) Paris 1878.

Jesuiten zu dem russischen Thronprätendenten erst vom März 1604 datieren, also zu einer Zeit begannen, da Demetrius seine Rechte auf den Thron geltend gemacht und die abenteuerliche Erzählung von seiner angeblichen Rettung aus Uglitsch vorgebracht hatte. Wohl aber unterliegt keinem Zweifel, daß der päpstliche Nuntius in Polen, Rangoni, und einige dort befindliche Jesuiten bei dieser Gelegenheit den Gedanken einer katholischen Propaganda in Rußland mit der den Vertretern der Kurie eigenen Energie und Geschicklichkeit aufnahmen. Ein Katholik auf dem russischen Throne konnte, wie man hoffte, leicht für die Idee einer Vereinigung der Kirchen und eines allgemeinen Kreuzzugs gegen die Türken gewonnen werden.

Es ist nicht schwer zu beweisen, daß Demetrius thatsächlich, wenn auch allerdings heimlich, zur römischen Kirche übergetreten war. Seine Bekehrung war ein Werk des Jesuiten Lavicki. Der Nuntius Rangoni meldete im April 1604 dem Papste Clemens VIII.: Demetrius habe versprochen, falls er auf den russischen Thron gelange, für die Union der Kirchen, die Beseitigung des Schismas, die Verbreitung des Katholicismus im Osten zu wirken. Ähnliche Zusagen enthielt sein Heiratskontrakt, als er sich zur Vermählung mit der Tochter des Palatins von Sendomir, Marina Mniszech, anschickte. Man mochte meinen, eine katholische Dynastie in Rußland die durchgreifendsten Veränderungen auf politischem und kirchlichem Gebiete anbahnen zu sehen. Mit dem jungen Zaren und dessen katholischer Gemahlin sollten Jesuiten in beträchtlicher Anzahl in Rußland Eingang finden, dort Schulen und Akademieen gründen und so der katholischen Propaganda ein unermeßliches Arbeitsfeld eröffnen. Demetrius selbst erwies sich als gelehriger Schüler der Jesuiten Czyrzowski und Lawicki, von denen er sich in Polen in der Philosophie und der Litteratur hatte unterweisen lassen.

Sehr begreiflich, daß solche Anfänge in Rom große Hoffnungen wachriefen. Der Papst Paul V. schrieb wiederholt an Demetrius, indem er ihn ermahnte, sich im rechten Glauben zu befestigen und für die Verbreitung desselben zu wirken.

Demetrius' Antworten ließen das Günstigste erwarten. Man nahm die Absendung eines Nuntius nach Moskau in Aussicht und sandte dem jungen Zaren durch den Priester Pratissoli Geschenke, welche auf die katholische Mission in Rußland Bezug hatten. Demetrius bereitete bald nach seiner Thronbesteigung dem Nuntius Alexander Rangoni, einem Neffen des päpstlichen Diplomaten in Polen, einen günstigen Empfang und versicherte in vertraulichen Gesprächen mit dem Jesuiten Czyrzowski, wie er dem Papst ergeben sei, und wie sehr Rußland der Lehrer und Leiter aus Westeuropa bedürfe.

Indessen stellte sich alsbald die Unhaltbarkeit der schwierigen Rolle des jungen Monarchen heraus. Es war unmöglich, daß er sich offen in Rußland zum Katholizismus bekannte; ebenso wenig durfte seine Gemahlin öffentlich als Anhängerin der römischen Kirche auftreten. Aber gerade in diesem Punkte blieb die Kurie unbeugsam. Als der Sekretär des Zaren, der Protestant Buczynski, mit Rangoni über einen Dispens verhandelte, welcher die Zarin Marina autorisieren sollte, griechische Kirchen zu besuchen, am orthodoxen Gottesdienst teilzunehmen, um „Skandal zu vermeiden“, weil sonst die Krönung gar nicht stattfinden könne, sah sich der Papst außer Stande, dergleichen zu gestatten. So war man zwischen zwei Feuern. Den Moskowitern gegenüber mußten Demetrius und Marina orthodox scheinen; der Papst wollte nichts davon hören und lehnte jeden Dispens in dieser Angelegenheit ab.

So sah sich denn Demetrius einerseits zu der größten Vorsicht seinen Unterthanen gegenüber und zu einer gewissen Zurückhaltung der Kurie gegenüber genötigt. Die politischen Gesichtspunkte gewannen die Oberhand über die kirchlichen. Ohne inbetreff der Konfession Farbe zu bekennen, als heimlicher Katholik, hoffte Demetrius seine Rolle weiter spielen zu können. Die Jesuiten in seiner Umgebung klagten in ihren Berichten nach Rom wohl darüber, daß der Glaubenseifer ihres Zöglings erkalte. Er war, da sein Sekretär Buczynski und auch wohl russische Bojaren sich in seiner Gesellschaft befanden, intimeren Unterredungen selten zugänglich. Sichtlich

schwand die Wahrscheinlichkeit, daß man in Rußland für den lateinischen Glauben werde wirken können. Auch daß es heftige Verstimmungen zwischen Polen und Moskau während dieser episodischen Regierung gab, beeinträchtigte den Erfolg der Propaganda.

Die Katastrophe ließ nicht lange auf sich warten. Nachdem die Braut des Demetrius im Mai nach Moskau gekommen war und unmittelbar vor ihrer Trauung noch ihrem Beichtvater gelobt hatte, für den Katholizismus und den Jesuitenorden in Rußland zu wirken, erfolgte wenige Tage nach der Hochzeit der Sturz und die Ermordung des Demetrius. Seine Gemahlin und die Personen ihrer Umgebung befanden sich in der äußersten Lebensgefahr. Alle Entwürfe der Römischen fielen zu Boden. Das Blutbad, welches die Russen unter den in Moskau anwesenden Polen anrichteten, und die darauf folgenden Ereignisse in der Zeit des Interregnums verschärften den nationalen und konfessionellen Gegensatz zwischen Russen und Polen, zwischen dem Orient und dem Occident.

In der ersten Zeit der Regierung der Romanows sah sich die Kurie Moskau gegenüber in einer ungünstigeren Lage als zuvor. Hatte man früher an eine Katholisierung Rußlands denken zu dürfen gemeint, so war im 17. Jahrhundert selbst die Erbauung von Kirchen für die in Rußland lebenden Katholiken zunächst nicht durchzusetzen.

In der Zeit der Regierung Iwans IV. war den in Rußland weilenden Katholiken die Ausübung des Gottesdienstes in ihren Häusern gestattet worden. Dagegen wurde die Erlaubnis zur Erbauung einer katholischen Kirche verweigert. Letzteres wiederholte sich während der Regierungszeit Boris Godunows. Auch in der kurzen Zeit der Herrschaft des Demetrius konnten die Katholiken in Moskau nicht das Recht zur Errichtung einer Kirche erlangen.

Dieselbe Frage erschien auf der Tagesordnung, als im Jahre 1629 ein französischer Gesandter, des Hayes Courmenin, in Rußland erschien, um den etwa nach Rußland kommenden französischen Kaufleuten und Industriellen gewisse Privilegien

auszuwirken und einen Handelsvertrag zu schließen. Die Moskauer Regierung war gern bereit, den Franzosen in Rußland Gewissensfreiheit zu gewähren, aber „de peur de scandale", wie in den französischen Akten zu lesen ist, sollte der öffentliche römisch-katholische Gottesdienst verboten sein.

Wie weit die Besorgnis vor dem Katholizismus in jener Zeit ging, ersieht man aus folgenden Zügen. Als (1631) ein russischer Militäragent, der Oberst Leslie, den Auftrag erhielt, im Ausland Offiziere und Soldaten für die russische Armee anzuwerben, wurde ihm eingeschärft, er solle keine Franzosen, überhaupt keine Leute des „papistischen" Glaubens wählen. Da sich herausstellte, daß unter den Angeworbenen sich trotzdem einige Katholiken fanden, wurden diese Leute sogleich wieder unter Bedeckung an die Grenze gebracht. Bei dem Abschlusse des Vertrages mit der holsteinischen Handelsgesellschaft im Jahre 1634 wurde der letzteren auf das Strengste verboten, in den Häusern der nach Persien Handel treibenden Kaufleute römische Geistliche oder überhaupt Katholiken zu beherbergen. In der Instruktion für die russischen Gesandten, welche 1635 den Frieden von Poljanowka mit Polen abschließen sollten, findet sich die Weisung, sie sollten die Erlaubnis, daß polnische Kaufleute nach Rußland kämen, sehr entschieden verweigern, weil solche Fremde unfehlbar römische Glaubenslehrer mitbringen und den Bestand der bis hierzu unerschütterlichen orthodoxen Kirche gefährden würden; auch seien, wurde hinzugefügt, schon Lutheraner und Calvinisten in Rußland; kämen noch Katholiken hinzu, so wäre Streit und Kampf zwischen den religiösen Gegnern gar nicht zu vermeiden [1]).

Inzwischen stieg insbesondere während der Regierung des Zaren Alexei mit dem Bedarf an Ausländern die Zahl der in Moskau lebenden Katholiken. Sie wohnten in der deutschen Vorstadt, konnten aber trotz vieler Bemühungen Jahrzehnte

1) S. Zwjetajew, Aus der Geschichte der ausländischen Glaubensbekenntnisse in Rußland im 16. und 17. Jahrhundert (russisch), Moskau 1886, S. 279 ff.

hindurch das Recht zur Erbauung einer Kirche nicht erlangen, während es protestantische Kirchen gab. Nicht ohne Genugthuung schrieb der Pastor Gregorii aus Moskau von dem „unvergleichlichen Hasse, welchen die Moskowiter gegen die Papisten so heftig tragen", und daß „die Russen, die nun noch mehr von der Jesuiten Praktiken, so sie in der Welt verübt, geärgert, lieber sterben würden, als aufhören zu glauben, daß der Papst der Antichrist sei". „Und obwohlen", fährt Gregorii fort, „der römische Kaiser sowohl als auch der Papst vielfältig gesuchet, sie in dieser Meinung zu sänftigen, so hat doch solches so wenig fruchten wollen, daß sie auch hergegen die Jesuiten und Pfaffen, so sich bisweilen heimlich einschleichen wollen, alsobald bei dem Kopfe genommen und nach Siberia auf ewige Ungnade verschicket, allwo ihrer schon viele jetzund Zobeln fangen müssen" [1]). Nicht ohne Grund klagte der kaiserliche Gesandte Meyerberg (1661) darüber, daß während die Evangelischen in Moskau ausgedehnte Religionsfreiheit genössen, die Katholischen zurückgesetzt und benachteiligt würden und keinen Gottesdienst haben dürften, wenn nicht etwa im Gefolge von Gesandten sich Geistliche befänden, welche gelegentlich kirchliche Feierlichkeiten veranstalteten.

So war denn an eine katholische Propaganda zunächst nicht zu denken, obgleich gelegentlich in Westeuropa Agenten der Kurie sich mit solchen Entwürfen trugen. So z. B. hatte der mehrfach in früheren Abschnitten dieses Buches erwähnte Serbe Jurij Krishanitsch, welcher 1658 nach Rußland kam, die Absicht, für eine Vereinigung der Kirchen zu wirken. Man darf vermuten, daß seine Verbannung nach Sibirien mit diesen Bestrebungen im Zusammenhange gestanden habe. Der ebenfalls bereits erwähnte Arzt Laurentius Rinhuber, Sachse und Protestant, welcher längere Zeit in Rußland geweilt hatte, trat in Rom zum Katholizismus über und bot dem Papste seine Dienste an, um in Rußland für die Verbreitung des römischen Glaubens zu wirken. Er gab bei dieser Gelegenheit vor, daß

1) Rinhuber, Relation du voyage etc., Berlin 1883, S. 14—15.

sowohl der Patriarch Nikon als der Metropolit von Gaza, Paissij Ligarid, und auch der Minister des Zaren Alexei, Matwejew, dem katholischen Glauben geneigt seien. Es waren das sehr gewagte Behauptungen. Ebenso stellte sich der Kurländer Reutenfels im Jahre 1674 der Propaganda in Rom für eine Mission in Rußland zur Verfügung. Wie vor einem Jahrhundert Possevin, so gedachte Reutenfels jetzt die Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit Moskau dazu zu benutzen, um im Interesse der römischen Kirche zu wirken. Er meinte, der Zar Alexei werde sich der Idee einer Beseitigung des Schismas geneigt zeigen [1]), eine Voraussetzung, welche durch keinerlei Quellen bestätigt wird.

Dagegen war der Günstling und Minister der Schwester Peters des Großen, Sophie, Fürst Wassilij Golizyn, den Katholiken günstiger gesinnt; und während dieser Regierung (1682—1689) haben denn die Römischen sehr große Anstrengungen gemacht, um das ersehnte Ziel zu erreichen. In den diplomatischen Verhandlungen dieser Zeit spielen die Fragen von den Rechten der Katholiken eine hervorragende Rolle. Es erscheinen in Rußland heimlich Vertreter katholischer Orden. Rußland ist umsponnen von einem Netze katholischer Ränke.

In dieser Zeit genoß Patrick Gordon, das Haupt der katholischen Gesellschaft in der deutschen Vorstadt, das Vertrauen des Fürsten Golizyn und anderer Würdenträger und benutzte, als Jesuitenzögling, seine angesehene Stellung als hoher Militär dazu, um für den Katholizismus zu wirken [2]). Es fehlte ihm nicht an Gesinnungsgenossen, unter denen der bereits in

1) Die Kombination von kommerziellen Angelegenheiten und Glaubensfragen ist von Interesse. S. z. B. Possevins Rede in Venedig 1581 in Pierlings Edition „Documents inédits sur les rapports du Saint-Siège avec les Slaves", Paris 1887, S. 40. Über Rinhuber und Reutenfels s. Pierling, Saxe et Moscou. Un médecin diplomate, Paris 1893, S. 113 ff. und S. 127 ff.

2) S. meine Monographie über Gordon in Raumers Historischem Taschenbuche, Neue Folge IX, S. 154 ff.

einem früheren Abschnitt erwähnte Schotte Meneses [1]) eine hervorragende Rolle spielte.

Im Jahre 1683 befand sich auf der Durchreise nach Persien ein katholischer Erzbischof, Sebastian Knabe, in Moskau. Er verhandelte mit Golizyn über die Anknüpfung diplomatischer Beziehungen zwischen Rom und Rußland. Als sodann 1684 die kaiserlichen Gesandten Zirowski und Blomberg nach Rußland kamen, befand sich ein Jesuit, Namens Schmidt, in ihrem Gefolge. Sie verlangten, daß den Katholiken der Bau einer Kirche gestattet werde. Die Regierung zögerte mit der Antwort und vertröstete die Diplomaten mit allgemeinen Versprechungen für die Zukunft.

Der Jesuit Schmidt blieb in Moskau. Außerdem kam ein Kurier des Kaisers Leopold, ein verkappter Jesuit, Mauritius Vota, nach Rußland. Schmidt und Vota suchten durch Schmeicheleien und Lobreden auf den Fürsten Golizyn zu wirken. Es kam so weit, daß ein katholischer Priester in der deutschen Vorstadt leben und im Hause des Kaufmanns Troyen die Messe lesen durfte [2]). Sehr eifrig agitierte für die Ausdehnung der Rechte der Katholiken der kaiserliche Gesandte Kurtz; mehr und mehr trat der Kaiser Leopold als Gönner und Förderer der in Rußland lebenden Katholiken auf. Aber die russische Regierung zögerte immer noch, den Bau einer katholischen Kirche zu gestatten.

Inzwischen kamen immer mehr und mehr Jesuiten aus Österreich, aus Polen, aus Frankreich nach Rußland. Zwei derselben, Tichanowski und David, brachten es dahin, daß das Haus, in welchem die Messe gelesen werden durfte, allmählich zu einer Kirche wurde. Am 5. Mai 1687 feierte Gordon die Einweihung dieses Raumes durch ein Festessen in seinem Hause. Die Jesuiten suchten ihre Lehrthätigkeit auf russische Jünglinge auszudehnen, in den Häusern russischer Großer Eingang zu finden, katholische Schriften in russischer Sprache zu verbreiten.

1) S. oben S. 115—116.

2) Rinhuber, Relation etc., S. 234.

Obgleich nun 1689 Peter der Große zur Regierung gelangte und in eine nahe Beziehung zu dem Haupte der Moskauer Katholiken, Gordon, trat, machte sich doch nach dem Sturze des Fürsten Golizyn eine reaktionäre Stimmung im Geiste der Intoleranz bemerklich. Die Jesuiten Tichanowski und David wurden ausgewiesen, wobei man sie empfinden ließ, daß diese Maßregel auf Wunsch des Patriarchen statthabe, welcher die Rechtgläubigen nicht der Gefahr einer römisch-katholischen Propaganda ausgesetzt sehen wolle. In seinen Gesprächen mit Peter berührte Gordon wohl diese Fragen und hoffte auf die Zeit, da der junge Zar unabhängiger werde auftreten können. Es geschah wohl, daß Peter dem katholischen Gottesdienste bei Gelegenheit der Trauung einer Tochter Gordons beiwohnte. Unter dem Vorwand, ein Mausoleum für die Familie Gordon zu errichten, wurde ein Grundstück angekauft, auf welchem in aller Stille der Bau einer Kirche begonnen wurde. Die Arbeiten mußten aber auf Befehl der Regierung eingestellt werden. Insbesondere wurde die Errichtung einer steinernen Kirche streng verboten. Es entstand eine hölzerne (1698), und der katholische Gottesdienst fand in derselben ungehindert statt. In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts wurde die hölzerne Kirche durch eine steinerne ersetzt. Auch Jesuiten kamen ins Land. Ihre Schule zählte im Jahre 1709 fünfzig russische Zöglinge [1]).

Um die Zeit, als Peter seine erste Studienreise nach Westeuropa unternahm, war in katholischen Kreisen davon die Rede, daß man den unternehmenden, reformlustigen Herrscher für einen Glaubenswechsel werde gewinnen können. Von Rom aus erhielten Agenten der Kurie den Auftrag, ihn zu beobachten, sich ihm zu nähern. Diesem Umstande verdankt man manche wertvolle Nachricht über diese Reise des Zaren [2]). Insbesondere nahm man während des Aufenthaltes Peters in

1) S. Details über diese Vorgänge bei Zwjetajew a. a. O.

2) U. a. in Theiners „Monuments historiques de Russie", Rome 1859.

Wien mit Genugthuung wahr, daß er eine große Verehrung für den Kaiser Leopold, als das Haupt der Christenheit, an den Tag legte. Wiederholt wird in den Depeschen der geistlichen Herren aus Wien die Hoffnung ausgesprochen, daß Peter dem Katholizismus geneigt gemacht werden könne. Der Kardinal Kalonitz ging soweit zu sagen, Peter zeige den Wunsch, in den Schoß der wahren Religion aufgenommen zu werden. Ähnlich äußerte sich der spanische Gesandte am kaiserlichen Hofe, Bischof von Salsona. Die in Rußland in dieser Zeit ausgebrochenen Unruhen werden in den Berichten dieser geistlichen Herren auf die Unzufriedenheit des Volkes und der Geistlichkeit in Betracht der angeblichen Hinneigung des Zaren zum Katholizismus zurückgeführt. Am Morgen des Namenstages Peters wohnten die russischen Gesandten, in deren Gefolge sich der junge Zar befand, also vermutlich auch er selbst, einem katholischen Gottesdienste bei. In einer in slawischer Sprache gehaltenen Predigt feierte der Jesuit Wolf den Zaren Peter und sprach den Wunsch aus, es möchten ihm, als einem echten Petrus, die Schlüssel gegeben werden, um das türkische Reich zu erschließen und zu erobern.

So war denn Peter der Umworbene. In Holland hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Peter dem Protestantismus zugeneigt sei. Man meinte, er werde die griechische Kirche mit der reformierten vereinigen. Man behauptete, er habe schon mit dem Kurfürsten von Brandenburg kommuniziert, und wollte wissen, daß er protestantische Doktoren von allen Wissenschaften mit sich nach Rußland führen werde, um in seinem Lande Hochschulen zu errichten [1]. In England mochte die anglikanische Kirche auf den Zaren in ihrem Sinne zu wirken gesucht haben. In Wien wollte man wissen, daß in Rußland das Gerücht verbreitet sei, der Bojar Scheremetjew, welcher vor kurzem in Wien gewesen war, sei bereits katholisch geworden, und man sei sehr besorgt, daß auch Peter es

1) S. das Schreiben Arpingons aus dem Haag nach Genf bei Possel, Lefort, II, S. 411.

werde [1]). Man kann sich vorstellen, welche Wirkung die Nachricht hervorbrachte, Peter habe in Wien bei den Jesuiten gespeist.

Alle diese Hoffnungen der Römischen waren eitel. Peter konnte in Zorn geraten, wenn jemand sich eine unvorsichtige Äußerung über die griechische Kirche erlaubte. Er gehörte allerdings zu denen, welche „neutral sind zwischen Rom und Genf". In seiner unmittelbaren Umgebung finden wir den Katholiken Gordon, den Calvinisten Lefort, den Anglikaner Perry u. s. w. Aber er gestattete nicht, daß in seinem Reiche für andere Kirchen Propaganda gemacht würde. Der Kurie gegenüber beobachtete er eine gewisse Kühle. So erschien im Jahre 1707 der russische Diplomat Fürst Kurakin in Rom, um unter Hinweis auf die freisinnige Behandlung der Katholiken in Rußland, den Papst zu vermögen, Stanislaus Leszczynski nicht als König von Polen anzuerkennen. Als aber vonseiten der Kurie der Wunsch ausgesprochen wurde, daß die Rechte der Katholiken genau schriftlich formuliert würden, antwortete der russische Gesandte ausweichend [2]).

Wiederholt tauchte das Gerücht von einem Plane der Vereinigung der griechischen Kirche mit der katholischen auf. So hieß es im Jahre 1702, der Patriarch von Antiochien, der nach China reisen sollte, werde über Moskau reisen, um dort über diesen Entwurf zu verhandeln. In Wien hat man 1707 die soeben erwähnte Sendung Kurakins nach Rom so aufgefaßt, als habe dieser den Auftrag, dem Papste die Vereinigung der orientalischen Kirche mit der abendländischen vorzuschlagen. Ging doch ein Kardinal soweit, in einem Brief an den Papst denselben zu versichern, daß er es von Kurakin selbst gehört habe. Der russische Diplomat Urbich sollte dem Zaren den Vorschlag gemacht haben, auf die Berufung eines ökumenischen Konzils anzutragen und Leibniz die Ausarbeitung

1) S. das Schreiben des Erzbischofs von Seleucia aus Wien bei Theiner, S. 374.

2) S. Guerrier, Leibniz in seinen Beziehungen zu Rußland und Peter dem Großen, S. 100—104.

dieses Planes anzuvertrauen. Urbich hat mit Leibniz über diese Angelegenheit korrespondiert. Der letztere hoffte auch die englische Kirche zur Teilnahme an diesem Unternehmen zu gewinnen, welches indessen gar nicht zustande kam [1]).

Bei Gelegenheit der Anwesenheit Peters in Paris im Jahre 1717 wurde der Versuch erneuert, eine Union der Kirchen herbeizuführen. Derselbe ging von der Sorbonne aus, nachdem Peter dieser Körperschaft einen Besuch abgestattet hatte. Die Denkschrift der Sorbonne rief eine ablehnende Antwort vonseiten der russischen Geistlichkeit hervor [2]).

Auch vonseiten der anglikanischen Kirche sind Versuche einer Vereinigung mit der orientalischen gemacht worden. Im Jahre 1717 hatten zwei Bischöfe der ersteren in dieser Angelegenheit ein Schreiben an den Zaren gerichtet. Man suchte englischerseits auch in diesem Sinne auf den Minister Golowkin zu wirken, indessen hatten diese Bemühungen keinen Erfolg [3]).

Wassilij Golizyn war ein Gönner der Jesuiten gewesen. Peter kann nicht als ein solcher gelten. Er soll sich gelegentlich in scharfem Tadel über den Orden geäußert haben, weil derselbe u. a. dem Kaiser in den türkischen Angelegenheiten gar keine Hilfe leisten wollte [4]). In Rußland wie im Westen empfand man, daß von der katholischen Propaganda gewisse Gefahren drohten. In England erschien eine Flugschrift, in welcher die russische Kirche vor den Nachstellungen der römischen gewarnt wurde [5]). Gelegentlich sind z. B. 1719 die Jesuiten in Rußland verfolgt worden. Ihre Papiere wurden durchsucht; sie selbst wurden ausgewiesen. Man wollte nicht

1) S. Guerrier, Leibniz in seinen Beziehungen zu Rußland und Peter dem Großen, S. 100—104.

2) Tolstoi, Le catholicisme romain en Russie, I, S 159 ff., und insbesondere wichtiges und neues Material bei Pierling, La Sorbonne et la Russie 1717—1747, Paris 1882.

3) Ssolowjew, Geschichte Rußlands (russisch), Bd. XVII, S. 394—400.

4) Stählin, Anekdoten über Peter den Großen, I, Nr. 9 u. 10.

5) S. den Katalog der „Russica" in der öffentl. Bibl. zu St. Petersburg, S. 2121.

länger dulden, daß sie in dem Reiche für die Verbreitung des katholischen Glaubens wirkten.

So hielt sich denn der Fortschritt auf dem Gebiete der Duldung in gewissen Grenzen. Man hatte die Prinzipien absoluter Intoleranz früherer Zeiten überwunden, ohne doch sich zu den Grundsätzen der Aufklärung, der Gewissensfreiheit zu bekennen. Im 16. Jahrhundert konnte ein livländischer Schriftsteller, Heidenstein, bemerken: „Die Russen fliehen die Lateiner wie die Pest." Ein Jahrhundert später ließ man die Römischen in hellen Haufen ins Land kommen, ohne ihnen den Bau von Kirchen zu gestatten. Noch ein Jahrhundert später begegnen uns in Petersburg an der günstigsten Stelle der Hauptstraße, des „Newskij Prospects", eine Reihe stattlicher Kirchen fremdländischer Konfessionen, darunter die große katholische Kirche. Die Geistlichkeit fand es in der Zeit der Kaiserin Elisabeth anstößig, daß die Tempel der Ketzer sich dort befänden, und reichte einen Entwurf ein, wie einem solchen Übelstand abgeholfen werden könne. Man faßte den Gedanken, die Kirchen abzubrechen und in einem anderen, entlegeneren Teile der Stadt aufzuführen. Der Entwurf mußte als zu kostspielig aufgegeben werden. Was in der Zeit des Zaren Alexei kurzer Hand gelungen war, die Ausländer, weil sie Ketzer waren, aus Moskau zu entfernen und in der „deutschen" Vorstadt anzusiedeln, erwies sich nach Peters Reformen als unthunlich. Als sodann infolge der polnischen Teilungen Millionen von Katholiken russische Unterthanen wurden, galt es für die Regierung, für die Geistlichkeit und für die Gesellschaft, dem Problem einer ausgedehnteren Berechtigung fremder Konfessionen auf russischem Boden näher zu treten, mit dem Papst in Glaubenssachen in offiziellen und dauernden Verkehr zu treten und dem Katholizismus gegenüber neue Formen der Duldung auszugestalten.

b) Der Protestantismus.

Der Maßstab der Toleranz war, wie soeben gezeigt wurde, in Rußland ungleich zu verschiedenen Zeiten und bei

verschiedenen Elementen der Bevölkerung. Im allgemeinen war die Regierung duldsamer als das Volk, weit duldsamer als die Geistlichkeit. Und diese Differenz steigert sich während des 17. Jahrhunderts. Von den Vertretern der Kirche und von den untern Klassen des Volkes durfte man nicht erwarten, daß sie die Notwendigkeit eines Anschlusses Rußlands an Westeuropa so klar erkannten wie die Vertreter der Regierung, welche stets mit dem Auslande, mit Nichtrussen zu thun hatten, bei international-politischen Fragen sich einer gewissen Neutralität in Glaubenssachen befleißigten und den Prozeß der Säkularisation, welcher sich in der Welt vollzog, wenigstens zum Teile mitmachten.

Aber auch die Regierung machte einen Unterschied zwischen den Bekenntnissen des Abendlandes. Man gönnte der Entwickelung des Protestantismus mehr Spielraum als derjenigen der römischen Kirche. Lutheraner und Reformierte erschienen in den Augen der Regierung unvergleichlich minder gefährlich als die Katholiken.

Der Kampf mit Polen, die kleinrussische Frage, in welcher die moskowitische Regierung im 17. Jahrhundert für die Rechtgläubigen gegen die Unduldsamkeit der Katholiken eintrat, bewirkten, daß man in Rußland das römische Wesen mit dem Polentum identifizierte. Den Haß gegen das katholische Polen teilte die Regierung mit dem Volke. Der Gegensatz der Bekenntnisse ließ den Gedanken an eine slawische Solidarität zwischen Polen und Russen nicht aufkommen.

Dazu kam nun, daß Rußland im 16. und 17. Jahrhundert nur wenig Veranlassung hatte, sich den südeuropäischen, romanischen, dem Katholizismus treugebliebenen Völkern zu nähern. Diplomatische Beziehungen zu Frankreich, Spanien, Italien gehörten zu den seltenen Ausnahmen. Diese Hälfte Europas, dem Mittelmeere zugewandt, interessierte sich für Rußland sehr viel weniger als die germanische, nördliche, protestantische, „ozeanische“. Diejenigen Gebiete, in denen die Reformation die größten Erfolge errungen hatte: Norddeutschland, Skandinavien, die Niederlande, England, unterhielten im 16. und

17. Jahrhundert viel lebhaftere Beziehungen zu dem russischen Reich als etwa der Papst oder die Republik Venedig oder die Könige von Spanien und Frankreich. Als Großhändler oder Industrielle, als Ärzte und Apotheker, als Diplomaten und Offiziere erschienen viel mehr Protestanten als Katholiken in Rußland. Während im Verkehr zwischen Moskau und der protestantischen Welt alsbald ein modus vivendi entstand, blieb ein starkes Mißtrauen gegen die katholischen Staaten und Völker in Rußland bestehen. Nicht ohne Grund fürchtete man die Propaganda der „ecclesia militans".

Indessen gab es Versuche, den Zaren Iwan IV. zum Protestantismus zu bekehren.

König Christian III. von Dänemark sandte im Jahre 1552 einen Buchdrucker, Hans Wissenheim, nach Rußland und schrieb an den Zaren, indem er diesen von seinem Eifer bei der Verbreitung der protestantischen Lehre unterrichtete: „Wir wagen es, auch Dich, geliebter Bruder, zur Annahme der neuen Lehre zu bereden. Wir senden Dir unsern treuen Diener und Unterthan Hans Wissenheim mit der Bibel und anderen Büchern[1]), in denen das Wesen unsers christlichen Glaubens erläutert wird. Sollten diese Bücher von Dir, dem Metropoliten, den Patriarchen (sic), den Bischöfen und der übrigen Geistlichkeit gut befunden werden, so würde jener soeben erwähnte Diener mehrere tausend Exemplare dieser Bücher, nachdem dieselben ins Russische übersetzt sein werden, drucken, und so kann dann in wenigen Jahren sehr vieles zum Heil Eurer Kirchen und Eurer Unterthanen geschehen" [2]).

Wie wissen nicht, wie Iwan IV. einen solchen Vorschlag aufgenommen habe, dürfen aber annehmen, daß er demselben mit Gleichgültigkeit begegnete. Die Verhältnisse in Rußland schlossen die Möglichkeit des Erfolges einer derartigen Propaganda aus.

1) Es mögen das insbesondere die Augsburger Konfession und der lutherische Katechismus gewesen sein.

2) S. Zwjetajew, Aus der Geschichte der Glaubensbekenntnisse in Rußland, dem wir die wesentlichen Einzelheiten dieses Abschnittes entnehmen.

Eine andere Episode ereignete sich etwas später. Als eine polnische Gesandtschaft im Jahre 1570 in Rußland erschien, befand sich bei derselben ein Pastor, Namens Rokita, welcher den Versuch machte, den Zaren zur evangelischen Lehre zu bekehren. Es fand eine Disputation und eine schriftliche Verhandlung über diesen Punkt statt, wobei der Zar Iwan IV. sich in den schärfsten Ausdrücken über den Protestantismus äußerte: die Lehre entbehre jeder gesetzlichen Grundlage, die Pastoren verführen ganz unrechtmäßig, die Verbreitung einer solchen Lehre in Rußland wäre eine Verletzung göttlicher und menschlicher Gesetze. „Ich halte dich für einen Ketzer", so schloß der Zar seine Polemik gegen Rokita, „deine Lehre ist falsch und widerspricht der christlichen Lehre. Du bist nicht nur ein Ketzer, sondern auch ein Diener des Antichrists, vom Teufel aufgestachelt. Wir verbieten dir, diese deine Lehre in unserm Reiche zu verbreiten. Jesum Christum aber, unsern Herrn, bitten wir, daß er unsern russischen Stamm bewahre, daß er nicht von der Finsternis des Unglaubens umhüllt würde" [1]).

Kamen Religionsdifferenzen zur Sprache, so gab es gelegentlich arge Zwischenfälle. In Kokenhusen stieß der Zar Iwan IV. auf der Straße auf einen Pastor, Namens Martin Nandelstedt, fragte ihn nach seinem Glauben, schmähte das Luthertum und begann zu disputieren. Als der Geistliche Luther mit dem Apostel Paulus verglich, schlug der Zar ihn mit der Peitsche über den Kopf, schickte ihn mit seinem Luther zu allen Teufeln und ritt weiter. Bald darauf wurde Nandelstedt mit anderen Gefangenen aus Livland nach Moskau gebracht, wo ihn der Zar sehr eingehend nach den Prinzipien der protestantischen Glaubenslehre ausfragte.

Eine andere Episode trug sich mit dem Zaren Boris [2]) zu. Als er von den Personen des Gefolges des dänischen Prinzen

1) Zwjetajew, S. 3—4. Ausführlicher bei Fechner, Chronik der evangelischen Gemeinden in Moskau, Moskau 1876, S. 64—74.

2) Regierte von 1598—1605.

Johann erfuhr, daß in Dänemark der heilige Nikolaus, „der Wunderthäter", keine besondere Verehrung genösse, war er höchst betroffen, tadelte eine solche Unterlassungssünde der Protestanten in schärfster Weise und pries die Wunderthaten des Heiligen [1]). Solche Züge mögen darthun, wie wenig günstigen Boden eine etwaige evangelische Propaganda in Rußland finden konnte.

Inzwischen war die Zahl der in Rußland weilenden Protestanten beträchtlich gestiegen. Die Feldzüge der Russen in Livland hatten zur Folge, daß Tausende von Kriegsgefangenen nach Rußland geschleppt wurden. Nachdem Dorpat im Jahre 1559 kapituliert hatte, wurde eine Anzahl von Bürgern dieser Stadt und mit ihnen ein Pastor, Timan Brackel, nach Rußland gebracht. Die übrigens nur vorübergehende Anwesenheit dieses Geistlichen hier kann als der Anfang einer kirchlichen Organisation der Protestanten in Rußland angesehen werden, obgleich es damals noch kein lutherisches Gotteshaus gab.

Auch andere Pastoren kamen nach Rußland, z. B. Wettermann, Elias, ein paar Geistliche, welche sich in der Begleitung des Herzogs Magnus befanden. Gelegentlich fanden gottesdienstliche Handlungen statt; es wurde gepredigt. Die Regierung legte solchen Übungen keinerlei Hindernisse in den Weg. Ein Zeitgenosse berichtet, daß der Zar Iwan den Ausführungen des Predigers Bockhorn fleißig zugehört und ihn mit einem kostbaren Kleid und einer goldenen Kette beschenkt habe. Man rechnete darauf, daß die Ausübung der evangelischen Lehre auf breitester Grundlage in Rußland gestattet werden würde.

Aber die lutherische Kirche, welche in Moskau am rechten Ufer der Jausa errichtet worden war, und an welcher der ehemalige Hofprediger des Herzogs Magnus, Scultetus, als erster Geistlicher wirkte, ward schon wenige Jahre nach ihrer Gründung ein Opfer der Verfolgungswut. Margeret berichtet, die Livländer hätten sich als Schenkwirte bereichert und seien übermütig und hoffärtig geworden. Der Metropolit führte Klage

1) S. das andere umfassende Werk Zwjetajews, Der Protestantismus und die Protestanten in Rußland vor der Zeit der Reformen. Moskau 1890, S. 584.

bei dem Zaren, weil sie die russischen Soldaten zum Trinken verführten und sie zu Bettlern machten. Iwan beschloß, die Deutschen in der ihm eigenen Art zu strafen. Eines Tages, im Winter 1578, überfiel ein großer Haufen Bewaffneter die Ansiedelungen der Deutschen bei der russischen Hauptstadt. An der Spitze der Räuberbande ritt der Zar selbst, umgeben von seinen Söhnen und den Großen des Reiches: Alle trugen schwarze Gewänder. Auf einen Befehl des Herrschers schrie ein Herold plötzlich: „Plündert, aber tötet nicht!" und die Bewaffneten stürzten sich in die Häuser. Eine Meute Volks eilte zum Plündern herbei. Alles, was ihnen in die Hände fiel, schleppten die Räuber fort und rissen den Deutschen die Kleider vom Leibe; die Häuser wurden demoliert, die Frauen geschändet, die schönsten Jungfrauen weggeführt. Bei dieser Gelegenheit ist denn auch die hölzerne Kirche zerstört worden. Es war eine jener Episoden, wie sie auf niedern Kulturstufen vorzukommen pflegen, und welche an mittelalterliche Judenhetzen erinnern [1]).

Aber die Deutschen erholten sich sehr bald von dem gegen sie geführten Streich, und ein paar Jahrzehnte später konnte Margeret bereits wieder von einer Art Blütezeit der Deutschen in Moskau berichten. Als Kaufleute und Schenkwirte hatten sie zum Teil großen Wohlstand erworben. Sie pflegten sich in einem hölzernen Gebäude zu gottesdienstlichen Übungen zu versammeln. Von dem Bau einer neuen Kirche während der Regierung des Zaren Boris Godunow berichtet Bussow, indem er bemerkt, daß die deutschen Ärzte, welche das Vertrauen des Zaren genossen, die Erlaubnis zur Errichtung eines Gotteshauses ausgewirkt hätten. Allerdings gab es dabei eine Einschränkung: die Kirche durfte nicht in der Stadt Moskau, sondern außerhalb derselben, in der deutschen Vorstadt, erbaut

1) Ein Zeitgenosse, der Engländer Horsey, erzählt ausführlich, wie das Unglück über die Deutschen hereinbrach, und welcher Frevel an ihnen verübt wurde. Charakteristisch ist, daß der Zar persönlich dieses Trauerspiel inszenierte und leitete. S. das Ausführliche bei Fechner und in den beiden Werken Zwjetajews.

werden. In dieser Kirche wurde der dänische Prinz Johann, welcher als Bräutigam der Tochter Godunows nach Rußland kam und hier an einer akuten Krankheit starb, beerdigt.

Aber auch dieses Haus bestand nur wenige Jahre. Als die Invasion der Polen in der Zeit des Interregnums erfolgte, im Jahre 1610, wurde die ganze deutsche Vorstadt und mit derselben auch die deutsche Kirche zerstört. Wiederum mußte der Gottesdienst in einem Privathaus abgehalten werden; doch scheint dasselbe schon im Jahre 1622 in eine Kirche umgebaut worden zu sein. Diese verbrannte im Jahre 1626, und es entstand eine neue. Sowohl der Pastor Osse als auch der Pastor Fademrecht erwarben sich große Verdienste um das Gedeihen der evangelischen Gemeinde.

Olearius berichtet von einem unliebsamen Ereignis im Jahre 1632. Es stritten in leidenschaftlicher Weise die Frauen der deutschen Kaufleute mit den Offiziersfrauen um den Vorrang bei der Verteilung der Sitze in der Kirche. Gerade als der Tumult seinen Höhepunkt erreichte, ritt der Patriarch vorüber und war über einen solchen Unfug dermaßen entrüstet, daß er die Kirche abzubrechen befahl. Noch an demselben Tage soll dieselbe bis auf den Grund abgetragen worden sein. Indessen wurde sehr bald schon der Bau einer neuen Kirche und zwar in der Nähe des Kreml gestattet.

Inzwischen stieg die Zahl der in Rußland weilenden Holländer. Es entstand das Bedürfnis nach einer reformierten Kirche neben der lutherischen. Die Holländer hatten zuerst ein kleines, hölzernes Bethaus; dann aber unternahmen sie den Bau einer größeren Kirche von Stein und hatten das Gebäude bereits so weit vollendet, daß nur das Dach noch fehlte, als wiederum einer jener Zwischenfälle, wie dieselben schon mehrmals sich zugetragen hatten, die regelmäßige Entfaltung evangelischen Gemeindelebens unterbrach.

Es mißfiel den Russen, daß die Deutschen im Zentrum der Hauptstadt Häuser und Bauplätze erworben hatten und sich erfolgreich mit kommerziellen und industriellen Unternehmungen beschäftigten; es verletzte das religiöse Gefühl der

Russen überhaupt und der russischen Geistlichkeit insbesondere, daß die Kirchen der Ketzer sich in unmittelbarer Nähe der orthodox-griechischen Kirchen befanden. So geschah es denn, daß im Jahre 1638 eine Massenpetition der Russen bei der Regierung eingereicht wurde; Hunderte von russischen Krämern hatten dieselbe unterzeichnet. Zunächst hatte diese Manifestation keine schlimmere Folge, als daß den Ausländern zur Strafe für ihre Überlegenheit in ökonomischen Angelegenheiten ein scharfer Verweis erteilt wurde. Als aber zu Anfang der vierziger Jahre ein Teil der russischen Geistlichkeit die Sache in die Hand nahm und die Vertreter von nicht weniger als elf russischen Kirchen gegen das Verbleiben der Ausländer im Zentrum der Hauptstadt und in der unmittelbaren Nähe der rechtgläubigen Gotteshäuser Protest erhoben, da hatte ein solches Vorgehen sehr bedenkliche Folgen. Die Bitte der Geistlichen, die Deutschen aus den von ihnen erworbenen Häusern zu vertreiben, ihnen den ferneren Ankauf von Grundstücken in diesen Stadtteilen zu untersagen und ihre Kirchen zu entfernen, wurde in sehr ausgedehntem Maße erfüllt. Sowohl das fertige Bethaus als die im Bau begriffene Kirche der Reformierten wurden dem Erdboden gleichgemacht. Ebenso wurden die beiden lutherischen Kirchen abgetragen. Vergebens wandten sich einige Ärzte, welche bei Hofe Einfluß hatten, mit einer Eingabe an die Regierung. So gab es wieder eine schwere Krisis für das evangelische Gemeindeleben zu überstehen.

Dann kamen wieder bessere Zeiten. Reiche Kaufleute, wie Marselis und Kellermann, welche gelegentlich der Regierung auch in politischen Angelegenheiten wichtige Dienste leisteten, angesehene Ärzte, welche durch glückliche Kuren das Vertrauen der höchsten Kreise erwarben, wußten es durch Geld und gute Worte dahin zu bringen, daß sehr bald nach jener soeben geschilderten Gewaltmaßregel den Deutschen der Bau einer neuen Kirche gestattet wurde, aber allerdings außerhalb der Stadt.

Die obenerwähnte Episode hatte inzwischen auch im Ausland einen peinlichen Eindruck gemacht. Marselis, welcher als

diplomatischer Agent nach Dänemark ging, um die Vermählung der russischen Zarewna Irina, Tochter des Zaren Michail, mit dem Prinzen Waldemar zustande zu bringen, wurde von König Christian IV. gefragt, welche Gründe die russische Regierung veranlaßt hätten, in so rücksichtsloser Weise die Kirchen der Evangelischen abbrechen zu lassen. Marselis bemerkte, daß ein solches Vorgehen dem Einflusse der russischen Geistlichkeit zugeschrieben werden müsse. Er fügte hinzu, daß die Klagen der letzteren ungerecht gewesen seien, und daß der Zar die Rechte und Interessen der Ausländer wahrnehmen und ihnen den Bau von Kirchen gestatten werde.

Wie maßgebend aber der Einfluß der Geistlichkeit blieb, zeigte alsbald die unliebsame Episode mit dem Prinzen Waldemar, welcher, wie förmlich versprochen worden war, als künftiger Schwiegersohn des Zaren, freie Religionsübung genießen sollte, aber sogleich nach seinem Eintreffen in Moskau so argen Zwangsmaßregeln ausgesetzt war, um ihn zum Übertritt zur griechischen Kirche zu bewegen, daß er einen Fluchtversuch machte, als Gefangener behandelt wurde und erst nach einer langen Reihe der peinlichsten Erörterungen abreisen durfte.

So machte sich denn neben einem Ansatz zu Kosmopolitismus und Freisinn der Regierung, welche den Anschluß an Westeuropa wünschte, die Exklusivität der Altrussen geltend. Es fehlt nicht an Thatsachen, welche in der ersten Zeit der Regierung des Zaren Alexei eine deutschfeindliche Strömung in den maßgebenden Kreisen vermuten lassen. Man erzählt, daß der junge Zar einst, an der deutschen Kirche vorbeifahrend, indem er sie für eine griechische hielt, das Kreuz schlug und von seinem Beichtvater darauf aufmerksam gemacht, die Entfernung derselben befahl. In dem neuen Gesetzbuche des Jahres 1649, der sogenannten „Ulosshenije“, findet sich eine Bestätigung der gewaltsamen Entfernung der fremden Kirchen aus der innern Stadt. Olearius erzählt, daß die in Rußland lebenden Ausländer in russischer Tracht zu gehen pflegten, um von den Russen nicht verhöhnt und beschimpft zu werden. Da hätten aber einmal bei einer Prozession Deutsche und Russen

bei einander gestanden, und als der Patriarch allem Volke den Segen erteilte, hätten die Deutschen sich nicht verneigt, wie die Russen es thaten, worauf der Patriarch sich sehr unwillig darüber geäußert habe, daß auch die unwürdigen Deutschen des Segens teilhaftig geworden seien, ja daß sie ihm, indem sie die russische Kleidung trugen, den Segen gleichsam gestohlen hätten. Da wurde denn sogleich den Ausländern auf das strengste verboten, sich der russischen Tracht zu bedienen. Bald darauf erfolgte ein Befehl, demzufolge nur diejenigen Ausländer in der Stadt wohnen bleiben durften, welche zur orthodoxen Kirche übertraten. Alle andern sollten sich außerhalb Moskaus ansiedeln. So entstand die eigentliche deutsche Vorstadt, die „Njemezkaja Sloboda". Die Gründung dieses „Ghettos" der Ausländer in Moskau ist eine Epoche in der Geschichte der in Rußland lebenden Fremden, und auch von großer Bedeutung für die Entfaltung des evangelisch-kirchlichen Lebens in diesen Kreisen. Olearius bemerkt, daß die Ausländer in ihrer „Sloboda" in sehr viel geringerem Grade der Gefahr der Feuersbrünste ausgesetzt waren als in der Hauptstadt, und daß sie überhaupt mit dieser Veränderung so wohl zufrieden gewesen seien, daß sie sagten, ihnen sei „durch Ablegung der russischen Kleider und Absonderung von den russischen Häusern und täglicher Konversation so weh geschehen als dem Krebs, den man hat zur Strafe im Wasser ersäufen wollen" 1).

Es liegt auf der Hand, daß die Entstehung der deutschen Vorstadt in den Kreisen der in Moskau lebenden Ausländer die Eigenart westeuropäischer Sitte und Lebensweise aufrechtzuerhalten geeignet war. Etwa ein halbes Jahrhundert hindurch konzentrierte sich hier das Leben der Ausländer; hier konsolidierte sich das westeuropäische kirchliche Leben; hier waren die Fremden der Gefahr der Verrussung in sehr viel geringerem Grade ausgesetzt als in der Hauptstadt selbst. Hier bildeten die Ausländer eine kompakte Masse, deren Elemente

1) Olearius, Ausgabe von 1663, S. 319.

durch ökonomische, sittliche, religiöse, geistige, selbst litterarische Interessen einander Stütze und Halt boten und den lebhaftesten Verkehr untereinander unterhielten. Dieses war um so wichtiger, als es denn doch auch zahlreiche Beispiele von Übertritten zur griechischen Kirche gab. Ein solches Aufgeben der Konfession und Nationalität pflegte mit bedeutenden Vorteilen verbunden zu sein. Die Umgetauften erhielten Geld und andere Geschenke, wurden im Staatsdienst leichter befördert und machten eine glänzende Laufbahn [1]).

Im allgemeinen war die Lage der Ausländer in Rußland während der Regierung des Zaren Alexei, welcher 1676 starb, günstig. Der Bojar Matwejew, der einflußreichste Minister und zugleich dem Zaren befreundet, war ein Gönner der Fremden. Aber er stürzte sogleich nach dem Regierungswechsel, und es fand eine durchgreifende Änderung in der Behandlung der Deutschen statt. Kleinrussisch-polnische Einflüsse wurden eine Zeit lang am Hofe maßgebend. Die Kinder Alexeis aus dessen erster Ehe waren von kleinrussischen Geistlichen erzogen worden, welche dem Einflusse des Katholizismus ausgesetzt gewesen waren. Polnische Tracht und Sitte kamen am Hofe auf. Es fehlte an Persönlichkeiten, welche für die Interessen der Deutschen einzutreten geneigt gewesen wären.

Im Jahre 1678 schrieb Rinhuber nach Sachsen über die kritische Lage der Ausländer in Rußland; selbst die billig denkenden und besonnenen Russen meinten die Ausländer in aller Weise bedrücken zu dürfen; die den ausländischen Offizieren und anderen in russischen Diensten stehenden Personen versprochenen Gelder würden denselben in der willkürlichsten Weise vorenthalten; den ausländischen Kaufleuten sagte man, daß man keiner holländischen und englischen Waren bedürfe; so sähen denn viele Deutsche, deren Laufbahn unter den Auspizien Matwejews glücklich begonnen hatte, alle ihre Hoffnungen vernichtet; viele suchten „mit guter Manier fortzukommen“ u. s. w.

1) S. den sehr wertvollen fünften Abschnitt in dem zweiten großen Werke Zwjetajews, S. 329—406.

In einem späteren Schreiben (vom 26. Februar 1679) Rinhubers, welcher gleich manchen anderen Westeuropäern in dieser Zeit Rußland hatte verlassen müssen, kommt er auf diese in Rußland stattgehabte Wandlung zurück und schildert die Lage in den schwärzesten Farben: Rußland kehre jetzt ein Leichengesicht hervor [1]); diejenigen, denen als leichteste Strafe vergönnt gewesen sei Moskau zu verlassen, hielten sich für gerettet; es herrschten dort jetzt die Schreiber, die Pharisäer mit den Herodianern, welche, weder das Naturrecht noch das Völkerrecht achtend, jedem das Seine vorenthielten; sie schimpften alle Nichtrechtgläubigen Hunde u. s. w. Nach einer sehr ungünstigen Schilderung der in Rußland an der Spitze stehenden Persönlichkeiten ruft Rinhuber im Tone der äußersten Entrüstung aus: „Die Moskowiter sind Barbaren!"

Welchen Schwankungen die Existenz der Ausländer in Rußland überhaupt und die Bedingungen ihrer kirchlichen Institutionen unterworfen waren, kann man aus folgenden zwei Schriftstücken ersehen, welche wir zur Veranschaulichung solcher Gegensätze hintereinander mitteilen.

Im Jahre 1662 hieß es in einem für die in der deutschen Vorstadt zu erbauende evangelische Kirche verliehenen Privilegium wie folgt: „Wir wollen hiermit, daß diese unsere den deutschen Christen gegebene Freiheit von allen unseren Nachkommen und Successoren unzerbrochen und unverhindert bleiben möge, und legen demnach kraft dieser Schrift als in einem Testament auf sie den Fluch und den Segen: den Fluch nämlich, wo sie etwas an gegebener Freiheit ändern, den Segen aber, wenn sie die deutsche Nation wegen ihrer mehr als hundertjährigen, dem Lande treu erwiesenen Dienste bei ihrem jetzt befreiten Gottesdienste schützen und bewahren." Es wird ferner die Drohung hinzugefügt, daß, wer sich unterstehen werde, die Evangelischen an ihrem Gottesdienste zu verhindern, „mit Weib und Kindern ins Elend nach Sibirien" gesandt werden würde [2]).

1) Quippe temporum in Russia cadaverosa nunc apparet facies.

2) Nach einer Handschrift, angeführt bei Beck, Herzog Ernst der

Es war begreiflich, daß bei einem solchen Wohlwollen der russischen Regierung ausländische protestantische Fürsten, wie die Kurfürsten und Herzöge von Sachsen und auch die Kurfürsten von Brandenburg die evangelischen Gemeinden mit Geld unterstützten, sich über die deutschen Kirchen und Schulen in Moskau berichten ließen und an ein ferneres Gedeihen der deutschen Kolonie im Osten glaubten.

Es tauchte der Gedanke auf, die in der deutschen Vorstadt befindlichen, hölzernen evangelischen Kirchen durch steinerne zu ersetzen. Man war dann besser geschützt nicht bloß gegen die Feuersgefahr, sondern auch gegen etwaige Überfälle des Moskauer Pöbels. Die älteste Gemeinde, welche wohl als die Kirche der Kaufleute bezeichnet wurde, schritt im Jahre 1684 zu dieser Änderung, sodaß im Jahre 1686 das erste Paar in der steinernen Kirche getraut werden konnte. Die anderen Gemeinden folgten alsbald dem Beispiele der älteren Schwester.

Aber gerade in diesen Jahren entstand eine gegen die Ausländer als Ketzer gerichtete Streitschrift, deren Verfasser der Archimandrit Ignatius war [1]). Sie ist geeignet die Lage der Andersgläubigen in Rußland am Vorabend der Reformen Peters des Großen zu illustrieren. Man sieht daraus, welch schwere Bedenken der Bau steinerner Kirchen der Ausländer in den Kreisen der fanatischen Anhänger der rechtgläubigen Kirche erregte. Sie eiferten gegen die Religionsfreiheit im russischen Staat und ergingen sich in heftigen Ausfällen gegen die Ausländer überhaupt.

Die Schrift des Ignatius, welcher damals einem sehr an-

Fromme, S. 585. Der Hinweis auf die Bibliothek in Gotha ist nicht zutreffend, da meine Bemühungen, die betr. Handschrift dort vorzufinden, erfolglos gewesen sind. Erfunden kann Beck das Aktenstück natürlich nicht haben. Es wäre aber von Wert gewesen, das Original des merkwürdigen Aktenstücks zu ermitteln.

1) Zuerst veröffentlicht von Lebedew in den Schriften der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Altertümer, 1884, III. Bd., 2. Abt. S. dazu die scharfsinnigen kritischen Bemerkungen in Zwjetajews erstem Werke, S. 231—236.

gesehenen Kloster in Moskau vorstand und später die Stellung eines Metropoliten von Tobolsk einnahm, ist in erster Linie gegen die Lutheraner und deren Kirchen gerichtet; aber es ist auch von den Katholiken die Rede, welche gerade damals um die Erlaubnis baten, eine steinerne Kirche erbauen zu dürfen. Der Titel lautet: „Predigt gegen die Lateiner und Lutherischen: es soll ihnen nicht zustehen, im Reiche Moskau und in russischen Landen Kirchen für ihre ketzerischen Lehren zu erbauen."

Als Text der Predigt dient der Spruch: „Ich hasse die Versammlung der Boshaftigen und sitze nicht bei den Gottlosen" [1]). Da heißt es u. a.: Es ist ein großer Unterschied zwischen der rechtgläubigen und ketzerischen Kirche; man muß die letztere hassen. Dem Gott wohlgefälligen Altar stehen die Altäre der von Gott Abgefallenen gegenüber. Abels Opfer hat Gott angenommen, Kains hat er verworfen. Auf die Frage eines Würdenträgers [2]), ob man nun im Hinblick auf diesen Unterschied zwischen wahrer Frömmigkeit und Ketzerei den Lutherischen und den Katholiken den Bau von steinernen Kirchen in Rußland gestatten solle, lautet die Antwort: weder steinerne noch hölzerne Kirchen der Andersgläubigen darf es geben; die Geistlichen dieser Bekenntnisse sind Lügner; sie verderben den rechten Glauben; man darf ihnen die Ausübung des Gottesdienstes nicht gestatten. Thut man das etwa aus Rücksicht auf Handelsinteressen, so heißt das den orthodoxen Glauben verkaufen. Die Kirchen der Orthodoxen sind Stätten des Gebetes, die Tempel der Andersgläubigen — Räuberhöhlen. Mit den Ketzern darf man keine Freundschaft unterhalten. Sie schmähen unseren Glauben. Wird jemand, dessen Mutter mit ihren Kindern in einem Hause wohnt, gestatten, daß eine Buhlerin sich in demselben Haus einniste? Dergleichen müßte ja der Mutter zur Unehre gereichen. Es sollen die Feinde der Kirche keinen Platz in Rußland finden.

1) Psalm 25, V. 5. Sowohl bei Lebedew als bei Zwjetajew ist das Zitat „Psalm 26" falsch.

2) Es ist darunter der Fürst Golizyn zu verstehen, nicht, wie Lebedew annahm, Lefort.

Wir müssen die Steine, welche man gesammelt hat, um fremde Kirchen zu bauen, auseinanderwerfen, die hölzernen Kirchen verbrennen; dadurch werden wir die heilige Jungfrau bestimmen, in unserem von Ketzern freien Lande wohnen zu bleiben. Willst du aber (so wendet sich der fanatische Pfaffe zum Würdenträger, dem Fürsten Golizyn) den Bau fremder Kirchen gestatten, so werden alle Höllenqualen der durch die Fremden vom rechten Glauben Abgefallenen dich heimsuchen. Bist du etwa dem Glauben der Ketzer zugeneigt? Wenn du den Bau neuer Kirchen gestattest, die alten nicht zerstörst, so wirst du dem Zorne Gottes nicht entrinnen, weil du dem Glauben in Rußland eine fremde Basis giebst. Wenn die Rechtgläubigen diese Teufelsgebäude anschauen, so werden sie von Trauer erfüllt, und nur aus Furcht vor denjenigen, welche dergleichen zulassen, verbergen sie ihre Thränen. Den Weltlichen mag man eine solche Furcht vergeben, aber die Geistlichen und Mönche dürfen sich nicht fürchten; schweigen sie, so werden sie am Tage des Gerichtes ewiger Strafe verfallen u. s. w.

So standen denn wie früher, so auch in der Zeit, da der große Umschwung der Epoche Peters sich vollziehen sollte, die Grundsätze der Unduldsamkeit und des Freisinns einander feindlich gegenüber. Die Regierung entschied in liberalem Sinne. Sie handelte im Geiste der Menschlichkeit, des Fortschritts; sie lehnte es ab, gemeinschaftliche Sache zu machen mit dem finsteren Geiste mittelalterlicher Askese, mit der Intoleranz, welche so wenig dem wahren Wesen des Christentums entsprach. Sie war loyal und aufgeklärt genug, um von solchen durch den Geist des Obskurantismus eingegebenen Ausfällen gegen die Fremden zur Tagesordnung überzugehen. Indem die Regierung den Bau auch der steinernen Kirchen gestattete, wie sie den Bau der hölzernen bereits früher gestattet hatte, stellte sie sich im Gegensatze zu den reaktionären orientalischen Anschauungen eines unhistorischen Obskurantismus auf den Boden der Geschichte, der allgemein menschlichen Zivilisation. Gerade um die Zeit der Entstehung der Wutschrift des Ignatius bot Rußland den durch die Aufhebung des

Edikts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Hugenotten ein Asyl dar.

Es war der Fürst Golizyn, welcher in erster Linie über die Zulassung der Hugenotten nach Rußland zu entscheiden hatte. Dieser Minister empfand eine besondere Verehrung für Ludwig XIV. und verkehrte gerade in dieser Zeit viel mit fanatischen Katholiken. Er war geneigt, den Jesuiten für ihre Wirksamkeit in Rußland Spielraum zu gönnen. Trotz alledem fand der außerordentliche brandenburgische Gesandte, Reyer Czaplicz, welcher im Auftrage des Kurfürsten Friedrich III. in Moskau für die Hugenotten eintreten sollte, ein freundliches Entgegenkommen. In seinem Bericht an den Kurfürsten schildert dieser Diplomat den Verlauf der Verhandlungen mit Golizyn und dem Staatssekretär Jemelian Ukrainzew in anziehender Weise. Auf die Frage der Russen, ob denn die Hugenotten dem Könige „einige Untreue" bewiesen hätten, antwortete Reyer Czaplicz verneinend: sie hätten nur „an ihrem Gott und ihrer evangelischen Religion festgehalten". Als nun der Gesandte die grausame Verfolgung der Hugenotten eingehend schilderte, sagte Golizyn, der König von Frankreich habe das Licht verlassen und die Finsternis erwählt; darum würde ihn Gott verlassen und strafen u. s. w. Es wurde für die nach Rußland einwandernden Hugenotten ein „Paß" ausgefertigt, in welchem wiederum in den schärfsten Ausdrücken der König Ludwig XIV. dafür getadelt wurde, daß er seine Unterthanen in ihrem Glauben habe zwingen wollen und daß er sie mit soviel Marter aus ihrem Vaterlande verjagt habe [1]).

Es konnte scheinen, als vertrete der Staat Moskau, welcher damals erst sich anschickte, in das europäische Staatensystem einzutreten, die Grundsätze der Kultur und der Duldung, während derjenige Staat, welcher an der Spitze der Zivilisation einherzuschreiten meinte, Frankreich, durch brutale

1) Nach den Akten des Berliner Archivs bei Dalton, Zur Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland, Leipzig 1893. Dort auch verschiedene Angaben über die einzelnen Hugenotten, welche nach Rußland kamen.

und verlogene Intoleranz dem eigenen Volke die schwersten Wunden schlug. Der Fanatismus der römischen Kirche und der Gewaltstreich der despotischen Regierung des „allerchristlichsten“ Königs hat für andere Länder gute Früchte getragen. Daß auch Rußland davon Nutzen zog, ist dem Freisinn der damaligen Regierung zu danken. Unter den Hugenotten, welche nach Rußland kamen, begegnen wir Namen mit gutem Klange; es waren u. a. der Admiral Cruys, der Leibarzt Peters Jean Hovy, die Gelehrten Duvernoy, der Arzt Lestocq u. a. Insbesondere haben Hugenotten als Ingenieure und Chirurgen, als Großindustrielle und Kaufleute Rußlands Kulturentwickelung gefördert. Besondere Gemeinden brauchten die Hugenotten in Rußland nicht zu bilden, da sie in Moskau eine reformierte Kirche vorfanden, der sie sich anschlossen.

Auf den Sturz des Ministers Golizyn im Jahre 1689 folgte eine kurze Zeit der Reaktion im kulturfeindlichen Sinne. Die Ausländer schwebten in einiger Gefahr und wurden gelegentlich bedrückt. Man hat im Jahre 1690 an die Bewohner der deutschen Vorstadt die Frage gerichtet, auf Grund welcher Rechte und Privilegien dort die protestantischen Kirchen erbaut worden seien? [1])

Aber gerade in dieser Zeit stand Peter selbst in dem lebhaftesten Verkehr mit den „Ketzern“. Er folgte bei den Grundsätzen der Duldung und bei der Anerkennung der Vorzüge der abendländischen Kultur dem Beispiel des Ministers und Geliebten seiner Stiefschwester. Er scheute sich nicht, gelegentlich den gottesdienstlichen Versammlungen der Evangelischen beizuwohnen. Bei mehreren Kindern in der deutschen Vorstadt vertrat er Patenstelle. Den Grundstein einer neuen lutherischen Kirche legte er im Jahre 1694 eigenhändig. Den Sohn des Pastors Gregorii zeichnete er aus. Für seine Geliebte, Anna Mons, ließ er in der Nähe der lutherischen Kirche ein Haus bauen, von welchem aus sie bequemer dem Gottesdienste beiwohnen konnte. Man meint sogar, der junge Zar habe

1) Sammlung von Staatsurkunden, IV, S. 622.

aus seinen eigenen Mitteln einen Beitrag zum Bau einer neuen Kirche geliefert. Gegenüber solchen Thatsachen hatten die Predigten des Patriarchen Adrian, welcher sich sehr energisch gegen allen Verkehr mit den Fremden äußerte und gelegentlich den lutherischen Katechismus als ein besonders schädliches Buch angriff, keine Bedeutung. In höherem Maße noch als seine Vorgänger glaubte Peter der Große für das Werk der Reform der Mitarbeit der Ausländer zu bedürfen. Um diesen letzteren den Entschluß des Eintritts in russische Dienste zu erleichtern, bekannte sich der Zar in einem, vermutlich von Patkul redigierten Manifest (1702) zu den Grundsätzen der äußersten Toleranz. Es heißt u. a. in diesem denkwürdigen Aktenstück: „Und wie auch bereits in unserer Residenz Moskau das freie Exercitium Religionis aller anderen, obwohl mit unserer Kirche nicht übereinstimmenden Sekten eingeführt ist, so soll solches auch hiermit von neuem bestätigt sein, solchergestalt, daß wir bei der uns von dem Allerhöchsten verliehenen Gewalt uns keines Zwanges über die Gewissen der Menschen anmaßen und gern zulassen, daß ein jeder Christ auf seine Verantwortlichkeit sich die Sorge seiner Seligkeit lasse angelegen sein.“

Klarer ließ sich der Gegensatz der Duldsamkeit Peters zu der Gewaltthätigkeit Ludwigs XIV. den Hugenotten gegenüber, aber auch zu dem Obskurantismus der Fanatiker in Rußland, welche gegen die Fremden und die Sektierer wüten zu müssen meinten, nicht ausdrücken. Dalton, welcher jenes Manifest Peters des Großen in seiner „Geschichte der reformierten Kirche in Rußland“ mitteilt, hebt bei dieser Gelegenheit hervor, daß diese denkwürdigen Worte des genialen Herrschers um ein halbes Jahrhundert früher ausgesprochen worden seien, als Friedrichs des Großen berühmtes Wort, daß in seinem Lande jeder nach seiner Façon selig werden könne.

Schluß.

Überblickt man die Jahrhunderte von den Anfängen der Christianisierung Rußlands bis in die neuere und neueste Zeit, so gewahrt man auf dem Gebiete des geistlichen Lebens eine Stabilität vonseiten der Kirche, einen Fortschritt auf dem Gebiete des Staats in deren Verhalten zu den Fragen des Glaubens und Gewissens. Golubinskij beklagt es tief, daß die Reformversuche, welche die Kirche um die Mitte des 16. Jahrhunderts bei der Stoglaw-Versammlung unternahm, nicht im mindesten bessernd, veredelnd gewirkt hätten [1]); er hebt hervor, daß die Hauptübel, der Mangel an Bildung und Aufklärung der Geistlichkeit, ethische und intellektuelle Defekte, nicht hätten beseitigt werden können. Man darf behaupten, daß in eben demselben Maße die Versuche Nikons und diejenigen Peters des Großen, die Zustände zu bessern, völlig gescheitert sind. Golubinskij bemerkt ferner, daß, wenn man Nikon ausnimmt, in der ganzen Kirchengeschichte Rußlands keine eigentlich historischen Persönlichkeiten auftreten, sondern nur „Schatten", „Überschriften über leeren Stellen" [2]). Das historische Leben, der Gedanke der Reform, das Prinzip des Fortschritts fanden ihren Ausdruck nicht so sehr in der Kirche als im Staate. Der letztere erwies sich mächtiger als die Geistlichkeit; er war bildungsbedürftiger und entwickelungsfähiger als die Kirche. Ihm war es zu danken, wenn Olearius [3]) in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bemerken konnte, die Kirche sei gegen früher etwas anders geworden. Es bedurfte der ganzen Wucht der Persönlichkeit Peters, um den Grundsätzen des Fortschritts gegenüber den hemmenden Einflüssen des mittelalterlichen Byzantinismus zum Siege zu verhelfen. Er glaubte in seinem Volke eine besondere Hinneigung zur Heuchelei wahrzunehmen, und daher drang er darauf, daß der Unterschied zwischen

1) S. XIV der Vorrede.
2) S. XVI der Vorrede.
3) S. 2 der Vorrede.

Pharisäismus und wahrer Frömmigkeit in einer besonderen Schrift dargelegt wurde. So schrieb denn Feofan Prokopowitsch, der Heiland habe seine Apostel ganz besonders vor der Scheinheiligkeit der Pharisäer gewarnt; so wurden strenge Untersuchungen über Lügenwunder angeordnet und die betrügerischen Geistlichen streng bestraft; es wurde allen anempfohlen, in dem Errichten von Kirchen und Kapellen Maß zu halten [1]). In dem „geistlichen Reglement“ schrieben der Zar und dessen Genosse Feofan: „Thörichterweise meinen viele, daß die Wissenschaft Ketzerei erzeuge; sind aber nicht unsere Sektierer nur infolge ihrer Roheit und Unwissenheit so arge Fanatiker?“ Im Jahre 1719 geschah es, daß Peter an einem hohen Festtage mit den Vertretern der höheren Geistlichkeit und einer großen Anzahl von Priestern speisend, in längerer Rede seinen Tischgenossen die Grundsätze der ursprünglichen christlichen Kirche erläuterte und dabei hervorhob, daß Äußerlichkeiten des Gottesdienstes und strenges Fasten Gott nicht so wohlgefällig seien wie ein demütiges und der Heiligung bedürfendes Herz; er ermahnte die Geistlichen, sie sollten dem Volke die wahre Moral predigen, wodurch dem Aberglauben am ehesten gesteuert werden würde; darin sei der eigentliche Gottesdienst beschlossen und dadurch werde auch eine loyale Gesinnung bei den Staatsangehörigen verbreitet [2]). Weil der Zar selbst es mit dem Fasten nicht genau zu nehmen pflegte [3]), weil er gelegentlich in Kriegszeiten die Soldaten vom Fasten dispensierte und Ähnliches auch seinem Sohne vorschrieb, galt er bei manchen Fanatikern als Ketzer oder gar als Antichrist. Während das Volk und die Priester das Studium der Naturwissenschaften für ein Werk des Teufels hielten und Ausländer, bei denen sie einen Totenkopf oder

1) Tschistowitsch, Feofan Prokopowitsch, Petersburg 1868, S. 103. 109. 124. 127. Über Episoden mit Lügenwundern s. Webers Verändertes Rußland, I, S. 396 und II, S. 198. Ferner Stählin, Anekdoten, I, Nr. 36 u. 49, III, Nr. 10 ꝛc.

2) S. die Depesche de-la-Vies in dem „Sbornik“ der Kaiserl. Historischen Gesellschaft, Bd. XL, S. 66—67.

3) Weber, II, S. 43.

zoologische Präparate fanden, gelegentlich als Zauberer verfolgten und töteten, widmete sich Peter mit Eifer dem Studium der Anatomie, der Physik, der Zoologie u. s. w. Die Russen hielten es für gefährlich, eine fremde Kirche zu betreten: Peter besuchte den Gottesdienst der Quäker, der Katholiken und der Protestanten. Die Russen pflegten „Ketzer“, welche sich in einer griechischen Kirche blicken ließen, thätlich zu mißhandeln [1]). Peter scheute die Berührung mit den Ausländern in keiner Weise, wo er ihnen auch begegnen mochte. Ihm war es zu danken, wenn in dem äußern Habitus der höheren Klassen das mönchische Wesen zurücktrat, wenn auch auf dem Gebiete der Politik das Prinzip der Verweltlichung sich durchsetzte, wenn Andersgläubige von allgemein menschlichen Gesichtspunkten aus behandelt und betrachtet wurden. Als Schlözer einige Jahrzehnte nach der Gründung der neuen Hauptstadt nach Rußland kam, konnte er, die bunte Physiognomie der „nordischen Palmyra“ schildernd, rühmend hervorheben, daß hier der öffentliche Gottesdienst in vierzehn Sprachen gehalten werden durfte [2]). Es war eine Bedingung der gedeihlichen Entwickelung Rußlands, daß die Grundsätze von Byzanz in den Hintergrund traten, daß die weltliche Obrigkeit die Kirche überholte. Jahrhunderte hindurch war die Staatskirche dieselbe geblieben. Der Archimandrit Ignatius, die letzten Patriarchen Joachim und Adrian hatten wiederholt, was der Beichtvater Iwans IV., der Mönch Sylvester, in seinem „Domostroi“ gepredigt hatte. Aber der Staat war ein anderer geworden; man war an maßgebender Stelle der Meinung, daß weder der Verkehr mit den Fremden noch das Bestehen der Kirchen der Andersgläubigen eine Gefahr für das Reich, für das nationale Wesen

1) S. die Episode mit einem deutschen Kaufmann bei Schleissing, Die beiden Zaren Iwan und Peter, 1694, S. 66. Ähnliche Episoden mit Juel und Äreboe in der Edition Groves, „En Reyse til Ryssland“, S. 127 u. 249.

2) Reimers, Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts, 1803, S. 6. S. über den weltlichen Charakter Petersburgs im Gegensatze zu Moskau meine „Europäisierung“, S. 127—129.

und den Glauben in sich schließe. Nicht die Obskuranten Sylvester, Ignatius, Joachim und Adrian haben recht behalten, sondern die aufgeklärten Staatsmänner, Matwejew, Golizyn, Peter der Große. Für die fernere gedeihliche Entwickelung des Landes und Volkes mußte es entscheidend sein, ob die Grundsätze der religiösen und nationalen Duldung und diejenigen des Christentums auf allgemein menschlicher Grundlage statt derjenigen der konfessionellen Beschränktheit den Sieg behalten sollten.

Viertes Buch.

Tatarisierung.

Einleitung.

Von den ersten Anfängen seiner historischen Entwickelung an war das russische Volk der Gefahr ausgesetzt gewesen, von asiatischen Horden besiegt, unterjocht zu werden. Es ist dieser Gefahr im 13. Jahrhundert erlegen und hat jahrhundertelang die Rolle einer Provinz eines orientalischen Reiches gespielt. Daß es die Beute der Tataren werden konnte, war dem Mangel an einer kräftigen Staatseinheit in Rußland und der Überlegenheit der Kriegskunst der Orientalen zuzuschreiben. Wäre Rußland während der ersten Jahrhunderte seiner Geschichte, im Zusammenhange mit den Völkern Europas, widerstandsfähiger gewesen, hätte es an eine Bundesgenossenschaft mit den Nachbarvölkern im Westen appellieren können, so wäre die Gefahr des Mongolenjoches vielleicht vermindert oder beseitigt worden. Aber es stand in keiner Weise auf gemeinsamem Boden mit dem höher kultivierten, waffenfähigen, unternehmungslustigeren und politisch widerstandsfähigeren Abendlande und wurde so ein Vasall Asiens, ohne daß die Völker des Westens von einer solchen Kalamität auch nur Notiz nahmen. Nur ausnahmsweise und vorübergehend legten etwa die Päpste ein Interesse für das tragische Schicksal an den Tag, welches Osteuropa betroffen hatte, und bei solchen Gelegenheiten galt die Neigung zu einer katholischen Propaganda mehr als das Bedürfnis, ein Brudervolk der schimpflichen Knechtschaft zu entreißen. Sich selbst überlassen, ohne jede Solidarität mit Westeuropa, ging Rußland für Jahrhunderte dem Einflusse abendländischer Kultur verloren. Es kam für

lange Zeit in die Schule des Orients, deren korrumpierende Wirkung in vielen Stücken ein chronisches Siechtum am Volks- und Staatskörper wahrnehmen läßt. Die Emanzipation vom Orient war die Hauptbedingung einer späteren gedeihlichen Entwickelung. Es galt nicht bloß auf rein politischem Gebiete, mit Waffengewalt das Joch abzuschütteln; man mußte, wenn anders man an den Segnungen allgemein-menschlicher Gesittung teilnehmen wollte, mit der orientalischen Tracht und Sitte, Denk- und Empfindungsweise, mit asiatischen Institutionen und Gepflogenheiten brechen, welche man als ein belastendes Erbe aus den Zeiten der Tatarenherrschaft mit sich schleppte. Es war nicht genug, daß Rußland aus einer asiatischen Provinz ein selbständiges Reich wurde; die Fähigkeit einer allmählichen inneren Wandlung, die Geneigtheit des Anschlusses an den Westen, der feste Wille, das während Jahrhunderten im Kulturprozeß Versäumte durch eine Annäherung an die stetig fortschreitenden, geschichtlich günstiger situierten Nationen nachzuholen, die Einsicht, daß Rußland seinem Wesen nach nicht zu Asien, sondern zu Europa gehöre — solcher Art waren die Bedingungen für den Fortschritt. Als sich das Volk auf dem Gebiete der Kirche dem griechischen Orient anschloß, verzichtete es damit in gewissem Sinne auf den Eintritt in die christliche, romanisch-germanische Welt; die Abhängigkeit von den Tatarenchanen hat wesentlich dazu beigetragen, die weite Kluft zu befestigen, welche ohnehin das Reich Moskau von dem Abendlande trennte. Im Sinne der allgemein-europäischen geschichtlichen Entwickelung gab es einen Stillstand oder einen Rückschritt. Der Invasion der Steppenreiter im 13. Jahrhundert ohnmächtig gegenüberstehend, sah sich Rußland in ganz neue Bahnen ostwärts fortgerissen, ohne sich dessen bewußt zu sein, was es bedeutete, daß die Entfernung von den Zentren europäisch-historischen Lebens größer wurde, daß es, so zu sagen, wenn das Bild nicht zu gewagt ist, einem Planetensystem angehörte, welches demjenigen der zivilisierten Welt entgegengesetzt, feindlich gegenüberstand und in welchem die belebende, erwärmende Sonne historischen Fortschrittsprinzips fehlte.

Nur in kurzen Zügen kann in den folgenden Ausführungen der Katastrophen gedacht werden, welche zu so verderblichen Ergebnissen führten. Weil aber die Entwickelung der Staatseinheit, die Erstarkung Moskaus noch in die Zeit des Mongolenjoches fällt und der Charakter des Staates, seinem Ursprung und der Art seines Emporkommens entsprechend, ein ausgeprägt asiatisches sein mußte, so erscheint es angemessen, auch diesen Prozeß der Machtsteigerung des neuen Zentrums im Nordosten des Reiches ebenfalls unter der Überschrift dieses Abschnittes zusammenzufassen. Mit der Schilderung des Einflusses Asiens auf Staat und Volk, auf den Habitus der Gesellschaft bis auf die neuere Zeit hat dann dieser Teil unserer Darstellung abzuschließen.

---

1. Mongolenjoch.

In dem Abschnitt über die Bevölkerungsverhältnisse ist angedeutet worden, wie es zwischen den am Rande der Steppe angesiedelten Slawen und den asiatischen Horden, welche während der ersten Jahrhunderte russisch-historischen Lebens in dem gegenwärtigen Südrußland hausten, keinen bewußten, nationalen Gegensatz gegeben habe. Gelegentlich findet, wie bereits oben angedeutet wurde [1]), zwischen den Russen einerseits und den Petschenegen, Polowzern u. s. w. eine Verbrüderung, eine Art Bundesgenossenschaft statt. Im wesentlichen aber bestand zwischen den seßhaften Slawen und den asiatischen Nomaden ein sozialer, kultureller Gegensatz. Trotzdem konnte es leicht zu großen Erfolgen der Orientalen kommen.

Steht man bei Kijew auf dem hohen, linken Ufer des Dnjepr, so überschaut man die öde, weite Steppe des sogenannten „Wiesenufers“. Hier gab es Spielraum für die kriegerischen Räuber, deren verwüstendem Treiben eigentlich erst während der Regierung Katharina II. ein Ziel gesetzt

1) S. oben „Ethnographisches“ S. 246 ff.

wurde. Flutwellen gleich brandete hier die wie Flugsand bewegliche Bevölkerung der wilden Stämme, welche bei wechselnden Namen doch dieselbe Gattung kulturfeindlicher Elemente repräsentieren. Ihnen gegenüber behaupten sich die russischen Fürsten mit wechselndem Erfolge vom 9. bis zum 13. Jahrhundert, indem sie wohl auch gelegentlich Kriegszüge in das Herz der Steppe unternehmen. Es giebt da eine Art Gleichgewicht an dieser quasieuropäischen Militärgrenze. Ohne daß diese Kämpfe den Charakter von Kreuzzügen gehabt hätten, fehlt den Heldenthaten der russischen Fürsten und ihrer Gefolgschaften ein ritterliches Moment nicht. In Volksliedern ist der Großfürst Oleg um seiner Feldzüge gegen die Chasaren willen gefeiert worden. Die Vorstöße Wladimirs des Heiligen gegen die Petschenegen (zu Ende des 10. und zu Anfang des 11. Jahrhunderts) lebten fort in der Erinnerung der Massen. Ein Überfall dieser Horden auf Kijew im Jahre 1036 scheiterte an der Mannhaftigkeit der Verteidiger, und bald darauf wurden die Petschenegen eine Beute der Polowzer und verschwanden vom Schauplatze der Geschichte. In den Kämpfen gegen die Polowzer hat sich insbesondere der Großfürst Wladimir Monomach hervorgethan. Es handelte sich im Grunde um einen permanenten Kriegszustand, wie man aus dem Umstande ersieht, daß Wladimir in seiner für seine Söhne verfaßten kurzen Autobiographie, der sogenannten „Belehrung“, sich dessen rühmen konnte, daß er nicht weniger als neunzehnmal mit den Polowzern Frieden geschlossen habe. Mochten noch so oft die letzteren als Bundesgenossen russischer Fürsten gegen Stammesbrüder kämpfen, so galt im Volksbewußtsein der Kampf gegen die Räuber und Nomaden für eine heilige Pflicht. Oft genug blieben die letzteren Sieger, weil sie beritten waren, während die Russen zu Fuße kämpften [1]). Das Sengen und Plündern, das Wegführen zahlloser Gefangener,

1) S. Radloffs und Kuniks Ausführungen bei Besprechung der Monographie von Golubowskij, die Petschenegen, Torken und Polowzer vor der Invasion der Tataren (russisch), Kijew 1884, in der 29. Berichterstattung über die Prämien des Grafen Uwarow, S. 4.

die Verheerung der überfallenen Gebiete und andere Züge solcher Krisen werden von einem Chronisten, als Augenzeugen, u. a. im Jahre 1094, genau ebenso geschildert wie die Invasionen der Tataren im 13. Jahrhundert von einem Zeitgenossen [1]). Trotz allen ritterlichen Mutes, welcher in den Berichten der Zeitgenossen dem Großfürsten Wladimir Monomach (1113—1125) nachgerühmt wird, haben wir den Eindruck, daß er vornehmlich in der Defensive geblieben sei und daß es eine Ausnahme war, wenn er sich weiter ostwärts, etwa bis zum Don, vorwagte, um die Polowzer zu bekriegen. Man begreift kaum, wie es möglich war, daß ein Seitenverwandter Wladimirs mitten in der Steppe auf der Halbinsel Taman, gegenüber der Stelle, wo die Residenz des Mithradates gestanden hatte, ein Fürstentum, Namens Tmutarakan, gründen mochte. Es war dies eine Folge der stets unter den russischen Fürsten in dieser Zeit herrschenden Zwietracht und zugleich ein Beweis davon, daß russische Auswanderer sich unter den Nomaden wohl fühlten. Aber der vorgeschobene Posten slawischer Kultur ging verloren. Gegen das Ende des 11. Jahrhunderts verschwindet dieses Fürstentum aus der Geschichte, überflutet von den nomadischen Horden, einer einsamen Insel zu vergleichen, welche, kaum aus den Wogen des Ozeans hervorragend, gelegentlich ein Opfer der Brandung wird. Die Russen standen nicht zusammen gegen den Ansturm der Asiaten; sie benutzten dieselben im Gegenteil in den Kämpfen untereinander. Um so leichter konnte eine solche Katastrophe über das ganze Land hereinbrechen, wie das im 13. Jahrhundert geschah. Es kam wohl vor, daß einzelne Fürsten, wie Mstislaw im Jahre 1168, im Verkehr mit den Stammesbrüdern die letzteren aufforderten, alle inneren Fehden aufzugeben und sich insgesamt gegen die Polowzer zu wenden; aber es blieb zunächst bei dem politischen Chaos, welches den Einfällen der Nomaden in das russische Land Thor und Thür öffnete. Den Skythen und Sarmaten, den Hunnen und Bulgaren, den

1) S. z. B. die Auszüge solcher Schilderungen bei Strahl, I, S. 194.

Awaren und Chasaren, den Petschenegen und Polowzern u. s. w. folgten die Tataren.

Der Ursprung so gewaltiger Völkerwanderungen wie diejenige der Mongolen, welche in wenigen Jahren im 13. Jahrhundert bis nach Schlesien vordrangen, um dann wieder bis zu den Grenzen Asiens und tiefer hinein nach Osten zurückzuschnellen, ist in Dunkel gehüllt. Die Annahme einer durch Erdbeben veranlaßten Sintflut, welche große Völkermassen zum Verlassen ihrer Wohnsitze bewogen haben soll [1]), oder eine andere Vermutung, daß Klimaschwankungen die Ernährungsverhältnisse durchgreifend änderten und dadurch Emigrationen veranlaßten [2]), reichen nicht aus, die Energie jenes alles überrennenden Vorstoßes von Barbarenhorden zu erklären, dessen Opfer Rußland wurde. Es liegen völkerpsychologische Probleme vor, deren Lösung zur Zeit aussteht. Rätselhafte Impulse von phänomenaler Kraft und Energie, scheinbar auf die Genialität einzelner Führer hindeutend, bedürfen der Interpretation auf Grund nicht erschlossener und vielleicht nicht zu erschließender Geschichtsquellen. Sicher ist nur, daß der Explosion einerseits keine ausreichende Widerstandskraft anderseits gegenübersteht, sowie, daß nicht sowohl klare, politische Programme, hochfliegende Ideen, weitblickende Entwürfe solchen Unternehmungen der Halbwilden zugrunde liegen, als vielmehr brutale Instinkte, der unbezähmbare Drang, zu rauben und zu brennen, zu plündern und zu morden. Wenn etwa der Islam den Krieg auf seine Fahne schreibt und die ärgsten Greuel im Namen Allahs verübt, so tritt uns ein relativ Höheres, ein Abstraktes, eine Idee entgegen, deren Spuren bei dem Treiben eines Temudschin oder Dschinghischan fehlen. Die Mongolenscharen haben erst später sich zu der Lehre Mohammeds bekannt. Dieses Volk, dessen zuerst in China während der Herrschaft der Dynastie Tang (618—907) erwähnt wird, hatte seinen Sitz am obern Amur, lernte mancherlei von den Völkern, welche es unterjochte,

1) Schwarz, Sintflut und Völkerwanderungen, Stuttgart 1894.

2) Ed. Brückner.

eroberte China zu Anfang des 13. Jahrhunderts und wandte sich dann westwärts, wo Persien, Buchara, Samarkand im Ansturm erobert wurden. So erschienen die plündernden und raubenden Horden an den Grenzen Rußlands.

Wie früher wohl im Süden des Reiches gelegentlich ein Nomadenvolk durch ein anderes verdrängt worden war, so z. B. die Petschenegen durch die Polowzer (im 10.—11. Jahrhundert), so verschwanden nun die von den Mongolen überrannten Polowzer, auf deren Beistand bei der herannahenden Gefahr die Russen gerechnet hatten. In der Schlacht an der Kalka, einem Flüßchen, das in das Asowsche Meer fällt [1]), kam es zu einem ersten Zusammenstoß zwischen russischen und mongolischen Waffen. Die Russen wurden geschlagen, der Großfürst Mstislaw verlor sein Leben. Die Bundesgenossenschaft der Polowzer hatte sich als eine trügerische erwiesen. Statt zu helfen, hatten sie an der Tötung der russischen Krieger teilgenommen. Unbehindert konnten die Scharen der Räuber bis zum Ufer des Dnjestr [2]) vordringen, worauf sie plötzlich ohne erkennbaren Grund wieder verschwanden. Man hat den Eindruck der Planlosigkeit eines Naturereignisses vielmehr als denjenigen eines zielbewußten militärpolitischen Handelns. Das plötzliche Abschwenken der Horden nach Osten zurück ließ das bestürzte Volk, wie die Chronik erzählt, die Frage aufwerfen: „Woher kamen jene schrecklichen Fremdlinge? Wohin sind sie gegangen? Das mag Gott wissen oder jemand, der im Bücherlesen bewandert ist.“ Nun, auch die letzteren dürften, ernst gesprochen, hier ebenfalls vor einem Rätsel stehen, wenn auch die gedankenlose, erzählende, mit Quellenbrocken sich begnügende Geschichtschreibung an Interpretation der Ideen, Absichten und Eigenschaften Dschinghischans gelegentlich mancherlei Phrasen zutage gefördert hat.

Nach einer Pause von 13—14 Jahren erfolgte die Invasion der Tataren, welche sich gegen die zentralen Gegenden Rußlands richtete (1237—1238). Ob hier im Gegensatze zu

1) In der Nähe der heutigen Stadt Mariupol.

2) Etwas oberhalb des heutigen Cherson.

einer gewissen Zufälligkeit und vorübergehenden Anwandlung des Raubzuges von 1224 eine Eroberung Rußlands im Vorwege geplant worden ist, wie man vermutet hat, mag dahingestellt bleiben. Daß es sich auch hier um Zerstörung, Vernichtung handelte, zeigt die Mißhandlung einer ganzen Reihe von Städten im Nordosten, wie Rjasan, Ssusdal, Rostow, Jaroslaw, Moskau. Auf dem Wege dorthin wurde die Hauptstadt der Wolgabulgaren (Bolgary) ein Opfer der Eroberungssucht der Asiaten, welche indessen diese Stadt erst im 14. Jahrhundert endgültig zerstörten. Das Trümmerfeld mit großartigen Überresten gewaltiger Bauten gehört auch jetzt noch zu den interessantesten Objekten archäologischer Forschung [1]). Von irgendeinem nennenswerten Widerstande der Russen gegenüber einem solchen Ansturm der Tataren, welche der Chan Batu führte, ist wenig zu hören. Eine Organisation der russischen Streitkräfte gab es nicht. Schutzlos waren die einzelnen, fast ausschließlich hölzernen Städte der Zerstörungswut der Nomaden preisgegeben. Nur eine Stadt, Koselsk (im Gouvernement Kaluga), mußte mehrere Wochen lang (auf dem Rückzuge der Tataren) belagert werden, ehe sie ihrem Schicksal verfiel. Sonst wurden die Ortschaften meist wenige Tage nach dem Erscheinen der Feinde eine Beute derselben. Zahllose Menschen wurden im Kampfe getötet oder später totgequält. Es fielen mehrere Fürsten zum Opfer. Die Schlacht am Sitjflusse [2]), in welcher der Großfürst Jurij II. fiel, zeigte, wie diejenige an der Kalka, die Überlegenheit der orientalischen Krieger, welche freilich auch an Zahl die Russen weitaus überragten. Die Horden drangen westwärts in der Richtung nach Nowgorod vor und kehrten dann plötzlich um, offenbar weil das Frühlingshochwasser die Fortsetzung des Kriegs- und

1) S. das wertvolle russische Werk Schpilewskijs, Die alten Städte und andere bulgarisch-tatarische Altertümer im Gouvernement Kasan (Kasan 1877) und meine Abhandlung über dasselbe in der St. Petersburgischen Zeitung „Montagsblatt", Nr. 39 1877, Nr. 258 v. 26. Sept. 1877.

2) Da, wo derselbe in die Mologa, Nebenfluß der Wolga, mündet, in der Nähe der heutigen Stadt Rybinsk im Gouv. Jaroslaw.

Verheerungszuges erschwerte oder verhinderte. Nowgorod ist dann auch später, wie durch einen Zufall, von direkten Invasionen der Tataren verschont geblieben.

Die Verwüstung war unermeßlich. Die Zahl der Feinde wurde auf 300 000 geschätzt. Sie führten, wie die Chronik berichtet, komplizierte Wurfgeschosse mit sich, welche bei der Belagerung der schwach befestigten Ortschaften ihre Wirkung thaten. Der ewige Hader der russischen Fürsten untereinander verhinderte eine Gemeinsamkeit der Aktion. Der Staatlosigkeit, Atomisierung Rußlands entsprach die militärische Schwäche und Unfähigkeit. So weit wir von Einzelheiten der Operationen unterrichtet sind, haben wir den Eindruck einer unbedingten technischen Überlegenheit der tatarischen Waffen; Plano Carpini erwähnt u. a., die Asiaten hätten sich beim Angriff einer Art griechischen Feuers bedient.

In den Jahren 1239 bis 1241 folgte dann jener Zug, welcher auf der Walstatt bei Liegnitz in Schlesien einen gewissen Abschluß fand und Westeuropa in Aufregung versetzte. In weitem Bogen, anscheinend plan- und ziellos, gingen die verwüstenden Scharen über die nordöstlich-zentralen Gegenden nach dem heutigen Kleinrußland, wo eine Reihe von Städten, u. a. nach mancherlei Kreuz- und Querzügen Kijew (Ende 1240) eingeäschert wurden. Es haben sich Äußerungen von Zeitgenossen über den entsetzlichen Eindruck der Annäherung der Barbaren erhalten, des Geschreis der zahllosen Kamele, welche sie mit sich führten, des Gekreisches der Räder jener orientalischen Fuhrwerke, welches man auch heute noch in der Krim vernehmen kann. Die Verwüstung Kijews schildert, wie bereits an einer andern Stelle dieses Buches erwähnt wurde [1]), Plano Carpini, welcher 1245 hier durchreiste. Wie weit Rußland in jener Zeit an politischer Entwickelung und militärischer Organisation dem Westen nachstand, ersieht man aus der Art, wie russische Städte niedergeworfen, russische Truppen besiegt wurden, während die Erlebnisse der Tataren in Ungarn und

1) S. oben S. 271.

Schlesien sie nach der Schlacht bei Liegnitz zur Umkehr in die Steppen des Ostens veranlaßten.

So blieb denn der Westen verschont, während Rußland in dauernde Abhängigkeit von den Orientalen geriet. Es tritt uns da ein eigentümliches Gemisch von politischer Berechnung, finanzieller Verwaltung, militärischer und polizeilicher Organisation vonseiten der Tataren und zugleich einer schrankenlosen, unbezähmbaren Zerstörungswut und Raublust der Eroberer entgegen. Es giebt da regelrechte Institutionen, eine Steuerverpachtung, ein groß gedachtes Netz von Agenten und Kommissaren, welche im Auftrage der in Ssarai an der Wolga, oder in Karakorum oder sonstwo residierenden Chane Rußland als eine tatarische Provinz verwalteten, brandschatzten, aussogen; und zugleich wiederholen sich jahrhundertelang Invasionen, wie dieselben Zug für Zug an die Katastrophen von 1224 und 1237—41 erinnern. Es sind Ansätze zu einem politischen System vorhanden, welches die Besiegten im Interesse des Eroberers bis zu einem gewissen Grade zu schonen geneigt ist; aber die Kontinuität solcher Maßregeln wird immer wieder durch echt barbarische Instinkte unterbrochen, und es erfolgen Explosionen, Rache- und Raubzüge, welche den Beweis liefern, daß eine gedeihliche Entwickelung, so lange asiatische Grundsätze herrschten, nicht zu erwarten sei.

Überblickt man die Hauptphasen der Periode des Tatarenjochs in Rußland, so gewinnt man den Eindruck, daß diese schimpfliche Abhängigkeit jahrhundertelang gedauert habe. Sie beginnt ums Jahr 1240 und hat ihre schlimmste Form während der zweiten Hälfte des 13. und im Verlaufe des 14. Jahrhunderts. Wie schwer es hält, das Joch abzuschütteln, zeigt die Erfolglosigkeit der denkwürdigen Schlacht von Kulikowo (1380), worauf die Abhängigkeit noch ein Jahrhundert lang in der früheren Weise, wenn auch nicht in dem früheren Grade fortdauert. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts beginnt dann, während der Regierung des Großfürsten Iwan III., eine Emanzipation von den Tataren. Es werden in gewissem Sinne die Rollen vertauscht.

Im 13. Jahrhundert war Rußlands Katastrophe wesentlich durch die innere Zwietracht und den Mangel einer politischen Zusammenfassung bedingt gewesen, während die Asiaten sich dem Willen einzelner Führer fügten; sodann zerfällt die tatarische politische Welt im Laufe der späteren Zeit in mehrere unabhängige, miteinander rivalisierende Chanate; zugleich erstarkt die russische politische Welt, allerdings zunächst unter der Ägide der tatarischen Oberherrschaft, in dem Großfürstentum Moskau, welches die Einheit eines Staatsgedankens repräsentiert und auf Emanzipation von Asien zu sinnen vermag. Von einer schwachen und erfolglosen Defensive gehen die Russen allmählich den Tataren gegenüber zur Offensive über. Diese Wandlung tritt insbesondere in dem Kampfe Moskaus gegen Kasan zutage, welches um die Mitte des 16. Jahrhunderts erobert wird. Trotz der Besetzung der mittleren und untern Wolga aber, welche spezifisch tatarische Gebiete darstellen, wiederholen sich, insbesondere vonseiten der Tataren des Südens, der nogaischen Steppe und der Krim, auch noch im 16. und zum Teil sogar im 17. Jahrhundert die Invasionen, welche eine Überlegenheit der orientalischen Waffen, einen Mangel an Wehrkraft vonseiten der Russen darthun und auf die Fortdauer einer gewissen Abhängigkeit Rußlands von Asien schließen lassen. Noch im 17. Jahrhundert, unmittelbar vor der Regierung Peters des Großen, begegnen uns Spuren einer Art Tributpflicht; es fehlt nicht an Demütigungen Rußlands vonseiten der Tataren. Versuche, die Krim anzugreifen, den Raubzügen der Krimer durch aggressives Vorgehen ein Ende zu machen, scheitern durchaus. Es bedurfte einer durchgreifenderen Wandlung auf dem Wege der Europäisierung, um Rußland endlich, während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Möglichkeit zu gewähren, dem Quasistaat der Tataren im Süden ein Ende zu machen und dadurch der stets von dorther drohenden Gefahr ein Ziel zu setzen.

Zwei das Joch wesentlich erleichternde Umstände sind hervorzuheben. Erstlich, daß die Tataren das kirchlich-religiöse Gebiet der Russen vollkommen unbeeinträchtigt beließen, ja daß

sie, wie bereits in einem früheren Abschnitt [1]) erwähnt wurde, ihrerseits sogar dazu beitrugen, die Interessen der Kirchen und Klöster zu schützen. Diese Duldsamkeit der Asiaten ist sehr beachtenswert und sowohl in der Zeit vor der Verbreitung des Islam unter ihnen als nach derselben wahrzunehmen. Es liegt darin vielleicht eine eigentümliche Mischung von Großherzigkeit und Indifferentismus. Plano Carpini sah um die Mitte des 13. Jahrhunderts im Lager der großen Horde in der Familie des Chans Christen, griechische Priester, eine christliche Kirche. Rubruquis beschreibt, wie in Gegenwart des Chans Mangu Christen, Anhänger des Islam und endlich Heiden ihre gottesdienstlichen Handlungen vornahmen, und wie der Chan eine Disputation unter den Vertretern verschiedener religiöser Bekenntnisse veranstaltete. Der Chan selbst sagte zu Rubruquis: „Ebenso wie Gott der Hand verschiedene Finger gegeben hat, so wies er den Menschen verschiedene Wege, das Seelenheil zu erlangen; euch gab er die Schrift, welche ihr nicht befolgt; wir haben unsere Zauberer, deren Geboten wir gehorchen."

Insofern die religiösen Institute, den Verfügungen Dschinghischans und seiner Nachfolger gemäß, Steuerfreiheit genossen, war das bei der sonstigen finanziellen Bedrückung von großer Bedeutung für einen Teil der Bevölkerung, von Wert für diese Form der volkswirtschaftlichen Entwickelung [2]).

Zweitens lag eine Milderung der Abhängigkeit darin, daß der wesentlichste Teil der Verwaltung und Regierung den russischen Statthaltern oder Vasallen der Chane vorbehalten war, so daß die Obrigkeit in dieser tatarischen Provinz im wesentlichen eine nationale blieb. So hatten die Großfürsten, welche mit Diplomen (Jarlyks) von den Chanen für ihre Herrschafts-

1) S. Seite 340 und 341.

2) Ikonnikow, Byzanz, S. 320 führt des Weiteren aus, wie sich die Kirchen und Klöster des besonderen Schutzes der Tataren erfreuten. Bei Todesstrafe war es den Tataren verboten, das Vermögen der geistlichen Institute anzutasten oder den christlichen Glauben zu schmähen. Einzelne Kirchenfürsten, wie Feognost und Alexei, genossen in der „Goldenen Horde" besonderes Ansehen.

rechte versehen wurden, eine Art Vermittlerrolle zwischen der durch sie vertretenen asiatischen Regierung und dem russischen Volke zu übernehmen. Sie konnten auf diese Weise einerseits sich vor den tatarischen Lehnsherren demütigen, anderseits die Interessen ihres Landes und ihrer Unterthanen wahrnehmen. Als Quasidiplomaten suchten sie durch geschicktes Temporisieren und Lavieren die internationalen Verhältnisse zwischen Tataren und Russen leidlich auszugestalten, indem der Gedanke einer Emanzipation von Asien stets wach erhalten blieb und man darauf sann, sobald die Verhältnisse es gestatteten, von der Defensive zum Angriff überzugehen.

Immerhin war das Joch drückend und verderblich genug, am empfindlichsten die finanzielle Aussaugung des Landes. Eine sehr große Anzahl von tatarischen Steuerpächtern und Kommissaren hielt sich fortwährend in Rußland auf, und diese Leute verfuhren oft willkürlich und gewaltthätig, ohne Rücksicht auf die Volkswohlfahrt. Wer den ihm auferlegten Tribut — es gab vorwiegend Naturalwirtschaft, und die Steuern wurden u. a. in Pelzwerk entrichtet — nicht zahlen konnte, verfiel der Sklaverei. Die unbarmherzige Folterung zahlungsunfähiger Schuldner, welche bis in die spätere Zeit in Rußland auch unter Russen üblich blieb, so daß die Unglücklichen täglich geprügelt wurden („Prawesh“), ist tatarischen Ursprungs [1]. Die Bevölkerung war in solchen Dingen den schwersten Leiden ausgesetzt, und auf das Maß derselben kann man aus den lokalen Rebellionen in verschiedenen Städten schließen, welche sich gegen die Willkür und Härte der tatarischen Finanzpächter auflehnten. Zug für Zug gleichen solche Episoden den Aufständen im 17. Jahrhundert, welche durch finanzielle Bedrückung und sonstige wirtschaftliche Mißstände hervorgerufen und mit den stärksten Mitteln und brutaler Gewalt niedergeworfen wurden. Man erkennt, daß die moskowitische Regierung in Geld- und Finanzangelegenheiten nicht ohne Erfolg in die schlechte Schule der Tataren gegangen war und daß die Ausbeutung der Massen

1) Hammer-Purgstall, Goldene Horde, Pesth 1840, S. 410.

leichter zu üben war als eine auf das Volkswohl abzielende Wirtschaftspolizei.

Geld- und Münzwesen, die Bezeichnung für die Steuer im allgemeinen („Jassak“, ein russisch gewordenes Wort, welches bei der Besteuerung der Fremdvölker seitens der Russen auch noch viel später vorkommt), die für das Volk mit unsäglichen Opfern und Leiden verbundenen Fahrposteinrichtungen und anderes dergleichen entlehnten die Russen für Jahrhunderte von den Tataren. Der Begriff eines Verwaltungsorganismus, eines mehr oder minder geregelten Staatshaushalts, freilich in orientalischem Sinne, als Hofhaushalt und Fürstenschatz, eine gewisse Großartigkeit bei der Zentralisierung der administrativen Geschäfte, die Idee einer Staatseinheit als despotischer Uniformität, ohne Rücksicht auf lokale Unterschiede und Eigentümlichkeiten, eine das gesellschaftliche Interesse ignorierende Brutalität — solche Züge sind es, welche das Tatarenjoch auszeichnen.

Man begreift, was es für die russischen Großfürsten als Vasallen der Chane bedeutete, daß eine so große Anzahl von orientalischen Beamten ihre Haltung beobachtete, über ihre Handlungen an die Regierung der „Goldenen Horde“ berichtete, häufig genug durch Denunziationen und Verleumdung den jeweiligen russischen Machthabern zu schaden suchten. Sich umlauert wissen, Unterwürfigkeit heucheln, durch Lüge, Verstellung und Bestechung die Lage erträglicher zu gestalten suchen — alles dies konnte nur geeignet sein, das Niveau der Staatsmoral herabzudrücken.

Mochte nun das Lager des Großchans tief in Asien liegen oder der Sitz der Regierung in Ssarai an der untern Wolga (in der Nähe von Astrachan) sich befinden, so waren die russischen Fürsten zu häufigen Reisen dorthin genötigt. Solche beschwerliche Ausflüge waren oft mit der Gefahr verbunden, dort ein Opfer der despotischen Justiz der Chane zu werden. Eine beträchtliche Anzahl russischer Fürsten ist, zum Teil in qualvollster Weise, in der „Horde“ hingerichtet worden. Demütigungen sind wohl keinem der dorthin pilgernden Fürsten

erspart geblieben. Dort holten sich diejenigen, welche die Großfürstenstelle anstrebten, für Geld und gute Worte den „Jarlyk", das Bestallungsdiplom. Es bildete sich ein großartiges Bestechungssystem aus; das Großfürstenamt wurde oft dem Meistbietenden zuerkannt. Sehr geschickt operierte u. a. bald nach Beginn des Jochs der Großfürst Alexander Newskij, welcher mehrmals die Reise in die „Horde" unternahm und dort ein gewisses Ansehen genoß. Auch der Fürst von Halitsch, Daniel Romanowitsch, mußte sich (um die Mitte des 13. Jahrhunderts) zur Reise dorthin bequemen, und die Chronik schildert in ergreifenden Worten, wie schwer er die Demütigung empfunden habe. Im Nordosten des Reiches scheint man für dergleichen ein geringeres Zartgefühl gehabt zu haben, während der Chronist des Südens bei dieser Gelegenheit hervorhebt, wie kränkend im Grunde die Ehren waren, mit welchen man den Fürsten von Halitsch in der Horde empfing, wie er drohende Worte habe hören, wie er den „tatarischen Wein" d. h. Kumyß habe trinken müssen, wie der Chan ihm gesagt habe, er, Daniel, sei nun ein Tatar geworden u. s. w.

Der Unfug, daß in früheren Zeiten, wie oben mehrfach erwähnt wurde, russische Fürsten sich mit den Polowzern gegen Stammesbrüder verbündeten, dauert auch inbetreff der Tataren während des Jochs fort. Es zeugt von einem unglaublich schwach entwickelten Nationalgefühl, von einem völligen Mangel an Solidarität der christlich-russischen Welt gegenüber den asiatischen Bedrückern, daß wir der Verleumdung und Anschwärzung russischer Fürsten untereinander am tatarischen Hoflager als einer Art chronischen Siechtums, ja fast als einer ständigen Institution begegnen. Der Gedanke, daß man gegen einen gemeinsamen Feind zusammenstehen, die allgemeinen Interessen hochhalten müsse, lag gänzlich ferne. Es geschah bald nach dem Hereinbrechen des großen Nationalunglücks, daß Alexander Newskij, welcher später heilig gesprochen wurde, in der Horde selbst mit seinem Bruder Andrej darum stritt, wer von ihnen in Kijew, und wer in Wladimir an der Kljasma herrschen sollte. Man empfand es nicht als Verrat und

Niedertracht, daß auch später noch Alexander über seinen Bruder in der Horde Klage führte und mit Hilfe von tatarischen Truppen im Kampfe gegen Andrej recht behielt. Der unterliegende Andrej sagte allerdings, indem er sich durch die Flucht rettete, es sei eine Schmach, sich mit den Tataren zusammenzuthun und ihnen zu dienen. Aber in den Chroniken wird die Handlungsweise des vielbewunderten Alexander nicht getadelt, obgleich bei dieser Gelegenheit u. a. die Stadt Perejaslawl durch die Tataren furchtbar zugerichtet und eine Menge Menschen in die Gefangenschaft nach Asien fortgeschleppt wurde. Als Vasall und Agent des Chans hat Alexander, durch die Umstände genötigt, mit Hilfe tatarischer Truppen den Widerstand der Nowgoroder gebrochen und sie zur Zahlung des Tributs gezwungen. Einerseits mit bewaffneter Hand die Interessen der Tataren vertretend und Rebellionen der Russen gegen die letzteren niederschlagend, anderseits als schlauer Diplomat in der Horde den Zorn des Chans über den Eigenwillen der Russen besänftigend, stellt Alexander eine eigentümliche Mischung von Selbstsucht und Patriotismus dar. Das Thatsachenmaterial reicht für uns nicht aus, um sicher über das Maß seiner Verdienste oder seiner ihn kompromittierenden Konnivenz urteilen zu können. Sicher ist, daß er zu den interessantesten Illustrationen dieser unglückseligen, schmachvollen Periode der Geschichte Rußlands gehört.

Jeden Augenblick bot sich auf diese Weise der tatarischen Zentralgewalt die Gelegenheit der Einmischung in russische Zwistigkeiten dar. Man lieferte sich durch permanenten Hader der Willkür wilder Despoten aus. So erlagen Twer, Rjasan und andere Fürstentümer im Kampfe gegen Moskau, weil das letztere sich mit den Tataren gegen die eigenen Landsleute verband.

In den Chroniken finden sich Andeutungen von besonders arger zeitweiliger Bedrückung durch tatarische Steuerpächter, von einer vorübergehenden Verschlimmerung des Jochs während der Herrschaft einzelner Chane oder deren Agenten. So

z. B. stand ein aus China gebürtiger Despot, Namens Achmat, in Kursk (in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts) gewissermaßen an der Spitze einer die Bevölkerung plündernden und brandschatzenden Räuberbande; auf eine gegen ihn beim Chan geführte Klage hin wurde er abgesetzt und seiner Güter beraubt. Gelegentlich, z. B. im Jahre 1293, wurden von Tataren Raubzüge unternommen,. Furchtbar hauste etwa im Jahre 1327 der Vetter des Chans Usbeg, Schewkal, in Twer und trieb durch Erpressungen, wohl auch durch die Drohung, er wolle das Christentum abschaffen, die Unterdrückten zu offener Empörung, so daß viele Tataren getötet wurden, ein furchtbares Strafgericht über Twer hereinbrach und zahllose Greuel verübt wurden. Kriege und Friedensschlüsse der russischen Fürsten untereinander fanden unter der Ägide, im Beisein der hohen Beamten der Chane statt, deren Intervention vonseiten der Russen immer wieder in Anspruch genommen wurde. Eine eigentliche auswärtige Politik für das Gesamtrußland konnte es in dieser Zeit der Abhängigkeit von den Tataren nicht geben. Dagegen geschah es wohl, daß u. a. im Jahre 1287 die Tataren mehrere russische Fürsten zur Teilnahme an einem Einfall in polnisches Gebiet nötigten, wobei denn auch manche russische Gebiete verwüstet wurden. Es war im Grunde ein fortwährender Kriegszustand, weil jeden Augenblick neue Tatareninvasionen sich zutragen konnten. Ein Einfall der Asiaten in das Fürstentum Rjasan (1308) hatte die Verwüstung dieses Gebiets und die Hinrichtung des Fürsten Wassilij in der Horde zur Folge; ein Scherge der Tataren, Namens Kontscha, eroberte im Jahre 1318 die Stadt Rostow, ein anderer, Baidera, hauste (1320) schrankenlos verwüstend in Wladimir, ein dritter (1321) in Kaschin, ein vierter (1322) in Jaroslaw u. s. w.

Ein Glück noch, daß das Emporkommen Moskaus, die gesteigerte Macht des sich sklavisch dem System der Horde anschließenden Großfürsten Iwan Kalita, dem allerschlimmsten Treiben ein Ziel setzte; ein Glück aber auch, daß immer neue Gewaltthaten der Orientalen die Unleidlichkeit der Fortdauer

solcher Zustände darthaten, den Gedanken der Möglichkeit einer Befreiung und das Bewußtsein eines prinzipiellen Gegensatzes zwischen der christlichen und orientalischen Welt wach erhielten. Es lag für die Zukunft Rußlands die schlimmste Gefahr darin, daß man sich an einen solchen Zustand gewöhnte, denselben in aller Ordnung fand und in asiatisch-chaotischen Verhältnissen ohne Zusammenhang mit der übrigen Welt gänzlich verkam. Einer der unsympathischesten Moskauer Großfürsten, Simeon der Stolze, ist während seiner kurzen, dreizehnjährigen Herrschaft (1340—1353) nicht weniger als fünfmal in der Horde gewesen, und die Chronik, welche davon berichtet, gefiel sich darin, hervorzuheben, daß er jedesmal reich belohnt und mit Ehren heimgekehrt sei. Ein solcher Euphemismus läßt tief blicken, das Verschwinden nationalen Ehrgefühls erkennen.

Je größerer Gunst sich die Moskauer Großfürsten in der Horde erfreuten, je mehr Mittel sie daran wenden konnten, die dortigen Machthaber zu bestechen, desto leichter wurde das Joch im allgemeinen, insofern man es in Rußland weniger mit den Tataren selbst als mit den Statthaltern des Chans, den Großfürsten und deren Beamten zu thun hatte. Es war sehr viel damit gewonnen, daß (im 14. Jahrhundert) die russischen Fürsten die Befugnis erhielten, selbst die Steuern oder den Tribut zu erheben und an die tatarische Regierung abzuliefern. Auch die Kurzlebigkeit so großer orientalischer, durch brutale Eroberung gegründeter Reiche, wie desjenigen Dschinghischans, kam den Russen zugute. Weil es keine Kontinuität in Asien gab, weil das Prinzip des Fortschritts, der stetigen und ruhigen Entwickelung fehlte, war es nur eine Frage der Zeit, daß das Chanat nach raschem Aufschwunge wieder zusammenbrach. Es fanden in dem Reiche Spaltungen statt, es entstanden neben der Zentralgewalt einzelne Chanate; eine solche Vielheit orientalischer Reiche, mit denen Rußland es zu thun hatte, konnte leicht die Gelegenheit zu erfolgreichem Kampfe gegen eines oder das andere derselben bieten. Häufige Thronwechsel und innere Krisen im Zentrum der Horde trugen zu einer Schwächung

des asiatischen Staates bei. So kam es, daß in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Gedanke einer allgemeinen Erhebung, einer Art Kreuzzuges sich zu einer großen politisch-militärischen Aktion steigerte.

Es gilt als ein unbestreitbares Verdienst des Großfürsten Dimitrij „des Donischen“ (1362—1389), daß er, die Zeitverhältnisse geschickt benutzend, den nicht ganz erfolglosen Versuch machte, das Joch abzuschütteln. Er war zu einer Zeit aufgewachsen, da die frühere Furcht vor der unbedingten Überlegenheit der Tataren einem stärkeren Selbstbewußtsein der Russen gewichen war. Der Chan Mamai machte inbetreff des Tributs in dieser Zeit einige Konzessionen; er verfügte über geringere Streitkräfte als seine Vorgänger. Es gab eine Rivalität zwischen dem Chanat von Ssarai und anderen mehr oder minder von der „Goldenen Horde“ emanzipierten Chanaten. In den Steppen zwischen Wolga und Don, bei den Wolgabulgaren, in Astrachan, am Ural, in der Krim u. s. w. gab es unabhängige Herrscher; das große orientalische Reich der Dschinghischan, Batu und Usbeg zerbröckelte zusehends. Genau ebenso wie andere Vasallen des Großchans von demselben abgefallen waren, so mochte auch der Großfürst von Moskau an die Erlangung der Selbständigkeit denken. Dimitrij war in gewissem Sinne in der Defensive, insofern die Fürsten von Rjasan und Twer und der Großfürst Jagello von Litauen im Verein mit den Tataren über ihn herzufallen gedachten, um der ihnen verhaßten Machtsteigerung Moskaus ein Ziel zu setzen. Man erzählte, Mamai wolle das Christentum ausrotten; es galt nun einen Kampf zur Rettung des Glaubens. So kam es im Jahre 1380 zu einem Feldzuge und zu der Schlacht bei Kulikowo (im heutigen Gouvernement Tula). Der Sieg der Russen über die Tataren war teuer erkauft. Schon, daß man Mamai und dessen Scharen Zeit gelassen hatte, bis in das Herz Moskaus vorzubringen, daß der Zusammenstoß etwa 300—350 Kilometer von der russischen Hauptstadt erfolgen konnte, zeigt, daß die Wehrkraft der Russen zu wünschen übrig ließ. Aber ein augenblicklicher Vorteil war

errungen, und der moralische Eindruck des Erfolges mußte bedeutend sein [1]).

Die Lage Rußlands blieb bedenklich genug. Allerdings trat Mamai den Rückweg an und verschwand, von einem Nebenbuhler, Tochtamysch, bedrängt, indem er nach der Krim flüchtete und dort den Tod fand. Aber schon zwei Jahre nach der Schlacht bei Kulikowo erschien Tochtamysch mit seinen Scharen und eroberte Moskau (1382). Dimitrij wich einem Kampfe aus, gab seine Hauptstadt preis und kehrte erst nach dem Abzuge der Tataren dorthin zurück. Dimitrijs Sohn, Wassilij, geriet in tatarische Gefangenschaft, sollte ein ungeheures Lösegeld zahlen und rettete sich durch die Flucht. Es sind das Verhältnisse, deren Einzelheiten sich einer Beurteilung entziehen. Sicher ist, daß eine gewisse Abhängigkeit Rußlands von den Tataren fortdauerte und daß Invasionen asiatischer Räuber sich gerade in der auf die Schlacht bei Kulikowo folgenden Zeit oft wiederholten. Ein Glück noch, daß der berühmteste solcher Gründer ephemerer asiatischer Reiche, Tamerlan, Moskau verschonte. In ermüdender Eintönigkeit wiederholen sich in den Chroniken die Schilderungen der Invasionen der Asiaten. Auf den Zug Tochtamyschs im Jahre 1382 folgte der Einfall Tamerlans im Jahre 1395, welcher aber nur bis Jelez (etwa 350 Kilometer von Moskau entfernt) vorrückte und umkehrte. Von schlimmerer Wirkung war der Heereszug des Chans Edegu im Jahre 1408, welcher alles verwüstend bis Moskau vordrang, ohne doch die Hauptstadt zu gefährden. Von einem ernsten Widerstande, einer durchgreifenden militärischen Aktion der Russen ist kaum etwas zu hören. Man blieb, mit Ausnahme der Schlacht von Kulikowo, in einer passiven Haltung, war stets auf Rückzug und Flucht bedacht, unterhandelte und bestach, ohne an eine allgemeine Erhebung, an einen systematischen Kampf gegen den Erbfeind zu

1) Kostomarow hat in einer scharfsinnigen Monographie die einzelnen Umstände des Ereignisses beleuchtet und eine auf Mangel an physischem Mute hindeutende Stellung Dimitrijs dargethan.

denken. Noch im Jahre 1412 begegnen wir dem Großfürsten Wassilij als Vasallen in der Horde, wohin er mit großem Gefolge und beträchtlichen Geldsummen gezogen war. So furchtbare Wirkungen, wie der Zusammenstoß Edegus mit dem Fürsten von Litauen Witowt, welcher an der Worskla 1399 total geschlagen wurde, zeigten, daß man dem Ansturm der Asiaten der Regel nach nicht gewachsen war, und ferner, daß ein gemeinsamer Widerstand gegen Asien nicht geplant wurde. Ebenso wie die Litauer Fürsten in dieser Zeit und später jeden Augenblick bereit waren, sich mit den Chanen gegen Moskau zu verbünden, so freute man sich in Moskau der furchtbaren Katastrophe der Litauer im Jahre 1399, obgleich ein großer Teil der südwestlichen Gegenden Rußlands bei dieser Gelegenheit in grauenvoller Weise verwüstet worden war. Von einer Solidarität der christlichen Welt gegen die Orientalen war nicht ernstlich die Rede. Mochten auch einzelne Stimmen sich erheben, welche darauf hinwiesen, daß auch früher schon das Hineinziehen der Polowzer in die Kämpfe der Russen untereinander den letzteren verderblich gewesen sei, sowie daß man auch jetzt nicht gemeinsame Sache mit den Tataren machen dürfe im Kampfe gegen Stammes- und Glaubensbrüder, so schien gerade in den maßgebenden Kreisen ein nationales oder konfessionelles Bewußtsein durchaus zu fehlen. Derselbe Wassilij (1425—1462), welcher einst, von den Tataren gefangen genommen, längere Zeit in der Horde hatte weilen und sich bei wiederholten Reisen dorthin hatte vor dem Chan demütigen müssen, berief in großer Zahl tatarische Fürsten nach Rußland, verteilte unter sie ehrenvolle und einträgliche Ämter und brachte dadurch die Bevölkerung gegen sich auf, so daß blutige Kämpfe im Innern erfolgten, eine Nebenbuhlerschaft zwischen dem Großfürsten und seinem Verwandten Schemjaka entstand und allerlei Greuel, u. a. die Blendung Wassilijs, stattfanden. Das Volk beschuldigte den letzteren der Vorliebe für die Tataren, der Bedrückung der christlichen Unterthanen, des Verrats an den nationalen Interessen.

Erst der Sohn Wassilijs des Geblendeten, der Großfürst

Iwan III. (1462—1505), raffte sich zu einer energischen Haltung gegenüber den Tataren auf. Es sind darüber verschiedene untereinander abweichende Erzählungen überliefert worden. So wird berichtet, daß die Gemahlin Iwans, die griechische Prinzessin Zoë, ihn auf die prinzipielle Pflicht des Kampfes für den christlichen Glauben gegen den Islam, auf das Schimpfliche einer Abhängigkeit von den Tataren aufmerksam gemacht haben sollte. Einer Handschrift in der Universität Moskau über die Geschichte des Zartums Kasan gemäß soll Iwan im Jahre 1476 die Gesandten des Chans mit Ausnahme eines einzigen haben töten und dem Chan melden lassen, er werde ihm nicht länger gehorchen. Dergleichen Berichte erscheinen weniger zuverlässig als die Nachricht, daß auch unter dieser Regierung ein Heereszug der Tataren Moskau bedrohte, und daß auch Iwan III. einem Kampfe auswich, auf dem Wege der Unterhandlung das äußerste Unheil abwandte, den Chan durch Geschenke begütigte und sich mit dem Chan der Krim, Achmat, gegen die Horde von Ssarai zu verbünden strebte. Nicht eine heroische Haltung der Russen, sondern die Rivalität der Orientalen untereinander hatte Rußlands Lage gebessert, den schlimmsten Phasen des Joches ein Ende bereitet. Die Vorgänge sind so verworren und unklar, das Wesen der Begebenheiten so abweichend von politischen Verhältnissen abendländischer Staaten der neuern Zeit, daß es schier vergebliche Mühe wäre, diese Dinge im einzelnen verfolgen zu wollen. Jedenfalls gehört die gewöhnliche Annahme, daß mit dem Jahre 1480 das Joch aufgehört habe, zu den willkürlichen Thesen der „fable convenue“.

Hatte bis zu der Regierung Iwans III. der Orient fast ausnahmslos das Übergewicht, so daß jahrhundertelang regelmäßig von den Tataren der Angriff ausging und die Defensive der Russen ihre Ohnmacht an den Tag legte, so nimmt man von der Zeit dieser Regierung an den Übergang der Russen von der Defensive zur Aggression wahr. Es galt nicht bloß, sich den Tataren gegenüber zu behaupten, sondern dem Laufe des Wassersystems der Wolga folgend, Eroberungen auf

Kosten der asiatischen Welt zu machen, den mittlern und untern Lauf dieses Riesenstromes zu besetzen. Das nächste Ziel war Kasan. Während man noch lange Zeit hindurch den Invasionen der Tataren der Krim schutzlos preisgegeben blieb, so daß sowohl unter dem Großfürsten Wassilij im Jahre 1521 als auch unter dem Zaren Iwan IV. im Jahre 1571 die Tataren in hellen Haufen in der unmittelbaren Nähe von Moskau erschienen und diese Hauptstadt angriffen, ist Moskau dem Kampfe gegen Kasan nicht bloß gewachsen, sondern zeigt es sich auch dem letzteren Chanat überlegen. Mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit rafft sich Moskau, nach Osten vordringend, manche Niederlage erleidend, immer wieder zu neuen Vorstößen auf, bis endlich das Ziel erreicht, Kasan erobert ist. Schon unter Iwan III. ist dieser Zug nach Ausdehnung der Grenzen im Osten deutlich wahrzunehmen. Die Ufer der Kama werden besetzt, Perm gerät in die Hände der Russen, der Übergang über den Ural wird vorbereitet. Der Sohn Iwans, Wassilij, unternahm mehrere Feldzüge (1506 und 1523) in der Richtung nach Kasan, ohne doch Erfolg zu haben. Es gab sehr beträchtliche Menschenverluste im russischen Heere. Aber es gelang, auf kasanschem Gebiet ein russisches Fort, Wassilssursk, zu errichten, welches als eine Station auf dem Wege nach Kasan gelten, als Operationsbasis dienen konnte. In diesen Gegenden, wo damals die Zahl der finnisch-türkischen Fremdvölker, die Menge der Tschuwaschen, Tscheremissen und Mordwinen unvergleichlich beträchtlicher war als später, und wo diese Stämme zu den Tataren von Kasan hielten, bedeutete ein solcher Stützpunkt, wie Wassilssursk, sehr viel. Der Metropolit Daniel von Moskau lobte den Großfürsten wegen der Anlegung dieser Festung und verkündete, daß nun die Einnahme des ganzen Gebiets von Kasan bevorstehe. Die Gleichmäßigkeit und Hartnäckigkeit der Bestrebungen in dieser Richtung zeigen, daß dieselben unabhängig waren von den persönlichen Neigungen der jeweiligen Machthaber. Das von Iwan III. und Wassilij Begonnene mußte Iwan IV. gegen seinen eignen Willen fortsetzen und, von den Personen seiner

Umgebung überredet, mehrere Feldzüge nach Kasan unternehmen; so im Jahre 1545, im Jahre 1548, im Jahre 1549. Das Ziel wurde zunächst nicht erreicht, aber in unmittelbarer Nähe der feindlichen Hauptstadt wurde ein zweites Fort, Sswijashsk, errichtet, so daß nun von diesen Haltpunkten, den beiden Festungen an der Wolga aus, eine Wirkung auf die umwohnenden Tscheremissen, Tschuwaschen und Mordwinen ausgeübt werden konnte. Es gab eine Partei in Kasan, welche zu Moskau hielt. Mit der militärischen Aktion verband sich die diplomatische. Bestechung und geheime Agitation unterstützten den Erfolg der russischen Waffen. Solche Gründungen, wie Wassilssursk und Sswijashsk, Ortschaften, welche eine ständige Garnison, Magazine für Waffen und Lebensmittel enthielten, deuten gegenüber der Flugsandbevölkerung dieser Gegenden auf ein Übergewicht Europas über Asien hin. Die inneren Wirren in Kasan gaben Anlaß zur Einmischung Moskaus in die Angelegenheiten des Chanats; die Art des Vorgehens in Kasan im 16. Jahrhundert erinnert Zug für Zug an die diplomatische Kunst, mit welcher drittehalb Jahrhunderte später, unter Katharina II., die Besetzung der Krim vorbereitet und durchgeführt wurde. Es spielen in diesen Vorgängen so viel Tücke, Niedertracht und Verrat mit, daß mancherlei Einzelheiten geradezu schwer begreiflich erscheinen.

Die Entscheidung fiel im Jahre 1552. Die Belagerung und Eroberung von Kasan gehört neben der Schlacht am Don bei Kulikowo zu den Lieblingsstoffen der epischen Dichtung der Russen. In Volksliedern ist dieses Ereignis gefeiert worden. Die persönliche Haltung Iwans IV. bei dieser Gelegenheit ließ an eigentlichem Heroismus zu wünschen übrig, wie diejenige des Großfürsten Dimitrij bei der Schlacht von 1380. Aber der Erfolg war das Ergebnis eines mit Zähigkeit festgehaltenen politischen Gedankens. Bei Kulikowo war man denn doch wesentlich in der Defensive gewesen; jetzt wurden die Grenzen Europas nach Asien hin übergreifende. Nicht umsonst priesen die gleichzeitigen Chronisten die Waffenthat; es war ein Kreuzzug, ein Sieg des Christentums über den

Islam. Man gedachte unter den Moslim das Christentum zu verbreiten. Als Iwan IV., nach Moskau zurückkehrend, dort mit Begeisterung empfangen wurde, deklamierte er: der Zauber Mohammeds sei gebrochen, an dessen Stelle erhebe sich das heilige Kreuz. Es war eine wichtige Phase der orientalischen Frage, welche damals den Westen beschäftigte. In Konstantinopel regierte damals Soliman der Große. Der Metropolit von Moskau verglich den jungen Zaren Iwan IV., welcher erst 25 Jahre zählte, mit Konstantin dem Großen, mit Wladimir dem Heiligen, mit Alexander Newskij und mit Dimitrij dem Donischen. Nach so vielen Jahrhunderten schmachvoller Knechtschaft und kläglicher Niederlagen war endlich einmal ein großer Erfolg errungen worden. Trotz der entsetzlichen Bluttaten, deren sich Iwan IV. später schuldig machte, hat man im folgenden Jahrhundert ihm als dem Befreier Rußlands von der Übermacht Asiens Bewunderung gezollt [1]). Das Volk hat für die Bedeutung der Eroberung Kasans, wie man wohl mit Recht bemerkt hat, mehr Verständnis gehabt als anderthalb Jahrhunderte später für den Wert des Sieges bei Poltawa. Der orientalische Krieg von 1552 war volkstümlicher als der Kampf gegen die Schweden unter Peter. Die Wirkung des Erfolges war hochbedeutsam. Kasan, in jenen Gegenden gelegen, wo die Oka und die Kama die zentralen Gebiete Rußlands und Sibiriens mit der Wolga verbinden, konnte als Stützpunkt der Verbreitung russischen Einflusses im Osten und Südosten dienen. Nun hatte die slawische Kolonisation weiten Spielraum. Wie man früher in diesen Gegenden mit den Wolgabulgaren gekämpft hatte, um sich eine freie Bahn nach Asien zu schaffen, so warf man nun Kasan, den Hort des Tatarentums, nieder. Es war nur eine Frage der Zeit, daß die ganze Wolga bis zum Kaspisee ein russischer Strom wurde. Wenige Jahre nach der Eroberung Kasans fiel auch Astrachan in die Hände der Russen (1557).

1) S. z. B. die Schriften Krishanitschs, der den Despoten sonst als „Menschenschinder" brandmarkt.

Sowohl die orientalische als auch die abendländische Welt richteten nun eine besondere Aufmerksamkeit auf Rußland. Die Tataren der Steppe im Südosten fürchteten weitere Erfolge der Russen. Die Nogaier sagten damals: „Wenn der russische Zar sich in unsere Angelegenheiten einmischt, so sind wir verloren: hat er die Wolga bis zur Mündung besetzt, so wird er auch den Jaik (Ural) besetzen, Schemacha und Derbent nehmen und auch uns unterjochen." Kaukasische und transkaspische Fürsten, welche untereinander in Hader und Zwietracht lebten, haben damals Beziehungen zu Moskau anzuknüpfen gesucht. Die Chane von Chiwa und Buchara haben die Intervention des Zaren in Anspruch genommen, um mit den Tataren in Astrachan Handelsbeziehungen anzuknüpfen. In der Krim gab es eine große Aufregung über die Erfolge der Russen, welche im Jahre 1558 mit einer kleinen Flotte unter Adaschews Führung an der Küste der Halbinsel erschienen, eine Anzahl russischer Gefangener befreiten und dann wieder verschwanden. Eine Eroberung der Krim erschien unmöglich, der Verkehr über die Steppe hinweg mit dem Süden sehr beschwerlich und gefährlich. Die späteren Feldzüge von 1687 und 1689, von 1695 und 1696, ja selbst die Kriege, in denen Münnich sich hervorthat, oder die Feldzüge unter Katharina II thun dar, daß früher an eine Eroberung der Krim nicht gedacht werden konnte; am wenigsten wäre man auch bei weniger vorübergehendem Erfolge, wie demjenigen Adaschews, in der Lage gewesen, die Krim zu behaupten.

Die Eroberung der Wolga durch Moskau veranlaßte in der Türkei einen Entwurf, den Don mit der Wolga zu verbinden, um türkische Truppen in jene Gegenden befördern und wenigstens Astrachan den Russen wieder entreißen zu können. Der Plan scheiterte am Verrat der Tataren, an der Unwirtlichkeit der Steppe, welche die Verpflegung der türkischen Truppen erschwerte [1]. Es hatte immerhin eine große Gefahr für die

1) Manche Einzelheiten dieser Vorgänge erfuhr man durch die Erzählung eines russischen diplomatischen Agenten, Simeon Malzew, welcher, von den Nogaiern durch die Steppe reisend, den Türken in die Hände

Russen gegeben. Der geringste Erfolg der Türken an der unteren Wolga hätte unfehlbar einen Aufstand in Kasan bewirkt, was um so bedenklicher gewesen wäre, als der Kampf gegen Livland, Polen und Schweden damals die Regierung in Anspruch nahm.

Der Erfolg der Russen an der Wolga war nicht bloß der Zerbröckelung der tatarischen Welt, sondern auch der gesteigerten Kriegstüchtigkeit der Russen zu verdanken, welche insbesondere westeuropäische Artillerie zu verwerten gelernt hatten.

Durch Einverleibung der tatarischen Wolgastaaten ist Rußland in gewissem Sinne noch orientalischer geworden, als es zuvor gewesen war. Man erwarb Millionen von tatarischen Staatsangehörigen und ein damals echt asiatisches Gebiet. Wie großen Wert man gerade auf diesen Erfolg legte, zeigt der Umstand, daß Iwan IV. in seinen Erlassen die Datierung „von der Eroberung der Zartümer Kasan und Astrachan" neben dem Hinweise auf das Jahr seiner Regierung zu vermerken pflegte. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts schrieb Kotoschichin, diese Eroberung sei der Anfang der Macht des Reiches gewesen [1]. Sie ist auch von der tiefgreifendsten Bedeutung für die Westgebiete gewesen. Die Emancipation von den Tataren im Osten wurde verhängnisvoll für Livland. In den Streitigkeiten um den von den Livländern zu zahlenden Zins hat der moskowitische diplomatische Agent Adaschew hervorgehoben, der Zar habe die Frage ruhen lassen, solange er es mit den Tataren zu thun gehabt habe; nun Kasan bezwungen sei, mache er seine Forderungen geltend [2].

Aber die orientalische Welt war denn doch nur zum Teil bezwungen. Konnte der furchtbare Kriegszug des Chans der Krim Saip-Girei im Jahre 1521, wobei Hunderttausende von Gefangenen aus der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt Moskau fortgeschleppt worden sein sollen, als eine Art Erneuerung des Mongolenjochs gelten, so wiederholten sich solche Greuel

fiel, schwerverwundet, gefangen, an eine Kanone geschmiedet, aber schließlich doch gerettet wurde.

1) Kotoschichin, I, S. 1.

2) Seraphim a. a. O., I, S. 347—348.

auch nach den großen Erfolgen an der Wolga. Es scheint kaum begreiflich, wie derselbe Staat, welcher so zielbewußt und hartnäckig gegen Kasan focht, so würdelos und kläglich sich von den Krimer Tataren konnte brandschatzen und ausplündern lassen. Wie der Großfürst Wassilij im Jahre 1521, als die Tataren vor Moskau erschienen und einige Vorstädte vernichteten, sich verbarg und durch Geschenke den Chan zu begütigen suchte, so hat auch Iwan IV. bei entsprechender Gelegenheit, im Jahre 1571, eine nichts weniger als heroische Haltung an den Tag gelegt. Er verließ beim Herannahen der Feinde die Hauptstadt, welche binnen weniger Stunden ein Raub der Flammen wurde. Nur der Kreml soll verschont geblieben sein. Man sprach abermals von Hunderttausenden von Opfern; der Fluß Moskwa konnte die Menge der hineingeworfenen Leichen kaum fortschwemmen. Sowohl von dem Chan der Krim, welcher von den Sperlingsbergen am Rande der Hauptstadt dem grausigen Schauspiel zugesehen haben soll, als auch von dem Könige von Polen, Stephan Bathory, ist der Zar Iwan IV. dafür gehöhnt worden, daß er nichts gethan habe, sein Volk zu retten, da doch sogar jedes Tier seine Jungen schütze und verteidige. Es war, als seien die schlimmsten Zeiten des Tatarenjochs wiedergekehrt.

Man legte sich aufs Unterhandeln. Der Zar bot dem Chan die untere Wolga mit Astrachan, worauf Dewlet-Girei Kasan verlangte, indem er behauptete, daß die Wolga ein Ganzes bilde, nicht geteilt werden könne. Das Kriegsglück wechselte; die Tataren der Krim verfolgten keine konsequente Politik; es war ihnen um beutereiche Raubzüge, nicht um eine systematische Ausdehnung ihrer Grenzen zu thun. So ging denn für Rußland die äußerste Gefahr vorüber, und es blieb im Besitz der ganzen Wolga. Aber während der Unterhandlungen mit den Chanen der Krim wiederholten sich im 16. und noch im 17. Jahrhundert jene diplomatischen Formen, welche eine Abhängigkeit Rußlands von den Tataren andeuten sollten. Es war unter dem Großfürsten Wassilij von Moskau geschehen, daß der Chan in einem Schreiben an den Für-

sten von Rjasan von sich den Ausdruck „Dein Herr und Gebieter" gebraucht hatte. Der russische Gesandte Mamonow wurde in der Krim insultiert, mit körperlicher Züchtigung bedroht, ausgeplündert, weil er an die Großen in Bagh-tschissarai nicht ausreichende Geschenke verteilt hatte. Der Chan meinte dem Großfürsten von Moskau vorschreiben zu dürfen, in welchem Umfange die „Geschenke" gesandt werden müßten, welche somit eine Art Tribut darstellten. Wassilij wagte es nicht einmal, die Beleidigungen zur Sprache zu bringen, denen sein Agent ausgesetzt gewesen war. Aber mitunter verfuhr man in Moskau ebenfalls in tatarischer Weise, indem z. B. im Jahre 1527 Gesandte des Chans Ssaidet-Girei in Moskau ertränkt wurden und man sich im diplomatischen Verkehr beiderseits der stärksten Äußerungen in einer unsalonfähigen Sprache bediente. Auch unter Iwan IV. wurde dessen Gesandter in der Krim in gröblichster Weise beschimpft.

Und trotz aller solcher Leiden und Gefahren, trotz der Demütigungen und Brandschatzungen raffte sich der Staat Moskau auch im Laufe mehrerer Jahrzehnte nach der Invasion von 1571 zu keiner energischen Aktion gegen die Krim auf. Kotoschichin erzählt um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wie man sehr reichliche Geschenke, eine Art Tribut, regelmäßig an den Chan der Krim zu senden pflege, um sich dadurch vor wiederholten Raubzügen zu bewahren; unter den Staatsausgaben begegnet uns ein stehender Posten zum Loskauf russischer Gefangener in der Krim [1]). Die russischen Grenzgebiete blieben den Sklavenrazzias der Tataren ausgesetzt, welche die Menschenware auf die türkischen Märkte zu liefern pflegten, um dagegen von den Sklavenhändlern Pferde, Waffen, Kleider und Stoffe zu erhandeln; daß solche Zustände noch bis in die Zeit der Anfänge der Regierung Peters des Großen fortdauern konnten, daß der Chan der Krim, wie Kotoschichin mitteilt, aus Nichtachtung vor dem Zaren den Titel des letzteren ganz kurz zu schreiben pflegte [2]), daß russische Gesandte

1) Kotoschichin, Kap. IV, § 37.
2) Kotoschichin, Kap. III, § 15.

in der Krim noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in schmachvollster Weise insultiert wurden, läßt erkennen, daß die Abhängigkeit Rußlands vom Orient schwer zu überwinden war und daß es dem emporstrebenden Staate an Mitteln fehlte rascher und erfolgreicher eine Emancipation herbeizuführen. Demetrius hätte vielleicht, wenn seine Entwürfe eines Feldzuges in den Süden zustande gekommen wären, mit dem Beistande westeuropäischer Waffen in diesen leidigen Verhältnissen Wandel schaffen können. Aber die heillosen Wirren zu Anfang des 17. Jahrhunderts schwächten die Wehrkraft Rußlands, und der Kampf gegen die Tataren wurde vertagt. Noch im Jahre 1648 soll der Chan der Krim gesagt haben: „So Gott will, werde ich den Zaren ebenso wie den Wojewoden der Moldau als abhängige Statthalter der Pforte einsetzen“ [1]. Erst die Reformen Peters des Großen setzten Rußland in den Stand, den Orient zu bekämpfen, bis an die Ufer des Schwarzen Meeres vorzubringen, dem Raubunwesen der Tataren ein Ende zu machen.

---

2. Emporkommen Moskaus.

Staatlosigkeit, ein Chaos, ein Kampf aller gegen alle — solcher Art sind die Zustände, welche uns an der Schwelle der Geschichte Rußlands im 9. Jahrhundert begegnen und welche die Legende von einer Berufung von Ausländern zum Zwecke der Herstellung einer politischen Ordnung aufkommen ließen. Es entstand vorübergehend der Gedanke einer staatlichen Einigung. Aber schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts geht diese letztere wieder verloren, indem der Großfürst von Kijew, Jaroslaw, das Reich unter seine Söhne teilte und so eine Periode jahrhundertelanger innerer Zwietracht einleitete. Die dynastischen Rechte und Interessen, der persönliche Vorteil, verwandtschaftliche Rücksichten standen höher als der Gedanke an

1) S. mein Buch „Peter der Große“, S. 66.

eine Gesamtheit. Einer solcher Zersplitterung leisteten kinderreiche Ehen Vorschub. Es handelte sich um die Versorgung sehr vieler. Das Recht der Erstgeburt war ein Fremdes; so konnte lange Zeit keine politische Einheit aufkommen. Insbesondere in Kijew ist ein Vorherrschen solcher Familieninteressen wahrzunehmen, wogegen die Verlegung des Schwerpunktes in den Nordosten des Reiches, in ganz neue Verhältnisse, Abhilfe schafft.

Die Zersplitterung Rußlands in Teilfürstentümer war eine Folge der Anschauung, daß jeder Sohn eines Großfürsten Anspruch auf Teilnahme an der Herrschaft habe und daß jedem die Verwaltung eines besonderen Gebietes übertragen werden müsse. Bei der Verteilung der Gebiete war nicht ein Erstgeburts-, sondern ein Senioratsrecht maßgebend, so etwa, daß in der Hauptstelle, Kijew, als Großfürst der älteste zu herrschen pflegte und nach seinem Tode nicht durch seinen Sohn, sondern durch den Bruder ersetzt wurde. Ein solches Übergewicht der Oheime über die Neffen ist der charakteristische Zug dieser nicht staatsrechtlich, sondern familienrechtlich normierten Thronfolge. Der Großfürst von Kijew ist Oberhaupt des Staates; er verfügt über die Gebiete nach einer durch dieses Gewohnheitsrecht vorgeschriebenen Reihenfolge. Man rückt von der Herrschaft über ein Gebiet bei Erledigung anderer in ein höheres vor. Kein Gebiet bleibt Eigentum eines Familienzweiges. Es ist ein nomadischer, die Kontinuität dynastischer mit einem Lokal verbundener Bestrebungen hindernder Zug in solchen Veranstaltungen. Der Gedanke, daß das Gesamtland der Gesamtfamilie des herrschenden Hauses gehörte, entspricht der Anschauung des späteren bäuerlichen Gemeindebesitzes. Bei jedesmaliger Verteilung der Gebiete konnte es nicht an Zwistigkeiten fehlen, ohne daß dem Großfürsten als Oberherrn irgend ausreichende Mittel zur Verfügung standen, die Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten. Unklarheit und wohl auch Ungerechtigkeit bei Besetzung der Herrschaft über die einzelnen Gebiete [1],

1) S. u. a. über die sogenannten „Isgoi", die Söhne derjenigen,

veranlaßten endlose Kämpfe der Fürsten untereinander. Es gab unleidliche Zustände, deren Grundzüge schwer verständlich sind. In zahllosen Werken haben sich auf Grund der fragmentarischen Berichte in den Chroniken Einzelheiten über diese Rivalitäten, Bruder- und Bürgerkriege erhalten. Russische Historiker, wie Pogodin, Ssolowjew, Passek, Satyrkewitsch, Kostomarow u. a. haben das Allgemeine in diesem Thatsachenwust zu erkennen gesucht. Man hat darin neben den dynastischen und persönlichen Interessen der Fürsten auch wohl separatistische Bestrebungen der Bevölkerung einzelner Städte und Landschaften wahrzunehmen gemeint. Auf diese Theorieen und Hypothesen einzugehen würde zu weit führen. Daß Stammeseigentümlichkeiten, lokalpatriotische Interessen, das Streben nach Unabhängigkeit von einem Zentrum auf ein mehr föderatives Verhältnis der einzelnen Gebiete untereinander abzielten, daß dadurch die Bildung eines Einheitsstaates mit monarchischer Spitze verhindert wurde, ist deutlich erkennbar, und ebenso, daß eine solche Zersplitterung die Entwickelung einer Gesamtorganisation, die Erstarkung nach außen hin unmöglich machte und so das Mongolenjoch herbeiführen half.

Inmitten solcher chaotischer Zustände tauchte wohl gelegentlich der Gedanke auf, dadurch Wandel zu schaffen, daß man ein starkes Oberhaupt wählen, die Erblichkeit der herrschenden Familienzweige in den verschiedenen Gebieten einführen, in regelmäßig wiederkehrenden Reichsversammlungen ein Gesamtorgan für alle schaffen müsse [1]). Es kam indessen nicht zu solchen Reformen, und so war der Südwesten des ganzen Gebietes, Kijew und Umgegend, das klassische Land ewigen Fürstenhaders und fortwährender Bürgerkriege, einem Verfall geweiht, welcher durch die von den Orientalen drohende Gefahr

deren Väter vor Erreichung gewisser Stellen starben, die Bemerkungen Schiemanns in dessen „Rußland, Polen und Livland", S. 95.

1) So ein Entwurf des Roman Mstislawitsch von Halitsch aus dem Jahre 1202, welchen der Historiker Tatischtschew nach seither abhanden gekommenem Material beibringt. S. Tatischtschews Gesch., IV, S. 337 bei dem Jahre 1203.

noch verstärkt wurde. Der Süden und Südwesten hörte alsbald auf, den Schwerpunkt russisch-politischen Lebens zu bilden.

Es ist das Verdienst des Historikers Ssolowjew, auf die Bedeutung des Emporkommens des Nordostens, auf die politische Rolle des Großfürsten Andrej Bogoljubskij [1]) in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, als einer hochwichtigen Erscheinung in der politischen Entwickelung Rußlands aufmerksam gemacht zu haben. In den Gebieten, welche den heutigen Gouvernements Wladimir, Jaroslaw, Kostroma und einzelnen Teilen der Gouvernements Moskau und Twer entsprechen, machte schon früh die Kolonisation der Slawen erhebliche Fortschritte; es entstand hier die großrussische Bevölkerung. Hierher zog sich der Großfürst von Kijew, Andrej Bogoljubskij, zurück. Hier herrschte fortan statt des Senioratrechts, wie in Kijew, das Recht der Erstgeburt. Hier konnte es eher eine politische Kontinuität geben. Hier entstand eine „Hausmacht“, entwickelten sich territoriale Interessen, ein kontinuierlicher Zusammenhang der Fürsten mit gewissen Gebieten. Hier erstarkte unabhängig von Kijew, außerhalb des permanenten Umherziehens der Fürsten von Gebiet zu Gebiet, von Stadt zu Stadt, ein neues Zentrum politischer Macht, materieller Mittel, militärischer Organisation. Hier hatte die frühere Tradition abstrakter Theorieen von einem gemeinsamen Besitz des ganzen Gebiets in den Händen aller Glieder des Herrscherhauses keine Wurzel gefaßt. Auf dem jungfräulichen Boden des allmählich besiedelten nordöstlichen Gebietes konnte sich eine Territorialpolitik mit klareren Zielen und energischerer Haltung entfalten. Andrej Bogoljubskijs Nachfolger, insbesondere Wsewolod III., folgten seinem Beispiele und verschmähten es, von ihrem Rechte, in Kijew zu residieren, Gebrauch zu machen, weil die Bevölkerung dieses letzteren Gebietes erklärte, „nicht vererbt werden zu wollen“. Im Nordosten erwies sich in den neuen Städten und Gemeinden die Bevölkerung dem monarchischen Prinzip

1) So genannt von einem Landgute Bogoljubowo in der Nähe der neuen Residenz Wladimir an der Kljasma.

gegenüber gefügiger; es bildeten sich autokratische Grundsätze aus. Es begegnen uns in den natürlich nur mehr bruchstückweise erhaltenen Nachrichten über das Leben und die Thätigkeit Andreijs Züge des Despotismus. Nach Tyrannenart liebt er es, großartige Bauten auszuführen, Kirchen, Paläste zu errichten; es fehlt nicht an Bedrückung der Unterthanen, an Frevel und Grausamkeit. Auch gab es Konflikte mit anderen Fürsten, welche den Großfürsten nur als „Vater“, nicht aber als eigentlichen Herrscher anerkennen wollten. Ausdrücklich erklärte ihm Mstislaw von Kijew, er, der letztere, wolle nicht Andrejs „Unterthan“ sein. Auf die durch Gewaltthaten hervorgerufene Erbitterung ist wohl auch die im Jahre 1174 erfolgte Ermordung Andrejs zurückzuführen, ein Ereignis, über welches sich nur wenige Nachrichten erhalten haben. Aber seine Erben handelten in seinem Geiste, und so befestigte sich das Übergewicht des Nordostens über Kijew und Umgebung mehr und mehr. In den Gebieten des oberen Wolgasystems gab es keine unmittelbare Nachbarschaft der Steppennomaden, also eine geringere Gefahr der Überrumpelung durch die Orientalen, während Kijew raschem Verfall entgegenging und sowohl von Russen (1169) als auch von Tataren (1240) zerstört wurde.

Vergleicht man den politischen Habitus im Südwesten mit demjenigen im Norden, so erscheinen die Fürsten von Kijew in dieser Zeit (im 12. und 13. Jahrhundert) ritterlicher, leichtlebiger, waghalsiger, diejenigen in Ssusdal, Wladimir und Moskau kühl berechnend, konsequent und zäh ein Ziel verfolgend, als Menschen unsympathisch, als Staatsmänner größer. Im Norden hatten die Städte den Fürsten gegenüber eine geringere Selbständigkeit, die Volksversammlungen eine geringere Bedeutung, und da, wo diese Gemeinde (Wjetsche) auf ihre Rechte pochten, wie z. B. in der älteren Stadt Rostow (im heutigen Gouvernement Jaroslaw), residierte der Großfürst nicht. Er zog den Aufenthalt in den neuern Städten Ssusdal, Wladimir und Moskau vor, weil dort eine Tradition von Volksrechten sich nicht hatte ausbilden können. Diese Fürsten

nahmen byzantinischen Absolutismus zum Vorbilde; die Gefolgschaften der ersten russischen Fürsten (Drushinen) büßen ihre Bedeutung ein; es bildet sich ein Hof aus. Die Kolonisation war auf den Osten gerichtet. Unter Jurij, dem Sohne Wsewolods (1219—1223), wurde Nishnij Nowgorod gegründet. Die Fürsten waren stets auf Arrondierung ihres Gebietes bedacht. Mehr und mehr wurde Moskau, dessen zuerst im Jahre 1137 erwähnt wird, der Mittelpunkt derselben. In der Zeit des Tatarenjochs, als Vasallen der Chane, verstanden die Herren dieser Gegenden ihre Autorität auch räumlich durch Annexionen auszudehnen. So wurden Perejaslawl (1302), Moshaisk (1303) und Kolomna (1308) einverleibt u. s. w. Die Fürsten dieser Gegenden wurden als „Sammler“ (Ssobirateli) bezeichnet. Mit Recht bemerkt der Historiker Ssolowjew, daß diese Herrscher Generationen hindurch untereinander eine eigentümliche Familienähnlichkeit, denselben Typus aufweisen. Sparsamkeit, diplomatische Gewandtheit im Verkehr mit den Tataren, Rücksichtslosigkeit gegen die Interessen anderer russischer Fürsten und Städte, die Fähigkeit, die Dienste der Bojaren zu verwerten — solcher Art sind die hervorragendsten Züge in dem Habitus der Moskauer Fürsten. Finanzielle Talente setzten sie in stand, in der Umgegend des Territoriums Moskau durch Kauf Grundstücke zu erwerben. Das geschah u. a. besonders erfolgreich in der Zeit der Herrschaft Iwans I., mit dem Beinamen „Kalita“, welcher etwa mit „Geldseckel“ zu übersetzen ist. Weil unter einer starken Regierung eine gewisse Kontinuität und Sicherheit des Daseins gewährleistet erschien, strömten manche Kolonisten aus den umliegenden Landschaften, z. B. aus Rjasan und Twer, hierher zusammen. Eine rasche Zunahme der Bevölkerung machte sich bemerklich. Der größere Wohlstand der Fürsten gestattete denselben, solchen Kolonisten beträchtliche Vorrechte bei der Ansiedelung einzuräumen. Auch die natürlichen Bedingungen für eine volkswirtschaftliche Thätigkeit erwiesen sich als günstig. Das Volk hat, wie u. a. Sabjelin in einer Monographie über das Emporkommen Moskaus hervorhebt, neben dem systematischen Streben der Fürsten

nach Konsolidierung, einen bedeutenden Anteil an dem Aufblühen dieser Gebiete.

Die Erstarkung der monarchischen Gewalt setzte dem republikanischen Prinzip ein Ziel, welches in Nowgorod, Pskow und anderen Städten einen Ausdruck gefunden hatte. Die Rivalität zwischen dem autokratischen Moskau und diesen Städterepubliken beginnt früh. Es mußte zu einem Kampfe kommen, in welchem die städtischen Gemeinwesen unterlagen. Man sieht, was es für die Moskauer Fürsten bedeutete, daß die Kirche ihre Bestrebungen unterstützte, wie in einem der vorhergehenden Abschnitte gezeigt wurde [1]) und ferner, daß sie als Mandatare der mongolischen Lehnsherren einen weitreichenden Einfluß zu üben vermochten. Der Metropolit Maxim siedelte 1299 aus Kijew nach Wladimir an der Kljasma über, der Metropolit Peter nahm bald darauf (1326) seinen ständigen Wohnsitz in Moskau. Der Begriff einer ständigen Residenz bildete sich aus. Es erstarkte das Prinzip einer Zentralisation. Die Theorie von einem Unterthanenverhältnisse der übrigen Fürsten kam auf. Die Chronik sagt von dem Sohne Iwan Kalitas, Simeon dem Stolzen, daß alle russischen Fürsten in seine Gewalt gegeben waren.

Aber als Vasallenstaat der Tataren mußte Moskau einen orientalischen Charakter erhalten. Der kriechenden, unterwürfigen Art eines Iwan Kalita oder seines Sohnes Simeon den Chanen gegenüber entsprach die Brutalität, mit welcher sie zum Teil in der Eigenschaft von asiatischen Statthaltern andere russische Gebiete mißhandelten. Die Art, wie Iwan Kalita, mit seinen Söhnen in der „Horde" weilend, dort den Fürsten Alexander von Twer anschwärzt, wie er die Tataren auch auf Rjasan hetzt, wie er eigenmächtig und gewaltthätig in Rostow und in Twer haust, wie er die Nowgoroder in Steuerfragen bedrückt und ihre Gebiete im Norden zu schmälern sucht — alles dieses macht einen abstoßenden Eindruck. Daß ihm tatarischerseits die Einsammlung des Tributs übertragen

1) S. oben S. 306.

wurde, gab ihm das Recht der Einmischung in die Angelegenheiten der einzelnen Gebiete und gewährte ihm beträchtliche finanzielle Vorteile. Simeon der Stolze nannte sich „Großfürst von ganz Rußland“ (wsseja Russi); er verlangte, daß seine Brüder ihn nicht als „Vater“ sondern als „Herrn“ (Gospodin) bezeichneten, daß die Gesandten der Republik Nowgorod sich äußerlich vor ihm demütigten, ihm barfuß nahen und vor ihm knieen sollten [1]) u. s. w. Aber zugleich sorgte er für die Herstellung von Ordnung und Ruhe und verfolgte in ähnlicher Weise wie Rudolf von Habsburg unnachsichtlich streng die Räuber, welche das Land unsicher machten. In derselben Zeit geschah es, daß der Metropolit Alexei als geschickter Diplomat in der „Horde“ den Kirchen und Klöstern gewisse Rechte und Privilegien auswirkte und dadurch eine gedeihliche Entwickelung der geistlichen Güter anbahnte.

Dimitrij der Donische, Neffe Simeons, setzte das Begonnene fort. Seine Regierung ist nicht minder bedeutend durch Erfolge auf dem Gebiete der innern Politik, wie durch den oben erwähnten Emanzipationsversuch, die Schlacht bei Kulikowo. Während seiner Herrschaft (1362—1389) bildete sich das System der Autokratie, eine politische Schule mit dem Programm Moskau mehr und mehr aus. Er ließ alle Nachbarn seine Gewalt fühlen, benutzte mit großer Geschicklichkeit die Mittel, welche er seinen Vorgängern verdankte, mischte sich erfolgreich in die Angelegenheiten von Twer und Rjasan, hielt seine jüngeren Brüder in völliger Unterthänigkeit, worüber urkundlich erhaltene Verträge uns belehren, und trat sehr häufig als Schiedsrichter auf. Über den starken Eindruck auf das Volk, welchen die Hinrichtung eines angesehenen Bojaren, Weljaminow, machte, berichtet die Chronik mit Pathos und nicht ohne Parteinahme für das Opfer autokratischer Justiz. Aber die Art, wie die Aussprüche Dimitrijs auf dem Sterbelager in Unterredungen mit seinen Söhnen und den Bojaren in der Chronik wiedergegeben sind, zeugt von der

1) S. Tatischtschew, IV, S. 147.

Bewunderung, welche die Zeitgenossen seiner Staatsweisheit zollten.

Ähnlich die Regierung des Großfürsten Wassilij Dimitrijewitschs (1389—1425) mit demselben Streben nach Arrondierung des Moskauer Gebiets auf Kosten der Nachbarn. Das Fürstentum Ssusdal wurde durch List und Gewalt besetzt (1392), indem der Fürst Boris schnöde verdrängt wurde. Mit den Nowgorodern gab es Streit wie früher. Daß die Tatarisierung Fortschritte gemacht hatte, zeigte die tragische Episode des Totquälens von 70 Einwohnern der Stadt Torshok. Es waren das Vorspiele zu den in viel größerem Umfange inscenierten Massenmorden Iwans IV.

Die lange, häufig durch innere Unruhen unterbrochene Regierung des Großfürsten Wassilij Wassiljewitsch des „Geblendeten" (1425—1462) stellt eine Art Rückfall in die Periode der Teilfürstentümer dar. Es gab einen Streit zwischen ihm und seinen Vettern, Wassilij und Dimitrij, um den Thron. Nicht ohne Grund hatten die Vorgänger des „Geblendeten" ihre Verwandten streng gehalten, deren Ansprüche zurückgewiesen und so das Prinzip der dynastischen Einheit und Autokratie verbürgt. So hatte Wassilijs des Geblendeten Vater von seinem Oheim Wladimir und dessen Söhnen nichts zu fürchten, weil diese Fürsten einsahen, daß sie gegen den übermächtigen Großfürsten, den Vertreter der älteren Linie, doch nicht würden aufkommen können, so daß, als Wladimir 1410 starb, er seinen fünf Söhnen empfahl, sich als treue Vasallen der Oberherrschaft des Großfürsten zu beugen. Anders die Vettern des „Geblendeten" (Wassilij Kossoj — der Schielende — und Dimitrij Schemjaka), welche nach dem Vorgange ihres Vaters, Jurij, dem Großfürsten das Recht auf den Thron streitig machten und innere Kämpfe veranlaßten. Während derselben ist der Großfürst in Gefangenschaft geraten und des Augenlichts beraubt worden. Eine Zeit lang regierte Dimitrij Schemjaka. Der entthronte Großfürst nahm den Beistand der Kirche in Anspruch, welche den Nebenbuhler in den Bann that. Eine Schlacht (1450) entschied zugunsten des Geblendeten. Die

allgemeine Meinung scheint ohnehin für ihn gegen Schemjaka Partei genommen zu haben. So hatte denn dieser Versuch, altüberwundene Auffassungen von den angeblichen Rechten der Agnaten geltend zu machen, nur mehr die Bedeutung einer Episode. Von den Bojaren, den Geistlichen und den Tataren unterstützt, behauptet der Repräsentant der älteren Linie die Oberhand. Man empfand, daß eine geregelte Thronfolge in gerader Linie den Staatsangehörigen Ruhe und Sicherheit gewährleistete. Das Streben der systematischen Beschränkung der Rechte der Seitenverwandten setzt sich durch. Die Ausnahme der Wirren unter dem „Geblendeten“ bestätigt die Regel des stetigen Wachstums der einheitlichen moskowitischen Staatsordnung. Aber dieser Erfolg war durch Gewaltthätigkeit und Grausamkeit teuer erkauft. Die russischen Historiker meinen in den Vorgängen dieser Zeit ein Sinken der öffentlichen Moral, eine Steigerung orientalischer Brutalität wahrnehmen zu dürfen. Byzantinisch-tatarische Grausamkeit gilt als bestes Mittel der Behauptung der Gewalt. Mochte die politische Einheit der Gesamtheit zugute kommen, die Bedingung einer ferneren gedeihlichen Entwickelung darstellen, so sind denn doch Verrohung und Orientalisierung, welche damit verbunden waren, insofern man byzantinischen und tatarischen Vorbildern folgte, in hohem Grade unsympathisch, ja abstoßend. Karamsin bemerkt ausdrücklich, daß Moskaus Emporkommen den Tataren zu verdanken sei, ein Umstand, welcher in dem Habitus dieses Staates nur zu sehr hervortritt. Die Moskauer Fürsten waren als Unterthanen asiatischer Despoten zu lange in deren Schule gegangen, um nicht im Punkte der Rücksichtslosigkeit, der Nichtbeachtung des Volkswohls sehr viel von ihnen gelernt zu haben. Materielle Mittel des Staates, eine Machtstellung allen Gegnern gegenüber, ein geordneter Staatshaushalt mit Ausschluß aller wirtschaftspolizeilicher Gesichtspunkte, eine summarische Justiz ohne tiefere ethische Grundsätze — solcher Art sind die Ergebnisse dieser politischen Schule. Sie treten uns auch in der Geschichte der folgenden Herrscher entgegen.

Iwan III. (1462—1505) war nicht wählerisch bei Ver-

wertung der Mittel seine Macht zu steigern. Mit dem Chan der Krim, Mengli-Girei, stand er gegen Kasimir von Litauen im Bunde, wobei Kijew erobert, eine Menge Volks in die Gefangenschaft fortgeführt, eine Reihe von Klöstern ausgeplündert wurde und — der Großfürst von Moskau einen Teil der Beute erhielt. Ähnlich handelte freilich auch Kasimir gegen Moskau, indem er sich mit einem andern Tatarenfürsten gegen Iwan III. verbündete. Man war in dieser Zeit noch sehr weit davon entfernt, die christliche Welt als ein Ganzes zu einem Kampfe gegen den Islam zusammenzuschließen. Kühl erwägend, ohne viel aufs Spiel zu setzen, „als Erbe klug berechnender, sparsamer Kaufleute“, wie wohl ein russischer Historiker bemerkt, benutzte Iwan III. jede Gelegenheit, um seine Macht den russischen Nachbarn gegenüber zu steigern. Besonders scharf hat Kostomarow den Eigennutz und die Selbstsucht dieses Großfürsten getadelt. Es ist nichts Anmutendes, Heroisches in ihm und seiner abwartenden, lauernden, alle Vorteile ausnutzenden Politik. Einer der Verwandten Iwans, der Moldauer Fürst Stephan, sagte von ihm, er sitze daheim und schlafe und sein Gebiet wachse dabei zusehends. Er erntete, was seine Vorgänger gesäet hatten; kaltblütig und zäh hielt er an dem einmal Errungenen fest. Er benutzte die Kämpfe zwischen Polen und Litauen, die Schwäche der republikanischen Institutionen der Städte Nowgorod und Pskow, den Niedergang der tatarischen Staaten dazu, um vorsichtig und tastend, im entscheidenden Augenblicke handelnd, aber jedes Wagnis, also auch offene Feldschlachten vermeidend, das Ansehen Moskaus zu steigern. Während seiner Regierung fiel Nowgorod, in dessen innere Angelegenheiten sich der Großfürst mit vollendeter Meisterschaft einmischte. Eine solche Intervention lieferte ihm die Republik in die Hände, und als die Nowgoroder um Beibehaltung ihrer alten Staatseinrichtungen und Privilegien flehten, antwortete Iwan, er wolle in der ehemaligen Republik genau ebenso herrschen wie in Moskau. Den Eindruck der äußersten Gewaltthätigkeit übt das Wegführen zahlloser angesehener Geschlechter aus Nowgorod, welche in ostrussischen

Städten angesiedelt wurden. Ähnliches geschah bei der Annexion von Wjatka, von Twer und von Rjasan. Rücksichtslos und gewaltsam handelte Iwan III. auch gegen manche seiner Verwandten, deren Gebiete er unter verschiedenen Vorwänden einzog. Es gab mancherlei Verbrechen und Justizmorde. Schon Iwan III. hatte bei den Zeitgenossen den Beinamen des „Schrecklichen“ oder „Strengen“, welchen sein Enkel Iwan IV. freilich in noch höherem Maße verdiente.

Die Verheiratung Iwans III. mit der griechischen Prinzessin Zoë war von Einfluß auf den Habitus des Hofes. Byzantinischer Absolutismus diente zum Vorbilde bei Entwickelung der Hofsitten. Ausländer wie Herberstein nicht bloß, sondern auch russische Zeitgenossen schreiben der Gemahlin Iwans einen starken Einfluß zu. Nicht ohne Erbitterung erwähnte der Fürst Kurbskij in seinen Schriften solcher Veränderungen, welche zum Nachteile der angesehenen russischen Fürsten- und Bojarengeschlechter in dieser Zeit stattfanden. Während der Regierung des Sohnes Iwans III., des Großfürsten Wassilij, sagte ein geächteter Bojar im Gespräch mit dem griechischen Gelehrten Maxim: „Als die Griechen herkamen [1]), da geriet unser Land in Verwirrung, während es bis dahin Ruhe und Frieden gegeben hatte (?). Mit der Ankunft der Prinzessin Sophie begannen allerlei Machinationen, wie dieselben in Konstantinopel üblich gewesen sind. Jedes Land aber, welches seinen eigenen Sitten untreu wird, besteht nicht lange. Unser Großfürst besorgt alle Geschäfte in seiner Stube, wo er sich mit ein paar Ratgebern verbirgt.“ Der letztere Vorwurf bedeutet die Einführung einer Kabinettsregierung, einer Günstlingswirtschaft bei Hofe, im Gegensatze zu dem Ansehen, welches die Bojaren, die Gefolgschaft, die Großen des Reiches angeblich früher genossen hatten. Bei Hofe gab es allerlei Ränke und Verleumdungen, deren Opfer sogar die Großfürstin Sophie selbst eine Zeit lang gewesen ist, so daß sie in Ungnade fiel und der Enkel Iwans III.,

1) Die Verheiratung Iwans mit Zoë oder Sophie Paläolog.

Dimitrij, zum Thronfolger erklärt wurde, worauf dann doch wieder Sophiens Sohn, Wassilij, als Erbe den Thron bestieg. Die Hauptstadt Moskau wurde in dieser Zeit durch Prachtbauten geschmückt; bei Hofe gab es neue Formen des Zeremoniells; das Finanzwesen wurde komplizierter; es gab neue Steuern, deren Bezeichnungen in den Quellen erwähnt werden. Es beginnt eine diplomatische Aktion nach außen im Verkehre mit der Türkei und mit manchen Staaten des Abendlandes. Auch die Gründung eines Archivs für die Geschäftspapiere der internationalen Beziehungen fällt in diese Zeit. Man begann während dieser Regierung in mancherlei Stücken von dem Abendlande zu lernen.

In derselben Richtung bewegte sich die Regierung des Sohnes Iwans III. und der griechischen Prinzessin Zoë, des Großfürsten Wassilij. Es haben sich über ihn, zum Teile weil Rußland in dieser Zeit erst dem Abendland erschlossen wurde, mehr persönliche Nachrichten, anekdotische Züge, charakteristische Äußerungen von Zeitgenossen erhalten. Kein Zweifel, daß die despotischen Instinkte unter dieser Regierung stärker auftraten als unter der vorhergegangenen. Die Großen des Reiches klagten darüber, daß der Herrscher durchaus keinen Widerspruch vertrage. Jede auch nur einigermaßen freimütige Äußerung konnte Acht und Verbannung, auch wohl Hinrichtung zur Folge haben. Es wird berichtet, daß Wassilij bei solcher Gelegenheit auf das freie Wort eines Bojaren geantwortet haben soll: „Gehe fort, Sklave; ich brauche dich nicht mehr.“ Weder die Bojaren noch die hohen Geistlichen hatten einigen Einfluß. Ein paar Hofbeamte, wie etwa Schigona Podshogin, genossen das Vertrauen des Großfürsten, welcher sich mit ihnen über die Geschäfte zu beraten pflegte. Die Brüder Wassilijs wurden in vollständiger Abhängigkeit gehalten, von Spionen umgeben; sie durften nicht heiraten, ehe Wassilij selbst einen Sohn hatte, und dieser Sohn war der nachmalige Wüterich Iwan IV., aus der zweiten Ehe Wassilijs mit der Litauerin Helene Glinskij, nachdem der Großfürst sich von seiner ersten Gemahlin, welche kinderlos war, hatte scheiden lassen. Hohe

Geistliche, wie der Metropolit Daniel, ein gesinnungsloser Ränke- schmied, vermieden alles, was den Großfürsten zum Zorn reizen konnte. Den Bojaren wurde jede Freiheit der Aktion verboten. Als Berssenj Beklemischew sich über die despotischen Neuerungen beklagte, wurde er enthauptet; ein Beamter, welcher ebenfalls zu klagen sich erkühnte, wurde geknutet und gräßlich verstümmelt. Hofschranzentum und maßlose Liebedienerei kamen auf. Man pries offenkundig dasjenige, was jedermann innerlich tadeln mußte. Gunst und Verfolgung wechselten von Tage zu Tage. Der äußere Pomp der Hofhaltung steigerte sich. Es war, als gelte es mit allen Mitteln den Cäsarenwahnsinn großzuziehen.

Bei alledem war denn doch unter dieser Regierung eine Art zielbewußten Handelns, ein System wahrzunehmen. Die Annexion anderer russischer Gebiete wurde eifrig betrieben, freilich mit argen Gewaltthaten. Der Fürst von Rjasan, welcher sich bereden ließ, um mit dem Großfürsten zu verhandeln, nach Moskau zu kommen, wurde in Gefangenschaft gehalten, seine Mutter ins Kloster gesperrt, sein Land dem moskowitischen Reiche einverleibt. Die Republik Pskow fiel unter Wassilij, wie Nowgorod unter Iwan III. gefallen war. Die Art, wie eine Deputation von Pskow in der willkürlichsten Weise in Moskau der Freiheit beraubt wurde, übt den Eindruck eines schändlichen Treubruchs. Die Tragik des Unterganges der Republik wird in der Chronik so erschütternd dargestellt, daß man daraus ersehen kann, wie die Sympathieen der Zeitgenossen den Unterdrückten gehörten. Wiederum, wie in Nowgorod, wiederholte sich der Frevel, daß Hunderte von Familien aus Pskow gewaltsam weggeführt wurden. Es erschienen in Pskow wie in Nowgorod moskowitische Finanzbeamte, welche in ähnlicher Weise willkürlich, despotisch und ungerecht hausten, wie in der Zeit des Mongolenjochs die tatarischen Steuerpächter, die Baskaken, in russischen Städten gehaust hatten. Eine allgemeine Demoralisation war die Folge solcher asiatisch-bureaukratischer Mißhandlungen. Herberstein bemerkt, daß in Pskow die menschlicheren und reineren Sitten,

Schlichtheit und Ehrlichkeit allmählich der Roheit und Entsittlichung wichen [1]).

Daneben gab es Symptome einer weitblickenden Politik. Es wurden große Anstrengungen gemacht, Litauen gegenüber die Oberhand zu behalten. Es gab jahrelang fortgesetzte Kriege an der Westgrenze. Die Schlacht bei Orscha (1514) war eine furchtbare Niederlage der Russen, ein Sieg der Polen; aber die Erwerbung von Smolensk hatte die Bedeutung eines dauernden Gewinns [2]). Schon Iwan III. hatte erklärt, daß die ehemaligen russischen Städte, welche im 14. Jahrhundert von Litauen besetzt worden waren: Polozk, Kijew, Witebsk, Smolensk u. s. w., wieder russisch werden müßten; noch energischer wurde dieses Programm während der Verhandlungen Wassilijs mit Polen entwickelt. Man wußte in Moskau, was man wollte. Diese Beziehungen haben auch insofern eine allgemein historische Bedeutung, als dieselben eine Annäherung an den Westen bewirkten. Das feindliche Verhalten zu Polen ist für den Staat eine Art politischer Schule gewesen. An diese Kriege knüpft sich das Erscheinen des österreichischen Diplomaten Herberstein in Rußland. In derselben Zeit gab es diplomatische Beziehungen zwischen Moskau und der Türkei; doch sind dieselben unerheblich und nur etwa dadurch von Interesse, daß sie für eine viel spätere Zeit unmittelbare Konflikte zwischen den beiden Staaten über die Tataren hinweg in Aussicht stellten. Es gab ferner Beziehungen zum Kaiser und zum Papst. In den Verhandlungen mit Österreich kommt die Frage von dem Kaisertitel Rußlands schon damals vorübergehend zur Sprache; das Erscheinen russischer Gesandtschaften im Westen Europas veranlaßte die Herausgabe der ersten Schriften (Giovios und Fabris) über Rußland. Es war,

1) Herberstein, deutsche Ausgabe, Fol. 67^{b}, „daß für der Plescower freundliche und bürgerliche Geberden der Moscoviter böse und verkehrte Gewohnheiten an diesen Ort eingeführt worden".

2) Smolensk war 110 Jahre lang in litauischen Händen gewesen. In der Zeit der Wirren, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, ging es wieder verloren und mußte unter Alexei wieder erobert werden.

wie wir oben gesehen haben [1]), für den ersten Eindruck, welchen Rußland in der Welt übte, nicht günstig, daß die Bekanntschaft mit diesem Reiche zu einer Zeit erfolgte, da byzantinisch-tatarische Anschauungen der moskowitischen Regierung einen überaus unsympathischen Charakter verliehen, und sowohl von Wassilij, noch vielmehr aber von dessen Sohne, Iwan IV., soviel Nachteiliges und Tadelnswertes bekannt werden mußte. Mit hohen Geistlichen und Bojaren ging man in jenen Zeiten um, wie man in Persien oder in der Türkei, in Marokko oder Siam mit den Großen des Reiches umzuspringen pflegte. Die Willkür der jeweiligen Machthaber trat alles Recht und alle Gesetzlichkeit mit Füßen. Der Despotismus erging sich in Äußerungen des Wahnsinns; er wurde pathologisch.

So die Regierung Iwans IV., des „Schrecklichen", „Grausamen". Man weiß genug von diesem Herrscher, um eine vollständige Charakteristik desselben entwerfen zu können; indessen giebt es dabei Schwierigkeiten und Hemmnisse. Zunächst hat die frühere, häufig unter dem Druck der Zensur arbeitende Geschichtschreibung, offiziös bemäntelnd und beschönigend, über diesen peinlichen Stoff nicht frei genug reden dürfen; ferner giebt es in der Eigenart des ungewöhnlich begabten Herrschers so widersprechende Züge, daß frühere Historiker, wie etwa Schtscherbatow und Karamsin, nur mehr auf solche Inkonsequenzen und Gegensätze hinzuweisen vermochten, ohne die Summe ziehen zu können; endlich aber ist der pathologische Zug in Iwan IV., seine Gemüts- und Geisteskrankheit, nicht gewürdigt worden, während hier, wie uns scheinen will, der Schlüssel zu den unerhörten Freveln des Despoten zu suchen ist. Ein durch Ausschweifungen aller Art zerrüttetes Nervensystem mußte bei dem Fehlen jeder Schranke, bei dem absoluten Mangel an Institutionen, welche der momentanen Laune einen Zügel anlegen konnten, zu perversen Instinkten und zu Exzessen, zu krankhaftem Blutdurst, zu Tobsucht und Vernichtungswut führen. Alles was eine verfehlte Jugenderziehung,

1) S. oben das „Erste Buch", Abschnitt „Urteile und Eindrücke".

was unselige Verhältnisse, eine schlechte Umgebung, eine tatarisch-byzantinische Hofluft an einem werdenden Menschen verderben können, ist bei dem Heranwachsen Iwans IV. geschehen; was noch zur vollendeten Korruption übrigblieb, wurde endgültig durch die Machtstellung des Zaren zum Entgleisen gebracht. Es gab keinerlei Hemmung; die bestialischen Triebe hatten den allerfreiesten Spielraum; der sklavische Sinn der Umgebung Iwans, die Schlechtigkeit der ihn in allen Verbrechen unterstützenden Henker und Räuber, welche ihre Rechnung dabei fanden, so aberwitzig mit ihm zu hausen, wie das geschah, waren das Ergebnis der Entwickelung, welche wir zu schildern versuchten. Der Prozeß der Tatarisierung Rußlands erreicht seinen Höhepunkt in dieser Regierung, welche ein halbes Jahrhundert (1533—1584) währte. Daß niemand an die Interessen des Volkes dachte, daß es keine Spur von Pflichtgefühl der Gesamtheit gegenüber gab, daß man willen- und kraftlos, durchaus passiv und sklavisch so lange Zeit hindurch die Schandthaten einer Regierung ertrug, welche nicht einmal den äußeren Erfolg für sich hatte, sondern in der späteren Zeit, während der Schreckensperiode, im Grunde nur eine lange Reihe von Demütigungen und Niederlagen erlebte, ist charakteristisch für die leidigen Zustände in Rußland im 16. Jahrhundert.

Vergegenwärtigen wir uns die Umstände, unter denen Iwan IV. aufwuchs. Er verlor seinen Vater als er drei, seine Mutter, als er acht Jahre zählte. Der despotische Wille eines einzelnen war in dieser Zeit im Grunde die einzige politische Institution. Als nun der Großfürst Wassilij starb, gab es eine Lücke, welche weder die Gemahlin desselben noch die Bojaren auszufüllen vermochten. Endlose Hofintriguen, Palastrevolutionen spielten sich im Zentrum des Reiches ab. Einem gänzlichen Mangel an festen staatsrechtlichen Bestimmungen für den Fall einer Regentschaft, der Minderjährigkeit des Fürsten entsprach das Fehlen an Persönlichkeiten, welche irgendwie als Vertreter einer Staatsidee hätten wirken können. Der asiatische Typus des Staatswesens war nicht geeignet

gewesen, Patrioten zu erziehen, den Gemeinsinn zu entwickeln. Soweit die allerdings fragmentarischen, unzureichenden Nachrichten der Chroniken reichen, haben wir den Eindruck einer völligen Demoralisation der höheren Klassen der Gesellschaft. Niemand denkt an die Wahrung der Staatsinteressen. Persönlicher Vorteil, augenblicklicher Gewinn scheinen ausschließlich die Handlungen der jeweiligen Machthaber zu bestimmen, welche mit echt asiatischer Tücke einander befehden, während äußere Feinde, die Tataren im Süden, die Polen im Westen, das Land bedrohen. Wirkliche oder angebliche Verschwörungen gaben Anlaß zu Verfolgung und Gewaltthat, zu Verhaftungen und Hinrichtungen. Es herrschte Jahre hindurch eine heillose Verwirrung im Reiche. Der Oheim der Mutter des jungen Zaren, Michael Glinskij, europäisch gebildet, ein Ausländer, der einzige vielleicht, welcher die Zügel der Herrschaft zum Wohle des Staates hätte führen können, starb auf rätselhafte Weise im Kerker, wie es scheint ein Opfer der Umgebung der Quasiregentin, welcher er ihren leichtfertigen Lebenswandel vorgeworfen hatte [1]). Manche Ehrgeizige, Habsüchtige, welche Einfluß zu erlangen, Schätze zu erwerben gehofft hatten, mußten ihrer Ränke wegen verfolgt, bestraft werden. Die Schwäger Helenens wurden, vielleicht zum Teil auf ungegründeten Verdacht hin, als politische Verbrecher behandelt und endeten gewaltsam im Kerker. Ihre Anhänger wurden in sehr großer Anzahl gefoltert und hingerichtet. Bald darauf starb auch Helene selbst, wie Herberstein gehört haben will, vergiftet. Wenige Tage später wurde ihr Günstling, der Bojar Obolenskij verhaftet; er starb den Hungertod im Kerker; seine Schwester, die Amme des kleinen Großfürsten, wurde ins Kloster gesperrt. Der Knabe war Zeuge solcher Gewaltscenen. Es folgte eine Periode der Bojarenherrschaft, wo einzelne Geschlechter einander verfolgen, vernichten.

Unter solchen Eindrücken des Terrorismus, der Anarchie im Zentrum wuchs Iwan auf. Personen, welche ihm nahestanden,

1) So erzählt Herberstein.

sah er gewaltsam in den Kerker fortführen, um bald darauf die Nachricht von ihrem gewaltsamen Tode zu vernehmen. Schon früh zeigte sich eine eigentümliche Mischung von Strebsamkeit, geistigen Interessen und bestialischen Instinkten in dem jungen Herrscher. Dem Charakter der Erziehung jener Zeit entsprechend erhielt er eine ausschließlich theologische Bildung; an seiner hohen Begabung ist nicht zu zweifeln; er las vorwiegend geistliche, auch wohl historische Schriften und hat später in seiner polemischen Korrespondenz mit dem Fürsten Kurbskij oder in seinen Disputationen mit Protestanten und Katholiken, mit Rokita, Possevin u. a. und bei sonstigen Gelegenheiten glänzende Proben seiner Belesenheit, eines guten Gedächtnisses, einer ungewöhnlichen Schlagfertigkeit und Rednergabe abgelegt. Eine eigentümliche Neigung zum Wortstreite, zur Dialektik und Polemik bildete sich bei ihm aus. Er war durchdrungen von der Idee einer schrankenlosen Machtstellung, von einer tiefen Verachtung der Menschen. Voll Erbitterung und Haß schilderte er später in seinem Schreiben an den Fürsten Kurbskij die Eindrücke, denen er in seiner Jugend ausgesetzt gewesen sei; er schleudert die schwersten Anklagen gegen die Bojaren, welche ihn in aller Hinsicht verwahrlost, welche alles Hab und Gut des Hofes an sich gerissen, kostbare Gegenstände aus dem Nachlasse des Großfürsten Wassilij geraubt und ungescheut allerlei Frevel begangen haben sollten [1]. Dagegen erwähnt der Zar nicht jener schon früh in ihm aufkeimenden Neigungen zu Blutthaten. Man nahm wahr, daß er gern Tiere totquälte und sie u. a. dadurch umbrachte, daß er sie aus großer Höhe zur Erde fallen ließ; er begann alsbald Menschen zu mißhandeln und sie zu schlagen, ohne daß man ihm wehrte; auf wilden Rossen mit seinen Gefährten durch die Straßen jagend, achtete er es nicht, daß Menschen dabei zu Schaden kamen und überrannt wurden. Die Schmeichler lobten eine solche Unternehmungslust und meinten, man müsse dem

1) S. die Edition der Schriften Kurbskijs von Ustrjalow, St. Petersburg 1842, S. 182—183.

jungen Herrscher solche Freuden gönnen. Es lastet eine schwere Verantwortung auf den Personen der Umgebung Iwans. Anderswo hätten so perverse Neigungen nicht so viel Spielraum zur Entfaltung gefunden. Als er dreizehn Jahre zählte, ward der Bojar Schuiskij auf seinen Befehl von Hundejungen getötet. Es ist klar, daß Schuiskijs Feinde den jungen Fürsten als Werkzeug zur Beseitigung des Unglücklichen benutzten. Auch wohl manche der späteren Verbrechen Iwans wären verständlicher, wenn man die Mitschuldigen kennen lernte, welche hinter den Coulissen thätig waren. Nur in den seltensten Fällen wissen wir, wer den Zaren zu Bluthaten reizte, indem er seinen Argwohn wachrief und ihm Gefahren vorspiegelte. Es gab Aufruhrszenen, welche mit Blutvergießen endeten. Man verstand es, die Reizbarkeit, Nervosität und Leidenschaftlichkeit des jungen Fürsten anzustacheln, bald um ihn zu Unthaten hinzureißen, bald um bei ihm krankhafte Ausbrüche der Reue und Zerknirschung zu veranlassen. Auf eine Zeit der Besserung, idealer Entschließungen und hochsinniger Entwürfe (um das Jahr 1550 ff.) folgten Zeiten der größten Ausschreitungen. Die späteren, von verfeinerter Bosheit und Grausamkeit zeugenden Greuel treten nicht ganz unvermittelt auf. Schon als Iwan siebzehn Jahre zählte, hat er eigenhändig siebzig Abgeordnete der ehemaligen Republik Pskow gefoltert, indem er sie mit glühend heißem Branntwein begoß, ihnen die Bärte versengte, ihnen das Haupthaar mit einem Licht anzündete, sie völlig entkleidet auf die Erde werfen ließ u. s. w. Ein Zufall rettete die Unglücklichen vom Tode. Mitten in der Arbeit, die eines gemeinen Folterknechtes würdig war, erfuhr der Zar, daß eine schwere Glocke vom Turm herabgefallen sei: er eilte auf den Schauplatz des Unfalls, und die Pskower Bittsteller blieben am Leben.

Ein russischer Historiker, Besobrasow [1]), hat zu zeigen versucht, daß die charakteristischen Züge der Gewaltherrschaft

1) S. die Abhandlung „Der byzantinische Zar auf dem Moskauer Throne“ in der Zeitschrift „Russkij Wjestnik“ 1889, Maiheft, S. 305 ff.

Iwans IV. dadurch zu erklären seien, daß er in allen Stücken byzantinische Kaiser zum Vorbilde genommen habe. So erkläre sich die Annahme des Zarentitels, wozu Iwan des Segens des Patriarchen von Konstantinopel zu bedürfen meinte, so das Vorgehen gegen den Adel und gegen die Geistlichkeit u. s. w. Uns will scheinen, daß asiatische Rechtlosigkeit und Grausamkeit die Excesse des geisteskranken Tyrannen besser erklären als theoretische Begründung des Absolutismus, welcher in milderer Form auch vor Iwan bestanden hatte. Daß gegen alle Stände so gewütet werden konnte, wie das in den schlimmsten Jahren des Terrorismus geschah, zeugt von einem völligen Mangel irgendeines Systems; daß Iwan so leicht eine so große Anzahl von Henkern fand, welche mit ihm gemeinsame Sache machten, beweist, daß wir es nicht bloß mit dem pathologischen Zustande eines gekrönten Tollhäuslers, mit dem individuellen Blutdurst eines Aberwitzigen, sondern mit einer Kollektivschuld der Elemente, welche ihn umgaben, zu thun haben. Daß Tausende von Unschuldigen aller Volksklassen totgequält werden konnten, ohne daß irgendeine Opposition, irgendeine Klage sich erhob, zeugt davon, daß in Rußland Zustände herrschten, wie sie in Asien nicht schlimmer gedacht werden können. Selbstsucht, Blutdurst, Geldgier, Menschenverachtung, Negation aller Grundlagen der Moral und Religion, Größenwahn und Verfolgungswahn spielen dabei eine Rolle, ohne daß politische Institutionen irgendwelcher Art, ein Rechtsbewußtsein oder das Gefühl von Menschenwürde irgendwelche Schranke gegenüber solchen Extravaganzen hätten darbieten können. Iwans Vorbilder sind im Orient zu suchen; seine Frevel sind das Ergebnis des Mongolenjochs, eine Form der Fortsetzung desselben.

Auch Peter der Große ist nicht frei gewesen von einem Hange zur Grausamkeit; auch er handelte gewaltsam, rücksichtslos, gelegentlich die Interessen des Volkes in brutalster Weise schädigend. Aber er war und blieb in gewissem Sinne Patriot, erfüllt von dem Gefühl der Pflicht seinem Lande gegenüber. Ganz anders Iwan, welcher nur auf seine persönliche

Sicherheit bedacht war und in Augenblicken wirklicher oder eingebildeter Gefahr daran dachte, sein wertloses, schmachvolles Leben durch die Flucht nach England zu retten. Peter arbeitet unablässig; seine phänomenale Leistungsfähigkeit, sein Schaffensdrang ließen ihn nicht in den Lastern versinken, denen er in ähnlicher Weise fröhnte wie Iwan; der letztere ist im Grunde unthätig, ohne alle Neigung zu irgendwelcher Anstrengung, durch und durch schlaff und krank, nur vorübergehend sich aufraffend, um unerhörte Frevel zu begehen und sodann dieselben durch Gebete, teuer bezahlte Gottesdienste und Kasteiungen zu sühnen. Mordlust und Religionskrankheit wechseln bei Iwan ab; er übt nicht den Eindruck eines Staatsmannes. Wenn etwa mancherlei Nützliches während seiner Regierung geschah, wie jene Kirchenversammlung von 1551, welche den „Stoglaw" zusammenstellte, oder die Redaktion eines Gesetzbuches, oder die Eroberung Kasans oder die Ausnutzung des Erscheinens der Engländer in Rußland, so nehmen wir doch keine staatsmännische, patriotische Initiative Iwans bei solchen Vorgängen wahr. So oft er das Wort ergreift, um in langatmigen Schreiben oder in pathetischen Reden von den Zuständen zu handeln, ist er selbst, sein persönliches Interesse, das ihm widerfahrene Unrecht der Gegenstand seiner Rhetorik. Diese finsteren Züge der äußersten Selbstsucht, des Versinkens in Schmutz und Laster ohne alle höhere Ideen, hat Kostomarow in seiner Monographie über Iwan IV. mit großer Kraft, mit Talent und gründlicher Quellenkenntnis betont. Er schildert die Feigheit des Despoten in Momenten der Gefahr, die Verirrung bei der Überschätzung seiner Macht, die Selbstvergötterung in der Weise Neros, die physische Entartung beim Anblick körperlicher Leiden zahlloser Opfer. Er hebt hervor, wie es bei allen diesen Schandthaten kein System, keinen bewußten Zweck gegeben habe. Man irrt, wenn man annimmt, daß seine Tobsucht sich im wesentlichen gegen den Adel, gegen die Bojaren gerichtet habe; der Überfall der Städte Twer und Torshok, das Blutbad in Nowgorod, die Massentötung von Mönchen in verschiedenen Klöstern, die Ausplünderung der Deutschen in

der Moskauer Vorstadt und andere Vorkommnisse dieser Art zeigen, daß solche Anwandlungen von Roheit und Zerstörungswut eher irgendwelchen Ausbrüchen einer blinden Naturkraft zu vergleichen sind, als daß ein solcher Wahnsinn Methode hätte.

Iwan war 34 Jahre alt, als er (im Jahre 1564) eine Art Staatsstreich in Szene setzte, Moskau verließ und seinen Wohnsitz in den Flecken Alexandrow (im heutigen Gouvernement Wladimir, etwa 160 Kilometer von der Hauptstadt entfernt) verlegte. Der körperliche Organismus des Zaren erschien gründlich herabgekommen; er bot den Anblick eines Greises und litt an Schlaflosigkeit. Er haßte in krankhafter Weise den Staat, welchen er zu regieren berufen war, und erklärte nun plötzlich unter zahllosen, in ungewöhnlichster Form gegen die Bojaren gerichteten Vorwürfen und Verwünschungen, er wolle nichts mehr damit zu thun haben. Es war eine Art Abdankung, ein Akt der Erbitterung und Verachtung. Das Reich sollte sich, so gut es konnte, ohne Zaren behelfen, welcher sich nur ein kleines Gebiet und einige Straßen und Stadtteile in Moskau vorbehielt. Es war ein Zeichen der Ungnade, welche sich die Gesamtheit zugezogen hatte, und welche den Herrscher veranlaßte, sich „außerhalb“ des Staates zu stellen. Die „außerhalb“ Befindlichen hießen auch die Personen, in deren Gesellschaft der Zar bleiben wollte. Diesen Sinn haben die Worte „Opritschnina“ für die Umgebung des Zaren, „Opritschniki“ für die Leibwache, welche sein Leben und seine Interessen zu schützen berufen sein sollte. Man weiß nicht, ob das Statut dieser Garde, welche eine Ausnahmestellung einnahm und einen Staat im Staate darstellte, von Iwan selbst oder von dabei Beteiligten ersonnen war. Die Teilung in eine solche privilegierte Gruppe von Leuten, welche sich bei der Person des Zaren befanden, und in den sonstigen Staat, welchen man als „Semschtschina“ — das Land, das Reich, die Gesamtheit — bezeichnete, ist so hirnverbrannt, zeugt so entschieden von jeglichem Mangel an Pflichtgefühl den Staatsangehörigen gegenüber, daß hier geradezu ein Zerrbild oder das Gegenteil eines politischen Organismus vorliegt.

Es fehlt kein Zug, um diese grundsätzlich feindselige Haltung Iwans dem Lande gegenüber in dieser wunderlichen Institution zum Ausdruck zu bringen. Die „Opritschniki“ sollten Leute sein, welche völlig dem Zaren ergeben waren; es war, als seien alle übrigen grundsätzlich Feinde und Verräter; die „Opritschniki“ genossen die Gnade des Herrschers und wurden mit Wohlthaten und irdischen Gütern überschüttet; alle anderen waren wie in Acht und Bann, rechtlose Opfer der Willkür und Habsucht dieser Räuberbande, an deren Spitze der Landesherr stand. Dieser und seine Garde waren die Jäger; das Volk aller Stände spielte die Rolle des gehetzten Wildes. Die „Opritschniki“ waren meist Leute niederer Herkunft, deren bestialische Instinkte in der Straflosigkeit, mit welcher sie die ärgsten Greuel verüben durften, die reichlichste Nahrung fanden. Bei dem Hasse des Zaren gegen die Großen und Vornehmen galt die bescheidene Herkunft der „Opritschniki“ als ein Verdienst. Sie erschienen dem Volke als „Ausgeburt der Hölle“, indem sie möglichst viel Unheil anzurichten und Unschuldige durch falsche Denunziationen ins Verderben zu bringen suchten. Ungeheure Summen und Wertobjekte wurden konfisziert, um die „Opritschniki“ zu bereichern. Tausende von Familien wurden einfach ausgeplündert, zur Winterszeit ins Elend gesandt, um in Hunger und Kälte zu verkommen; es trat eine Verschiebung der Agrarverhältnisse ein, welche hier und da Bettelarmut erzeugte. Die Hauptpflicht der „Opritschniki“ bestand darin, den Zaren auf die ihm drohenden Gefahren aufmerksam zu machen, seine Gegner zu ermitteln, über alle ungünstigen Äußerungen inbetreff Iwans, von denen sie Kunde erhielten, zu berichten. Die Leibwächter mußten jede Gemeinschaft mit den übrigen Staatsangehörigen, mit der „Semschtschina“ meiden, sie durften nicht mit ihnen essen oder trinken; nur feindlich mußten sie sich gegen alle und alles verhalten, die Schuldigen strafen, töten und ihre Häuser plündern. Man kann sich kaum diese Züge einer so tiefstehenden Staatsmoral, einer so gänzlichen Verderbtheit vorstellen, wie diese Institution der „Opritschnina“, deren Glieder auch äußerlich schon als Henker- und Räuber-

bande auftraten. Alle waren beritten und bewaffnet; an ihren Sätteln hingen Hundsköpfe und Besen. Die geringste Kränkung, welche man einem „Opritschnik“ zufügte, galt als todeswürdiges Verbrechen; Verfolgung, Vernichtung, die ausgesuchtesten Qualen totgefolterter Unschuldiger waren an der Tagesordnung. Das System der Spionage und Angeberei war beispiellos ausgebildet, ein geeignetes Mittel der endgültigen Demoralisation, sowohl der Wüteriche als auch deren Schlachtopfer. Nicht umsonst bemerkt ein Ausländer: wenn der Teufel etwas erfinden wollte, um den Charakter der Menschen zu verderben, so konnte er nichts Besseres ersinnen als die Opritschnina.

Dabei fehlte es nicht an allerlei Mummenschanz und Quasihumor. Iwan und seine 300 Leibwächter waren gelegentlich als Mönche verkleidet; über den reich vergoldeten Gewändern trugen sie schwarze Kleider; Iwan selbst spielte die Rolle des Abtes dieses Klosters. Man ahmte den Gottesdienst nach, betete stundenlang in der Kirche, anscheinend so inbrünstig, mit Kniefällen und Verbeugungen, daß bei dem verrückten Herrscher von dem vielen Berühren des Fußbodens mit der Stirne an derselben Beulen sichtbar wurden. Oft geschah es, daß die blutigsten Befehle während des Gottesdienstes erteilt wurden; in den Gebetpausen stürzten die Quasimönche, welche große Messer unter ihren Kutten verborgen hielten, hinaus, um eine Anzahl Opfer abzuschlachten. Daneben gab es Ausschweifungen der gemeinsten Art, Frauenraub, Unfug in den mannigfaltigsten Formen. Zahllose Frauen sollen, um dem Schlimmsten zu entgehen, durch Selbstmord geendet haben. Viele Männer, an deren Frauen diese Bande Gefallen fand, wurden getötet. Mag man immerhin als mildernden Umstand die Geisteszerrüttung Iwans annehmen, wovon indessen wunderlicherweise in der Geschichtslitteratur nie ernstlich die Rede gewesen ist, so bleibt es doch charakteristisch für die allgemeinen Verhältnisse des Landes, daß Hunderte von Menschen Jahre hindurch solchen Unfug ausüben und Millionen von Menschen denselben dulden konnten, ohne daß irgendjemand auf Abhilfe zu sinnen wagte.

Verfolgungswahn und Verlogenheit, Ränkesucht und Blutdurst thaten sich zusammen, um den Staat der besten Männer zu berauben, um in dem Erfinden angeblicher Verbrechen und grausamer Strafen das Außerordentliche zu leisten. Man braucht nicht die allerschlimmsten Schilderungen in den Schriften Oderborns, Petrejus', Taubes und Kruses in allen Einzelheiten für bare Münze zu nehmen; auch russische Quellen liefern zahllose Beispiele der ärgsten Frevel. Es wurden angebliche Briefe des Königs von Polen an verschiedene Bojaren und deren Antworten gefälscht, um eine Anzahl von Personen verfolgen und hinrichten zu können. Hohe und Niedere, Weltliche und Geistliche, Verwandte und Fernerstehende wurden geopfert. In sehr zahlreichen Fällen spielt der Zar selbst eine Henkerrolle. Man berichtet, daß er bei dem Schmerzgeheul der Gefolterten seiner Bewunderung „des schönen Gesanges“ Ausdruck gegeben habe. Als ein Mönch auf ein Pulverfaß gebunden und in die Luft gesprengt wurde, scherzte er, Mönche als Engel müßten gen Himmel fliegen. Als ein Feldherr Worotynskij, welcher noch dazu (im Jahre 1572) im Kampfe gegen die Tataren einen Sieg an der Lopaßnja erfochten hatte, lebendig gebraten wurde, soll Iwan selbst mit seinem blutigen Stabe die glühenden Kohlen herangeschoben haben. Seinen Schwager Michail Temgrjukowitsch, welcher übrigens selbst eine Henkerrolle gespielt hatte, ließ er spießen; der Erzbischof von Nowgorod, Leonid, soll in Tierhäute eingenäht und dann von Hunden zerrissen worden sein; ein Mann, Namens Funikow, wurde dadurch getötet, daß man ihn abwechselnd mit siedendem und eiskaltem Wasser begoß; eine der sechs oder sieben Gemahlinnen Iwans wurde umgebracht, indem man sie am Tage nach der Hochzeit in einen mit wilden Pferden bespannten Karren setzte und dann die Tiere in einen Teich trieb, wo die Unglückliche ertrank. Der Engländer Horsey bemerkt, dieser Teich habe so viele Opfer verschlungen, daß die Fische sich vornehmlich von Menschenfleisch nährten. In der Umgebung Iwans befand sich ein ausländischer Arzt, Bomelius, welcher als Giftmischer dem Zaren diente; er wurde selbst unter

ausgesuchtesten Qualen, deren Schilderung uns erspart bleiben möge, hingerichtet. Es gehörte zu den verhältnismäßig harmlosen Scherzen des Despoten, wenn er eine Anzahl Bären unter das in dichten Scharen versammelte Volk hetzen ließ. Von eigenhändigen Mordthaten Iwans sind mehrere Fälle gut bezeugt. Den Fürsten Schachowskoi erschlug er mit einer Keule; seinen Hofnarren Gwosdew verwundete er tödlich mit einem Messer; einen Stallmeister Tscheljadnin ließ er in zarischer Kleidung auf den Thron setzen, bückte sich, als wollte er ihn grüßen und stieß ihm sodann den Dolch in die Brust; einen Zechgenossen tötete er, weil dieser nicht mehr trinken wollte; seinen Sohn erschlug der Zar, wie es scheint, in einem Anfall von Zorn. Bei anderen Gelegenheiten ist sein Gebahren dasjenige eines Verrückten. Es ist die grinsende Fratze eines komödiantenhaft angelegten Tobsüchtigen, wenn er z. B. in Nowgorod, gleich nachdem er sich zu Tische gesetzt hatte, durch lautes Geheul das zuvor verabredete Zeichen gab, daß nun das Blutbad in der Stadt beginnen solle. Als ein ihm vom Schah von Persien geschenkter Elefant nicht vor ihm knieen wollte, ließ er das Tier in Stücke hauen; als einst eine polnische Gesandtschaft vor ihm erschien, nahm er einem der Glieder der Gesandtschaft die Mütze ab, setzte sie einem Hofnarren auf und befahl ihm polnisch zu grüßen, dann ließ er sogleich die draußen stehenden, ihm von der polnischen Gesandtschaft zum Geschenk dargebrachten herrlichen Pferde töten. Als er von dem durch Raub, Mord und Brand gekennzeichneten Zuge nach Nowgorod heimkehrte, sah man ihn auf einem Pferde sitzen, an dessen Halse ein abgeschnittener Hundekopf baumelte; neben ihm ritt ein Hofnarr auf einem Ochsen. Höflinge, welche besser Schach spielten als der Zar, wurden grausam bestraft. Zwei Jahre lang (1574—1576) galt ein Tatar, Simeon Bekbulatowitsch, als Zar. Iwan richtete wohl Schreiben an ihn, in denen er sich und seine Söhne mit dem verkleinernden Namen „Iwanez“, „Feodorez“ u. dergl. m. bezeichnete. Das Possenspiel endete durch Verbannung des Quasizaren nach Twer ebenso unvermittelt, wie es begonnen hatte. Von den

in Nowgorod verübten Greueln ist an anderen Stellen dieses Buches die Rede gewesen. Die nach Zehntausenden zählenden Mordthaten in Torshok, Twer und Nowgorod hatten nicht einmal so schwere allgemeine Folgen wie die Vernichtung des Volkswohlstandes durch Raub und Brand, durch systematische und doch völlig zwecklose Plünderung. Die statistischen Angaben über die Produktion und die Handelsumsätze in Rußland in dem Buche Fletchers, welcher unmittelbar nach der Schreckensperiode nach Rußland kam, zeigen, welche furchtbare Wunden der unsinnige Despot dem Volkshaushalte geschlagen hatte. Beredter als die drastischen Schilderungen der Folterqualen und Hinrichtungen zeigt die Enquête des englischen Handelsagenten, so weit überhaupt statistische Erhebungen damals möglich waren, was es für Rußland bedeutet hatte, so lange Zeit hindurch so aberwitzig regiert zu werden. Es stellte sich als „eine Folge der Tyrannei" eine Abnahme der Ausfuhr an Wachs, Honig, Talg heraus; es gab eine Menge von ihren Bewohnern verlassener Dörfer; der Steuerdruck hatte das Volksvermögen geschädigt; die allgemeine Rechtlosigkeit nötigte die Besitzenden, ihre Habe zu verbergen, ihr Geld zu vergraben; die mutwillige, verbrecherische Vernichtung großer Getreidevorräte im Nowgorodschen Gebiete erregte Hungersnot und Seuchen u. s. w.

Und alles dieses zu einer Zeit, da die Engländer schon den Seeweg nach Rußland entdeckt und dadurch den Osten dem Abendlande näher gebracht hatten, da man in Rom die größten Anstrengungen machte, eine katholische Propaganda in Rußland in Scene zu setzen, da der polnische König Stephan Bathory einen Sieg nach dem anderen über die Russen erfocht und die Tataren der Krim bis in das Herz des Landes vordrangen. Gerade damals hätte Rußland eines Staatsmannes, eines Charakters bedurft, während Iwan weder politische Einsicht noch Mut besaß. Er selbst hat die Schlechtigkeit als den Grundzug seines Wesens erkannt, indem er wohl selbst sagte: „Ich weiß, daß ich ein Bösewicht bin." Selbst der schönfärberische Karamsin hat hervorgehoben, daß in der Seele dieses Herrschers „kein Schatten von Mannesmut" zu finden gewesen wäre. Der

Zeitgenosse Stephan Bathory schrieb wohl an Iwan: „Du bist deinem Volke kein Herrscher, sondern nur ein Henker; nicht wie Menschen, sondern wie Tiere behandelst du deine Unterthanen."

Der Zusammenhang zwischen der Regierung Iwans IV. und dem Asiatentum springt in die Augen. Das akute Siechtum der Schreckensperiode dieses Zaren ist eine Folge des chronischen Siechtums des Mongolenjochs. Mit Recht bemerkt Kostomarow, Rußland sei durch das eine wie durch das andere dauernd demoralisiert worden und die Regierung Iwans IV. habe auf den Volkscharakter einen ähnlich nachteiligen Einfluß geübt, wie die Unterjochung Rußlands durch Batu im 13. Jahrhundert. Iwan ist die Konsequenz der Tatarisierung Rußlands, eine Art Zusammenfassung der Ergebnisse einer jahrhundertelangen Abhängigkeit vom Orient. Die Entwickelung der Staatseinheit durch das Emporkommen Moskaus unter der Ägide der Tataren, eine gewisse Machtstellung infolge der gesteigerten Zentralisation, des erstarkten monarchischen Prinzips waren teuer erkauft.

3. Orientalischer Charakter des Staats.

Nicht alle sind geneigt, einen so starken Einfluß der Tataren auf Rußland zuzugeben. Der größte russische Historiker nach Karamsin, Ssolowjew, ist der Ansicht, daß das Mongolenjoch schon darum keine tiefen Spuren im russischen Staats- und Volksleben habe hinterlassen können, weil das Land in dieser Zeit im Grunde sich selbst überlassen geblieben sei und eine eigentliche Einmischung der Tataren in die inneren Angelegenheiten nicht stattgehabt habe [1]). Aus unseren Ausführungen geht das Gegenteil hervor. Mag immerhin wunderlicherweise das geistliche, kirchliche Wesen von dem Einflusse der Asiaten unberührt geblieben sein, so erscheinen die Russen dieser Jahrhunderte in vielen Stücken als die gelehrigen Schüler der

1) S. die Vorrede Ssolowjews zum ersten Bande seiner Geschichte Rußlands, S. IX.

Tataren, von denen sie abhingen. Schon daß das Joch die Beziehungen lockerte oder verhinderte, welche Rußland ohne dasselbe zu anderen, höherkultivierten Völkern hätte haben können, ist von schwerwiegender Bedeutung; mag man immerhin behaupten, daß die Tataren, insofern sie das religiöse Leben der Russen unangetastet ließen, für den allgemein herrschenden Mangel an Bildung in Rußland nicht verantwortlich gemacht werden könnten [1]), so wird man doch zugeben müssen, daß von asiatischer Seite keinerlei Förderung auf dem Gebiete der geistigen Entwickelung stattfand, und daß ein Stillstand Rückschritt bedeutete, weil die Wirkung anderer Bildungsquellen durch die Knechtung Rußlands gehemmt war. Ob etwa bei der Verrohung der Sitten, bei der Entwickelung einer grausamen Kriminaljustiz ein bedeutender Anteil des Einflusses nicht etwa byzantinischen Ursprungs sei, mag dahingestellt bleiben. In der Art der Kriegführung, in der Behandlung Kriegsgefangener, in dem Geschäft der Verwüstung waren die Russen sicherlich die Schüler der Tataren. Ebenso unbestritten bleibt die geknechtete Stellung der Frauen, insbesondere derjenigen der höheren Klassen und des Hofes, eine unmittelbare Folge tatarischen Einflusses. Die Korruption der Bureaukratie, das Denunziantentum und die Spionage, die Mängel der Rechtspflege, schamlose Erpressungen, Steuerdruck ohne Rücksicht auf die Bedingungen des Volkswohlstandes — Züge, wie sie zum Teil noch bis auf unsere Tage im russischen Volks- und Staatsleben von Patrioten beklagt werden, sind wesentlich auf das Tatarenjoch zurückzuführen.

Wie hätte das auch anders sein können? Wenn russische Fürsten ein paar Jahrhunderte hindurch als Vasallen der Chane zu dem Hofe der letzteren zu pilgern pflegten [2]) und in dieser Zeit keine Beziehungen zu andern Höfen unterhielten,

1) So Ikonnikows Ansicht in seinem „Byzanz", S. 506.

2) S. die Statistik solcher Reisen zusammengestellt bei Hammer-Purgstall, Goldene Horde, S. 531 ff., wo 130 solcher Fälle aufgezählt werden.

wenn von dem Maße der Auszeichnung der Moskauer Machthaber in der „Horde“ ihr Wohl und Wehe abhing, sie sich am asiatischen Hoflager nach allen dort herrschenden Sitten und Gebräuchen richten mußten, ohne das an europäischen Höfen herrschende Zeremoniell kennen zu lernen, so konnte es nicht fehlen, daß in Kleidung und sonstigem Habitus, in Moral und Geschmack, in Behandlung der Untergebenen und in Verwechselung des Staatswohls mit dem Vorteil des Machthabers Moskau ein Abklatsch des tatarischen Gemeinwesens werden mußte. Ließ man es sich gefallen, daß asiatische Steuerpächter, Aufpasser aller Art, Militärs und diplomatische Agenten ständig in ganz Rußland weilten, Personen, welche ein gewisses Ansehen genossen, den Ton angaben, sehr viel Schaden anrichten konnten, gefürchtet waren, so mußten solche Leute, zumal zivilisatorische Einflüsse entgegengesetzter Art fehlten, häufig als Vorbilder dienen. Justiz, Heerwesen, Finanzen, Verkehrsanstalten sind in Rußland wesentlich nach tatarischen Mustern ausgestaltet worden. Vockerodt schrieb im Zeitalter Peters des Großen: „Gleichwie die Russen von denen Tataren der güldenen Horde zuerst disziplinieret und gewissermassen zivilisieret worden, auch von denenselben alle ihre alte Verfassungen im Zivil- und Militärwesen entlehnet haben, also war auch ihr Kriegsetat in den meisten Stücken demjenigen ganz konform, welchen die Türken, die gleichfalls ein tatarisches Volk sind, noch bis auf den heutigen Tag bei sich konservieren“ [1]). Es gab infolge so engen Anschlusses der Russen an die Tataren, infolge des Fehlens einer andern Schule — Byzanz ausgenommen — eine gewisse Kongenialität der beiden Völker. Die Eroberung von Kasan ist wesentlich dadurch möglich geworden, daß der Habitus der Tataren in dem Zartum an der Wolga demjenigen der Moskowiter entsprach [2]). Eine außerordentlich beträchtliche Anzahl russischer Wörter, insbesondere solcher Ausdrücke, welche sich auf das Heer- und Verwaltungs-

1) Herrmann, Zeitgenössische Berichte, I, S. 36.
2) Ikonnikow, Byzanz, S. 202.

wesen beziehen, ist tatarischen Ursprungs, ein sicherer Beweis für eine asiatische Entlehnung des Begriffs, der Sache. Wir haben an solche Erscheinungen, an die große Anzahl aus Asien nach Rußland eingewanderter Familien in dem Abschnitt über die ethnographischen Verhältnisse erinnert [1]) und bemerken hier nur, daß auch manche Städte in Rußland tatarischen Ursprungs sind, also z. B. außer Kasan noch etwa Tula, welches seinen Namen von Taidula, der Gemahlin Usbegs, haben soll, Tjumen — von Tjumen-Chan, Kassimow u. a. [2]). Wörter wie „Karaul" — Wache, Vorposten, „Jessaul" — Kriegskommissar, „Jassak" — Tribut, „Jam" — Eilbote u. a. deuten auf einen starken Kultureinfluß der Tataren. Nicht bloß die Bezeichnungen für Geld „Dengi" oder für Staatsschatz „Kasna" sind asiatischen Ursprungs, sondern auch die Benennungen einiger Münzen wie „Puly" — eine Kupfermünze, „Altyn" u. dgl. m. Die russische Elle „Arschin" ist tatarischen Ursprungs; Sättel, Zäume, Waffen wurden nebst ihren Bezeichnungen asiatischen Gegenständen dieser Art nachgebildet; ebenso Kleidungsstücke („Chalat", „Kaftan", „Kolpak" u. dgl.), Bauten („Ssarai" für Schuppen, „Tscherdak" für Dachraum u. s. w.) und anderes.

Bedeutsamer ist der Einfluß auf die Gesinnung, die Moral. Wenn etwa viele Generationen hintereinander die sklawischen Formen der äußern Unterwürfigkeit gegenüber den Vertretern der tatarischen Macht beobachten, vor den Chanen oder deren Stellvertretern sich demütigen, knieen, fußfällig flehen lernten, so konnte die Vererbung solcher Fähigkeit und Übung in der Demut nicht ohne Beeinträchtigung der Manneswürde stattfinden. Sahen die Russen Jahrhunderte hindurch, wie tatarische Finanzbeamte das Volk auszusaugen, Zahlungsunfähige unbarmherzig zu prügeln pflegten, so konnten sie leicht dazu kommen, dergleichen in aller Ordnung zu finden und

1) S. oben S. 244. S. u. a. das Verzeichnis bei Hammer-Purgstall, Goldene Horde, S. 523 ff.

2) S. Hammer-Purgstall, S. 411.

nachzuahmen. Galt in Asien Leben und Gesundheit der Staatsangehörigen, der Geknechteten nichts, so lag es nahe, dergleichen Grundsätze auch in Rußland, dem Appendix Asiens, in die Praxis umzusetzen.

Ausländer, welche nach Rußland kamen, hatten den Eindruck, daß hier eine vollendete Despotie bestehe. Insbesondere fiel ihnen der völlige Mangel an Standesbewußtsein bei den Großen des Reiches auf. Der Begriff der Standesehre hatte nie in der Weise sich entwickeln können, wie im Abendlande. Am wenigsten waren die Zeiten des Mongolenjochs geeignet gewesen, etwas einer Magna charta Ähnliches in Rußland entstehen zu lassen. Von der stolzen Haltung des Fürsten Kurbskij dem Zaren Iwan IV. gegenüber, als der erstere nach Litauen geflüchtet war, um sich vor der Gewaltthätigkeit des Wüterichs zu retten, und von dort aus den letzteren mit Vorwürfen überschüttete, erfuhren die Ausländer nichts. Aber wir haben den Eindruck, daß dieser Freimut eines Bojaren eine Ausnahme bildet, sowie, daß Kurbskij, im Auslande weilend, unter dem Eindrucke polnischer Institutionen schrieb. Dagegen wirkt der Mangel an Opposition, die orientalisch-fatalistische rein passive Demut und Unterwürfigkeit des Adels dem Zaren gegenüber in hohem Grade peinlich. Für alle Stände und Volksklassen bestand die gleiche Knechtschaft. Es fehlte eine Differenzierung inbetreff der Rechte, der politischen Rolle, selbst des äußern Wesens. Alle waren gleich ungebildet und roh; die weiten, orientalischen Gewänder, asiatisch-schlafrockartig, weibisch, waren allen eigen [1]). Der Adel war in einem raschen Rückgang begriffen; insbesondere hatten die Regierungen Wassilijs und Iwans IV. für eine Reduktion der Zahl der eigentlichen Adelsgeschlechter gesorgt [2]). Dagegen hatte der russische Adel durch massenhafte Einwanderung orientalischer Elemente viel verloren. Eine würdelose Haltung dem

1) S. die Bemerkungen Mièges in Carlisles Relation de trois ambassades, S. 331.

2) Kotoschichin äußert sich darüber ausführlicher um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Kap. II, § 1 ff.

Herrscher gegenüber konnte um so leichter Eingang finden. Knechtisch und unterwürfig pflegten die Großen des Reiches ihren Herrn durch Fußfälle zu begrüßen. Die lakaienhafte Dienstbeflissenheit der Vornehmen fiel dem Freiherrn von Herberstein so sehr auf, daß er sich nicht enthalten konnte, einmal einem greisen Bojaren darüber eine Bemerkung zu machen: „Wir dienen unserm Herrn anders als ihr dem euern", lautete die Antwort des russischen Würdenträgers. Es war das Bewußtsein von einem prinzipiellen Gegensatz zwischen Orient und Occident in diesem Punkte vorhanden. Wenn verständige Russen im 17. Jahrhunderte im Auslande die Position des Adels beobachteten, fiel ihnen der Unterschied zwischen Rußland und dem Westen auf. Kotoschichin bemerkte in seiner Schrift über Rußland unter dem Zaren Alexei Michailowitsch, nachdem er in Polen und in Schweden geweilt hatte: „Unsere Bojaren sind unstudierte Leute und ohne Verstand" [1]), d. h. ohne politische Erfahrung, ohne eigene Ideen, ohne jene Einsicht, welche als Voraussetzung irgendeiner patriotischen Empfindung gelten muß. Früher hatte der russische Adel eine gewisse Freizügigkeit genossen, d. h. das Recht gehabt, den Dienst eines Fürsten zu verlassen und zu einem andern Fürsten zu gehen, also etwa die Abhängigkeit vom Moskauer Fürsten gegen eine solche vom Fürsten von Litauen zu vertauschen. Die Erstarkung der Autokratie in Moskau machte diesem Rechte ein Ende. Wohl blieb man in Moskau geneigt, litauische Große in russische Dienste eintreten zu sehen, aber der Austritt aus russischer Abhängigkeit wurde verboten, als politisches Verbrechen verfolgt. Nach früheren Auffassungen wäre das Emigrantentum Kurbskijs nicht strafbar gewesen; unter Iwan IV. galt es für einen fluchwürdigen Verrat. Eine solche „glebae adscriptio" des Adels mußte seine soziale Position, seine politische Rolle auf ein niedrigeres Niveau herabdrücken. Wie charakterverderbend solche Zustände wirkten, mag man an der tief unmoralischen Haltung des Wassilij Schuiskij erkennen, welcher log und wieder

1) Kap. II, § 5.

log, Entgegengesetztes beteuerte, um den jeweiligen Herren, dem Zaren Boris und dem Demetrius, zu dienen, und schließlich den letzteren zu verraten und seine Ermordung zu veranlassen. Es liegt hier der vollendete Typus asiatischer Tücke, Kriecherei und Bosheit vor, Charakterzüge, welche jede Möglichkeit eines Schattens von Selbstachtung ausschließen.

Körperliche Mißhandlung und Züchtigung der Bojaren waren an der Tagesordnung. Allen Ausländern erschien es ganz ungeheuerlich, daß Minister und Gesandte, Bojaren und Räte geprügelt, geknutet, gepeitscht wurden, ohne auch nur irgend dadurch in ihrer Ehre beeinträchtigt, in ihrer sozialen Stellung kompromittiert zu erscheinen. Dieses echt asiatischen Zuges erwähnen mehrere Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Würdenträger wurde z. B. in der Zeit der Regierung Iwans IV. wegen unzweckmäßiger Anordnungen bei der Belagerung von Smilten im Stalle ausgepeitscht. Eine kurländische Chronik meint, daß anderswo dergleichen Haß erzeugt hätte; in Rußland ertrug man solche Beschimpfungen mit Gleichmut und knechtischer Unterwürfigkeit. Ein russischer Gesandter zu Ende des 16. Jahrhunderts rühmte einem ausländischen Fürsten gegenüber die schrankenlose Ergebenheit der Vornehmen des Reiches dem Zaren gegenüber und erzählte zum Beweise Folgendes: Unter Iwan IV. sei ein Bojar wegen einer ganz geringfügigen Angelegenheit gespießt worden; er habe noch am folgenden Tage am Pfahle gelebt, mit seinem Weibe und seinen Kindern gesprochen und unter den furchtbarsten Schmerzen stets wiederholt: „Gott helfe dem Zaren und gebe ihm Glück und Segen!“ Sowohl die Thatsache selbst, als das Urteil der Russen über dieselbe, das ahnungslose Renommieren mit derselben vonseiten eines Diplomaten, können als Maßstab der Asiatisierung Rußlands gelten [1]).

Man war in Westeuropa um die Zeit, da Rußland geographisch entdeckt wurde und die ersten Beziehungen zwischen

1) Herrmann, III, S. 286. Über die sklavische Gesinnung aller und die Schläge für alle Stände s. Olearius, Ausg. v. 1663. S. 197.

dem Staate Moskau und andern Ländern stattfanden, im Gegensatze zu den ständischen Institutionen des Mittelalters in der Ausgestaltung des monarchischen Prinzips recht weit gediehen. Machiavellis Lehren vom „Fürsten" waren einer Art Protokollaufnahme desjenigen zu vergleichen, was thatsächlich inbetreff einer Steigerung des autokratischen Prinzips geschehen war. Herrscher wie Ludwig XI., Ferdinand von Arragonien, Heinrich VII., waren wohl als die „Magier" bezeichnet worden, welche durch ihre unbeschränkte Macht eine neue Welt hervorgezaubert hatten. Gleichwohl erschienen die Formen, in denen der Absolutismus in Rußland, den Ausländern, welche dorthin kamen, entgegentrat, als ein völlig Fremdes, Abstoßendes. Herberstein erzählt, wie der Großfürst Wassilij gegen den Adel wüte, wie er seinen Brüdern mißtraue, wie alle in schwerer Dienstbarkeit lebten, wie die Moskowiter ohne Besoldung dienen müßten. Ein Bojar Dolmatow, berichtet Herberstein, habe, als er einen Gesandtschaftsposten wegen Mittellosigkeit ausschlug, die schlimmste Behandlung erfahren; er sei verhaftet, seiner Güter beraubt worden und in der Verbannung in Bjelosero gestorben. „Ich weiß nicht eigentlich", schreibt Herberstein, sehr wenig erbaut von allem, was er in Rußland sah, „ob dieses unbarmherzige Volk eines solchen Tyrannen zu einem Fürsten bedarf, oder ob durch des Fürsten Tyrannei das Volk also unmild und grausamlich wird" [1]). Der „Columbus Rußlands" berührt hier den Grundzug der politischen Geschichte des Landes jener Zeiten und ein wichtiges völkerpsychologisches Problem überhaupt. Der Schlüssel zur Lösung dieses Problems liegt in der Frage von der Asiatisierung Rußlands.

Zwei Gruppen von Erscheinungen in der Geschichte Rußlands im 16. und 17. Jahrhundert weisen eine entgegengesetzte Strömung im Sinne einer gewissen Beschränkung der monarchischen Gewalt auf; es sind die unter dem Namen „Ssobory" (Versammlungen) bekannten Quasiparlamente im 16. und

1) Herberstein, deutsche Ausgabe, Blatt 22—23.

17. Jahrhundert und jene Kapitulationen oder Handfesten, von denen insbesondere in der Zeit des Interregnums zu Anfang des 17. Jahrhunderts einige Beispiele vorliegen.

In den anderthalb Jahrhunderten, zwischen 1548 und 1698 sind mehrmals „Landestage“ [1]), d. h. Vertreter verschiedener Stände zur Beratung politischer Angelegenheiten berufen worden. Auf der Tagesordnung erschienen u. a. auch Fragen der auswärtigen Politik. Es gab weder eine Periodicität solcher Versammlungen, noch ein Wahlsystem, noch irgendwelche Formulierung der Rechte und Befugnisse derselben, so daß diese Landestage inbetreff ihrer Zusammensetzung und ihrer Kompetenzen keinerlei Stetigkeit, keine Kontinuität aufweisen, sich wesentlich voneinander unterscheiden, und sich nicht zu einem eigentlichen staatsrechtlichen Institut haben ausgestalten können. Alles war und blieb dem jeweiligen Ermessen der Zentralregierung überlassen; ein Streben nach Ausdehnung der Rechte solcher Versammlungen, nach einer prinzipiellen Stellungnahme zu den Geschäften, nach einer Präcisierung der Kompetenzen ist nicht wahrzunehmen. Wenn daher einige russische Historiker die „Ssobory“ mit dem Parlament in England oder den „états généraux“ in Frankreich verglichen haben, so entspricht das jenem Streben der Slawophilen, die vorpetrinische Zeit in idealem Lichte darzustellen, was mit den Thatsachen nicht übereinstimmt. Andere, objektivere Forscher haben in den „Landestagen“ nur ganz schwache Ansätze von einer Heranziehung der Stände zu einer Teilnahme an den Geschäften erblicken zu können gemeint und hervorgehoben, daß eine eigentliche Mitarbeit an der Gesetzgebung, an der Steuerpolitik u. s. w. nicht stattgefunden habe. Es gab keine Geschäftsordnung; die Versammlungen galten nicht als ein Privilegium der Gesellschaft; jeweilige Bedürfnisse des Staates in Zeiten der Drangsal und Not veranlaßten die Regierung, die Meinung der Gesellschaft zu vernehmen; die Landestage haben die

1) Mit diesem Ausdruck übersetzt Engelmann, Das Staatsrecht des Kaisertums Rußland, S. 9, den russischen „Semskije Ssobory“.

Macht der Zaren entwickeln helfen, statt ein Gegengewicht gegen dieselbe darzustellen. In Zeiten der Wirren waren sie aufgekommen; die Erstarkung der Zentralgewalt nach der Epoche des Interregnums bewirkt die Beseitigung derselben. Das Volk ist nicht irgendwie in der Lage, dauernd in Sachen des Landes mitzureden oder mitzuraten. Der Schwerpunkt der Verwaltung geht, obgleich die letztere immer komplizierter wird, mehr und mehr in die Hände der Beamten über. Ein festes Recht gab es nicht. Alles hing vom wohlwollenden oder auch übelwollenden Ermessen der Beamten der Zentralgewalt ab, welche stets im Namen des Zaren handelten und wobei der von ihnen erwirkte Befehl sie von jeder Verantwortung befreite [1]).

Von einiger Bedeutung als Symptom für die Wichtigkeit der laufenden Geschäfte ist die Berufung der Versammlung von 1613 gewesen, als es galt, einen Zaren zu wählen, oder 1621, als die Frage wegen eines Krieges mit Polen entschieden werden sollte, oder 1642 bei Gelegenheit der Frage, ob man das von den Kosaken eroberte Asow behalten, d. h. es auf einen Konflikt mit der Pforte ankommen lassen sollte oder nicht. Der letztere „Ssobor" gab dann Veranlassung zu den schwersten Klagen über die allgemeine Mißwirtschaft der Beamten, die Willkür und Gewissenlosigkeit der Organe der Regierung. Man vernahm endlich einmal einen schrillen Schmerzensschrei des gemißhandelten Volkes. Im übrigen aber knüpften sich daran keine Diskussionen über gewisse Rechte der Staatsangehörigen der Zentralgewalt gegenüber. Es findet im Gegenteil der Gedanke Ausdruck, daß die Unterthanen in allen Stücken dem Zaren unbedingten Gehorsam schuldig seien und vor jeder Willkür sich beugen müßten. In der Zeit Gustav Adolfs schrieben schwedische Diplomaten aus Rußland: „Alle rühmen sich des Großfürsten Sklaven zu sein; sein Wille ist Gesetz, auch wenn er einem befiehlt, Vater und Mutter zu töten. Knechtschaft ist in Moskau keine Schande, sondern eine Ehre" u. s. w. [2]).

1) S. Engelmann a. a. O., S. 10.

2) Geijer, Schwedische Geschichte, III, S. 96. Über die Ssobory

Ganz vereinzelt und doch wohl unter dem Einflusse westeuropäischer Doktrinen, welche gelegentlich in Rußland Eingang fanden, begegnen uns Ideen der Beschränkung der monarchischen Gewalt oder der Notwendigkeit einer Formulierung ständischer Rechte. Das Verbot des Reisens ins Ausland hatte seinen guten Grund. Im Westen sah man ganz andere Dinge als in Osteuropa. Es gab schon im 17. Jahrhundert Fälle, da einzelne Russen die Institutionen anderer Länder priesen. Unter Peter I. stellte einst ein Seeoffizier die Behauptung auf, der Zar habe kein Recht, ohne einen Moskauer „Landestag" Gesetze zu erlassen. Er hatte die Keckheit, an den Zaren in diesem Sinne ein Schreiben zu richten, wurde verhaftet, vor Gericht gestellt, entkam aber durch die Flucht [1]). Solche Ansichten galten als Anomalie, gleichsam als Symptome von Geistesstörung. Sie hatten in Rußland keinen Raum.

Der Gedanke einer Beschränkung der monarchischen Gewalt zugunsten der Bojaren tauchte zuerst zu Ende des 16. Jahrhunderts auf. Es gab eine Reihe von Versuchen dieser Art bis in die erste Zeit der Regierung des Zaren Michail aus dem Hause Romanow. Leider reicht das Quellenmaterial für die Geschichte dieser Episoden nicht aus, um die Frage zu entscheiden, inwieweit hierbei ausländische, insbesondere polnische Einflüsse maßgebend gewesen seien. Doch liegt die Vermutung nahe, daß solche Zustände den Vorbildern der Nachbarländer entstammten, ohne daß eine solche Entlehnung in jedem einzelnen Falle nachgewiesen werden könnte. Erinnert man sich der gegen die Bojaren verübten Greuelthaten Iwans IV., vergegenwärtigt man sich, daß der einzige eigentliche Opponent des Tyrannen, der Fürst Kurbskij, nach Litauen flüchtete, wo sich eine neue Welt vor ihm aufthat und von wo aus er

schrieben u. a. Akssakow, Bjeljajew, Ssergejewitsch u. a. Das Hauptwerk erschien 1885 von Latkin in St. Petersburg. Die Frage von der Bedeutung der Ssobory gehört zu den wichtigsten Kontroversen der russischen Rechtsgeschichte.

1) S. die Depesche des Konsuls de-la-Vie an den Abbé Dubois in dem „Sbornik" der Histor. Gesellschaft, XL, S. 83—84.

den Zaren mit den allerstärksten Vorwürfen überhäufte, so liegt die Annahme nahe, daß den Bojaren, welche nach Erlöschen der Dynastie Rurik ihre Stellung zu verbessern hofften, polnisch-staatsrechtliche Muster vorschweben mochten.

Als 1598 der letzte Vertreter des Hauses Rurik, der Sohn Iwans IV., Feodor, gestorben war, tauchte der Gedanke auf, den Schwerpunkt der Regierung in den Bojarenrat zu verlegen. Der Siegelbewahrer Schtschelkalow suchte das Volk, welches in hellen Haufen den Kreml umstand, zu bereden, dem Bojarenrat den Eid zu leisten. Aber das Volk schrie, es wolle von Fürsten und Bojaren nichts wissen, es erkenne nur die Witwe des Zaren, die Schwester des Bojaren Boris Godunow, Irina, als Herrscherin an. Als diese sich weigerte, das Scepter zu ergreifen, erneuerte Schtschelkalow seinen Vorschlag, das Volk möge dem Bojarenrate huldigen; die Antwort war die Erwählung des Boris Godunow zum Zaren; nun hofften die Großen, die Thronbesteigung des letzteren nicht anders als auf Grund einer Wahlkapitulation bewirken zu können, aber Boris machte durch sein verschlagenes Hinhalten der Entscheidung, ob er die Krone annehme oder ablehne, die Entwürfe der Bojaren zunichte.

Wenige Jahre später hat dann Wassilij Schuiskij, nach der Katastrophe des Demetrius, als ein Werkzeug der Bojaren und von ihnen völlig abhängig, den Thron bestiegen. Hierbei gab es eine eigentliche Wahlkapitulation; er versprach, niemand ohne Genehmigung und Urteilsspruch der Bojaren zu strafen. Es war ein Protest gegen die despotische Willkür Boris Godunows, welcher die Bojaren in ähnlicher Weise verfolgt hatte, wie Iwan IV. Aber auch damals meinte man im Volke unwillig, dergleichen Beschränkungen seien eine unerhörte Neuerung, die Bojaren wollten eine ganz neue Art Staat aufrichten.

Auch der polnische Prinz Wladislaw, der Sohn König Sigismunds, welcher nach Schuiskijs Sturze während des Interregnums zum Zaren erwählt wurde, sollte nur auf Grund einer Wahlkapitulation den Thron besteigen; er mußte ver-

sprechen, daß er stets die Bojaren ehren, ihrem Rate folgen, bei allen Veränderungen, bei allen Urteilssprüchen an ihr Votum gebunden sein werde. Alle diese Bestimmungen blieben, insofern der polnische Prinz nie den Zarenthron bestieg, auf dem Papier; aber sie zeugen von dem Bestreben der Bojaren, ihren ständischen Interessen einen staatsrechtlichen Ausdruck zu geben. Von polnischen Einflüssen hierbei kann um so mehr die Rede sein, als es sich um einen polnischen Kandidaten handelte.

Die Frage, ob der erste Zar aus dem Hause Romanow, wie einzelne wenige Quellen mehr andeuten als ausführen, ebenfalls auf Grund einer die ständischen Interessen sicherstellenden Wahlkapitulation den Thron bestiegen habe, ob er in den ersten Jahren seiner Regierung in seiner Macht wesentlich beschränkt gewesen sei oder nicht, ist lange Zeit in der historischen Litteratur eine offene geblieben. Sehr namhafte Forscher haben die Thatsache einer derartigen Beschränkung der Selbstherrschaft Michails in Abrede gestellt. Das allerdings sehr spärliche Quellenmaterial über diese Vorgänge läßt indessen keinen Zweifel daran zu, daß eine derartige Handfeste oder Kapitulation bestanden habe, wenn auch die Andeutungen inbetreff einer derartigen Beschränkung der zarischen Macht nicht sowohl in unmittelbar zeitgenössischen als in späteren Aufzeichnungen sich finden. Wir erfahren, daß der Erzbischof Philaret, welcher, als 1613 die Zarenwahl stattfinden sollte, in polnischer Gefangenschaft weilte und nicht erwartete, daß sein Sohn Michail gewählt werden würde, von Polen aus den Wählern den Rat gab, die Macht des Zaren zu beschränken. Man irrt wohl schwerlich, wenn man diesen Ideengang jenes Mannes, welcher später wahrscheinlich dazu beitrug, daß die unumschränkte Autokratie wiederhergestellt wurde, auf den längeren Aufenthalt desselben in Polen zurückführt. Derselbe Gedanke findet sich in der Korrespondenz zwischen dem ebenfalls in polnischer Gefangenschaft weilenden Fürsten Golizyn und dem Fürsten Scheremetjew. Die mündliche Tradition inbetreff solcher Schreiben, Andeutungen, in einer Pskower Chronik, in dem Werke Kotoschichins und anderen Quellen

lassen kaum einen Zweifel darüber zu, daß eine Kapitulation mehrere Jahre hindurch bestanden, daß der Bojarenrat den jungen und unerfahrenen Zaren bevormundet habe [1]).

Solche Versuche einer Beschränkung der Autokratie hatten eine nur mehr episodische Bedeutung. Es gab in Rußland für dergleichen Ideen keine Kontinuität, keine Tradition, so daß, als ein Jahrhundert später, im Jahre 1730, der Gedanke auftauchte, bei der Wahl der Kaiserin Anna ihre Macht zu beschränken, man nicht sowohl auf die Vorkommnisse der Jahre 1598—1613 zurückging, als vielmehr nur den Beispielen folgte, welche die Vertreter der Oligarchie im Auslande, in Schweden und Polen, beobachtet hatten [2]). Solche Ideen erschienen nicht als einheimisches Produkt, sondern als Importware, als Entlehnung von Westeuropa; asiatische Muster solcher Art gab es nicht. Es fehlte den Bojaren sowohl an einer sozialen Position als auch an politischer Bildung und Erfahrung, um gegen die „Selbstherrschaft" der Zaren aufkommen zu können. Nicht bloß Ausländer, wie etwa Margeret, betonen, daß es neben dem Willen des Zaren keine andere Autorität gab und geben konnte; auch russische Beobachter, wie Kotoschichin, haben hervorgehoben, daß die Bojaren keine Meinung haben durften und auch geschäftlich zu wenig geschult waren, um neben den eigentlichen Bureaukraten, den Vertrauten der Zaren, einige Bedeutung gewinnen zu können. Mit Recht hebt der Geschichtschreiber der „Landestage" in Rußland, Latkin, einen Passus in einem Schreiben des polnischen Königs Stephan Bathory an Iwan IV. vom Jahre 1580 hervor, worin es heißt: „Gerechte und gottesfürchtige Herrscher pflegen

1) S. die Zusammenstellung des Quellenmaterials und die kritische Beleuchtung desselben in der trefflichen Abhandlung Erwin Bauers, „Die Wahl Michail Feodorowitsch Romanows zum Zaren von Rußland" in der „Historischen Zeitschrift", Bd. XX.

2) Ich erörterte diese Frage von der Bedeutung einer etwaigen Reminiscenz (1730) in meiner Abhandlung über Korssakows Monographie „Die Thronbesteigung der Kaiserin Anna im Jahre 1730" in der „Russ. Revue", Bd. XX (1882).

sich mit ihren Unterthanen über Fragen von Krieg und Frieden zu beraten und ihre Beschlüsse nach den gehörten Meinungen zu fassen; so haben auch wir es gehalten; aber du verstehst davon ganz und gar nichts" [1]). Derselbe Forscher betont, wie der häufig wiederholte Ausdruck „Sklaven" in den Meinungsäußerungen der Vertreter der Stände die Bereitwilligkeit aller darthue, sich bedingungslos der Knechtschaft zu fügen [2]).

Die völlige Abhängigkeit auch der höhern Stände, welche zur Teilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung nur ganz mechanisch ohne selbständige Ideen zugelassen wurden, wenn das überhaupt geschah, mußte dazu beitragen, das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Volkswohl nicht aufkommen zu lassen. Es bestand ein Gegensatz zwischen Regierung und Unterthanen, Bureaukratie und Publikum. Wer an den öffentlichen Geschäften teilnahm, unterlag keiner anderen Kontrolle als derjenigen der Zentralgewalt. Da alle, auch die Beamten, jeden Augenblick in der maßlosesten Weise brutalisiert werden konnten, war die Furcht aller vor irgendeinem von der Regierung drohenden Unheil die Grundstimmung. Hatte ein Bojar das Unglück, an einem ihm aus dem Staatsschatz für die Audienz ausländischer Diplomaten geliehenen Prachtkostüm etwas zu verderben, so wurde er körperlich gezüchtigt; fiel bei der Geburt eines Sohnes des Zaren das Geschenk eines Großen, welches er dem Zaren darbringen mußte, nicht ansehnlich genug aus, so zog er sich dadurch die Ungnade des Herrschers zu [3]). Kein Wunder, daß es für gefährlich galt, sich überhaupt irgendwie an den Geschäften zu beteiligen. Rinhuber schreibt, alle Feldherren, Obersten und andere Offiziere fürchteten den Monarchen so sehr, daß sie ohne dessen ausdrückliche Vorschrift nichts zu thun wagten; so geschehe es, daß sehr oft die günstigste Gelegenheit zum Handeln unbenutzt vorübergehe, „indem

1) Latkin, Die Ssobory im alten Rußland (russisch), St. Petersburg 1885, S. 74.

2) Latkin, S. 79.

3) Kotoschichin, Kap. I, § 26.

keiner von sich etwas tentieren oder den Feind attaquieren darf sonder Ordre. Der Feldherr Naschtschokin ließ seinen eigenen Sohn vom Henker öffentlich fast zu Tode schlagen, obwohl er glücklich eine Compagnie Polen attaquiret, geschlagen und viel Gefangene eingebracht, hatte aber vom Vater keine Ordre, solches zu thun." Riga, meint Rinhuber, hätte ohne eine solche nur mehr mechanische Ausübung der Pflichten, ohne diese Scheu vor jeder Verantwortung, im Jahre 1656 sehr leicht genommen werden können [1]. An einer andern Stelle bemerkt derselbe Schriftsteller: „Der Moscowiter große Maxime ist, so lange nur möglich stille zu sitzen und die Sachen in die Länge zu spielen." Sehr begreiflich, weil jeder Entschluß, jede Entscheidung, jede Handlung, jeder Urteilsspruch eine gewisse Verantwortlichkeit in sich schloß, und, wie Rinhuber sehr treffend sagt: „kein moscowitischer Bojar oder Reichsrath zu einiger Entreprise leichtlich einrathen wird, denn eine Spanne kürzer gemacht zu werden ist in Moskau nun gar nichts Neues" [2]. Man stelle sich vor, wie lähmend, hemmend, jede Initiative erschwerend, Erfolge auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, wie Reformen im Innern verhindernd, solche Zustände sein mußten. Nicht ohne Ursache nannte Olearius die moskowitische Regierung eine despotische und untersuchte die Frage, warum sie so genannt werden müsse [3]. Wie in der Türkei, so sind unglückliche Feldherren in Rußland hingerichtet worden. Persönliche thatsächliche Mißhandlung der Großen durch den Zaren ist auch sogar in der Zeit des verhältnismäßig gutmütigen und sanften Zaren Alexei vorgekommen; der Sohn des letzteren, Peter der Große, wütete gelegentlich ähnlich schlimm wie Iwan IV.

Einer solchen, orientalischen Sitten entlehnten Brutalität in höheren, maßgebenden Kreisen entsprachen die Mißhandlung

1) Relation du voyage fait en Russie en 1684 par L. Rinhuber, S. 161—162.

2) Ebenda S. 240—241.

3) Olearius, S. 219.

der Massen, die Willkür auf dem Gebiete der Rechtspflege, die Grausamkeit der Strafen. Manche Züge, von denen Beobachter Rußlands im 16. und 17. Jahrhundert berichten, erinnern an Vorgänge in China oder Persien. Wer auf der Straße ohne Laterne geht, schreibt der Pole Maskjewitsch, wird eingesperrt, und wer einmal im Gefängnis sitzt, kommt schwerlich je heraus; bei irgendeinem Verdachte eines Verbrechens werden die Beschuldigten in Eislöchern ertränkt, ohne daß ihre Rechtfertigung auch nur angehört wird [1]). Wer gegen die Vorschrift im Palaste mit Waffen betroffen wird, muß fünfzehn Jahre oder noch länger im Gefängnis sitzen, oder er wird dreimal gefoltert und dann hingerichtet, erzählt der Russe Kotoschichin um die Mitte des 17. Jahrhunderts [2]). Derselbe Schriftsteller berichtet, wie es häufig vorkomme, daß russische Gesandte nach ihrer Heimkehr aus dem Auslande im Hofe des Auswärtigen Amts geknutet würden, weil sie ihre Sache nicht ganz korrekt gemacht hätten [3]). Bei der Kriminaljustiz in Westeuropa war man in jenen Zeiten vielleicht noch raffinierter und grausamer im Foltern und Hinrichten, aber die Berichte über die Höllenqualen der Opfer russischer Justiz erinnern in manchen Stücken an viele charakteristische Züge in den Erzählungen europäischer Reisender von demjenigen, was sie in Asien, etwa in Persien oder in China, sahen [4]). Sollte etwa die Vermutung nahe liegen, daß Ausländer, wie Fletcher, Olearius, Perry, welche die Mängel der Rechtspflege in Rußland,

1) Maskjewitsch im V. Bande der „Memoiren von Zeitgenossen über Demetrius" (russisch), herausgegeben von Ustrjalow, S. 64 und 65. Der Orient ist überall derselbe. R. Fitzner schreibt von Tunis („Die Regentschaft Tunis", Berlin 1895, S. 17—18): „Wer ohne ein kleines Öllämpchen von den Dienern der heiligen Hermandad im Dunkel der Nacht auf der Straße angetroffen wurde, wurde kurzer Hand ins Gefängnis gesetzt, wo er lange Zeit verblieb."

2) Kap. II, § 14.

3) Kap. IV, § 28.

4) S. z. B. die Folterung nach Herbersteins Bericht, Blatt 50[b], verglichen mit Gerichtsscenen aus China in Hübners Spaziergang um die Welt, u. dgl. m.

die dabei herrschende Willkür, die Bestechlichkeit der Richter, der Zeugen u. s. w. mit den allerschwärzesten Farben schildern, nicht unbefangen, voreingenommen, ungerecht geurteilt haben dürften, so kann man die Berichte dieser Beobachter durch russische Darstellungen [1]), durch eine Menge von Aktenstücken, durch die in zahllosen Petitionen aus dem Volke an den Zaren gerichteten Klagen und durch andere Quellen bestätigt finden. Ausländer wie Russen haben den Gegensatz wahrgenommen, welcher auf diesem Gebiete zwischen dem Abendlande und Rußland bestand [2]).

Die Rechts- und Verwaltungsgeschichte Rußlands im 16. und 17. Jahrhundert gehört zu den bestangebauten Spezialitäten der russischen historischen Forschung. Dem in zahlreichen Quellen- und Akteneditionen aufgespeicherten Thatsachenmaterial entspricht die durch kritische Schärfe und tüchtige Schulung ausgezeichnete Litteratur. Rechtshistoriker, wie Kawelin, Kalatschow, Tschitscherin, Dimitrijew, Engelmann, Newolin, Andrejewskij, Ditjatin, Djakonow, Lappo-Danilewskij, Lichatschew u. a. haben durch die Erforschung der Zustände wissenschaftlich mehr geleistet als die Zunfthistoriker mit der hergebrachten Erzählung von Begebenheiten. Sie alle aber entrollen in ihren objektiven und durch eine Fülle von Thatsachen gestützten Darstellungen ein Schauergemälde von den spezifisch asiatischen Zuständen, welche auf den Gebieten der Rechtspflege, der Polizei, der Verwaltung herrschten. Wir erfahren da sehr Ausführliches von den Mißhandlungen der Bauern durch die Wojewoden, von den Übergriffen der Handelsagenten der Zaren, von der eigenmächtigen und gewaltsamen Satrapenwirtschaft, die besonders in den entfernteren Provinzen den Massen das Leben erschwerte.

Das Übel wurzelte in dem Mißverständnis, als sei das

1) S. z. B. Kotoschichin, Kap. VII, § 38. Zu vergleichen mit Fletcher, Kap. 14, wo über einen völligen Mangel von Gesetz und Norm geklagt wird.

2) S. weiter unten Reiseberichte von Russen über Eindrücke in Westeuropa.

Volk für die Beamten vorhanden, nicht umgekehrt die Bureaukratie im Dienste der Gesamtheit. Die Ämter der Statthalter früher, der Wojewoden später galten als Belohnung für geleistete Dienste, gewissermaßen als Sinekuren, aber nur auf den kurzen Zeitraum von etwa drei Jahren, welche Zeit die Beamten benutzten, um die Staatsangehörigen zu plagen und zu schinden, sie wie einen Schwamm auszupressen. So gab es einen permanenten Konflikt zwischen den Organen der Regierung und deren Untergebenen. Die Klagen der Massen über die Habgier und Grausamkeit der Blutsauger verstummen keinen Augenblick. Es kam vor, daß gewisse Gebiete völlig verarmten und sich mit Petitionen an die Zaren wandten, ohne damit eine Besserung ihrer Lage zu erreichen. Mehr Agenten für die Tasche des Zaren oder für ihre eigene Tasche, als Verwalter des Volkswohls, erlaubten sich die Beamten u. a. in Strafsachen die maßlosesten Übergriffe. Das System der Geldstrafen gab Gelegenheit zu Bestechungen der Beamten. In einer Chronik des 16. Jahrhunderts wird geklagt, die Statthalter (Namjestniki) hätten ihr Ansehen verloren, weil sie schlecht gewesen seien, die Städte geplündert hätten; aus Hirten seien sie Wölfe geworden, hätten gepreßt, gedrückt, gesogen u. s. w.

Aber die „Wojewoden“ waren nicht besser. Auch bei ihnen galt der Grundsatz der „Fütterung“ („Kormlenije“), d. h. der Wunsch der Zentralregierung ihre Organe auf Kosten der Untergebenen freizuhalten, ihnen eine Gelegenheit zur Bereicherung darzubieten. Man erzählt folgende charakteristische Episode aus der Zeit des Zaren Alexei (17. Jahrh.). Ein Edelmann bat um eine Wojewodenstelle. Der Zar ließ Erkundigungen einziehen, ob es nicht eine Stadt gebe, die noch keinen Wojewoden habe und für einen solchen 5—600 Rubel abwerfen könnte. Man bezeichnete Kostroma als einen solchen Ort, wohin dann der Zar den Edelmann mit dem Bemerken sandte, daß er nach seiner Rückkehr die Mittel haben werde, ein Gut zu kaufen. Nach der bestimmten Zeit berichtete der Edelmann, er habe nur 400 Rubel erworben. Der Zar gab ihm einen

einträglicheren Posten. Man sieht, wie fern den Regierenden der Gedanke lag, daß der Staat um der Gesellschaft willen da sei, nicht umgekehrt [1]).

Von einer Förderung des Volkswohls war keine Rede. Ein von Asien überkommener Despotismus konnte nicht „aufgeklärt" sein. Man gab das Volk schutzlos der Habgier der Wojewoden preis. Das ganze Regalienwesen ferner, wie es damals blühte, war darauf berechnet, den Staatsschatz zu füllen ohne Rücksicht auf die Interessen der Staatsangehörigen. Aus den Handels- und Industriemonopolen des Zaren erwuchsen dem Publikum die größten Nachteile. Überall hatte der Zar die größten Warenlager; sein Vorkaufsrecht, die Macht seines großen Kapitals, das große Heer der Beamten, welche die finanziellen und kommerziellen Vorteile des Zaren wahrzunehmen hatten — alles dieses lastete schwer auf dem allgemeinen Güterleben. Gelegentlich wurde der Handel mit Kaviar, Pelzwerk, Wachs zugunsten des Zaren monopolisiert. Der kaiserliche Gesandte berichtet, der Zar habe es sogar nicht verschmäht, den Detailverkauf von Fleisch und Obst zu übernehmen. Daß der Salzverkauf ein Monopol der Krone war, wurde vom Volke so schwer empfunden, daß der Bauer Possoschkow das Salzregal als mörderisch, lebenverkürzend darstellt. Unter Alexei zwang man jeden, eine eiserne Elle zu kaufen und dafür das Fünffache von dem Kostenpreise zu bezahlen. Immer tiefer und tiefer griff man, als der polnische Krieg stets größere Summen verschlang, in den Seckel der Unterthanen. Man schrieb zuerst einen Zwanzigsten aus, dann einen Zehnten, dann einen Fünften. Man ließ für den Unterhalt des Heeres große Massen von Roggen, Zwieback, Mehl u. s. w. von der ländlichen Bevölkerung eintreiben. Man ersann eine Münzverschlechterung, welche die Grundlagen des Wirtschaftslebens erschütterte.

1) S. die Schilderung solcher Mißstände in dem Werke J. Andrejewskijs, „Statthalter, Wojewoden und Gouverneurs", St. Petersburg 1864, und meine Abhandlung darüber in der „Nordischen Revue" von W. Wolffsohn, II, 2. Heft, S. 154.

Meyerberg schreibt von dieser im Jahre 1656 stattgehabten Maßregel, für 160 Kopeken habe der Zar so viel Kupfer gekauft, daß er daraus in seinen Münzhöfen Kupfergeld für 100 Rubel konnte prägen lassen. Er habe demnach mit demselben Aufwande, den er früher machte, um einen Soldaten zu unterhalten, jetzt sechzig und mehr Soldaten unterhalten können [1]). Der venetianische Gesandte Vimina [2]) tadelte bei dieser Gelegenheit den Geiz und die Habgier des Zaren, welcher immer und immer auf neue Mittel sinne, sich zu bereichern, ohne Rücksicht auf die Schande, die für ihn daraus erwachse, und ohne Rücksicht auf die Benachteiligung derjenigen, welche ihre Zahlungen von der Krone in Kupfergeld erhielten. Man meint, der Zar habe in dem Maße gewonnen, als das Volk verlor; er habe Schätze angehäuft, während „seine Unterthanen zu Kupfergeld verdammt gewesen seien". Der Aberwitz dieser finanziellen Maßregel ging so weit, daß man das Silbergeld einzog und hinterdrein sich weigerte, bei Steuern und andern Zahlungen an die Krone Kupfergeld anzunehmen [3]). Die Folgen blieben nicht aus. Das Publikum folgte dem von der Regierung gegebenen Beispiel und begann ebenfalls Kupfermünzen zu prägen. Die Falschmünzerei griff so weit um sich, daß die Anfertigung von Prägstöcken ein besonderer Industriezweig, der Verkauf derselben ein besonderer Handelszweig wurde. Reiche und Arme, Hohe und Niedere nahmen an der Falschmünzerei teil, so daß selbst Bauern vom Lande, ja Bettler als Käufer von Prägstöcken auftraten. Vornehme und hochstehende Beamte, darunter Verwandte des Zaren, gingen dabei straffrei aus, die geringeren Verbrecher wurden verfolgt, verstümmelt, geknutet u. s. w. Aus den Strafbestimmungen jener Zeit geht hervor, daß alle Stände von der Sucht, Kupfermünzen zu prägen, infiziert waren. Das Unvermeidliche trat ein: die

1) „Iter in Moscoviam", S. 92.

2) Vimina, Istorie delle guerre civili di Polonia, S. 309.

3) Daß diese Verordnungen die Geldkrisis einleiteten, habe ich in meiner Schrift „Finanzgeschichtliche Studien, Kupfergeldkrisen", St. Petersburg 1867, S. 26 ff. gezeigt.

Entwertung des Kupfergeldes, welche allmählich und unaufhaltsam fortschritt, so daß schließlich 1 Rubel in Silbergeld mit 17 Rubeln in Kupfergeld bezahlt wurde und in demselben Verhältnis die in Kupfer bezahlten Waren, insbesondere Lebensmittel, im Preise stiegen. Die strengsten Verbote von Preissteigerungen blieben wirkungslos. Gegenüber den Preisgesetzen blieb die Strenge der Bureaukratie ohnmächtig. Es traten Hunger und Elend ein; die Stockung in jedem Zweige der wirtschaftlichen Thätigkeit wurde allgemein; es gab einen unerträglichen Zustand und schließlich, im Sommer 1662, in Moskau eine Meuterei, welche selbst das Leben des Zaren gefährdete und damit endete, daß Tausende von Menschen, meist Unschuldige, umkamen. Das Bestrafen, Foltern, Brennen, Brandmarken und Hinrichten „auf gut moskowitisch", wie eine zeitgenössische Quelle bemerkt, war die Antwort auf den Unwillen, die Verzweiflung der Massen. Vielen Unschuldigen wurden Arme und Beine abgeschnitten, andere wurden gevierteilt. Die Regierung, welche ganz allein den Jammer verschuldet hatte, wußte sich nicht anders zu helfen, als durch eine Grausamkeit, welche an ähnliche Episoden in der Geschichte Chinas erinnert.

Ein anderes Beispiel der Entlehnung brutaler Formen des Verkehrs mit den Unterthanen aus Asien bieten die Einrichtungen der Fahrpost.

In allen orientalischen Reichen haben bereits in frühester Zeit Posteinrichtungen bestanden, welche in erster Linie fast ausschließlich Staatszwecken dienten. Die Verkehrsanstalten im alten Persien, welche Herodot schildert, haben eine Familienähnlichkeit mit den Posteinrichtungen, welche die Mongolen im 13. Jahrhundert in den von ihnen unterjochten Gebieten zum Teil schon vorgefunden haben mochten, zum Teil ins Leben riefen. Letzteres scheint in Rußland der Fall gewesen zu sein. Die ganze damalige mongolische Welt, deren Provinz Rußland ein paar Jahrhunderte bleiben sollte, war von einem Netz von Poststraßen umsponnen. Marco Polo beschreibt diese letzteren. Die Kuriere des Chans wurden überall hin rasch befördert.

Ebenso berichtet Plano-Carpini von diesen Fahrposteinrichtungen, welche den Bewohnern jener Gegenden, durch welche die Fahrstraße ging, schwere Opfer auferlegten.

Daß die Posteinrichtungen in Rußland dem Tatarenjoch ihre Entstehung verdankten, geht auch aus dem russischen Worte „jam" (davon „jamschtschik", Postkutscher) hervor, welches, wie schon oben [1]) bemerkt wurde, unmittelbar aus dem Tatarischen stammt und „Poststation" bedeutet.

Der Unterhalt der Poststationen, die Stellung von Wagen, Pferden, Fahrzeugen, Kutschern und Ruderern — alles dieses gehörte zu den Staatsfronden. Besondere Finanzbeamte beaufsichtigten die Bevölkerung, welche diese Lasten trug. Es lag in dem Wesen dieser Institution, daß sie nur Verwaltungszwecken diente und das Verkehrsbedürfnis der Privaten nicht befriedigte.

Herbersteins Schilderung der moskowitischen Post im 16. Jahrhundert erinnert an die Erzählungen Herodots, Marco Polos und Plano-Carpinis. Der österreichische Gesandte staunte über die Art, wie man dabei mit Pferden und Menschen umzuspringen pflegte. Die Pferde, welche unterwegs erschöpft schienen, spannte man ab und überließ sie ihrem Schicksal, um sogleich in dem nächsten Dorfe oder bei zufällig Vorüberfahrenden ohne Umstände neue Pferde zu requirieren. Es wiederholten sich die Mißbräuche, welche in anderen despotischen Staaten bei derartigen Posteinrichtungen vorzukommen pflegten. Diejenigen Personen, welche in der Eigenschaft von Beamten reisten oder durch Protektion das Recht der Benutzung der Fahrpost erhielten, gestatteten sich häufig die Bevölkerung, welche Kutscher, Wagen und Pferde zu liefern hatte, zu bedrücken. So kam es sehr oft vor, daß die Postknechte, um den Plackereien und Mißhandlungen zu entgehen, entliefen, um sich irgendwo den Unzufriedenen, welche große Räuberbanden bildeten, anzuschließen. Da entstand eine besondere Art der Hörigkeit; die Postknechte wurden an die Scholle gefesselt, man

1) S. Seite 503.

verschärfte die Kontrolle über diese Elemente der Bevölkerung. In zahllosen Klagen und Bittschriften schildern die Gemißhandelten den Jammer ihrer Lage: die Kutscher erklären, sie gingen zugrunde; wiederholt findet sich die Drohung, sie würden auseinanderlaufen. Aber die Bedrückung steigerte sich im 17. und 18. Jahrhundert, und aus einer Unzahl von Verordnungen ersieht man, wie einerseits die der Bevölkerung auferlegte Last vermehrt wird, wie anderseits wohl in der Zeit der allmählich fortschreitenden Europäisierung Rußlands sich das Bestreben geltend macht, die Gemißhandelten vor der Willkür der Beamten und Privilegierten in Schutz zu nehmen. Die stets auch im 18. Jahrhundert fortdauernde Massenflucht der Postknechte, von welcher wir erfahren, beweist, daß die Zustände unleidlich blieben. Der Mangel an Rechtsschutz für die Geringen und Armen, die Geneigtheit der Beamten zu allerlei Rechtsverletzungen, die Vergeblichkeit des Strebens der Regierungsgewalt, Ordnung zu schaffen, den Bedrückern zu helfen — alles dieses charakterisiert die Verhältnisse der Fahrpost in Rußland bis zu der Regierung Katharinas II. [1]).

Die echt orientalische Brutalisierung der unteren Volksklassen gelangt zu besonders sprechendem Ausdruck in der Entwickelung der Hörigkeit und Leibeigenschaft. Aber auch vor den verhängnisvollen Verfügungen, welche den Bauern an die Scholle fesselten, zeigten die Unthaten Iwans IV., wessen eine Regierung, welche asiatischen Mustern folgte, dem Volksinteresse gegenüber fähig war. Der größte Kenner der Geschichte der Bauern in Rußland, Engelmann, weist darauf hin, wie durch die Mißregierung und insbesondere durch das entsetzliche Wüten und die Gewaltthaten der „Opritschnina" sich die Zahl der besiedelten Höfe verminderte. In den Gebieten, welche die Regierung auf Kosten der ehemaligen Republik Nowgorod

1) S. P. Chruschtschow, Zur Geschichte der russischen Post. Die Fahr- und Briefpost von den ältesten Zeiten bis zur Regierung Katharina II. (russisch), St. Petersburg 1884, und meine Abhandlung darüber in der Zeitschrift f. Allgem. Gesch. 1884, Heft XII.

besetzte, haben hundert Jahre moskowitischer Verwaltung es dahin gebracht, daß der Umfang des Ackers eines Bauerhofs sich auf den vierten, ja auf den zehnten Teil verringerte. Die Wirtschaft kam herunter, weil der Bauer ruiniert wurde und sein Vieh und sein Arbeitswerkzeug verlor. In einem Gebiete von 460 Quadratmeilen gab es neben 123 bewohnten Ansiedelungen 967 unbewohnte, verwüstete; in dem Verzeichnis dieser letzteren findet sich meist unter der Rubrik „Ursache" die lakonische Bemerkung: „durch zarische Abgaben und Fuhren", bei andern: „durch Gewaltthaten der Opritschniki", bei verhältnismäßig wenigen „durch schwedische Njemtzy", durch „eigene Kosaken", und nur in 23 Fällen „durch Pest und Hungersnot". Wenige Höfe hat dieses Schicksal bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts betroffen; die meisten sind in der Zeit der „Opritschnina" wüste gelegt worden [1]). Das Verbot der Freizügigkeit der Bauern erfolgte in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts. Insbesondere ein Ukas vom Jahre 1597 ist von Bedeutung. Die Hörigkeit der Bauern wurde durch eine politisch-fiskalische Maßregel zum Schutze der Interessen der Krone eingeführt. Die Unleidlichkeit der Zustände verbunden mit einem nomadischen Hang des Bauern in Rußland boten aber der Durchführung einer solchen Maßregel die allergrößten Schwierigkeiten dar. Aus der endlosen Reihe von Gesetzen und Verordnungen über entlaufene Bauern kann man, abgesehen von andern Quellen, auf das Elend der Massen schließen. Die Hungerjahre der Zeit des Zaren Boris Godunow hatten das allgemeine Unheil steigern helfen. In der Zeit der „Wirren" (russisch „Ssmutnoje wremja) (1605—1613) spielten die nomadischen Instinkte der Massen eine hervorragende Rolle; die Bildung großer Räuberbanden, welche das Material für die Armeen der falschen Prätendenten liefern, beweist, daß

1) Nach einer Abhandlung Ssokolowskijs über die Geschichte der Bauerngemeinde im Norden Rußlands (russisch), bei Engelmann, Die Entstehung und Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland. Balt. Monatsschrift, Bd. XXVII, S. 395.

ein so arg gemißhandeltes Volk als Proletariat nichts zu verlieren hat; ein solches sozial-pathologisches Phänomen stellt die Antwort auf die Aufhebung der Freizügigkeit dar. Es treten Momente der Ochlokratie ein; es giebt einen Sklavenkrieg.

Unter dem „Kosakentum", welches sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, denn doch wohl wesentlich im Zusammenhange mit den Schrecken der Regierung Iwans IV. entwickelt, ist das Flüchtlingswesen in den breiten unteren Volksschichten zu verstehen. Zahllose mit der Gesellschaft Unzufriedene, von der Regierung Gemißhandelte, suchten dem Elend ihrer Lage durch die Auswanderung, durch die Flucht an die Peripherie des Staates, meist in die Steppengegenden des Südostens, zu entgehen. Das System des Don nebst Zuflüssen und die untere Wolga, sowie der Uralfluß bilden das Hauptgebiet, wo diese losen, wie russische Historiker sie bezeichnen, „antisozialen", „antipolitischen", also einfach anarchistischen Elemente sich sammeln, große Banden bilden, welche dem Staatswesen feindlich gegenüberstehen, sich mit den Fremdvölkern — Kirghisen, Baschkiren, Tataren, Tscheremissen, Tschuwaschen — vereinigen und Streifzüge in die dichter bewohnten Gegenden unternehmen. Das Übel ist chronisch; alle die Unruhen und Bauernkriege und Sklavenaufstände des 17. und 18. Jahrhunderts haben sich vornehmlich von diesen südöstlichen Gebieten aus abgespielt und einen gemeinsamen Charakter. Derselbe Typus der Anführer, eines Bolotnikow in der Zeit der Wirren zu Anfang des 17. Jahrhunderts, eines Stenka Rasin zur Zeit des Zaren Alexei, eines Pugatschew während der Regierung Katharina II.; dieselben Ausbrüche der Volkswut, welche sich gegen die Reichen und Vornehmen, gegen die Bauernbesitzer und vornehmlich gegen die Vertreter der Regierung richten. Die Massen repräsentieren echt asiatische Tendenzen, stellen das Prinzip der Negation dar, protestieren gegen alle und jede Neuerung oder Reform im Staate und in der Gesellschaft. Es gärt und wogt in diesen tieferen Schichten der Bevölkerung, welche, beweglich wie Flugsand,

jeden Augenblick zu den zügellosesten Ausschreitungen bereit sind. Nur selten konnte der Arm der Gerechtigkeit den seinem Herrn entlaufenen Bauer, den flüchtigen Verbrecher erreichen. Den an die Scholle gefesselten Landmann trieb es hinaus in die Steppe der Ukraine; der von den Beamten geplagte Kaufmann, der wegen Steuerrückständen verfolgte Bürger kehrte gern einem Gemeinwesen den Rücken, welches ihm im Grunde feindlich gegenüberstand. Halb sich loslösend von der Gesellschaft, halb von ihr ausgestoßen, sammelten sich solche Elemente an den Marken, um gelegentlich in die verschmähte Heimat einzubrechen und dort alle Grundlagen der sozialen und politischen Ordnung zu vernichten.

Insbesondere das Auftreten des zweiten falschen Demetrius, eines entlaufenen geringen Schreibers, bot Anlaß zu einer Erhebung solcher Anarchisten, deren Anführer Bolotnikow in seinen Manifesten die Scharen aufforderte, die Bojaren zu erschlagen, deren Frauen, Töchter und Güter sich anzueignen, ebenso die Kaufleute zu ermorden und deren Warenlager zu plündern und danach alle Beamtenstellungen, Wojewodenstellen und Schreiberposten unter sich zu verteilen. Es nimmt sich wunderlich genug aus, daß diese Halbwilden, welche die Regierung und deren Organe haßten und verachteten, doch nichts anderes als eine Kopie der vorhandenen Ordnungen zu ersinnen vermochten, daß sie die Rollen von Bureaukraten für sich in Anspruch nehmen wollten, weil dabei etwas zu verdienen war, daß in ihrer Mitte Prätendenten auf den Zarenthron auftraten, welche entweder sich selbst für Verwandte der wirklichen Zaren, Iwan, Feodor, Boris oder Wassilij Schuiskij ausgaben oder von andern dafür ausgegeben wurden. Da gab es allein in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Dutzende von falschen Prätendenten, außer den beiden Pseudodemetrius einen Pseudopeter als angeblichen Sohn des letzten Zaren Feodor aus dem Hause Rurik, einen angeblichen Neffen desselben Herrschers u. s. w., einen Zarewitsch August, einen Zarewitsch Lawrentij, einen Zarewitsch Feodor, einen Zarewitsch Klementij, einen Zarewitsch Ssawelij, einen Zarewitsch Ssemjon, einen

Zarewitsch Wassilij, einen Zarewitsch Uroschka, einen Zarewitsch Gawrilka, einen Zarewitsch Martynka u. s. w. [1]).

Solche Erscheinungen sind nicht bloß einer epidemischen, sondern auch einer chronischen Krankheit am russischen Volkskörper zu vergleichen. Während des 17. und 18. Jahrhunderts treten bei jeder Gelegenheit falsche Prätendenten auf, Pseudoalexeis in Anknüpfung an die Katastrophe des Sohnes Peters des Großen, Pseudopeter statt des zu Ropscha ermordeten Gemahls Katharina II. u. s. w. Daß Pugatschew sich für Peter III. ausgab, ist seit lange bekannt; daß aber dieser Abenteurer als falscher Prätendent zahlreiche Vorläufer und Nachfolger hatte, ist erst in neuerer Zeit auf Grund eines reichen Aktenmaterials erforscht worden.

Es ist klar, daß man es bei solchen Episoden nicht sowohl mit der verbrecherischen Neigung einzelner weniger Individuen, als vielmehr mit einem sozial-pathologischen Phänomen zu thun hat. Die Massen sind solidarisch mit solchen Betrügern, weil unter deren Fahnen allerlei Vorteile errungen werden können. Wo es Unzufriedene, Bedrückte giebt, da finden solche Prätendentenideen den geeigneten Boden. Man knüpft an dieselben die Hoffnung, daß die Lage des Volkes sich bessern werde. Gab es niemand, der eine Prätendentenrolle zu spielen sich entschloß, so erfand man das Phantom eines solchen und erzielte auch damit die gewünschte Wirkung. Es fehlte nicht an Beweisen dafür, daß nicht so sehr die eigentliche Prätendentenrolle, sondern vielmehr die Lust an der Anarchie, der Haß des Bestehenden, leidenschaftliche Sklaveninstinkte das treibende Motiv darstellen [2]). Solche Vorgänge zeugen beredt von dem Elend und der Roheit, von den Leiden und Kämpfen des Volkes. Sie gewähren einen Einblick in die Schwierigkeiten,

1) Es ist Kostomarows Verdienst, solche Episoden gesammelt und erforscht zu haben. S. meine Abhandlung „Zur Naturgeschichte der Prätendenten" in meinen „Bildern aus Rußlands Vergangenheit", Leipzig 1887.

2) S. die Ausführungen, Belege und Beispiele in meiner oben angeführten Abhandlung über die Prätendenten.

mit denen ein Übergangszustand, die Verwandlung Rußlands aus einem asiatischen Staate in einen europäischen verbunden sein mußte. Sie reden laut von der Mißhandlung der Massen durch gewissenlose, bestechliche und habsüchtige Beamte; sie statten Bericht ab von dem Verhängnis der erst in allerneuester Zeit zum Teil gelösten Bauernfrage; sie schildern die nomadische, kosakische Art der wandersüchtigen, arbeitsscheuen unteren Volksklassen, die Wildheit der Fremdvölker, die Beschränktheit der Sektierer, die Verzweiflung der desertierenden Soldaten, der bei Verbrechertransporten entlaufenen Räuber und Mörder; sie liefern einen Kommentar zu der geschichtlichen Bedeutung des Mangels an einem regelmäßigen, staatsrechtlich normierten Thronwechsel; sie illustrieren die Nachwirkungen der Tatarisierung, des Asiatentums Rußlands [1]). In diesen Rebellionen begegnet uns die instinktive Abneigung der Volksmassen gegen das Abendland, die Disposition derselben zugunsten des Orients. Der charakteristische Vertreter der Ochlokratie „der Verbrecher von Tuschino“ [2]), der zweite Pseudodemetrius, äußerte wohl in der Zeit seiner Erfolge: „Die Christen haben mich verraten; ich werde mich mit den Anhängern Mohammeds verbinden und mit ihrer Hilfe das ganze Reich erobern, dort keinen Stein auf dem andern lassen; so lange ich lebe, soll niemand Ruhe haben; meine Residenz werde ich sodann in Astrachan aufschlagen; dort soll der Mittelpunkt des Reiches sein“ u. s. w.

Asiatische Brutalität der Regierung hatte die bestialischen Instinkte im Volke entfesseln helfen. Nun, da der Staat an Reformen dachte, da die Machtsteigerung Moskaus, das hohe Spiel der auswärtigen Politik außerordentliche Anstrengungen erforderte, nahm der Konflikt zwischen der Zentralgewalt und

1) S. meine Ausführungen in dem Aufsatz: „Aphorismen zur Geschichte Rußlands. Stenka Rasin“, in der St. Petersburger Wochenschrift 1866, Nr. 21, und in dem Kapitel über Pugatschew in meinem Buche über Katharina II., S. 177 ff.

2) So genannt von einem Gute bei Moskau, wo sich das Hoflager des falschen Prätendenten befand.

den zentrifugalen Tendenzen immer größere Dimensionen an. Stenka Rasin war schlimmer als Bolotnikow, Pugatschew gefährlicher als Stenka Rasin. Im Laufe der beiden Jahrhunderte hatte sich das Übel der Leibeigenschaft verschärft. Man bot immer mehr Mittel auf, die flüchtigen Bauern wieder einzufangen. Die Verjährungsfrist der Verfolgung wurde länger und länger bemessen, schließlich 1649 gänzlich aufgehoben. Es handelte sich immer weniger und weniger um eine Wahrung der Rechte und Interessen der Bauern, sondern immer mehr um den Schutz der Interessen der Privilegierten, des Dienstes, des Staates. Die Hörigkeit wurde mehr und mehr in eine Leibeigenschaft umgewandelt. Die Sklaven sanken so sehr zur Sache hinab, daß sie für die Schulden der Gutsherren ausgepfändet, ja noch mehr, gefoltert werden konnten und wurden. Mit der Ausdehnung der polizeilichen Autorität der Gutsherren steigerte sich die Zahl der Läuflinge, mehrten sich die Räuberbanden, nahmen die Aufstände einen allgemeineren Charakter an. Periodisch wiederholte Razzias blieben erfolglos. Die Zeit Peters des Großen brachte den Bauern noch Schlimmeres. Der nordische Krieg verlangte von allen Staatsangehörigen unerhörte Opfer; die Wirtschaftspolitik ließ eine neue Form der Leibeigenschaft, die Fabrikbauern, entstehen; es war eine empörende Härte und Ungerechtigkeit, Tausende von Menschen und deren Nachkommen gleich Verbrechern zur Zwangsarbeit in den inzwischen entstandenen großen industriellen Etablissements zu verurteilen. Ein strenges Paßwesen, dessen Plackereien bis auf den heutigen Tag Millionen von Menschen eine Unsumme von Leiden zufügen, wurde eingeführt, um das Entlaufen der Unglücklichen zu erschweren. Der Rechtshistoriker Pobjedonoszew hat durch seine Studien dazu beigetragen, die Unzuträglichkeiten, die Unleidlichkeit der Zustände der sich verschärfenden Leibeigenschaft, die Willkür und Grausamkeit der Gutsherren ins rechte Licht zu setzen. In den russischen Zeitschriften der letzten Jahrzehnte wird dieser Schattenseite der historischen Entwickelung Rußlands besondere Beachtung geschenkt. Nicht ohne Behagen verweilen die Publizisten bei der

Schilderung aktenmäßig bezeugter, haarsträubender Greuel, denen erst Katharina II. einigermaßen abzuhelfen sich anschickte, ohne doch mit ihren Reformideen durchdringen zu können.

Bei solchen Verhältnissen, bei der prinzipiellen Hintansetzung der Interessen der weitaus größten Zahl der Staatsangehörigen konnte der Volkswohlstand nicht gedeihen. In zahllosen Berichten von Ausländern finden wir Äußerungen über die allgemein herrschende Armut. Indem Fletcher (zu Ende des 16. Jahrhunderts) der vielen infolge der Tyrannei verlassenen Dörfer erwähnt, bemerkt er, daß, wer von der übriggebliebenen Bevölkerung Geld habe, dasselbe vergrabe, weil es gefährlich sei, wohlhabend zu scheinen. Steuerbeamte und Räuber waren stets bei der Hand, um die Barvorräte zu gefährden. Der englische Agent nennt es eine „skythische, grobe Politik", welche das Volk plündere, in der Meinung, daß der Volkswohlstand mit dem Barte zu vergleichen sei, welcher um so stärker wachse, je mehr man ihn rasiere [1]). Auch Kotoschichin erzählt, wie jeder seine Habe zu verbergen trachte und mancher Reiche in dem schlechtesten Hause wohne, um nicht ein Opfer der Neider und Verleumder, insbesondere aber der Steuerbeamten zu werden [2]). Ähnliches berichtet Perry: man lebe am ruhigsten, wenn man für arm gehalten werde. „Sobald man dahinter kommt", schreibt Perry, „daß einer Mittel hat, so balden ist man hinter ihm her und plagt ihn solange, bis er damit herausrucket, dabei er dann allezeit seine Spendierhosen anhaben muß, will er anders nur unterweilen in Ruhe sein, wovon man im Notfall tausend Exempel vor eins anführen kann." Indem Perry erzählt, daß die Bauern ihr Geld in der Erde zu vergraben pflegten, meint er, daß auf diese Weise überhaupt viel Geld verloren gehe [3]). Ähnliches berichten Weber [4]), de-la-Vie u. a. „Die Sklaverei und Tyrannei", meint

1) Fletcher, Kap. 12. S. dort eine Reihe von zum Teil unterhaltenden Zügen über die Mittel, die Staatskasse zu füllen.

2) Kap. XII, § 9.

3) „Der jetzige Staat von Moskau", Leipzig 1717, S. 408 ff.

4) „Veränderte Rußland", I, S. 170—171.

der französische Diplomat Campredon, „hat den russischen Bauern der Fähigkeit beraubt, gut und vernünftig zu wirtschaften und auf eine Verbesserung der Lage zu sinnen“ [1]).

Auch russische Patrioten begriffen schließlich, daß eine solche fortgesetzte Mißhandlung des Volkes die Grundlagen des Staatswesens untergrabe. Die Großrussen hatten eine so rücksichtslose Ausbeutung des Volkes von den Tataren gelernt; die Anwendung dieser Grundsätze in Kleinrußland nach der Annexion dieser Provinz hatte Rebellionen, den Abfall der Ukraine für einige Zeit zur Folge, wie der Zeitgenosse dieser Vorgänge, Krishanitsch, sehr ausführlich darlegt, indem er die Gewöhnung einer solchen aberwitzigen Regierungsweise auf Iwan IV. zurückführt [2]). Bezeichnend für die Verschlimmerung der Zustände, für das sich steigernde Maß der Leiden des Volkes ist, daß der geriebene Finanzbeamte Kurbatow, welcher in aller Weise auf die Entdeckung neuer Steuerobjekte bedacht war, im Jahre 1708 dem Zaren vorstellte, wie nötig es sei bei Eintreibung der Steuerrückstände milder zu verfahren, weil sonst die Steuerkraft geschädigt werde: ein allgemeines Jammergeschrei der mit furchtbaren Foltern gepeinigten, insolventen Steuerzahler, schreibt Kurbatow, erschalle im ganzen Reiche; dem Landvolke werde oft das letzte Stück Vieh, ja sogar die elende Hütte genommen u. s. w. [3]). Nicht umsonst bemerkte der Zeitgenosse Peters, Possoschkow, welcher in allen Stücken die Interessen des Staates vertrat, daß dem Zaren nicht viel von den Leiden des Volkes bekannt werde [4]).

So nahm sich die Erbschaft aus, welche man von den Zeiten des Mongolenjochs überkommen hatte. Der Gewinn der Staatseinheit infolge des unter tatarischem Schutz emporgekommenen Moskau war nicht zu unterschätzen. Aber der

1) „Sbornik“ der Histor. Gesellschaft, Bd. XL, S. 458.

2) S. die Schriften Krishanitschs, von Bessonow herausgegeben, Bd. I, S. 280 ff.

3) Ssolowjew, Gesch. Rußlands, XVI, S. 382.

4) S. die Ausführungen in meinem Buche über „Peter den Großen“. S. 513.

Möglichkeit einer Machtsteigerung nach außen hin entsprachen in keiner Hinsicht die Bedingungen einer Wohlfahrt im Innern des Landes. Es galt, wenn anders der eigentliche Fortschritt sich in Rußland durchsetzen sollte, sich von asiatischen Grundsätzen des Verhaltens der Staatsgewalt zu den Unterthanen loszusagen. Es handelte sich nicht nur um eine politische Angliederung Rußlands an Westeuropa, sondern um eine Anteilnahme an den Prinzipien der Aufklärung und Humanität, welche, als ein Ergebnis allgemeinmenschheitlicher Kulturarbeit, später oder früher über nationale und konfessionelle Schranken hinweg auch den Russen zugute kommen sollten.

Fünftes Buch.

Rußland und Europa.

Einleitung.

Die „Wendung nach dem Westen hin“ ist, wie der hervorragende russische Historiker Ssolowjew an mehreren Stellen seines bändereichen Werkes andeutet, für die geschichtliche Entwickelung Rußlands entscheidend gewesen. Derselbe Forscher hat darauf hingewiesen, wie notwendig es war, den lange Zeit hindurch geltenden Standpunkt des „Chinesentums“ zu überwinden [1]). Nicht bloß eine politische Machtstellung gewann Rußland durch den Anschluß an Europa; auch das materielle und geistige Gedeihen im Innern hing von einer solchen Angliederung an die romanisch-germanische Welt ab. Es galt, mit den Grundsätzen des unhistorischen Orients abzurechnen, bei höher kultivierten Nationen in die Schule zu gehen, mit der Tradition des Stillstandes zu brechen. Dazu gehörte die Emanzipation von den Tataren, ein Säkularisationsprozeß im Staatsleben, d. h. ein Zurückweichen byzantinisch-theokratischen Geistes in der Politik, eine Entfaltung internationaler Beziehungen, die Fähigkeit des Vergleichens zwischen den Zuständen daheim und dem Nachahmenswerten draußen, Strebsamkeit, Lernbegier, ein Ausblick in die Zukunft. Der Orient ist nicht geneigt zu Reformen. Die Ideen des Fortschritts haben im Abendlande den geeigneten Boden gefunden. So oft in Asien historisches Leben zu dauernder Entfaltung kam, ist der Anstoß

1) Bei Ssolowjew, russisch die Ausdrücke dafür „poworot k sapadu“ und „kitaism“.

dazu von Europa ausgegangen; so die Kolonisation Sibiriens, die englische Welt in Indien, die Europäisierung Japans. Ähnlich Rußland.

Wir haben zu zeigen versucht, wie Byzanz und Tataren Rußland Jahrhunderte hindurch von einem Anschluß an den Westen abhielten. Lange Zeit währte eine hochmütige Selbstgenügsamkeit. Man haßte und verachtete das Fremde und die Fremden; man mied den Verkehr mit der nicht orthodox-griechischen Welt; eine Unsumme von Vorurteilen schied, einer chinesischen Mauer gleich, die russische Welt von dem Abendlande. Eine derartige, vererbte Antipathie war nicht leicht zu überwinden; sie gehörte in gewissem Sinne zu den Pflichten der Staatsangehörigen. Ein Beobachter zu Ende des 17. Jahrhunderts schreibt: „Wer (von den Russen) im Auslande gewesen ist, darf nichts von demjenigen loben, was er dort gesehen hat; er muß alles tadeln; sonst heißt er ein Verräter" [1]. Einen solchen Eindruck russischen Chinesentums hatte man wenige Jahre vor jener berühmten Studienreise Peters des Großen, welche Macaulay als epochemachend nicht bloß in der Geschichte Rußlands, sondern auch in der Weltgeschichte bezeichnet hat [2]. Gleichwohl irrt man, wenn man den Prozeß der Europäisierung Rußlands von der Regierung Peters datieren wollte. Der Groll der Slawophilen gegen den genialen Reformer, welcher Rußland angeblich durch die Entlehnung westeuropäischer Kulturprinzipien in falsche Bahnen gedrängt haben soll, entspricht ihrer Unkenntnis der geschichtlichen Entwickelung vor Peter [3]. Mit der größten Entschiedenheit betont Ssolowjew in der Einleitung zu seiner „Geschichte Rußlands", daß die Metamorphose Rußlands im Sinne der abendländischen Zivilisation schon ein Jahrhundert vor Peter anhebe; er zählt eine Reihe von Zügen auf, in denen die

1) Schleissing, Derer beider Czaaren in Rußland Iwan und Peter Alexewiz nebst dero Schwester ... Regimentsstab, Zittau 1694, S. 33.

2) „History of England", IX, S. 84.

3) S. meine Ausführungen in der Einleitung zu meinem Werke „Die Europäisierung Rußlands", Gotha 1888, S. 1—3.

Umwandlung Rußlands während der Regierung der ersten Romanows ihren Ausdruck gefunden habe [1]).

Es liegt ja auch in dem Wesen so gewaltiger Veränderungen, daß sie sich unabhängig von dem individuellen Wollen und Streben einzelner vollziehen. Selbst ein Genie wie Peter hat das Werk einer derartigen Wandlung weder zu beginnen gebraucht, noch abzuschließen vermocht. Vielmehr setzt sich der Prozeß der lange vor Peter eingeleiteten Europäisierung Rußlands auch heute noch fort. Die Zukunft des Landes hängt von der Ausgestaltung dieses Prozesses ab. Denselben unterbrechen oder eine entgegengesetzte Richtung einschlagen, ist einfach unmöglich. Um so wertvoller ist es, die Anfänge einer solchen „Wendung nach dem Westen“ ins Auge zu fassen, auf die Bedingungen derselben hinzuweisen.

Es kam darauf an, daß maßgebende, einflußreiche Persönlichkeiten den Gedanken faßten, daß man ausländischer Waren, abendländischer Kapazitäten für eine Ausschmückung des Lebens, für die Sicherstellung der politischen Interessen, für die Kulturpflege in dem Lande bedürfe, oder daß wenigstens solche Machthaber sich westeuropäischem Einfluß gegenüber nicht grundsätzlich ablehnend verhielten. Ähnlich wie heute noch die Ultranationalen, die chauvinistischen Slawophilen, für welche man gelegentlich auch den Ausdruck der „Njemtzophoben“ recht treffend gebraucht hat, den aufgeklärteren und bessern Patrioten gegenüberstehen, welche verständig genug sind, einzusehen, daß Rußland viel von andern Völkern lernen könne und müsse, so gab es auch vor Jahrhunderten Knownothings und „Westlinge“ (Sapadniki). Der letztere Ausdruck für solche Anhänger der Idee von den Vorzügen höherer Kulturstufen, welche man sich aneignen müsse, mag gelegentlich von den Nationalfanatikern als Scheltwort gebraucht worden sein. Er läßt sich schon vor Jahrhunderten auf einige wenige Fortschrittler anwenden,

1) S. Ssolowjew, Geschichte Rußlands (russisch), I, S. XI—XII des Vorworts. Vgl. Bernhardis Bemerkungen in dessen „Geschichte Rußlands“, II, 1, 311—312.

denen Rußland viel zu verdanken hat, und unter denen Peter der Große die erste Stelle einnimmt. Solche Männer treten indessen lange vor Peter dem Großen auf, und ihrer historischen Rolle ist die erste Gruppe der Betrachtungen dieses Abschnittes gewidmet.

Wir begegnen solchen „Westlingen“ sowohl auf dem Thron als unmittelbar neben demselben. Es sind zu nennen einige Zaren, wie Boris Godunow, Demetrius, Alexei, ferner einige Minister, wie Ordyn-Naschtschokin, Matwejew, Golizyn u. a. Daran schließen wir den Hinweis auf einige Schriftsteller, welche in allerdings erst sehr viel später veröffentlichten Werken den Gedanken einer internationalen Schule für Rußland betonten: es sind das u. a. Kotoschichin, Krishanitsch und Possoschkow. Ihre Ausführungen zeigen, daß die Frage von Volkstum und Weltbürgertum in gewisser Weise auch in den weiteren Kreisen der russischen Gesellschaft während des 17. Jahrhunderts aufgeworfen und erörtert wurde.

Es gilt ferner, die Veränderungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik Rußlands anzudeuten [1]). Wollte man der Gefahr begegnen, von den unmittelbaren Nachbarn: den Schweden, Polen, Tataren und Türken überholt zu werden, so mußte man auf eine Kriegsbereitschaft im Sinne der Westeuropäer bedacht sein. Eine Umwandlung der asiatischen Armee in eine europäische schloß sehr folgenreiche Anregungen allgemeiner Art in sich. Damit hing die Berufung einer großen Anzahl von Ausländern zusammen, welche über das Gebiet des Kriegswesens hinaus als Lehrmeister aufzutreten vermochten. Bei der Gründung einer Flotte konnte man nicht anders als sogleich nach europäischen Mustern verfahren, und auch hier gab es mannigfaltige Berührungspunkte mit dem Westen.

Die von der Regierung berufenen Offiziere und Seeleute, Techniker und Ärzte, Künstler und Gelehrten mußten zu den

1) Auf die Geschichte der auswärtigen Politik Rußlands vor Peter und zu seiner Zeit gedenken wir im zweiten Bande bei Gelegenheit der Vorgänge von 1725 ff. zurückzukommen.

höheren Klassen der russischen Gesellschaft in die mannigfaltigsten Beziehungen treten. Sich ihrem Einfluß entziehen, erschien unmöglich. Mochte man sich auch manchem Ausländischen gegenüber ablehnend verhalten, so hatte denn doch manche Importware viel Verlockendes. Die intelligenteren Elemente des Publikums nahmen den Zauber einer höhern Kultur wahr, genossen den Komfort europäischer Lebenshaltung, naschten gern von den Früchten abendländischer Kunst, Wissenschaft und Litteratur. Selbst der Wunsch, durch eigene Anschauung den Westen kennen zu lernen, trat bei einigen Strebsameren hervor. Es gab Studienreisen mit bedeutenden Erfolgen. Manche Russen hörten damit auf, eigentliche Russen in früherem Sinne zu sein.

Aber die Masse des Volks war nicht geneigt, an solchen Bestrebungen teilzunehmen. Sie setzte den Ideen der Regierung, den Fortschrittsexperimenten der Bessersituierten ein zähes Festhalten am Hergebrachten entgegen. Wie ein Bleigewicht heftete sie sich an die Sohlen der in der Richtung nach dem Westen sich Bewegenden. Der Zusammenhang national-konservativer Anschauungen mit byzantinisch-kirchlicher Unduldsamkeit stieß mit der Aufklärung der maßgebenden Kreise zusammen. Da mußte es denn zu Konflikten zwischen der den Fortschritt repräsentierenden Regierung und der Reaktion im Volke kommen. In wiederholten Pöbelaufständen taucht immer wieder der Gedanke einer gewaltsamen Beseitigung aller Ausländer auf. Es sind Erscheinungen, wie sie uns bis auf die neueste Zeit häufig in China begegnen. Gegenüber solchen Hemmungen in exklusiv-nationalem Sinne bedarf man vonseiten der Regierung der elementaren Gewalt eines Diktators, als welcher Peter der Große auftritt. Der Charakteristik seiner historischen Rolle ist der Schluß dieser Ausführungen, einer Einleitung in die neuere Geschichte Rußlands, gewidmet.

I. „Westlinge“ vor Peter I.

1. Fürsten.

Ohne eigentlich dem Westen gegenüber sich besonders entgegenkommend zu verhalten, hatten doch einige der Herrscher aus dem Hause Rurik schon im 16. Jahrhundert das Bedürfnis empfunden, in manchen Stücken die Mitarbeit der Ausländer in Anspruch zu nehmen. In dieser Richtung weist u. a. die Regierung Iwans III. manches Beachtenswerte auf. Die Verheiratung des Großfürsten mit der griechischen Prinzessin Zoë bot mancherlei Anregungen dar. Von den Griechen und Italienern, welche in dieser Zeit nach Rußland kamen, konnte man viel lernen. Ein vornehmer Russe, Berssenj, hat wohl an den gelehrten Griechen Maxim die Frage gerichtet, wie wohl der Großfürst sein Regiment einrichten sollte. Wir begegnen Griechen und Italienern in russischen Diensten. Ein griechischer Diplomat, Trachaniot, sollte (1489) eine Heirat der Tochter Iwans III. mit dem römischen Könige Maximilian vermitteln, wobei man indessen erfuhr, daß derselbe bereits verheiratet war. Die Berührung Rußlands mit Italien bewirkte die Berufung italienischer Maler und Architekten nach Rußland; zu diesem Zwecke erschienen sowohl 1493 als 1499 russische diplomatische Agenten in Venedig. Es kam ein ausgezeichneter Techniker, Aristoteles Fioravanti, nach Moskau, wo er u. a. einen Palast und die Erzengel-Kathedrale erbaute; andere Italiener stellten jenen berühmten Audienzsaal im Kreml her, die „Granowitaja Palata“ (etwa mit „Facettensaal“ zu übersetzen), welchen wir in den Werken Olearius', Meyerbergs

u. a. abgebildet erblicken. Der Unterhändler, welcher mehrmals in russischem Auftrage während der Regierung Iwans III. in Italien erscheint und in den russischen Geschichtsquellen den russisch-klingenden Namen Iwan Frjasin führt, ist, wie neuerdings nachgewiesen wurde, ein Italiener, Gianbattista della Volpe, welcher, aus Vicenza gebürtig, 1469 nach Moskau gekommen und dort als Leiter des Münzhofs thätig war [1]). Wie gefährlich es sein konnte, in jener Zeit nach Rußland zu kommen, zeigt das Schicksal eines italienischen Diplomaten Trevisan, welcher, über Moskau nach der „Goldenen Horde" reisend, in der russischen Hauptstadt festgehalten und ins Gefängnis geworfen wurde, oder dasjenige eines griechischen Arztes Leo, welcher, nachdem er den Sohn des Großfürsten von schwerer Krankheit nicht hatte heilen können, hingerichtet wurde [2]). Es sind Vorkommnisse, wie sie im Sudan gelegentlich mit Europäern sich zutragen. Aber es gab denn doch schon damals Berührungspunkte mit dem Westen. Der aus Bologna stammende Fioravanti, ein vielseitiges Genie in der Art eines Lionardo da Vinci, hatte zu gleicher Zeit einen Ruf nach Moskau und nach Konstantinopel. Er zog den Aufenthalt in Rußland demjenigen in der Türkei vor. Der Kreml weist auch heute noch die Spuren der Thätigkeit dieses Baumeisters, sowie anderer Italiener, der Solari, Debossi u. a. auf. Es stellt sich da eine eigentümliche Verquickung des byzantinischen Stils mit der Renaissance dar [3]). Als Ingenieure, Glockengießer, Hüttenmeister, Goldarbeiter kamen damals Italiener nach Rußland. Im Jahre 1482 bat Iwan III. den König Matthias Corvinus von Ungarn, ihm sachkundige Bergleute zuzuschicken, sowohl um Erze zu suchen, als auch aus den Erzen Metalle herzustellen. „Wir haben Gold und Silber, aber wir verstehen nicht, es zu gewinnen", lautete das Eingeständnis der Regierung. Fioravanti hat in Moskau Kanonen gegossen. Sein

1) S. Pierling, La Russie et l'Orient, Paris 1891, S. 26.
2) S. Richter, Gesch. der Medizin in Rußland, I, S. 232—234.
3) S. Pierling, La Russie et l'Orient, S. 131.

Atelier stand an dem Spasskij-Thore. Als Iwan den Feldzug nach Twer unternahm (1485), leitete der Italiener das ganze Artilleriewesen. In Moskau lehrte er das Ziegelstreichen und -Brennen und das Bereiten von Kitt; er zeigte die Vorteile der Anwendung von Maschinen; bei Gelegenheit der Belagerung von Nowgorod schlug er eine Floßbrücke. Auch an Friedrich III. hat sich Iwan III. mit der Bitte gewandt, er solle Leute senden, welche des Bergwesens und der Metallgewinnung kundig wären. Als der österreichische Tourist Niklas Poppel, welcher 1486 nach Rußland kam, zurückreiste, begleiteten ihn russische Gesandte, welche u. a. den Auftrag hatten, einen Erzkundigen, einen Metallurgen, einen Militäringenieur, einen Artilleristen, einen Baumeister und einen Silberarbeiter mitzubringen.

Der Sohn Iwans, Wassilij, war in zweiter Ehe mit einer Litauerin, der Helene Glinskij, vermählt. Der Großfürst hat — und dieses läßt auf einen gewissen Einfluß der Ausländerin schließen — ihr zuliebe seinen Bart, das Zeichen russischer Volkstümlichkeit, geopfert. Seine Regierung ist die Zeit der geographischen Entdeckung Rußlands durch Giovio, Fabri und Herberstein, die Zeit der Anknüpfung von Beziehungen zwischen Rom und Moskau, und zwischen Moskau und Österreich. Aus Österreich kamen Geschützmeister, welche u. a. im Kampfe gegen die Tataren dem Staate große Dienste leisteten. Als die Tataren im Jahre 1521 ihren gewaltigen Verheerungszug bis vor die Mauern Moskaus unternahmen, war es in Rjasan der Artillerist Jordan von Hall im Innthale, welcher die Stadt rettete; seine wohlgezielten Schüsse verbreiteten Schrecken unter den Tataren. In Moskau zeichnete sich ein anderer Ingenieur, Meister Niklas von Speier, aus. Wie die russischen Fürsten das geistige Kapital, solche ausländische Meister, zu schätzen wußten, zeigt folgender Vorfall. Als einst bei einem Feldzuge nach Kasan ein ausländischer Artillerist auf Belohnung Anspruch zu haben glaubte, weil er nicht bloß sich, sondern auch sein Geschütz gerettet hatte, ließ ihn der Großfürst mit harten Worten an, weil er nicht besser auf seine persönliche

Sicherheit bedacht gewesen sei; denn ihm, dem Großfürsten, sei der Verlust des Geschützes gleichgültig, wenn es ihm nur nicht an Leuten fehle, die es zu gießen und damit umzugehen verständen [1]).

Von einer persönlichen Hinneigung zum Westen konnte bei einem Fürsten, wie Iwan IV., keine Rede sein. Man darf im Gegenteil, wie oben gezeigt worden ist, seine Regierung in gewissem Sinn als den Höhepunkt der Tatarisierung Rußlands ansehen. Gleichwohl geschah in dieser Zeit mancherlei, um Rußlands Beziehungen zu Europa lebhafter zu gestalten. Es trugen dazu bei: die Feldzüge in Livland, die Kriege mit Polen, insbesondere aber das Erscheinen der Engländer in Rußland. Die Sendung des Hans Schlitte nach Deutschland, um dort Techniker, Ärzte, Militärs u. s. w. für Rußland anzuwerben, eine Episode, deren wir in einem früheren Abschnitt gedacht haben [2]), geschah zu einer Zeit (1547), da der siebenzehnjährige Iwan wohl schwerlich einen Anteil an den Geschäften hatte. Sie zeugt also denn doch wohl von einem allgemeinen Bedürfnis, Hilfskräfte für die Entwickelung Rußlands von auswärts zu erwerben. Ob, wie man wohl gemeint hat, das Streben, Livland zu erobern und an der Ostsee festen Fuß zu fassen, des Zaren persönlicher Initiative, einer Überzeugung entsprach, daß der Westen wichtiger sei als der Osten, muß dahingestellt bleiben. Es ist vielfach erzählt worden, daß der Gedanke der Gründung einer Seemacht den Zaren beschäftigt habe. Er scheint, wie nach ihm Peter der Große, die Berufung von englischen Schiffsbauern in Aussicht genommen zu haben [3]). Man darf annehmen, daß der persönliche Verkehr mit Ausländern den Gesichtskreis des Herrschers werde erweitert haben. Wir erwähnten bereits seiner Disputationen über theologische Fragen mit Protestanten und Katholiken. Er

1) S. Herberstein, Ausgabe von 1549, Fol. VII.

2) S. oben S. 60.

3) S. die Hinweise auf verschiedene Quellen bei Bestushew-Rjumin, Russische Geschichte, Bd. II, 1. Hälfte, S. 246.

war ein Gönner der Engländer. Er gedachte eine Engländerin zu heiraten und beauftragte einen Gesandten, über diesen Gegenstand in London zu verhandeln. Der Arzt Elisäus Bomelius soll ihm den Gedanken gegeben haben, im Fall einer Rebellion in Rußland die Königin Elisabeth um ein Asyl in England zu bitten. Seine Nichte verheiratete er mit dem Herzoge Magnus von Holstein. Aber wir haben nicht den Eindruck, daß irgendein Reformprogramm im Sinne westeuropäischer Kultur unter dieser Regierung möglich gewesen wäre.

In gewissem Sinne war nicht sowohl der Sohn Iwans IV., Feodor, als der Bojar Boris Godunow der Nachfolger des Zaren. Körperliche Schwäche und geistige Nullität hinderten den letzten Vertreter des Geschlechts Rurik auf dem russischen Throne, an den Geschäften irgendwie persönlichen Anteil zu nehmen. An Boris' hervorragenden Anlagen ist nicht zu zweifeln. Er war tatarischen Ursprungs, hatte als Zar (1598 bis 1605) die ärgsten Greuel auf dem Gewissen, indem er in echt orientalischer Weise seine Gegner, die Bojaren, mit Strafen, Hinrichtungen, Einsperrung und Verbannung verfolgte. Aber man darf ihn als den ersten „Sapadnik" — „Westling" auf dem Throne bezeichnen. Er wußte die Vorzüge der abendländischen Kultur zu schätzen. Schon die unregelmäßige Art seiner Thronbesteigung — er war der Schwager des Zaren Feodor — nötigte ihn zu einer Art Liberalismus, indem er u. a. die Armen zu unterstützen versprach und die in russischen Diensten befindlichen Balten reich beschenkte. Nie zuvor hatten Ausländer in Rußland solche Ehren und Privilegien genossen. Er umgab sich mit einer aus Fremden bestehenden Leibwache und wußte die militärische Tüchtigkeit eines Margeret, eines Knutsen u. a. zu schätzen. Er nahm viele Livländer in seinen Dienst, umgab sich gern mit ausländischen, vornehmlich englischen Ärzten, deren Konversation, wie schon früher einmal gelegentlich erwähnt worden ist [1]), er viel Belehrung verdankte. Bei den Russen, etwa bei dem Patriarchen Hiob oder dem

1) S. Seite 34.

Bojaren Bjelski erregte der Zar durch seine Vorliebe für die Ausländer Anstoß. Aber er ließ sich durch eine solche von den Grundsätzen der nationalen Unduldsamkeit eingegebene Opposition nicht beirren. Seinen Sohn Feodor und seine Tochter Xenia ließ er durch ausländische Lehrer unterrichten. Während seiner Regierung wurde eine Anzahl junger Russen ins Ausland zur Ausbildung geschickt: fünf nach Lübeck, sechs nach Frankreich, vier nach England. Es waren Maßregeln, welche an die große Reformthätigkeit Peters, ein Jahrhundert nach Godunow, erinnern. Boris gedachte Schulen und Universitäten zu gründen und sandte im Jahre 1600 einen Ausländer, Johann Cramer, nach Deutschland, um Professoren zu berufen. Diese Kulturbestrebungen des Zaren Boris erregten im Westen damals ähnliches Aufsehen, wie die Entwürfe Peters ums Jahr 1700. Ein Professor des Rechts, Tobias Lontzius, richtete an Boris ein Schreiben, in welchem er ihn als Vater des Vaterlandes pries, als einen ruhmreichen und aufgeklärten Fürsten, welcher von der Vorsehung zur Ausführung eines großen Werkes erkoren sei; Lontzius sprach den Wunsch aus, daß Gott das ganze russische Volk erleuchten und das Land nach dem Vorgange der Kulturländer des Altertums, Ägyptens, Griechenlands, Roms, nicht bloß zu einem mächtigen, sondern auch zu einem durch Kunst und Wissenschaft veredelten Reiche machen möge. Ein Königsberger Gelehrter verglich damals den Zaren Boris mit Numa Pompilius. Auch der Wunsch des Zaren, seine Tochter mit einem ausländischen Prinzen zu verheiraten, zeugt von den Sympathieen Boris' für den Westen. Zuerst war von dem Sohne Erichs XIV. von Schweden, dem Prinzen Gustav, die Rede; dann kam der dänische Prinz Johann als Bräutigam der Xenia nach Rußland. Beide starben hier, ohne daß es zum Abschluß eines Ehebündnisses gekommen wäre [1]).

1) Gustavs Grab in Kaschin sah Jakob de la Gardie einige Jahre später, wie Petrejus erzählt. Es ist wohl ohne Grund erzählt und geglaubt worden, daß Boris den Tod Johanns veranlaßt habe. Zwjetajew hat genauere Angaben über diese Episode mitgeteilt. S. sein Buch „Der Protestantismus in Rußland", Moskau 1890, S. 434—445.

Dem Zaren Boris folgte Demetrius auf dem Throne. Das Quellenmaterial reicht nicht aus, um die Persönlichkeit des Prätendenten festzustellen. Wenn etwa die Regierung ihn damals wie später mit einem entlaufenen Mönche Grischka Otrepjew identifizierte, so ist dieses von gründlichen Kennern dieser Frage, wie Ikonnikow und Kostomarow, widerlegt und als offizielle Lüge dargestellt worden [1]). Daß Demetrius sich selbst für echt, d. h. für den Sohn Iwans IV., gehalten habe, ist nicht unmöglich. Wer im Grunde die Kandidatur des Demetrius auf den Thron befürwortet hatte, ist nicht bestimmt zu sagen. Es liegt nahe, darin eine Intrigue der Gegner des Zaren Boris zu erblicken. Sicher ist, daß Demetrius, jahrelang in Polen weilend, als Quasi-Ausländer nach Rußland kam, unter dem Einflusse polnischer Sitten und Anschauungen den Thron bestieg und hier ganz Neues, Unerhörtes in Szene zu setzen sich anschickte. Eine ausgeprägte Individualität, von hoher geistiger Begabung, im Gegensatze zu seinen Vorgängern frei von Argwohn und Mißtrauen, ohne Ursache auf seinen guten Stern vertrauend, leichtlebig und genußfähig, unternehmend und beweglich, durchbrach Demetrius in allen Stücken die in Rußland herrschende Tradition; in Tracht, Sitte und in dem bei Hofe eingeführten Zeremoniell war er ein Schüler Polens; auch in seiner Sprache fiel er durch Polonismen auf; er gestattete einer Anzahl von Ausländern den Eintritt nach Rußland. Ein Pole schreibt in dieser Zeit: „Jahrhundertelang war es sogar den Vögeln schwer, in das moskowitische Reich zu gelangen; jetzt kommen nicht bloß viele Kaufleute, sondern auch Schenkwirte u. a. nach Rußland." Keiner der Vorgänger Demetrius' war konfessionell so weitherzig und duldsam gewesen wie er. Mit den Jesuiten hatte er in Polen verkehrt, und in ihrer Gesellschaft verblieb er auch nach seiner Thronbesteigung; sein Geheimschreiber war ein

1) Die Untersuchung Kostomarows erschien 1864, diejenige Ikonnikows 1865. Beide zeugen von Scharfsinn und Kritik. Etwas später hat Kasanskij an der Identität von Otrepjew und Demetrius mit schwachen Gründen festhalten wollen.

Anhänger der reformierten Kirche. Er dachte nicht daran, seine Gemahlin Maria dem griechischen Glauben zuzuführen. Die Russen nahmen Anstoß daran, daß während des Gottesdienstes in der orthodox-griechischen Kirche draußen die polnischen Musikanten ihre weltlichen Weisen spielten; des Demetrius' Ansichten über Religion zeugen von demselbem Freisinn, wie Peter der Große gelegentlich einen solchen kundzugeben pflegte [1]). Seine Verschwendung und Freigebigkeit erinnern an dasjenige, was er in Polen gesehen hatte. Die reichen Schätze, welche Iwan IV. vornehmlich durch Konfiskation angesammelt hatte, wurden in Anspruch genommen. Es kamen freihändlerische Grundsätze zur Geltung; der Zar gedachte, den Mißbräuchen bei der Rechtspflege ein Ziel zu setzen und die Bestechlichkeit der Richter zu beseitigen. Nicht bloß Demetrius erschien oft in polnischer Tracht, auch sein Genosse Basmanow zeigte sich einst in Husarenkleidung; bei Tische gab es Tafelmusik; das Verbot des Kalbfleischessens wurde verletzt; der junge Zar ergötzte sich an der Bärenjagd, wobei er eine ungewöhnliche Kühnheit an den Tag legte; er ordnete militärische Manöver an, um die Kriegstüchtigkeit der Russen zu erproben, da er den Türken den Krieg zu erklären und Asow zu erobern gedachte. Zug für Zug erinnerte diese Unternehmungslust an die Haltung Peters des Großen in den neunziger Jahren desselben Jahrhunderts. Demetrius machte aus seiner Bewunderung des französischen Königs Heinrichs IV. kein Hehl. Bald sah man ihn wilde Pferde zähmen, bald neue Geschütze eigenhändig abfeuern; er setzte die Russen durch artilleristische Kenntnisse in Erstaunen. Ähnliches ist Peter dem Großen von den Konservativen verdacht worden. Eine Durchbrechung der Tradition von der steifen orientalischen Grandezza früherer Zaren galt für einen Frevel. Das Schauspiel der Krönung des neuvermählten Paares erregte Aufsehen durch manche neue Formen der Feierlichkeit. Insbesondere die Geistlichkeit murrte, da u. a. von

1) S. das Nähere in der trefflichen Monographie Kostomarows über Demetrius, in seinen Schriften, IV, S. 251.

einer bevorstehenden Einziehung der geistlichen Güter die Rede war. Den Anhängern des Alten mißfiel es, wenn Demetrius große Unternehmungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik in Aussicht stellte, wenn er Maskenbälle bei Hofe veranstaltete, wenn er den Großen ihre Unwissenheit vorwarf und ihnen den Rat gab, Studienreisen nach Westeuropa zu machen. Ein Parvenu, ein Dilettant auf dem Throne, zeigte sich Demetrius seiner Aufgabe nicht gewachsen; seine Vertrauensseligkeit hat zu seinem Sturze beigetragen; er wollte trotz mancher drohender Anzeichen nicht an die Gefahr und die Ränke seiner Gegner glauben. Es erfolgte der Sturz des jungen Herrschers, welcher zu den sympathischesten Persönlichkeiten auf dem russischen Throne zählt, an glücklichem Temperament, Kenntnissen und Fähigkeiten die Russen jener Zeit turmhoch überragte und ein besserer Patriot war als Iwan IV., Boris oder Wassilij Schuiskij. Wie ein frischer Luftzug, wie ein deutliches Zeichen einer später oder früher notwendig zu erwartenden Reformepoche erscheint die episodische Herrschaft des liebenswürdigen Abenteurers.

Es erfolgte nicht bloß die Katastrophe des jungen Zaren und der Personen seiner Umgebung; eine Art sizilianischer Vesper, die Tötung einer großen Anzahl von Polen, leitete eine Periode nationaler Reaktion gegen das Ausländertum ein. Wassilij entließ die Ausländer und behielt am Hofe nur einen ausländischen Arzt. Im Gegensatze zu der Fröhlichkeit und Weltlichkeit des Treibens im Kreml während der Regierung des Demetrius herrschte dort Grabesstille. Die Polen sagten wohl von der Hofhaltung Wassilijs, sie nehme sich wie eine permanente Leichenbestattung aus. Dazu kamen die Stürme und Zwischenfälle des Bürger- und Sklavenkrieges, das Auftreten neuer falscher Prätendenten und die erneute Invasion der Polen in der Zeit der Kandidatur des Sohnes Sigismunds, Wladislaws, auf den russischen Thron.

Von zwei Seiten drohte in den Jahren des Interregnums dem Bestande des russischen Staates die äußerste Gefahr: er konnte zu einer polnischen Provinz herabsinken oder ein Opfer

der Anarchie im Innern werden. Sicher wäre, wenn der polnische Prätendent den russischen Thron bestiegen hätte, eine Periode starken westeuropäischen Einflusses hereingebrochen; aber die Selbständigkeit des Landes stand dabei auf dem Spiele. Hätten die Kosakenscharen, welche damals das ganze Gebiet durchstreiften und heillose Verwüstung anrichteten, die Oberhand behalten: es wäre umgekehrt das asiatische, kulturfeindliche Element der ferneren Entwickelung hinderlich geworden. Da geschah es aber, daß der Mittelstand, so spärlich er auch vorhanden war, die Bevölkerung der Städte im Nordosten, die Fahne national-kirchlicher Selbständigkeit und geordneter sozialer und politischer Organisation hochhielt, sich zu einer gemeinsamen Aktion gegen die Polen einerseits und die Anarchisten anderseits vereinigte. Man ist erstaunt, dem Volke, den besten Elementen des vor kurzem noch von Iwan IV. so arg gemißhandelten und sich willenlos vor der Tyrannei beugenden Volkes, in einer heroischen Haltung auf dem Schauplatze zu begegnen. Es zeigt sich plötzlich und unvermittelt, wessen diese gesunden Elemente in der russischen Gesellschaft fähig waren, was man von ihnen bei einer politischen Entwickelung erwarten durfte. Dieselben geknechteten Massen, welche bei dem im 16. und 17. Jahrhundert herrschenden, verrotteten, auto- und bureaukratischen System nur dann zur Perzeption gelangen, wenn es gilt, bei allzu schlimmer Mißhandlung den Schmerzensschrei in Kollektivpetitionen an den Zaren gelangen zu lassen, treten patriotisch handelnd, in einer erfolgreichen diplomatischen und militärischen Aktion auf. Die Diktatur Minins und Posharskijs hat Rußland in der Zeit gerettet, da es keinen Zaren gab. Minin, ein Fleischer aus Nishnij-Nowgorod, und der Fürst Posharskij, ein Edelmann in bescheidener, fast mittelloser Stellung, haben den Kampf gegen die Invasion der Polen und gegen die Hochflut der Kosaken bestanden, ausgefochten und einer neuen Dynastie, den Romanows, den Weg zum Throne geebnet. War einerseits das Betonen des Volkstums und der Kirche in dieser Zeit der äußersten Gefahr zugleich ein Protest gegen die Einmischung Europas in die russischen Angelegenheiten, so konnte

anderseits der Sieg der munizipalen Elemente über entlaufene Bauern, das Übergewicht einer sozialen Ordnung über die nomadischen Instinkte eines ungegliederten Pöbels als eine Bedingung weiterer von höheren Kulturstufen zu erwartender Anregungen gelten.

Die Umstände, unter denen die Romanows auf den Thron gelangten, stellten eine nationale Reaktion gegen das Ausländertum in Aussicht. Von dem ersten Zaren dieses Hauses, Michail, ist sehr wenig bekannt geworden. Sein Name ist die Überschrift eines Kapitels, welches ungeschrieben bleibt, weil wir keine Quellen haben. Man darf auf eine unbedeutende Persönlichkeit schließen. Der blutjunge, gänzlich unerfahrene Zar, welcher sicher keine irgend nennenswerte Bildung erworben hatte, ist vielleicht um dieser negativen Vorzüge willen von den Bojaren auf den Thron erhoben worden. Es gab eine Zeit lang eine Bojarenherrschaft. Schattenhaft, ausdruckslos, inhaltleer erscheint er neben anderen Persönlichkeiten dieser Zeit, ein „roi fainéant“ neben dem Quasimajordomus Philaret, welcher als Patriarch und Vater des Zaren bestimmend wirkt, regiert. Nicht sowohl Michail als vielmehr sein Vater sollte Stellung zu der Frage nehmen, inwieweit man in Rußland in dieser Zeit sich dem Kultureinflusse des Westens aussetzen mochte.

In der Zeit des Interregnums war es den Ausländern in Rußland schlecht gegangen. Seit den Zeiten Iwans IV. hatte ein großer Teil von ihnen in einer besonderen Vorstadt Moskaus, der sogenannten „deutschen Sloboda“, gewohnt. In den Kämpfen zwischen Polen und Russen ging dieser Flecken, die Residenz des Ausländertums, zugrunde. Auch bei der Wahl des Zaren Michail (1613) standen nationale Gesichtspunkte im Vordergrunde. Statt eines polnischen oder schwedischen Prinzen oder eines österreichischen Erzherzogs — es ist auch von einem solchen Kandidaten die Rede gewesen —, wollte man einen echt russischen Zaren. Ein Manifest, welches dem Volke von der stattgehabten Wahl berichtet, äußert Entrüstung und Verachtung gegen alle Lateiner und die ruchlosen lutherischen Glaubens-

meinungen, vor denen die griechische Kirche habe gerettet werden müssen [1]). Auch auf die Verwertung militärischer Kapazitäten aus dem Auslande glaubte man in der Zeit der nationalen Erhebung verzichten zu müssen. Als im Jahre 1612 mehrere ausländische Offiziere in russische Dienste zu treten wünschten, antwortete der Fürst Posharskij im Namen der provisorischen Regierung: man hoffe, ohne besoldete fremde Krieger auskommen zu können, die Russen dienten ihrem Vaterlande ohne Lohn u. s. w. [2]).

Erst nachdem unter den ersten Romanows wieder geordnete Zustände eintraten, nahm die Einwanderung von Westeuropäern von neuem einen Aufschwung. In kompakten Massen erschienen Engländer, Schotten, Holländer, Deutsche, auch Franzosen. Sie waren Ärzte, Geistliche, Militärs, Kaufleute, Fabrikanten u. s. w. Der Patriarch Philaret, welcher längere Zeit im Auslande, in polnischer Gefangenschaft, geweilt hatte, wußte die westeuropäische Kultur zu schätzen. Wir haben bereits oben bemerkt [3]), daß er daran dachte, seinen Sohn, den jungen Zaren, mit einer dänischen Prinzessin zu verheiraten. Für den Kampf mit Polen, zu welchem man jeden Augenblick gerüstet sein mußte, bedurfte man der Ausländer. Verzichtete man auf die Mitarbeit der letzteren, so stand die Existenz Rußlands auf dem Spiele. Es gab also gar keine Wahl, keine Alternative. Die Notlage beseitigte die Grundsätze des Chinesentums.

Zu Anfang des Jahres 1631 wurde ein in russischen Diensten stehender Ausländer, der Oberst Alexander Lesley, zur Anwerbung von Offizieren und Soldaten und zum Ankaufe von allerlei Kriegsbedarf ins Ausland abgesandt. Seine Instruktion lautete, er solle nicht weniger als 5000 Personen zum Eintritt in russische Dienste veranlassen, sich deshalb nach Schweden, Dänemark, England und Holland begeben und außerdem deutsche

1) Sammlung von Staatsurkunden und Verträgen (russisch, in Folio), Bd. III, Nr. 1.

2) S. die Einleitung in die russische Ausgabe der Schrift Margerets von Ustrjalow, St. Petersburg 1830, S. XVII.

3) S. Seite 313.

Meister, Stückgießer, Schmiede, Drechsler, Radmacher u. s. w. mitbringen. Einen ähnlichen Auftrag inbetreff der Anwerbung ausländischer Söldner erhielt eben damals der aus Holstein gebürtige Heinrich von Dammen, welcher sich ebenfalls in russischen Diensten befand [1]). Man sieht, daß selbst die Regierung des ersten Zaren aus dem Hause Romanow keineswegs sich den Ausländern gegenüber feindlich verhielt. Man hatte wohl den Versuch gemacht, für das russische Heer Glaubensgenossen, Griechen, Serben und Walachen kommen zu lassen; aber sehr bald schon hatte man eingesehen, daß die besseren Offiziere nur aus Westeuropa bezogen werden konnten. Sie traten als Lehrmeister der Russen auf, mochte es auch den letzteren hart ankommen, sich den Anordnungen der Fremden zu fügen. Olearius bemerkt, daß schon im Jahre 1632 die Russen auf deutsche Art exerzierten. Es kamen während der Regierung Michails eine Menge Obersten, Kapitäne, Rittmeister, Lieutenants, Fähnriche und Korporale. Die Zahl derselben stieg noch während der Regierung Alexeis. Sowohl die Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, wodurch viele militärische Kräfte verfügbar wurden, als auch die englische Revolution, welche insbesondere viele Schotten zur Auswanderung veranlaßte, erleichterte die Anwerbung solcher Söldner. Merkwürdig sind die Unterhandlungen, welche im Jahre 1659 mit einem hochangesehenen Engländer, Charles Erhart, gepflogen wurden. Dieser „Gouverneur von Oxford und Chef der Kavallerie" erbot sich, unter folgenden Bedingungen in russische Dienste zu treten: er verlangte den Titel eines Generalissimus und das Recht der Gerichtsbarkeit und der Beförderung über alle Truppen. Der Zar wollte ihm diese Rechte nur in etwas beschränktem Maße verleihen. Der Vertrag kam nicht zustande [2]). Dagegen kamen andere, wie der Schotte Patrick

1) Ssolowjew, Gesch. Rußlands, IX, S. 387 nach den Akten des Moskauer Archivs. Dort finden sich auch zahlreiche statistische Daten über die Zahl der in verschiedenen Regimentern dienenden Ausländer.

2) Ustrjalow, Geschichte Peters des Großen, I, S. 182.

Gordon und der Schweizer Lefort, deren historische Rolle genugsam bekannt ist [1]).

So machen denn die ersten Zaren Michail und Alexei in keiner Weise den Eindruck von Knownothings. Nicht nur daß man die Ausländer heranzuziehen suchte, man hielt sie auch mit allen Mitteln in Rußland fest. Dieser orientalisch-despotische Zug ist traditionell. Als Aristoteles Fioravanti wegreisen wollte und nicht durfte und trotzdem darauf bestand, seinen Abschied zu erhalten, verlor er sein Vermögen und mußte ins Gefängnis wandern. Der Theolog Maxim „der Grieche" flehte wiederholt vergebens um seine Entlassung aus Rußland. Der Arzt Theophil, welcher 1533 den Großfürsten Wassilij behandelt hatte, sollte auf Bitten seines Landesherrn, Albrechts von Brandenburg, in seine Heimat zurückkehren. Man verschleppte die Entlassung, so lange man konnte. Der Grieche Marco, ein Arzt, wurde vom Sultan reklamiert. Man verweigerte seine Entlassung. Auf die Bemerkung, seine Frau und seine Kinder seien in Konstantinopel, hieß es, sie könnten nach Rußland kommen [2]). Es galt der Grundsatz, daß, wer einmal in russische Dienste getreten war, sich für sein ganzes Leben gebunden hatte. Als Margeret das Land verließ, schrieb er, er sei der erste, welcher seinen Abschied habe erhalten können; sonst werde niemand entlassen [3]). In Rußland befand sich der Engländer Aston, um dessen Entlassung der englische Gesandte Merick vergeblich bat. Umsonst stellte der letztere vor, der Sohn Astons werde statt des Vaters dienen; umsonst bat er, man solle wenigstens der Gattin Astons die Rückkehr in die Heimat nicht verweigern; die Regierung machte keinerlei Konzessionen [4]). Als Gordon wiederholt um seine Verabschiedung bat, gab es eine Reihe von Zwischenfällen. Man bedurfte seiner zu den Feldzügen gegen die Türken in Kleinrußland. Es war umsonst, daß der König Jakob II. sich für

1) S. mein Buch über „Peter den Großen", S. 99 ff.
2) Karamsin, VII, S. 209.
3) Margeret, Estat de l'Empire de Russie, S. 38.
4) Ssolowjew, Gesch. Rußlands, IX, S. 119.

ihn verwandte, indem er vorgab, der Dienste Gordons in England zu bedürfen; es war umsonst, daß die englische Regierung Gordon zum englischen Gesandten in Rußland ernannte, um ihn auf diese Weise unter den Schutz des Völkerrechts zu stellen und ihn aus russischen Diensten zu befreien. Die russische Regierung erklärte unverfroren, man könne Gordons Dienste nicht entbehren, da man den Feldzug in die Krim vorbereite. Er wurde sogar zur Strafe für seine Halsstarrigkeit auf kurze Zeit zum Fähnrich degradiert. Man drohte ihm mit Verbannung und Sibirien. Seine Urlaubsreise nach England durfte er nicht anders antreten, als indem er seine Familie gewissermaßen als Bürgschaft für seine Rückkehr in Rußland zurückließ [1]). Die Generale Dalyel und Drummond erhielten nach langem Bitten ihre Entlassung, waren aber noch im letzten Augenblick in Gefahr, verhaftet zu werden, und ihre Abreise war eine Art Flucht [2]). Wegen eines Engländers Calthoffe, welcher in Rußland lebte, schrieb Karl II. mehrmals an den Zaren Alexei, ohne seine Entlassung durchsetzen zu können [3]). Kilburger, ein Schwede, bemerkt in seiner Schrift „Kurzer Unterricht vom russischen Handel": „Ausländische Künstler schreckt man ab, ins Land zu kommen, indem man sie hernach durch Zwang bei sich behält" [4]). Als einst der Zar Bergleute und Handwerker berufen wollte (1672), da weigerten sich in Deutschland manche, nach Rußland zu reisen, und wiesen darauf hin, daß man einen Dachziegelmeister und einen Bohrarbeiter nicht entlassen, ja dem letzteren sogar mit Knute und Sibirien gedroht habe [5]). Solche Fälle wiederholten sich bis zum Ende des Jahrhunderts. Korb erzählt, wie im Jahre 1699 ein Kurländer, welcher Lieutenant war, vergeblich um seine Entlassung gebeten hatte und sich verbarg; da er aber die

1) Gordons Tagebuch, I, 291. 292. 298; II, 84. 159.

2) Gordons Tagebuch, II, S. 356.

3) Ebenda S. 396. S. auch Carlisle, Relation de trois ambassades, S. 368—369.

4) Büschings Magazin, III, S. 249.

5) Fechners Chronik der evangel. Gemeinden in Moskau, S. 351.

Unvorsichtigkeit hatte, dem prächtigen Leichenzuge bei Leforts Bestattung aus einer Dachluke zuzusehen, wurde er von dem im Zuge befindlichen Fürsten Golizyn erkannt, gefaßt, körperlich gestraft und nach Astrachan verbannt [1]).

Solch eine Verletzung der internationalen Freizügigkeit, wobei es nicht ohne Brutalität und Tücke abging, zeugt ebenso sehr von asiatischer Rücksichtslosigkeit, wie von dem lebhaft empfundenen Bedürfnis, Westeuropäer, weil sie mehr konnten und wußten, in russischen Diensten zu verwerten, was nun Peter in noch viel stärkerem Maße übte. Man besoldete die Ausländer reichlich und nahm sehr energisch für sie Partei gegen das Volk.

Die Zaren selbst, Michail und Alexei, welche meist in stiller Zurückgezogenheit in ihrem Palaste lebten und sich nur selten öffentlich sehen ließen, mochten nicht viel Gelegenheit haben, mit den ausländischen Militärs und Handwerkern oder Künstlern in persönliche Berührung zu kommen. Dagegen waren sie dem Einflusse der Ärzte ausgesetzt, welche zuerst ausschließlich für den Hof thätig waren und jeden Tag erscheinen mußten, um sich nach dem Befinden des Zaren zu erkundigen und bei dem geringsten Unwohlsein einzugreifen. Wie gern sich der Zar Boris der Unterhaltung mit den ausländischen (damals meist englischen) Ärzten erfreute, ist schon oben erwähnt worden. Ähnliches mag auch bei den Zaren Michail und Alexei stattgefunden haben. Es kamen unter Michail Holländer, wie Valentin Byls und Hiob Polidanus, welche mit Auszeichnung behandelt wurden und gern hier blieben [2]). Der deutsche Arzt Gramann verstand es, dem Zaren Michail so viel Zutrauen zur Heilkunde einzuflößen, daß der letztere, der früher um keinen Preis Arzeneien einzunehmen pflegte, alle Vorschriften der Mediziner gern befolgte. Auch behandelte Gramann den Zaren Michail während der letzten Krankheit desselben. Olearius bemerkt, der Zar habe in seinem

1) Korb, Diarium, 24. März 1699.

2) Richter, Geschichte der Medizin, II, S. 22—29.

Dienste „deutsche Balbiere, Chirurgos, Oculisten, Bruchschneider, Chymicos und Apotheker". Es kamen ferner während dieser Regierung folgende Ärzte nach Rußland: der Engländer Dee, der Deutsche Wendelin Sybelist, Reinhold Pauw, Johann Belau, Peter Chamberlaine u. s. w. Es entstand die Apothekerbehörde (Aptekarskij Prikas); die Apotheke bestand ausschließlich für den Hof und war sehr reich ausgestattet; die stets von einem vornehmen Russen bekleidete Stelle eines Chefs dieser Behörde galt für ehrenvoll und bot dem Inhaber derselben viel Gelegenheit zum persönlichen Verkehre mit Medizinern und Pharmazeuten, welche natürlich ausschließlich Ausländer waren.

Unter dem Zaren Alexei kamen ebenfalls ansehnliche Mediziner nach Rußland, z. B. Engelhardt, Rosenburg, Blumentrost, Rinhuber, Sommer aus Deutschland, der Engländer Samuel Collins, welcher sich der besonderen Gunst des Zaren erfreute u. a. Daß diese Männer gelegentlich Einfluß übten, den Gesichtskreis der Russen erweiterten, bei Hofe und in den vornehmen Kreisen der Gesellschaft anregend wirkten, ist aus mancherlei Zügen zu entnehmen. Sie spielten eine hervorragende Rolle in der Geschichte der nicht-orthodoxen Kulte in Rußland; von Blumentrost wird erzählt, daß dessen Rezepte in manchen angesehenen Familien in Moskau als kostbare Handschriften aufbewahrt und gezeigt zu werden pflegten. Als Blumentrosts Leben während des Aufstandes der Strelzy (1682) in Gefahr schwebte, verdankte er seine Rettung wesentlich der Intervention der Prinzessin Sophie. Er genoß das persönliche Vertrauen der Zaren, Alexeis, Feodors und Peters. Seine Söhne haben in Rußland eine zweite Heimat gefunden und sich um die Fortschritte der Heilkunde in diesem Reiche Verdienste erworben [1]).

Es fehlt auch nicht an anderen Zügen, welche während der Regierungen Michails und Alexeis eine gewisse Geneigtheit

1) S. meine „Geschichte der Ärzte in Rußland", St. Petersburg 1887, S. 42.

dieser Herrscher darthun, die Vorzüge der abendländischen Kultur anzuerkennen und manche westeuropäische Institutionen in Rußland einzuführen. In dieser Zeit steigt zuerst bei Hofe, dann in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft, endlich auch bei den breiteren Volksklassen der Verbrauch ausländischer Waren und Luxusgegenstände. Man gewöhnte sich allmählich an einen andern, höhern „standard of life“ und lernte durch die Fremden eine Menge Bedürfnisse kennen, von denen frühere Generationen keine Ahnung hatten. Ausdrücklich bemerkt ein Schriftsteller zu Ende des 17. Jahrhunderts, die deutschen Ärzte hätten den Zaren Alexei „klüger gemacht“ [1]). Die Entstehung neuer Behörden während des 17. Jahrhunderts, wie der „Gesandtschaftsbehörde“, der „Fremdenbehörde“, des „Postamts“, des „Apothekeramts“, zeigt, wie die Berührung mit Westeuropa schon vor Peter durchgreifend wirkte, Neues hervorrief, eine Fülle von Anregungen bot [2]). Im Auslande verbreitete sich die Kunde, der Zar Alexei beabsichtige durchgreifende Reformen, um seine Unterthanen der Segnungen westeuropäischer Kultur teilhaftig werden zu lassen. In Ludolfs „Schaubühne der Weltgeschichte“, einer zeitschriftartigen Edition, war (1675) zu lesen: „Der Zar Alexei gelobte, weil er sah, daß seine Russen gegen andere Völker noch sehr rohe und wilde Leute waren, die wenig auf gute Gesetze und anständige Sitten hielten und sowohl von der Kunst zu kriegen als in anderen Wissenschaften einen so schlechten Begriff hatten, daß er vor nöthig fand, Fremde ins Land zu ziehen, damit seine platten Zobelländer in guter Kunst möchten unterwiesen und zu einem sittlicheren Leben geleitet werden“ [3]). Ausländer, welche Rußland schon vor der Zeit Peters des Großen beobachtet hatten, fanden, daß der geniale Zar bei seinen Reformen nur dasjenige fortsetzte, was seine Vorgänger begonnen hatten. Schleissing bemerkt mehrere Jahre vor der berühmten Reise, welche

1) Schleissing a. a. O., S. 28.
2) S. das Verzeichnis der Behörden bei Kotoschichin, Kap. VII.
3) Ludolf, Schaubühne der Weltgeschichte, V, S. 117.

Peter nach Westeuropa unternahm: „Der Zar will es so machen, wie sein verstorbener Herr Vater, alles nach anderer Potentaten Höfen, Manier und Art anzustellen, worüber die Russen sehr jaloux sind" [1]). Allerdings wurde mancherlei von Alexeis Absichten erzählt, was den Thatsachen nicht entsprach, wie z. B. daß der Zar Mischehen zwischen Russen und Ausländern einführen wollte, wogegen aber der Patriarch protestiert habe [2]); aber es ließ sich nicht verhindern, daß bei der Berufung so vieler Ausländer in der That solche Heiraten stattfanden. Deutsche, welche im 17. Jahrhundert nach Rußland kamen, hatten von dem Habitus des russischen Staatswesens in der Zeit Iwans IV. genug erfahren, um sich davon zu überzeugen, daß seitdem sich schon recht vieles durch den Einfluß des Abendlandes zum Bessern geändert habe. Olearius bemerkt, es herrsche im Vergleiche zu früheren Zeiten eine größere Milde [3]). Und wiederum schrieb der Verfasser der „Anatomia Russiae deformatae", welche 1688 zu Zittau erschien, es habe sich Rußland seit Olearius in vielen Stücken sehr geändert [4]). Rief also die großartige Metamorphose, welche sich unter Peter dem Großen vollzog, eine Reihe von Werken hervor, in denen auf die Wirkung der Reformen hingewiesen wurde, wie z. B. Webers „Verändertes Rußland", so war schon früher gerade ein solcher Umformungsprozeß Gegenstand der Beobachtung, der Erforschung und der litterarischen Darstellung geworden. So stellt sich denn die tief eingewurzelte, weit verbreitete, insbesondere von den Slawophilen in Rußland vertretene Auffassung, als sei Peter allein der Urheber einer neuen Wendung in der Geschichte Rußlands, als „fable convenue" heraus. Man kann im Gegenteile zwei Jahrhunderte vor Peter hindurch diese Wandlung, freilich sehr allmählich und mit langsam beschleunigter Bewegung sich voll-

1) Schleissing a. a. O., S. 35.

2) Schleissing a. a. O., S. 118.

3) Olearius, Ausgabe von 1663, S. 222.

4) „Anatomia Russiae deformatae. Beschreibung des Muscoviter Landes". S. 4.

ziehen sehen. Wenn etwa schon der Großfürst Wassilij Iwanowitsch (1505—1534) den dänischen König Christian II. ersuchte, ihm Techniker zu senden [1]), wenn etwa unter Iwan IV. der russische Gesandte Nepeja den Auftrag erhielt, aus England eine Anzahl Handwerker mitzubringen, und ähnliche Instruktionen damals auch nach Schweden gesandt wurden, so ersieht man daraus, daß das Regierungsprogramm in der Zeit, da erst die geographische Entdeckung Rußlands erfolgte, manche Züge aufweist, welchen wir allerdings viel lebhafter und ausdrucksvoller in der Zeit Peters des Großen begegnen. Man erinnere sich, daß es unter Wassilij einige wenige Russen gab, welche die lateinische Sprache beherrschten, daß Iwan IV. den Sueton übersetzen ließ, daß während der Regierung dieses Tyrannen die erste Druckerei in Rußland errichtet wurde [2]). Mochte die Geistlichkeit auch noch so sehr gegen die Berufung von Ausländern zetern und alles Neue verhindern wollen, die Kontagiösität der Kultur ließ Rußland mancher Fortschritte, die sich in Europa durchgesetzt hatten, teilhaftig werden. Es kam zu einer heilsamen Verweltlichung des russischen Gemeinwesens. Den kirchlichen Anschauungen des 16. Jahrhunderts entsprechend galt die Jagd mit abgerichteten Hunden und Vögeln für eine schwere Sünde; trotzdem war der fromme Zar Alexei ein leidenschaftlicher Jäger. Mochte auch der großartige Jagdapparat, über welchen dieser Herrscher verfügte, Zug für Zug einen orientalischen Charakter haben, so daß die Beschreibung desselben bei Kotoschichin an die Einzelheiten erinnert, welche wir in Hammer-Purgstalls Werk über die „Goldene Horde" lesen [3]), so war es doch ein Fortschritt, daß der Zar überhaupt aus seinem Palast herauskam, sich Bewegung machte und sich belustigte. Frühere Zaren hatten nicht einmal schreiben können; von Alexei besitzen wir eine Anzahl Briefe an seinen Jägermeister, den Bojaren Matjuschkin, in

1) S. die Abhandlung über Ulfeldt in dem „Russkij Wjestnik" 1887, Bd. 189, S. 91.

2) Ikonnikow, Byzanz, S. 558.

3) S. 47. Vgl. Kotoschichin, Kap. VII, § 1.

welchem Jagderlebnisse eine hervorragende Stelle einnehmen; ja noch mehr: der Zar Alexei verfaßte, wie einst der Hohenstaufe Friedrich II., eine Schrift über die Jagd mit abgerichteten Vögeln. Alexei sandte im Jahre 1672 den Obersten Nikolaus von Staden ins Ausland, um nicht bloß Bergleute, sondern auch Trompeter und Komödianten anzuwerben. Daß der Zar mehrmals den Vorstellungen beiwohnte, welche u. a. der Pastor Gregorii und der Arzt Rinhuber bei Hofe veranstalteten, ist gelegentlich schon oben erwähnt worden. Wichtiger war der bildende Einfluß der Kleinrussen, welche, unvergleichlich höher gebildet als die Großrussen, in dieser Zeit in beträchtlicher Zahl in Moskau erschienen.

Kijew, wo die Anfänge der russischen Geschichte sich abgespielt hatten, war im 14. Jahrhundert dem russischen Reiche verloren gegangen. Um die Mitte des 17. wurde es mit dem Staate Moskaus vereinigt. Es zeigte sich, was es in der Zeit des Anschlusses an Litauen und Polen gewonnen und erworben hatte. Es gab dort Schulen, eine höhere Bildung. Die kleinrussischen Theologen pflegten ihren Gesichtskreis durch Reisen nach Westeuropa zu erweitern. So konnte es geschehen, daß Kleinrussen, welche während der Regierung des Zaren Alexei nach Moskau kamen, dort in gewissem Sinne als Ausländer erschienen. In Gelehrsamkeit, wissenschaftlicher Erfahrung und litterarischem Geschmack überragten sie turmhoch die großrussischen Geistlichen.

Schon vor der Annexion Kleinrußlands war in Kijew der Gedanke aufgetaucht, auf Moskau anregend und befruchtend zu wirken. Der Begründer der Kijewer Hochschule, Peter Mogila, schrieb im Jahre 1640 an den Zaren Michail, indem er vorschlug, in Moskau ein Kloster zu stiften, in welchem kleinrussische Mönche als Lehrer der griechischen und slawischen Sprache wirken sollten. In Moskau gab es eine gewisse Empfänglichkeit für die Vorzüge einer solchen fremdländischen Erudition. Ohne daß es hier zu der Gründung einer Klosterakademie gekommen wäre, gab es doch Männer, welche dem Mangel an Bildung abzuhelfen gedachten. So war der Bojar

Rtischtschew, eine ideal angelegte Persönlichkeit, mit dem Zaren Alexei befreundet und der Patriarch Nikon strebsam genug, um für den Anfang eines Schulwesens in Großrußland etwas thun zu wollen. So berief man denn eine Anzahl gelehrter Mönche aus Kleinrußland nach Moskau. Zwei derselben, Slavinezkij und Polozkij, sind besonders hervorzuheben.

Epiphanias Slavinezkij, eine echte Gelehrtennatur, leitete in Moskau die litterarische Arbeit eines aus dreißig Philologen bestehenden Kreises. Seine Kenntnis auf dem Gebiete der Sprachforschung, der Geschichte und Archäologie waren sehr umfassend. Nikon schenkte dem neuen Ankömmling sein volles Vertrauen. Die Kleinrussen übersetzten Bücher ins Russische und unterrichteten junge Großrussen. Slavinezkij wurde zum Direktor der Druckerei ernannt. Er sorgte nicht bloß für Verbreitung geistlicher Werke; unter den damals ins Russische übersetzten Büchern begegnen uns: ein Teil der Schrift des Thukydides, ein pädagogisches Werk, eine Geographie Europas und Asiens, ein medizinisches Buch, eine Anatomie, eine Schilderung der Katastrophe Karls I. von England u. s. w. Auch beschäftigte sich Slavinezkij mit lexikographischen Arbeiten. Er trat mit Nikon zusammen für die Bedeutung der Predigt beim Gottesdienste ein und behandelte in seinen schwungvollen, inhaltreichen Predigten allgemeine Fragen, indem er u. a. gegen den Obskurantismus auftrat, die Heuchler mit lichtscheuen Eulen verglich und gegen die Anschauung protestierte, daß die Fürbitte der Heiligen ausreiche, um die Sünder von der Strafe zu befreien. So verband er das Weltliche mit dem Geistlichen; was er sagte und schrieb, bedeutete für Rußland eine Fühlung mit der westeuropäischen Welt.

Durch seine Beziehungen zum Hofe war Simeon Petrowskij-Sitianowitsch, von seinem Geburtsort (Polozk) Simeon Polozkij genannt, von größerer Bedeutung für Rußland. Der Zar Alexei hatte während seiner Feldzüge in Polen den hochbegabten, vielseitig gebildeten Mönch persönlich kennen lernen. 1664 kam der letztere nach Rußland und wurde der Lehrer der Kinder des Zaren aus dessen erster Ehe. Als Kanzelredner

und Hofpoet — er dichtete geistliche Dramen —, auch als Publizist, indem er gegen die Sektierer polemisierte, spielte er in den maßgebenden Kreisen eine hervorragende Rolle. Im Namen der hohen Geistlichen, welche in Moskau versammelt waren, um über den Patriarchen Nikon Gericht zu halten, schlug er dem Zaren vor, allerlei Lehranstalten zu errichten und für dieselben Ausländer als Lehrer zu berufen. Auch trat er für weltliche Bildung ein und bewies, daß die freien Künste, Grammatik, Rhetorik und Philosophie, nicht bloß nicht schädlich, sondern in hohem Grade nützlich seien. Den Finsterlingen hielt er den Satz entgegen, daß die Eule kein Urteil über das Sonnenlicht haben könne, da ihr Sehorgan das letztere nicht vertrage. Bei verschiedenen Anlässen machte er Gedichte, um den Zaren oder dessen Angehörige zu feiern; er verfaßte Handbücher für den Unterricht der Kinder Alexeis. Seine Dramen wurden bei Hofe aufgeführt; seine Konversation mochte dem Zaren und dem ganzen Hofstaat eine Fülle von Anregungen bieten. Seit 1670 leitete er eine Hofbuchdruckerei, in welcher pädagogische, historische und belletristische Werke gesetzt wurden. Sein Entwurf für die Gründung einer slawisch-griechisch-lateinischen Akademie (1682) ist eines der wichtigsten Ereignisse der Geschichte des Schulwesens in Rußland [1]).

Man sieht, daß in den höchsten Kreisen der russischen Gesellschaft neue Elemente den Gesichtskreis erweiterten. Nicht bloß Alexei, auch sein Sohn und Nachfolger Feodor war ein Gönner der kleinrussischen Gelehrten. Auf die polnischen Einflüsse durch die Gemahlin des letzteren ist bereits an einer andern Stelle dieses Buches (S. 137) hingewiesen worden. Von entscheidender Bedeutung war, daß die jüngere Generation bei Hofe unter günstigeren Verhältnissen aufwuchs, ganz neue Anregungen empfing, sich an einen gewissen geistigen Luxus gewöhnte, auch wohl in materieller Hinsicht mehr Wohlleben

1) S. die ausführlichen Angaben über die kleinrussischen Einflüsse und die Quellennachweise in meiner „Europäisierung", S. 187—220.

kennen lernte. Die Importlisten, welche wir etwa in Kilburgers Schrift „Kurzer Unterricht vom russischen Handel“ finden [1]), weisen eine Menge bis dahin in Rußland unbekannter Verbrauchsgegenstände auf. Schon Kotoschichin erwähnt, daß bei gewissen feierlichen Gelegenheiten bei Hofe französischer Wein getrunken zu werden pflege [2]). Man lernte westeuropäische Stoffe, Lebensmittel, Schmucksachen kennen; es änderte sich die Lebensweise; es entstanden neue Bedürfnisse. Früher waren die Personen der Umgebung des Zaren ebenso ungebildet gewesen wie diese selbst, und etwa mit türkischen Paschas zu vergleichen. Neben den Bojaren Morosow und Miloslawskij, welche das alte Moskau repräsentieren, begegnen uns unter Alexei Neuerer und Fortschrittler, wie Rtischtschew, Nikon, Matwejew, Naschtschokin u. a., auch wohl Ausländer, wie die obenerwähnten Ärzte; später kamen dann die Gordon und Lefort, als die eigentlichen Vertreter westeuropäischer Bildung. Der Bann der früheren rein orientalischen Hofetikette war gebrochen. Durch unmittelbaren Verkehr mit verschiedenen Personen, durch größere Beweglichkeit und Genußfähigkeit wurden die Herrscher in den Stand gesetzt, weiterzublicken, ihre Zeit zu verstehen, an die Zukunft zu denken, sich auf ihre Pflichten den Staatsangehörigen gegenüber zu besinnen, an alle Verhältnisse einen richtigeren Maßstab anzulegen, regieren zu lernen, die Vorbilder nicht mehr im Orient, sondern im Abendlande zu suchen. Es gab eine Möglichkeit, daß die Autokratie, welche sich lange Zeit in asiatischen Formen entfaltet hatte, sich zu einem „aufgeklärten Despotismus“ ausgestaltete. Von den heiligen Pflichten des Landesherrn hatten frühere Zaren nicht geredet, während Peter diese Doktrin zur Richtschnur seiner Handlungen erhob und in den Mittelpunkt seiner administrativen und gesetzgeberischen Thätigkeit stellte. Man erkennt, daß ein solcher Fortschritt der Berührung mit Westeuropa verdankt wurde.

1) Büschings Magazin, Bd. III.
2) Kap. I, § 12.

2. Staatsmänner.

Wiederholt begegnet uns in den Schriften der Ausländer über Rußland schon im 17. Jahrhundert die Anerkennung des ungewöhnlichen Nachahmungstalentes der Russen, ihrer Lernfähigkeit. „Die Russen äffen die Deutschen nach", schreibt Olearius [1]). „Sie haben bessere Häuser als früher", bemerkt derselbe Schriftsteller [2]). „Die Russen sind sehr dumm", schreibt Schleissing einige Jahrzehnte später, „aber die großen Herren sind nunmehr durch die Deutschen viel klüger geworden" [3]). „Die Kleidung ist schon geändert", bemerkt derselbe Schriftsteller; „sie ist nicht mehr plump, sondern polnisch" [4]). Und ferner: „Die Russen haben von den Deutschen gelernt in Karossen zu fahren und sich magnifice zu traktieren" [5]), und dann: „Die großen Herren fangen an ihre Wände mit Tapeten zu beschlagen . . . auch machen die im Lande wohnenden Deutschen die Russen sehr klug, daß sie von Tag zu Tage ihre Sitten heimlicherweise changieren" [6]). Wenn schon der Patriarch Nikon auf einem so heiklen Gebiete wie demjenigen des Kirchengesanges bei seinen Reformen mit Anlehnung nicht bloß an byzantinische, sondern auch an italienische Muster der Musik aufhelfen wollte [7]), so mögen manche Bojaren im Essen und Trinken, in Wohnung und sonstiger Lebensweise sehr gern bei den Westeuropäern in die Schule gegangen sein. In vielen Stücken ging ja der Hof mit gutem Beispiel voran. Ebenso wie die Großen sich daran gewöhnten, in Krankheitsfällen ausländische Ärzte zu befragen und sich von

1) Olearius, S. 275.
2) Ebenda S. 201.
3) „Die beiden Zaren" 2c., S. 69.
4) Ebenda S. 36.
5) Ebenda S. 100.
6) Schleissing, Anatomia Russiae deformatae, Zittau 1688.
7) Michnewitsch, Gesch. der Musik in Rußland, St. Petersburg 1879. S. meine Abhandlung in d. St. Petersburger Kalender auf das Jahr 1880.

denselben behandeln zu lassen, mußten sie darauf kommen, sich ähnliche Equipagen, Luxusmöbel und Kunstwerke zu verschaffen, wie die Zaren solche Gegenstände von ausländischen Potentaten zum Gebrauch zu erhalten pflegten. Sowohl im Palaste im Kreml als auch in den Wohnungen der Magnaten hatte es, wie in russischen Bauernhäusern, nur an der Wand befestigte Bänke gegeben. Da kamen denn gegen Ende des 17. Jahrhunderts Sessel und Stühle auf; nicht bloß bei Hofe gab es mit Sammet überzogene Lehnstühle als etwas ganz Neues: die zweite Gemahlin Alexeis, Nathalia Kirillowna, schenkte wohl dem Stolnik Iwan Iwanowitsch Naryschkin ein Dutzend „deutscher", vergoldeter Stühle [1]). Es erschienen in den Wohnungen Porträts von Fürsten in geschnitzten Rahmen, während man früher außer Heiligenbildern gar keine Malerei gekannt hatte. Man begann sich in westeuropäische Stoffe zu kleiden, in Sammet, Atlas, Damast, Camelott, feines Tuch u. s. w. [2]). Man trank Malvasier, Muskateller, Alicante und Tinto, wozu Gordons und Leforts stets reich besetzte Keller viel beigetragen haben mögen. Der wachsenden Liebhaberei für Blumengärten ist an einer anderen Stelle dieses Buches bereits gedacht worden [3]). Hatte es schon früher ausländische Juweliere bei Hofe gegeben, so kam es dahin, daß sogar der Thronsessel des Zaren Michail unter Leitung eines deutschen Meisters, des Jesaias Zinkgräff aus Nürnberg, angefertigt wurde [4]). Da gab es denn unerhörte Neuerungen, Weltliches und selbst Heidnisches zu sehen. So wurde im Palaste des Zaren 1662 ein Deckengemälde mit der Darstellung der Himmelskörper gemalt [5]), obgleich im Volke die Beschäftigung mit der Astronomie für eine fluchwürdige Ketzerei gehalten wurde. Der Zar Alexei

1) S. Sabjelin, Das häusliche Leben der russischen Zaren (russisch), I, S. 159—160.

2) S. Büschings Magazin, III, S. 279 ff.

3) S. oben Seite 191.

4) S. die Abbildung desselben in dem Prachtwerk „Russische Altertümer", Bd. II, Nr. 78.

5) Sabjelin a. a. O., S. 186 ff.

besaß einen Tisch, dessen Beschreibung in den Akten auf einen heidnisch-mythologischen Stoff schließen läßt. Auf einem gemalten Tische, welcher im Jahre 1675 für den Zarewitsch Feodor angefertigt wurde, sah man ein Geschichtsgemälde, eine Schlacht aus der römischen Kaiserzeit. Die Tante Feodors, die Zarewna Tatjana Michailowna, besaß vier Tische mit allegorischen Darstellungen der vier Jahreszeiten u. s. w. [1]). Auch der weltlichen Musik konnte man sich nicht entziehen. Der englische Diplomat Horsey hatte dem Zaren Feodor Iwanowitsch ein Klavier und eine Orgel geschenkt. Unter den nach Rußland eingeführten Waren begegnen uns Spielwerke. In der Zeit Michails wurde im Auftrage des Hofes eine Art Orchestrion angefertigt [2]). Ebenso fand das Drama allmählich Eingang. Noch im 17. Jahrhundert ergötzte sich der Hof vornehmlich an Bärenkämpfen und den burlesken Späßen von Idioten, Narren, Faustkämpfern. Solche Lustbarkeiten hatten einen nationalen Charakter. Aber schon in der Zeit des Zaren Michail traten ausländische Equilibristen und Gaukler am russischen Hofe auf, welche die Aufgabe hatten, den Zaren zu amüsieren; so führten im Jahre 1633 ein Lieutenant Sanderson und ein deutscher Goldschmidt das Schauspiel eines Scheinzweikampfes mit kalten Waffen auf; so produzierten sich im Jahre 1637 ein Deutscher, namens Ermis, und ein anderer, Namens Brandt, als Seiltänzer. Sie übernahmen die Verpflichtung, junge Russen in ihrer Kunst zu unterrichten [3]).

Eine Epoche in der Geschichte des Theaters in Rußland war das Jahr 1672. Es tauchte damals der Gedanke auf, den Zaren Alexei mit dramatischen Aufführungen zu belustigen. Dergleichen war durchaus neu in Rußland. Die obskönen Puppentheater, welche im Volke üblich waren und von denen uns Olearius berichtet, hatten mit der eigentlichen dramatischen

1) Sabjelin, S. 154.
2) Ebenda S. 176 ff.
3) Ebenda. Das häusliche Leben der Zarinnen, S. 437 und 463.

Kunst nichts gemein. Die vornehmen Russen, welche im Auslande, z. B. an italienischen Höfen oder in Paris, Gelegenheit hatten, Theateraufführungen beizuwohnen, legten durch ihre Erzählungen von einem solchen Kunstgenuß einen Beweis dafür ab, daß ihnen der Begriff eines Zusammenhanges der einzelnen Teile eines Theaterstückes völlig fremd war. So bedurfte man denn am russischen Hofe, um ein Schauspielerpersonal heranzubilden, der Ausländer. Es war der Pastor Gregorii, welcher zuerst in Rußland ein Drama verfaßte, und ihm stand der Mediziner Laurentius Rinhuber zur Seite. So entstand eine Tragikomödie „Ahasverus und Esther". Drei Monate hindurch unterzog sich Rinhuber der Mühe, 64 junge Leute, meist Söhne ausländischer Offiziere und Kaufleute, in den Schulräumen der lutherischen Gemeinde im „exercitio comico", d. h. in der Schauspielkunst, zu unterrichten. Der Erfolg war glänzend. Als die Aufführung am 17. Oktober 1672 stattfand, hatte der Zar Alexei soviel Gefallen daran, daß er zehn Stunden hindurch unbeweglich dem Spiele zuschaute [1]) und nach Schluß der Produktion den Schauspielern und Dramaturgen seine Zufriedenheit ausdrückte. Es war, wie man meint, der Hauptstaatsmann dieser Zeit, der Bojar Matwejew, welcher in dieser Weise auf die Belustigung des Zaren bedacht gewesen war. Auch sollen diese dramatischen Genüsse nicht frei gewesen sein von einer publizistischen Spitze. Als in einem solchen Stücke in Art der Mysterien dargestellt wurde, wie Artaxerxes den Haman auf Bitten der Königin Esther habe aufknüpfen lassen, wollte man in dem Haman einen Miloslawskij, Bruder der ersten Gemahlin Alexeis, in der Esther die zweite Gemahlin des Zaren, Nathalia Kirillowna, erkennen [2]). Von einer anderen Theateraufführung erzählt Reutenfels. Zuerst hatte der Zar nicht erlauben wollen, daß bei

1) „Quam rem admiratus magnus Czar decem horis immobilis adspexit", s. die Edition „Relation du voyage fait en 1684 par Laurent Rinhuber", S. 9.

2) S. Pogodin, Die ersten siebzehn Jahre im Leben des Zaren Peter (russisch), Moskau 1875, S. 12.

derselben Musik gemacht würde, weil ein solches ketzerisches Vergnügen den kirchlichen Satzungen widersprach; als man ihm aber erklärte, daß in dem Stücke getanzt würde und daß zum Tanze die Musik gehöre, gab er nach. Es waren auf der Bühne bewegliche Pyramiden, und bevor der Held des Stückes Orpheus zwischen denselben einen Tanz aufführte, sang er eine Arie zum Lobe des Zaren. Die Aufführung fand in der sogenannten Butterwoche statt. Der Zar saß auf einer Bank vor der Bühne; in einer besonderen, vergitterten Loge befand sich die Zarin Nathalia Kirillowna; die Großen des Reiches standen auf der Bühne [1]). Reutenfels bemerkt, jeder Theaterkenner wäre sehr enttäuscht gewesen bei einer solchen Inszenierung, während die Russen alles rückhaltlos bewunderten.

In den Geschäftspapieren der Hofverwaltung des Jahres 1673 finden sich Angaben über die Anfertigung von Dekorationen und die Ausstattung der Bühne. Deutsche Schauspieler von Fach, darunter Timotheus Hassenkrug, traten auf; ein Ausländer, der als Militär in russische Dienste getreten war, dirigierte das Orchester; es wurden besondere Summen für die Kostüme der Schauspieler, welche u. a. Engel darstellten, angewiesen. Die Aufführungen fanden bald im Kreml zu Moskau, bald auf dem Landhause zu Preobrashenskoje statt, wobei wir denn erfahren, daß der Transport des Theaterapparates achtzehn Fuhrwerke erforderte [2]).

Wir heben diese Einzelheiten hervor, weil solche Neuerungen ohne eine entschieden europafreundliche Haltung des Freundes und Genossen des Zaren, nämlich des Bojaren Matwejew, ganz undenkbar gewesen wären.

Matwejews Vater war bereits Gesandter in Konstantinopel und Persien gewesen. Er selbst bekleidete als Chef der „Gesandtschaftsbehörde“ die Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Sein Sohn sollte während des nordischen Krieges als russischer Diplomat in Paris und in Wien,

1) Reutenfels, De rebus moscoviticis, S. 104.

2) Sabjelin a. a. O., II, S. 476.

im Haag und in London eine bedeutende Thätigkeit entfalten. Es ist nicht Zufall, daß gerade solche Beamte, welche es mit dem auswärtigen Amte zu thun haben, an Strebsamkeit und Bildung andere russische Minister überragen. So vor Matwejew der Bojar Ordyn-Naschtschokin, welcher als Statthalter von Pskow, an der Grenze Livlands, die Zustände dieses Nachbarlandes kennen lernte, lateinisch sprach und sich als Diplomat hervorthat, so nach Matwejew der Fürst Golizyn. Wie geschickt und erfolgreich Matwejew mit Ausländern unterhandelte, erfahren wir u. a. aus den Briefen und Denkschriften Rinhubers, durch welchen der russische Staatsmann allerlei Informationen über die Zustände in Europa einzuziehen suchte. Im Gespräche Rinhubers mit Matwejew kamen sehr wichtige Reformvorschläge zur Sprache, Handelspolitik, Neuerungen auf dem Gebiete des Heerwesens, die orientalische Frage u. s. w. [1]). Als Verweser der Hofapotheke hatte Matwejew ebenfalls Gelegenheit vielfach mit Ausländern, den Ärzten, Chirurgen und Pharmaceuten zu verkehren. Matwejews Frau war zwar auch orthodox-griechischen Bekenntnisses, aber schottischer Abkunft. Sein Sohn erhielt eine außerordentlich sorgfältige Erziehung; er lernte die lateinische und später die französische Sprache, sodaß selbst Leibniz sich voll Anerkennung über die Bildung des jungen Mannes äußerte [2]). Matwejews Schwiegertochter war, wie ein Ausländer hervorhebt [3]), die einzige vornehme Russin, welche sich nicht schminkte; Leibniz hat im Jahre 1714 ihren Geist und ihre Schönheit in schwungvollen französischen Versen gefeiert [4]). Der Bojar selbst und dessen Sohn trieben mit dem deutschen Chirurgen Sommer und dem vielgereisten Griechen Spafari naturwissenschaftliche Studien. In einem anläßlich seiner Verbannung in den äußersten Norden des europäischen Rußlands an den Zaren Feodor gerichteten Schreiben erwähnt Matwejew einiger von ihm verfaßter historischer

1) S. die Edition Rinhuber, S. 78 ff.

2) Guerrier, Leibniz, S. 37 u. 38.

3) „Relation curieuse et nouvelle de la Moscovie", S. 29.

4) Guerrier, S. 38.

Schriften, welche die Personen, Titel und Siegel der russischen Fürsten, die Thronbesteigung des Zaren Michail u. dgl. m. zum Gegenstande gehabt haben sollten [1]). Ebenso hat sein Sohn eine fesselnde Schilderung der Vorgänge von 1682 bis 1709, sowie einen Bericht über seine Reise ins Ausland im Jahre 1705 verfaßt. Man sieht, daß neue Menschen, bahnbrechende Persönlichkeiten auftreten, und zwar zum Teil schon vor Peter, daß unter den Russen sich Anhänger der abendländischen Kultur fanden, daß sie sich, wie z. B. Matwejew, gern mit Luxusgegenständen aus Westeuropa umgaben, ihre Häuser mit Bildern und Statuen schmückten, Bücher kauften, die Musik liebten u. s. w.

Besonders eingehend sind mancherlei Nachrichten über derartige Bestrebungen des Fürsten Wassilij Golizyn, welcher während der Regentschaft der Schwester Peters Sophie (1682 bis 1689), als Minister und Feldherr und zugleich als Günstling der Regentin eine hervorragende Rolle spielte. Sowohl in Memoiren von Ausländern, als auch in russischen Aktenstücken findet sich reichliches Material für die Charakteristik des Mannes, dessen Sturz (1689) Peter dem Großen den Weg zur Herrschaft bahnte, der aber durch seine Bewunderung der westeuropäischen Bildung, durch umfassende Kenntnisse und vielseitige Interessen als Geistesverwandter Peters gelten kann.

Wir erfahren mancherlei von Golizyns persönlichem Verkehre mit Ausländern, wie Blumentrost, Keller, Gordon, Rinhuber, Neuville u. a. So z. B. erzählt Rinhuber von seinen Besuchen in Golizyns Landhause und den dort stattgehabten Unterredungen. Der Bojar erkundigte sich nach der Verfassung des Deutschen Reiches und nach einzelnen deutschen Fürsten, insbesondere nach Herzog Ernst dem Frommen von Sachsen; er fragte u. a., wie es komme, daß die Kurfürsten den Kaiser

1) S. eine im 18. Jahrh. entstandene Schrift (russisch) „Die unschuldige Haft des Bojaren Matwejew", herausgegeben von Nowikow, 1776, S. 39. S. ferner in Tereschtschenkos „Biographieen der Beamten der Ausw. Angelegenheiten" (russisch), St. Petersburg 1839, den Abschnitt „Matwejew".

Leopold im Kampfe gegen die Türkei nicht nachdrücklich genug unterstützen wollten u. dgl. m. [1]). Patrick Gordon unterhielt sich häufig mit dem Fürsten Golizyn über die orientalische Frage, über Türken und Tataren, ferner über die Lage der Katholiken in Rußland, über England, Frankreich u. s. w. Sehr oft war Gordon Golizyns Tischgenosse, oder er ritt mit ihm zur Jagd. Als Gordon (1686) sich in England aufhielt, korrespondierte er häufig mit dem Fürsten, welcher durch Gordon eine große Anzahl von Offizieren, Ingenieurs, Feuerwerkern, Minierern u. s. w. verschrieb. Gordon war ein eifriger Anhänger der Stuarts, während Golizyn geneigt war für Wilhelm III. Partei zu ergreifen. Mit dem lebhaftesten Interesse lauschte Golizyn, wie wir aus Gordons Tagebuche erfahren, den Nachrichten, welche ihm der Schotte über allerlei Vorkommnisse in Westeuropa zu geben vermochte [2]).

Die Russen haben Peters des Großen Besuche in der „deutschen Vorstadt“ für eine Art Verrat an Glauben und Nationalität gehalten. Aber der Fürst Golizyn hat einige Jahre früher in ganz ähnlicher Weise wie Peter sich gern in der Gesellschaft der Ausländer befunden. Gordon erzählt, wie Golizyn bei den Deutschen, welche in ihrem „Ghetto“ wohnten, allerlei Festen und Hochzeiten beigewohnt habe [3]). Den Gesandten der Generalstaaten, Baron Keller, welcher zu den anziehendsten Illustrationen der deutschen Vorstadt gehörte, behandelte Golizyn mit besonderer Auszeichnung. Es war bei der Steifigkeit des russischen Tones im Verkehre mit Ausländern, bei der Unzugänglichkeit der russischen Würdenträger für gewöhnlichen, geselligen Verkehr eine seltsame Erscheinung, daß Golizyn im Jahre 1683 eine Einladung Kellers zum Diner annahm. Er erschien mit zahlreichem Gefolge in vier Karossen, wurde glänzend empfangen und bewirtet, trank auf das Wohl der Generalstaaten und hielt eine politische Rede. Er

1) S. die Edition Rinhuber, S. 222. 232. 239. 256 u. s. w.

2) Gordons Tagebuch, herausg. von Posselt, Bd. II, S. 4. 118. 142. 205. 226. 241 u. s. w.

3) Gordons Tagebuch, II, S. 167 u. 230.

wiederholte solche Besuche, bei denen er sich eingehend über die Verhältnisse, die Wehrkraft und den Staatshaushalt der Generalstaaten erkundigte [1]). Auch des Schweizers Lefort, des nachmaligen Freundes Peters, nahm sich Golizyn mit Wohlwollen an [2]).

Wie liebenswürdig und entgegenkommend Golizyn im Verkehre mit Ausländern sein konnte, erfahren wir besonders aus Nevilles „Relation curieuse et nouvelle de la Moscovie". Dieser diplomatische Agent fällt im allgemeinen ein sehr ungünstiges Urteil über die Russen. Er nennt sie Barbaren, welche nicht wüßten, was Bildung, Anstand und gute Sitte sei; er bemerkt, daß nur vier Russen des Lateinischen mächtig seien, ein Vorzug, welchen sie polnischen Erziehern zu verdanken hätten; ohne die Ausländer, meint Neville, könnten die Russen nichts unternehmen. Ausführlich ergeht er sich über die Trunksucht, den Aberglauben, die Unreinlichkeit und die Unwissenheit der Russen; er schildert ihren Gesichtskreis als beschränkt, tadelt ihren Mangel an Unternehmungslust, ihr Festhalten am Bestehenden. Selbst über die Naryschkins, die Verwandten Peters, urteilt er sehr abfällig, ebenso wie über den Vetter W. Golizyns, den Fürsten Boris Golizyn, welcher Peters Genosse werden sollte. Alle diese Leute, bemerkt Neville, seien Trunkenbolde und jeder höhern Unterhaltung unfähig. Um so überraschter war Neville, in einer solchen Umgebung einen Mann zu finden, welcher durch geselligen Anstand, feine Sitte, vielseitige Bildung und spezifisch europäische Lebensweise ausgezeichnet war. Golizyn erschien dem französisch-polnischen Diplomaten als ein weißer Rabe. Der Fürst habe, bemerkt Neville, ihn so empfangen, daß er geglaubt habe, sich am Hofe irgendeines italienischen Fürsten zu befinden. Die in lateinischer Sprache geführte Unterhaltung betraf verschiedene

1) S. die Auszüge aus Kellers Berichten in Posselts Werk über Lefort, Bd. I, S. 341 u. 370.

2) S. ebenda S. 376 u. Ustrjalow, Gesch. Peters des Großen, Bd. II, S. 15.

Ereignisse Westeuropas, wobei Golizyn eine überraschende Sachkenntnis an den Tag legte. Als der russischen Sitte gemäß, sogleich nach dem Erscheinen des Gastes, demselben Branntwein präsentiert wurde, beeilte sich der Wirt Golizyn seinem Besucher vom Trinken abzuraten: eine Thatsache, die denn allerdings auf einen totalen Bruch mit der in Rußland herrschenden Tradition schließen läßt. Im Gegensatze hierzu bestand, wie Neuville gleich darauf erzählt, die ganze Unterhaltung bei Boris Golizyn, welcher übrigens ebenfalls lateinisch sprach [1]), im Trinken. Von Wassilij Golizyn sagt Neuville, er sei einer der geistreichsten, höflichsten und prachtliebendsten Fürsten seiner Zeit und sein Hauptvergnügen sei die Konversation. Er verachte die russischen Großen wegen ihrer Unfähigkeit und schätze wahres Verdienst sehr hoch.

Neuville schildert ferner die Leistungen des Fürsten inbetreff der innern Verwaltung: er habe große steinerne Häuser aufführen lassen, zwanzig Gelehrte aus Griechenland berufen, gute Bücher nach Rußland importiert, den Großen anempfohlen, ihre Kinder von Polen erziehen zu lassen, ins Ausland zu reisen. Er habe eine neue reguläre Armee bilden, an allen Höfen ständige Residenten unterhalten, in Rußland völlige Gewissensfreiheit einführen, Wüsten bevölkern, Bettler reich machen, Wilde zu Menschen umformen, Feiglinge in tapfere Krieger, Lehmhütten in steinerne Paläste verwandeln wollen. Neuville mochte den Sturz Golizyns, besonders um der Interessen der römischen Kirche willen, beklagen. Unmittelbar nach der Katastrophe von 1689 wurden die Jesuiten verjagt. Mit Golizyn schien im allgemeinen eine Epoche der Reformen in Rußland eingeleitet zu sein; nach ihm meinte Neuville eine Reaktion, eine Rückkehr zum Asiatentum erwarten zu müssen. Mit Golizyn, sagt Neuville ausdrücklich, habe Moskau alles verloren.

Wiederholt spricht Neuville von der prachtvollen Ausstattung des Hauses Golizyns. Es enthalte die kostbarsten

1) Korb, Diarium, S. 50.

Geräte und Luxusgegenstände; er meint, dieses Palais sei eines der schönsten in Europa; es sei mit Kupfer gedeckt, reich möbliert und mit Gemälden geschmückt. Ein ähnliches Haus, fügt Neuville hinzu, lasse der Minister für die Gesandtschaftsbehörde aufführen. Sehr beachtenswert ist noch mancherlei anderes von den Entwürfen Golizyns. Neuville erzählt, Golizyn habe, um Rußland auf die Kulturhöhe anderer Staaten zu erheben, den leibeigenen Bauern die Freiheit geben und ihnen die von ihnen bebauten Grundstücke als Eigentum zuweisen, er habe ferner die bisherige Naturalwirtschaft durch Geldwirtschaft ersetzen wollen u. dgl. m. Sein Gehilfe bei derartigen Entwürfen war der bereits oben erwähnte Grieche Spafari, welcher in der letzten Zeit der Regierung des Zaren Alexei als russischer Gesandter in China gewesen war. Von ihm erfuhr Neuville, daß inbetreff Sibiriens, des Handels und Verkehrs mit China umfassende Entwürfe bestanden. In dem ganzen russischen Asien sollte ein großartiges System von Postanstalten errichtet, auf den großen Strömen Sibiriens eine lebhafte Schiffahrt angebahnt werden u. dgl. m. [1]).

Wir sind in der glücklichen Lage, Neuvilles Angaben inbetreff der geistigen Interessen Golizyns wenigstens zum Teil durch Geschichtsquellen unvergleichlich zuverlässigerer Art kontrollieren zu können und finden allerdings, daß Golizyns Bildung ausgezeichnet gewesen sein muß. Nicht umsonst sagt ein anderer Zeitgenosse, welcher damals in Moskau lebte, der Sachse Georg Adam Schleissing: Studien, wie Golizyn sie treibe, seien in Rußland sonst „ein seltenes Wildbret" [2]).

In dem Archiv des Justizministeriums findet sich die Schilderung des Hauses Golizyns und das Verzeichnis seiner Bücher. Offenbar war beides bei Gelegenheit der Katastrophe im Jahre 1689, als Golizyns Vermögen konfisziert wurde, inventarisiert worden.

1) Relation curieuse et nouvelle de la Moscovie. A la Haye 1699, s. z. B. S. 16. 55. 175. 215 u. s. w.

2) S. den Anhang zu Schleissings Buch über die beiden Zaren Iwan und Peter, Kap. 2.

Von der Pracht der Einrichtung können wir uns durch den Hinweis auf folgende Gegenstände einen Begriff machen. In einem Saale hing eine Art Tellurium, d. h. eine Nachbildung der Sonne in Gold, eine des Mondes in Silber, in Form eines Kronleuchters; da gab es ferner zwanzig Bildnisse von Personen aus der heiligen Geschichte in kunstvoll geschnitzten Rahmen. Außerdem werden noch vier Bilder in Rahmen aus Deutschland erwähnt. Von historischen Porträts gab es Bildnisse des Großfürsten Wladimir von Kijew, der Zaren Iwan IV., Feodor Iwanowitsch, Michail Feodorowitsch, Alexei und der Söhne des letzteren; außerdem vier Porträts europäischer Fürsten. An den Wänden eines Gemaches hingen fünf hohe Spiegel, deren einer mit einem Schildpattrahmen. Dieses Gemach hatte nicht weniger als 46 Fenster mit Glasmalereien. Im Schlafzimmer hingen in vergoldeten Holzrahmen auf Leinwand gemalte, deutsche geographische Karten. Ferner gab es da vier Spiegel, zwei Büsten von Mohren, ein überaus kunstvoll aus Nußholz gearbeitetes Bett, allerlei Statuen, Nachbildungen von Vögeln und Pflanzen. Über dem Bett war ein runder Spiegel befestigt. Da standen ferner mit goldgepreßtem Leder überzogene Stühle und mit Sammet überzogene Lehnstühle. Ferner schmückten Wand- und Tischuhren mit Schlagwerk in kostbarem Gehäuse von Schildpatt und Fischbein, sowie von rotem Leder die Zimmer. Eine Uhr stellte einen Reiter dar. Allerlei Schränke oder Kommoden mit unzähligen Schubladen, Tintenfässer aus Bernstein, physikalische Instrumente (Röhren und Schalen mit Quecksilber, woran Kupferplatten mit Inschriften [1])) werden erwähnt. Man sieht, der Minister und Günstling hatte andere Bedürfnisse, andere geistige Interessen als die gewöhnlichen Bojaren jener Zeit.

Allem diesem entsprach der große Reichtum des Fürsten. Es giebt auch ein Verzeichnis der ihm gehörenden Häuser und Güter. Eines der Landhäuser Golizyns befand sich in der

1) Ob nicht einfach Thermometer?

unmittelbaren Nähe der deutschen Vorstadt. In dem Kataloge der konfiszierten Gegenstände des beweglichen Vermögens finden wir: Gold, Silber, Heiligenbilder, Edelsteine, kostbare Kleidungsstücke, Krystallgefäße; ferner: Pferde, Equipagen, Zelte, Tischgeräte, Weine; sodann Waffen, Orgeln und andere musikalische Instrumente; endlich Betten, Atlasdecken u. s. w. An Silbergeschirr gab es u. a. 400 Schüsseln. Alles Silber Golizyns wog so schwer, daß es nach heutigem Geldwert über 100000 Mark repräsentierte. Es gab silbernes Pferdegeschirr. In den Kellern des Hauses fanden sich 100000 Dukaten in barem Gelde, große Mengen von Louisdor u. s. w.

Von größerem Interesse ist die Zusammensetzung der Bibliothek des Fürsten. Unter seinen Büchern und Handschriften finden wir: Schriften aus der byzantinischen Geschichte, theologische Werke, Grammatiken, ein polnisches Buch, den Koran, eine Art diplomatischen Handbuchs („Buch vom Gesandten") [1], vier deutsche Bücher, vier handschriftliche Werke über die Schauspielkunst; acht Kalender von verschiedenen Jahren, ein juristisches Werk über Holland; ein deutsches Gesangbuch, eine Geschichte der polnischen Sprache, ein Werk über die Kunst Pferde zu heilen, ein in deutscher Sprache verfaßtes zoologisches Werk, Chroniken und russische Gesetzbücher früherer Zeit, ein Handbuch der Feldmeßkunde in deutscher Sprache, eine „Handschrift von Jurij dem Serben" [2].

Die Vielseitigkeit der Lektüre Golizyns ist beachtenswert. Man sieht freilich, daß der Zufall an der Zusammensetzung dieser Bücher- und Handschriftensammlung bedeutenden Anteil hatte; aber man muß anerkennen, daß die Mannigfaltigkeit der Stoffe und der Sprachen seiner Bücher auf einen sehr ausgedehnten Kreis von geistigen Interessen schließen lassen. Bibliotheken waren in Rußland damals eine so gut wie völlig

1) Vermutlich Wiquefort, L'ambassadeur et ses fonctions, welches im Haag 1680 erschienen war.

2) Ssolowjew, Geschichte Rußlands, XIV, S. 97. 98. Auf die Bedeutung der Handschrift Jurijs des Serben kommen wir demnächst zu reden.

unbekannte Sache. Im Palaste des Zaren, in Klöstern, bei einzelnen aus Polen und Griechenland nach Moskau eingewanderten Theologen mochte man wohl einige Bücher finden; Leute, wie Gordon in der deutschen Vorstadt hatten Bibliotheken; von den russischen Edelleuten aber mochten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wohl nur sehr wenige, etwa nur solche vereinzelte Pioniere, wie Artamon Matwejew und Wassilij Golizyn, überhaupt mehrere Bücher besitzen, welche die verschiedensten weltlichen Stoffe behandelten. Die geistliche Litteratur war sonst die allein herrschende.

Man erkennt aus solchen Beispielen, wie fruchtbar anregend die Berührung mit Westeuropa auf einen wenn auch nur ganz kleinen Teil der russischen höheren Gesellschaft wirken mußte. Vergegenwärtigen wir uns, daß so tüchtige und vielseitige Staatsmänner wie Ordyn-Naschtschokin, Matwejew und Golizyn, welche unbedingt als Vorläufer Peters bezeichnet werden können, selbst nicht einmal Gelegenheit gehabt hatten, das Abendland, höher kultivierte Länder und Völker aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Russische Diplomaten, welche weite Reisen unternommen, die Welt gesehen hatten, mochten eine viel unmittelbarere Anregung empfangen haben. Freilich waren die russischen Diplomaten für derartige Studien sehr schlecht vorgebildet. Sie konnten nichts gründlich oder systematisch lernen oder sich irgendeiner Spezialität widmen. Auch blieben sie der Regel nach nur ganz kurze Zeit in Westeuropa. Immerhin mußten sie unberechenbar viel und vielerlei lernen. Es traten unzählige ganz neue Gegenstände in ihren Gesichtskreis; sie waren einer Fülle neuer, eigentümlicher Eindrücke ausgesetzt; sie lernten die Sitten und Lebensweise einer in gewissem Sinne andern Welt kennen. Unwillkürlich mußten sie oft genug einen Vergleich anstellen zwischen ihrer Heimat und Westeuropa.

Wir finden nicht, daß Leute wie Tschemodanow und Lichatschew und andere Diplomaten dieser Zeit [1]) als begeisterte

1) S. oben den Abschnitt: „Russische Diplomaten", S. 98 ff.

Anhänger der westeuropäischen Zivilisation heimgekehrt wären. Dazu fehlte es ihnen an Vorbildung. Auch begegnen uns in ihren offiziellen Berichten, dem ganzen Charakter solcher Aktenstücke entsprechend, wenig Urteile über das Gesehene und Gehörte. Wir dürfen nicht vergessen, daß dem Auslande gespendetes Lob leicht als Landesverrat gelten konnte. Da aber, wo freier, unbefangener geschrieben werden konnte, in Reiseberichten mehr privaten Charakters begegnen uns vielfach Accente der Anerkennung und Bewunderung, Andeutungen darüber, daß es anderswo besser sei als in Rußland. So die Erzählungen Tolstois, des jüngern Matwejew, Kurakins u. a. aus den ersten Jahren der Regierung Peters des Großen.

Jedenfalls mußte in dem Leben aller dieser Reisenden der Aufenthalt im Auslande einen Hauptabschnitt ausmachen. Viele Reiseeindrücke blieben haften und waren für die Touristen von dem größten Nutzen. Wie viel reicher an Erfahrungen und Kenntnissen erschienen solche Reisende als die Daheimbleibenden! Nur durch unmittelbare Anschauung konnte man sich ohne Studien oder Lektüre einen Begriff machen von den politischen und sozialen Zuständen anderer Länder, von dem Reichtum, den geistigen Bestrebungen, von den Sitten und Gewohnheiten anderer Völker. Ein solches praktisches ethnographisches Studium mußte unzweifelhaft dazu beitragen, die Begriffe zu klären, manche Vorurteile abzuschwächen, die Russen in den Stand zu setzen, die Kulturstufe, auf welcher sich Rußland befand, mit derjenigen vorgeschrittenerer Völker zu vergleichen, die Überzeugung von der Unerläßlichkeit des Einlenkens in die Bahnen der westeuropäischen geschichtlichen Entwickelung wachzurufen. In diesem Sinne müssen wir auch in denjenigen Reisenden, welche vor der Zeit Peters als Gesandte das Ausland bereisten, Zöglinge des Westens erblicken. Ohne speziell zu dem Zwecke des Studiums gereist zu sein, waren diese diplomatischen Parvenus, diese halbgebildeten Touristen gewissermaßen in einer europäischen Schule [1]).

1) S. den Abschnitt: „Was die Russen lernten?" in meinen „Kulturhistorischen Studien", Riga 1878, II.

Ganz anders und viel bedeutender mußte der Nutzen des Reisens derjenigen Russen sein, welche zu speziellen Studienzwecken für längere Zeit ins Ausland gesandt wurden. Dieses geschah, wie bereits gelegentlich erwähnt wurde, zuerst in der Zeit der Regierung des Zaren Boris Godunow. Das Experiment mißlang, weil von den zahlreichen jungen Leuten, welche damals ins Ausland gingen, nur einer zurückkehrte, alle andern aber sich weigerten, den ihnen liebgewordenen, höherentwickelten Westen gegen die Heimat zu vertauschen. Man darf vermuten, daß die Absicht vorlag, diese Reisenden in neueren Sprachen unterweisen zu lassen, um sie im diplomatischen Fache zu verwenden [1]). In den darauf folgenden Jahrzehnten gab es eine Reihe von Beispielen von Studienreisen junger in Rußland geborener Ausländer, deren Dienste als Ärzte und Diplomaten der Staat Moskau bedurfte. Es ist für diese Periode einer gewissen nationalen Reaktion charakteristisch, daß man keine Russen schickte. Erst im Jahre 1692 wurde endlich ein Russe, Peter Postnikow, der Sohn eines bei der Gesandtschaftskanzlei angestellten Beamten, nach Italien gesandt, um dort Medizin zu studieren. Er erlangte in Padua 1696 den Doktorgrad, widmete sich aber nicht der medizinischen Praxis, sondern wurde von der russischen Regierung um seiner Kenntnisse der lateinischen, französischen und italienischen Sprache willen bei diplomatischen Geschäften verwendet. Neuerdings sind sehr wertvolle Materialien veröffentlicht worden, welche von der Lernfähigkeit und Vielseitigkeit dieses russischen Studienreisenden Zeugnis ablegen. Wir erfahren, daß er ein lebhaftes Interesse für physiologische Studien an den Tag legte. Als er den Auftrag erhielt, sich nach Carlowitz zu verfügen, wo über den Frieden mit der Türkei verhandelt werden sollte, sprach er den Wunsch aus, lieber nach Neapel gehen zu dürfen, um sich dort speziellen anatomischen Studien zu widmen und

1) S. den Hinweis auf die Verhandlungen wegen der Rückkehr dieser Russen nach den Akten bei Ssolowjew, IX, S. 19. 128—129. 194 in meinem Buche über „Peter“, S. 170.

Experimente an Hunden anzustellen. Aber der russische Diplomat Wosnizyn schrieb ihm, er habe keine Wahl, es sei der Wunsch des Zaren, daß er Diplomat werde, derartige Experimente mit Hunden hätten für Rußland keinen Nutzen. Ebenso blieb Postnikows Lieblingswunsch, nach Rom und andern italienischen Städten zu gehen, um dort historische und archäologische Studien zu machen, unerfüllt, weil man seiner stets zu andern Geschäften bedurfte. Der längere Aufenthalt im Westen hatte Postnikows Gesichtskreis in der erfreulichsten Weise erweitert. Er war imstande, die wichtigsten Aufträge der russischen Regierung auszuführen, und leistete bei dem Kongreß von Carlowitz, sowie bei andern Gelegenheiten wesentliche Dienste. Einige Jahre lebte er als Quasidiplomat in Paris, und seine Berichte von dort zeugen von umfassender Bildung. Wir erfahren, daß er das berühmte Buch Wiqueforts „L'ambassadeur et ses fonctions", das 1680 und 1681 erschienen war, ins Russische übersetzte [1]).

Man weiß, welche große Zahl von Russen in der Zeit Peters des Großen ins Ausland geschickt wurde, um dort das Seewesen, den Schiffsbau zu erlernen. Die Leute gehörten den angesehensten Geschlechtern des Landes an. Keiner derselben ist ein hervorragender Seemann geworden. Dagegen haben viele dieser Studienreisenden in der Folgezeit sich als Diplomaten hervorgethan; so Kurakin, Dolgorukij, Tolstoi, Neplujew, Chilkow u. a. Es wiederholte sich hier dieselbe Erscheinung, welche wir bei dem Zaren selbst wahrnehmen. Auch er war wesentlich der Flotte wegen gereist und hatte daneben unermeßlich viel und Wichtigeres gelernt. Ebenso war bei den jungen russischen Magnaten das Studium des Seewesens ein weniger bedeutendes Erträgnis der Reise als der unberechenbare Gewinn eines längeren Aufenthaltes in Westeuropa überhaupt, die erworbene Kenntnis westeuropäischer Sprachen, die Vertrautheit mit den Sitten und Lebensgewohnheiten höher kultivierter

1) S. das Werk von Schmurlo, Professor in Dorpat, P. W. Postnikow (russisch in Dorpat 1894 erschienen).

Völker. Viel mehr als zu Matrosendiensten und Schiffszimmermannsarbeiten eigneten sich diese Männer nach ihrer Rückkehr in die Heimat zur Teilnahme an den Regierungsgeschäften. Peter hatte gemeint, durch seine Maßregel die Zahl tüchtiger russischer Schiffer und Handwerker zu erhöhen; er schuf aber durch dieselbe eine Schule von Staatsmännern [1]). Im Jahre 1716 wurde beschlossen, 30—40 junge Russen nach Königsberg zu senden, wo sie dem Studium der deutschen Sprache obliegen sollten, um später erfolgreich in dem neugegründeten Verwaltungssystem der soeben nach dem Muster Schwedens eingeführten Kollegien (Behörden) wirken zu können [2]). Eben damals sandte man einige junge Leute nach Persien, um dort die orientalischen Sprachen zu studieren, deren Kenntnis bei den diplomatischen Beziehungen erforderlich war, nämlich das Tatarische, das Arabische und das Persische [3]). Manche mußten nach Westeuropa reisen, um das Heerwesen, die Technologie, die Malerei, Geschichte, Philosophie, Geographie, Mathematik u. s. w. zu studieren.

Zu den wichtigsten Ergebnissen solcher Reisen gehörten Sprachkenntnisse. Tolstoi und Neplujew lernten das Italienische so vollkommen, daß sie schon dadurch sich für die Bekleidung des Gesandtschaftspostens in Konstantinopel qualifizierten, wo sie sehr erfolgreich die Interessen Rußlands vertraten; Matwejew und Kurakin beherrschten das Französische durchaus und konnten daher in Paris, im Haag, in London als russische Diplomaten eine hervorragende Rolle spielen. Nachdem Tatischtschew längere Zeit im Auslande geweilt, Sprachen und Wissenschaften gelernt hatte, war er später als Aufseher der Bergwerke an der Grenze Sibiriens thätig. Er nahm junge Ausländer in seinen Dienst, um sich durch ihre Hilfe im Lateinischen, Französischen, Schwedischen und Deutschen zu vervollkommnen [4]).

1) S. den Abschnitt „Studienreisende" in meinem Buche über „Peter den Großen", S. 169—197.

2) Vollständige Gesetzsammlung, Nr. 2986 und 2997.

3) Vollständige Gesetzsammlung, Nr. 2978.

4) Nil Popow, Tatischtschew und seine Zeit (russisch), Moskau 1861.

Die Briefe und Memoiren mancher der russischen Reisenden wimmeln von Gallizismen, von Anklängen an das Italienische und Spanische, von Fremdwörtern und technischen Ausdrücken, durch welche der russische Wortschatz bereichert wurde.

Es fehlt nicht an Beispielen der rückhaltlosen Bewunderung Westeuropas vonseiten reisender Russen. Ein Russe, welcher als Gesandter in Dänemark gewesen war, spottete nach seiner Rückkehr über die Mängel und die Roheit seiner Landsleute, insbesondere aber über ihre Unwissenheit. Man hatte früher in Rußland orientalische Despoten, den türkischen Sultan oder den Schah von Persien, für Muster von Souveränen gehalten; jetzt bewunderte man Ludwig XIV. oder Wilhelm III. Obgleich Dolgorukij (1687) in Paris als russischer Diplomat sehr schnöde behandelt worden war, äußerte er sich doch voll Entzücken über das, was er in Frankreich und Holland gesehen hatte, und ließ seinen Neffen in Frankreich zurück, damit dieser dort Sprachen und Wissenschaften lerne [1]). Selbst ein so roher, ungehobelter Geselle, wie der ehemalige Lehrer Peters des Großen, Sotow, welcher eine Art Hofnarrenrolle spielte, äußerte im Gespräche mit dem dänischen Gesandten Juel sein Bedauern darüber, nicht in fremden Ländern gewesen zu sein [2]). An dem Bojaren Boris Scheremetjew, welcher nach längerem Aufenthalt in Wien und Italien im Jahre 1698 nach Rußland zurückkehrte, nahm man wahr, daß er gewisse rohe Sitten der Russen, z. B. das unmäßige Essen und Trinken bei Leichenschmäusen verabscheute, daß er sehr geschickt die feinen Sitten der Europäer nachahmte, mit großer Gewandtheit das westeuropäische Kostüm trug, sich gern mit Ausländern unterhielt und in den Kreisen der Diplomaten viel Lebensart zeigte [3]). Von seinem Reisebegleiter Kurbatow, einem Manne, dessen Namen mit den durchgreifendsten Reformen, der Abschaffung des Patriarchats, der Hebung des Schulwesens, der Entdeckung

1) Neuville, Relation curieuse et nouvelle de la Moscovie, S. 58.
2) S. Groves Edition des Tagebuchs Juels, S. 56.
3) Korb, Diarium itineris, vom 22. Febr. und 21. März 1699.

neuer Einnahmequellen für den Staatshaushalt, eng zusammenhängt, kann man gewiß sein, daß der Aufenthalt in Italien, insbesondere in Venedig, fruchtbar anregend auf ihn gewirkt habe und eine politische Schule für ihn gewesen sei. Liest man die Briefe und Aufzeichnungen Matwejews, Postnikows, Kurakins, Tolstois u. a., so hat man den Eindruck, daß die höhere Kultur des Westens auf diese Männer einen mächtigen Eindruck hervorgebracht habe. Und es war nicht bloß das Wohlleben, die feinere Sitte, welche die Russen bestach, so etwa, daß man z. B. im Hause des Fürsten Menschikow besonders gut speiste [1]): auch die allgemeinen Anschauungen der Russen mußten durch die Berührung mit dem Westen eine heilsame Wandlung erfahren. Ein englischer Publizist bemerkt in dieser Zeit, daß die Strafe der Knute früher für die vornehmen Russen nichts Ehrenrühriges dargeboten habe, während sie jetzt ganz anders darüber dächten [2]). Tolstoi bewunderte in Wien und in Italien nicht bloß den Luxus der Paläste, die Reinlichkeit der Gasthöfe, den Reichtum des Volkes, sondern auch die wohlanständige Haltung aller Gesellschaftsklassen, den Wert der Bildungsanstalten und die Heiterkeit und Lebenslust der Menschen. Er ist recht verwundert darüber, daß der Tabaksverkauf gestattet ist, daß die Venetianer nie betrunken zu sein pflegten, da sie vorzugsweise Limonade und Schokolade genössen und nicht Branntwein, daß bei den Hazardspielen in Venedig keinerlei Betrug stattfinde. Er hebt hervor, daß in Italien alle vergnügt seien und sich nicht zu fürchten brauchten, weil dort die Freiheit herrschte, niemand gekränkt und das Volk nicht mit drückenden Steuern geplagt werde.

Man sieht, es hatte sich vor den erstaunten Blicken des reisenden Russen — Tolstoi war über 50 Jahre alt und kannte seine Heimat nur zu gut — eine neue Welt aufgethan,

1) Juels Tagebuch, S. 162.

2) Crull, The present condition of the Muscovite Empire, London 1699, S. 175. „Heretofore these punishments were not accounted infamous and were inflicted upon persons of the first rank, but the time has in a great measure corrected that error."

welche mit ihrem heiteren Sonnenscheine, dem Rechtsschutze, dessen sich alle Gesellschaftsklassen erfreuten, den feineren Sitten, dem bedeutenderen Wohlstande, dem unbefangenen Genießen und den edleren Formen des Umgangs der Menschen untereinander dem an ein rauhes Klima, an Despotismus vonseiten der Machthaber, an Roheit vonseiten aller Stände gewöhnten Orientalen als eine Art Ideals erscheinen mußte. Was konnte da das geringe nautisch-technische Wissen, welches Tolstoi in Italien erwarb, bedeuten neben den unvergeßlichen Eindrücken der ihm völlig neuen politischen und sozialen Verhältnisse, der nach russischen Begriffen kaum verständlichen Freiheit und Gesittung, des durch Wissenschaft, Kunst und Volksreichtum verschönerten Lebens der Italiener [1])?

Andere reisende Russen hoben in ihren Reiseberichten wiederum andere Gegenstände hervor, von denen man bei ihnen daheim keine Ahnung hatte. So z. B. bewunderte der Bojar Scheremetjew die Einrichtung westeuropäischer Klöster, die Wohlthätigkeitsanstalten, die Kranken- und Waisenhäuser, sowie manche Schulen. In einer Jesuitenschule in Neapel, wo man den Bojaren festlich empfing und ihn u. a. mit einer lateinischen Rede begrüßte, wohnte er den Fecht-, Turn-, Tanz- und Reitübungen bei. In dem Reisetagebuche eines unbekannten Touristen begegnen wir dem größten Entzücken über die prachtvollen Kirchenkonzerte und Opernaufführungen, welchen er in Oberitalien beiwohnte, über naturwissenschaftliche Museen, Garten- und Parkanlagen, Bibliotheken, anatomische Theater, Teleskope u. s. w. Neben müßiger Schaulust tritt uns hier wahrer Wissenstrieb, die Bewunderung für Kunstwerke, die Achtung vor den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung, eine Empfänglichkeit für die Wohlthaten des Anschauungsunterrichts entgegen, welchen das Reisen darbietet.

Andrej Matwejew, welcher (1705 ff.) als Gesandter in Holland und Frankreich weilte, hatte offene Augen für das Bedeutsame, Unterscheidende der wichtigsten Institutionen der

1) S. mein Buch über „Peter", S. 194—195.

entwickelteren Kulturländer. Er äußert sich in seinem Reiseberichte ganz entzückt darüber, daß in Frankreich niemand einen anderen ungestraft kränken dürfe, daß auch der König sich keine Gewaltsamkeit erlaube, daß keine willkürlichen Gütereinziehungen stattfänden, daß die Prinzen und hohen Herren das Volk nicht zu bedrücken wagten, da jeder gut salariert und das Annehmen von Geschenken streng verboten sei. Recht ausführlich verweilt er bei den Hilfsmitteln der Bildung für die höhern Kreise der französischen Gesellschaft. Er erzählt, daß alle Kinder der Vornehmen sorgfältig erzogen und unterrichtet würden; er betont, daß auch Damen allerlei Unterricht genössen, daß sie es nicht für eine Schande hielten, sich überall frei zu bewegen, an geselligen Vergnügungen teilzunehmen, in ihren Häusern auf Privatbühnen Theater zu spielen, was auch darum nützlich sei, weil es in der korrekten Aussprache des Französischen übe. Er schildert den Reiz der geistreichen Konversation zwischen Herren und Damen als eine „Unterhaltung mit aller nur möglichen süßen und menschenliebenden Annehmlichkeit und Höflichkeit“ 1).

So war denn vieles im Laufe des 17. Jahrhunderts anders geworden. Die Russen, welche den Westen gehaßt und verachtet hatten, gelangten in diesen Wanderjahren dazu, das Abendland mit ganz andern Augen zu betrachten. Zuerst war es der Staat Moskau, welcher rein offizielle, zum Teil ganz geringfügige Beziehungen zum Westen unterhalten hatte und dabei durch seine Diplomaten schlecht vertreten gewesen war. Später reisten manche Russen auf Befehl der Regierung zu Studienzwecken nach Westeuropa. Sodann waren es Vertreter der russischen Gesellschaft, welche, einem eigenen Impuls folgend, Europa bereisten; sie wurden zum Teil aufrichtig begeisterte Anhänger der Kultur, Lernende und Strebende, welche bei dem Westen in die Schule gingen, um daheim bei dem großen Reformwerk erfolgreich mitthätig sein zu können.

1) S. das Genauere über diese Reisenden und deren Berichte in meinem „Peter“ a. a. O.

3. Publizisten.

Eine eigentliche Publizistik konnte es im Staate Moskau nicht geben. Die Formen des Staatswesens waren nicht ausreichend entwickelt, um zu Reflexionen über die allgemeinen Zustände anzuregen oder gar die letzteren einer öffentlichen Kritik zu unterwerfen. Es gab weder politische Parteien noch eine Presse. Regierungshandlungen durften keinem Tadel unterliegen. Nur etwa in den Klageschriften, welche gelegentlich an die Zaren gerichtet wurden, konnte die Bevölkerung auf manche Mißbräuche und Gewaltthaten aufmerksam machen. In den Landestagen oder Ständeversammlungen gab es keine Debatten, welche sich zu Verallgemeinerungen, zu politischen Theoremen hätten zuspitzen können. Von einer Polemik, wie sie im 16. Jahrhundert als ein unerhörtes Unikum zwischen dem Emigranten Fürsten Kurbskij und dem Zaren Iwan IV. stattgefunden hatte, giebt es im 17. Jahrhundert keine Spur. Wer im Lande blieb, durfte es nicht leicht wagen, eine tadelnde Ansicht zu äußern.

Und doch war die Erkenntnis der Mißstände in Rußland, die Bewunderung der Institutionen und Kulturergebnisse anderer Länder eine Bedingung des Fortschritts. Dazu gehörte die Möglichkeit eines Vergleichs, Bildung, Erfahrung. Eigentliche Russen, welche daheim blieben, konnten dergleichen nicht erwerben. Wer hätte also da überhaupt Kritik üben können? Daß dieselbe mit dem Anschauungsunterrichte des Reisens zusammenhing, liegt auf der Hand.

Der Fürst Kurbskij hatte in seinen Schreiben an den Zaren Iwan aus sicherem Versteck in Litauen sehr bittere Wahrheiten sagen dürfen. Er wird dem Aufenthalte jenseits der russischen Grenze viel geistige Anregung, die Erwerbung politischer Kenntnisse verdankt haben. Seine Sprache ist reich an Polonismen. Man erzählt, daß er nach seiner Auswanderung aus Rußland das Lateinische erlernt habe [1]).

1) S. die Vorrede Ustrjalows zu der Edition der Schriften Kurbskijs, S. XXIV.

An verschiedenen Stellen dieses Buches ist die Schrift über Rußland angeführt worden, welche der ehemalige Beamte der Gesandtschaftsbehörde Kotoschichin auf den Wunsch schwedischer Staatsmänner in Stockholm verfaßte. Er hatte im Auslande, wo er schließlich zum Protestantismus übertrat, viel gelernt. Ohne daß er in seinem Werke über Rußland ausdrücklich zwischen diesem Reiche und andern Ländern einen Vergleich anstellte, nimmt man doch wahr, daß er den Unterschied zwischen seiner Heimat und der übrigen Welt sehr wohl erkannte. Er betont die Unbildung aller Stände in Rußland, den Mangel einer Predigt beim russischen Gottesdienste, die Roheit der Sitten, die verzweifelte Lage der Frauen, den völligen Mangel an Kunstgenuß, an Luxus und Komfort, die Sittenlosigkeit, die allgemeine Neigung zu Lug und Trug u. s. w. Er plauderte aus der Schule und gilt wohl auch heute noch bei den Russen nicht mit Unrecht als unpatriotisch; aber er hat eine Geschichtsquelle hinterlassen, welche die Dringlichkeit von Reformen darthut [1]).

Freilich konnte Kotoschichin nicht auf Leser in Rußland rechnen. Seine Schrift ist erst zwei Jahrhunderte später entdeckt und herausgegeben worden. Auch giebt es keine Andeutung darüber, daß Kotoschichin eine Änderung oder Besserung der von ihm geschilderten Zustände für möglich oder wahrscheinlich gehalten hätte.

Anders der Serbe Jurij Krishanitsch, dessen Angaben über die Verhältnisse im Staate Moskau wir ebenfalls mehrfach anführten. Er war in der Hoffnung nach Rußland gekommen (1659), hier sehr durchgreifende Reformen anzubahnen. Neuerdings sind Aktenstücke entdeckt worden, welche darthun, daß seine Reise nach Rußland eine Mission bedeutete. Er sollte hier für die Vereinigung der Kirchen wirken [2]).

1) S. die ausführlichen Hinweise auf das Leben und die Schicksale Kotoschichins und seine Äußerungen über Rußland in meiner „Europäisierung", S. 501—504.

2) S. die Abhandlung Ssokolows im „Journal des Ministeriums der Volksaufklärung", 1891, April und Mai. Weitere Enthüllungen über

Man darf vermuten, daß eine derartige Agitation des katholischen Priesters denselben in Moskau mißliebig gemacht haben werde. Er wurde auf administrativem Wege nach Sibirien verbannt, wo er — in Tobolsk — etwa fünfzehn Jahre verblieb und eine Reihe hochwichtiger publizistischer Schriften verfaßte.

Als Panslawist kann Krishanitsch als glühender russischer Patriot gelten. Er hielt es für seine Lebensaufgabe, für eine Reform der Slawenwelt zu wirken. In seinen für die Zaren Alexei und Feodor geschriebenen Werken erbietet er sich, ihnen in weltlichen Dingen, in Regierungsgeschäften bei den durchgreifendsten Reformen Rat zu erteilen. Seine umfassende Bildung, welche er vornehmlich in Italien erworben hatte, setzte ihn instand, die mannigfaltigsten Fragen des Staats- und Verwaltungsrechts, der Finanzen und der Wirtschaftspolitik, der auswärtigen Angelegenheiten und des Bildungswesens zu erörtern. Wir haben es mit einem Publizisten im großen Stil zu thun.

Allerdings darf man fragen, ob dieser Ausdruck auf einen Mann angewendet werden darf, dessen Schriften nicht gedruckt wurden und nur in ganz wenigen Kopieen verbreitet waren. Seine Mahnungen gelangten nicht an ihre Adresse, seine Stimme verhallte als diejenige eines Predigers in der Wüste. Wir — zwei Jahrhunderte später — wissen mehr von Krishanitsch als seine Zeitgenossen. Das Auditorium des gelehrten Serben ist um mehrere Generationen jünger als der Lehrer. Er war ein Schauspieler ohne Publikum, ein Virtuose ohne Konzertsaal, ein Kanzelredner ohne Gemeinde, ein Vertreter des Fortschritts ohne allen Anhang. Es hat etwas Tragisches, soviel Intelligenz und allgemeine Bildung, soviel Initiative und Originalität in der Einsamkeit des Exils von Tobolsk auftreten zu sehen, ohne daß seine Reformvorschläge Hörer oder Leser, Teilnahme und Verständnis gefunden hätten. Er eilte seiner Zeit voran; seine Schriften sind ein Anachronismus.

diesen Gegenstand sind aus der Feder des berufensten Kenners, Pierling, nach den Akten des Vatikanischen Archivs zu erwarten.

Indessen haben wir oben gesehen, daß eines der Manuskripte „des Serben Jurij“ sich in der Bibliothek des Fürsten Golizyn befunden habe. Auch erfahren wir aus den Akten des Moskauer Hofes, daß ein Manuskript dieses Schriftstellers für den Zaren eingebunden worden sei [1]). Nirgends aber begegnet uns eine Andeutung über die Wirkung seiner Reformvorschläge über die Aufnahme, welche dieselben gefunden hätten.

So haben denn die Schriften Krishanitschs nur mehr eine symptomatische Bedeutung. Sie zeigen, wie die russischen Zustände am Vorabend der Reformen Peters des Großen von einem der intelligentesten Zeitgenossen und Augenzeugen, welcher Rußland gewissermaßen als sein Vaterland betrachtete, beurteilt wurden, welche Mißstände seiner Ansicht nach einer Abhilfe bedurften, wie sich die Möglichkeit einer Wandlung vom Standpunkte der abendländischen politischen Bildung ausnahm. Wenn jemand, der in Paris und Rom, in Venedig und Florenz, in Wien und in Polen geweilt und sehr viel gelernt hatte, nach Rußland kam, um seine besten Kräfte diesem Reiche zu widmen, so mußte er ein Urteil über die Verhältnisse zu gewinnen suchen. Seine Reformvorschläge sind nicht frei von Doktrinarismus. Er steht mit seinen Lebensanschauungen zu hoch über der moskowitischen Welt, als daß seine Propositionen hätten praktisch verwertet werden können. Aber sein Idealismus bietet einen Maßstab für die Beurteilung des Unterschiedes des Kulturniveaus in Rußland und in Westeuropa. In einer Beziehung wollte er das gerade Gegenteil von dem Programm Peters: er haßte die Deutschen und den Protestantismus; er wollte keine Fremden in Rußland geduldet wissen, während er doch selbst ein Fremder war. Sein Zorn gegen die „Xeinomanie“ ist nicht ernst zu nehmen. Dagegen tritt er für die Errungenschaften einer historischen Entwickelung, für die Grundsätze von Volkswohl, Rechtsschutz und Sittlichkeit ein und bringt die Fortschrittstheorie in eine Art System.

1) Ssolowjew, XIII, S. 194—204. S. auch die Zeitschrift „Prawoslawnoje Obosrjenije“ (Orthodoxe Rundschau) 1871, I u. II passim.

In vielen Stücken kann er als Geistesverwandter der Reformer jener Zeit, Matwejews, Golizyns, Peters gelten.

Sehr bald schon nach Krishanitschs Ankunft in Moskau hatte er an sich die Willkür und Barbarei der Maßregel der Verbannung ohne Urteilsspruch erfahren. Kein Wunder, daß er sich in Tobolsk unglücklich fühlte. In einer seiner Schriften „Über die Vorsehung“ meint er, Gott müsse den Frevel solcher Internierungen als Tyrannei strafen. Aristoteles habe dergleichen Willkür auf das Schärfste getadelt. Alle Staatsangehörigen müßten in steter Furcht leben, das Opfer solches Despotismus zu werden. Krishanitschs wiederholte Bitten um Befreiung hatten keinen Erfolg. Es erscheint fast naiv, daß der Serbe in einem solchen Staate bei seinen Ausführungen über anzubahnende Reformen so weit ausholt, um die Notwendigkeit einer Wandlung plausibel erscheinen zu lassen. Es handelt sich um sehr abstrakte Güter, um Prinzipien, für deren Verwertung der geeignete Boden fehlte.

Krishanitsch fragt nach den Bedingungen eines guten Staats und findet sie in erster Linie in guten Gesetzen. Er unternimmt es, den Zaren Alexei darüber zu unterrichten, was darunter zu verstehen sei, und wie durch eine ideale Gesetzgebung auch der materielle Wohlstand und die politische Macht gewährleistet würden. Er stellt dem Zaren vor, wie derselbe, nachdem es jahrhundertelang keine Heroen gegeben habe, ein Heros sein könne. „Glücklich der Fürst“, schreibt Krishanitsch, „welcher Gelegenheit hat, Reformen durchzuführen“. Alexei solle durch neue und gute Gesetze der eigentliche Begründer der Größe Rußlands und der Wohlthäter der Slawenwelt werden. Krishanitsch fordert den Zaren zu ernster Lektüre, zu gründlichen Studien auf; Bücher seien keine Schmeichler; die Fürsten sollten die Lehrer ihrer Unterthanen, Könige Philosophen sein, sich mit Philosophen umgeben, die Ursachen aller Dinge erforschen, gegen Unwissenheit und Vorurteile ankämpfen. Krishanitsch thut dar, wie es ein thörichter Aberglaube sei, das Alte und Hergebrachte als solches zu ehren und eigensinnig jede Änderung abzulehnen; dagegen helfe die wissenschaftliche

Erkenntnis. Das in Rußland eben damals sich verbreitende Sektenwesen, die Absurditäten der Lehren der Altgläubigen führt er auf den völligen Mangel an Bildung und Kenntnissen zurück. Er meint, daß man die Ketzerei nur durch Wissenschaft ausrotten könne. In allen Stücken am Bestehenden festhalten, bemerkt er, heiße, auch alte eingewurzelte Irrlehren dulden; dergleichen gezieme nur Heuchlern und Dummköpfen, Leuten, die sich auf ihre Unwissenheit etwas einbildeten.

Insbesondere die Fürsten, sagt der Serbe weiter, müßten sich vor solcher Routine und Denkfaulheit hüten, sich auf ihre Sünden und Fehler besinnen. Und zu den schlimmsten Sünden rechnet er die Tyrannei, welche Gottes Zorn in besonderem Grade reize. Historische Kenntnisse sind, wie Krishanitsch meint, den Fürsten besonders nötig, um an Beispielen tyrannischer Regierungen das Verderbliche solchen Gebahrens zu erkennen. So geißelt er die Bosheit Rehabeams und zeigt, wie Judenkönige, welche die Propheten verfolgten, weil diese ihnen die Wahrheit sagten, zu Schaden gekommen seien. Er fragt an einer Stelle seiner Schriften, wer denn der russische Rehabeam sei, und die Antwort lautet: Iwan IV. Krishanitsch erzählt die Anekdote, wie der römische Kaiser Trajan einem seiner Hofleute ein Schwert geschenkt und dabei bemerkt habe: „Wenn ich im Interesse des Volkes herrsche, so brauche es für mich; wenn ich aber das Interesse meines Volkes verletze, so magst du es gegen mich führen.“ Ferner das Zitat eines Ausspruches aus Hadrians Munde: „Ich will nie vergessen, daß ich nicht meine Sache, sondern diejenige meines Volkes vertrete. Ich will so herrschen, wie ich wünschte, daß geherrscht würde, wenn ich Unterthan wäre.“ Karl den Großen lobt Krishanitsch um der Pflege der Kulturinteressen willen; er habe Schulen gegründet, sich mit der Philosophie und anderen Wissenschaften beschäftigt, die schöne Litteratur begünstigt u. s. w. Wenn etwa Krishanitsch erwähnt, Karl V. habe in seinem späteren Alter bedauert, in der Jugend nicht fleißiger im Erlernen der lateinischen Sprache gewesen zu sein, wenn er den Nutzen der Navigationsakte hervorhebt, wenn er die

Verdienste mancher Fürsten in der Geschichte feiert und die Mißgriffe anderer tadelt, so sind das ebenso viele Winke und Andeutungen inbetreff der Pflichten russischer Zaren ihrem Lande und Volke gegenüber. Eine solche Fülle von historischen Kenntnissen, eine derartige Belesenheit in zahllosen Geschichtsquellen, eine so gewandte publizistische Verwertung von Thatsachen aus allen Jahrhunderten erinnert an die Art, wie andere Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts, ein Machiavelli, ein Hugo Grotius, ein Pufendorf die Geschichte als Arsenal benutzten, um die Waffen für eine politische Argumentation daraus zu entnehmen. Aber in Rußland war eine solche von Intelligenz und Erudition gestützte Beredsamkeit verfrüht. Krishanitsch hatte seine Leser überschätzt; er dachte nicht daran, daß der Zar Alexei oder wer sonst sich mit seinen Manuskripten beschäftigen sollte, so gut wie gar keine Ahnung von der Geschichte des Abendlandes hatte, und daß infolge dessen derartige Hinweise auf die Vorgänge in früheren Jahrhunderten keine Wirkung üben konnten.

Nützlicher mochte in den Schriften des gelehrten Serben der Hinweis auf Ereignisse aus der Geschichte Rußlands sein. Indem ihm die einzelnen Thatsachen als Exemplifikationen staatsphysiologischer Doktrinen dienen, kommt er auf die Unthaten Iwans IV. zu reden und geißelt den Aberwitz dieser Regierung nach Gebühr. Insbesondere hebt Krishanitsch hervor, welche Wunden der Wüterich durch seine Frevel dem Volkswohlstande geschlagen habe. Er ist von der Solidarität des Staats- und Volksreichtums überzeugt, während dieser Grundsatz in Rußland ganz neu war. Während die Regierung Iwans IV. von Beobachtern wie Fletcher u. a. als ein Plünderungssystem unerhörter Art geschildert wird, haben die Physiokraten den Grundsatz aufgestellt: „Pauvre paysan — pauvre royaume, pauvre royaume — pauvre roi“. Diese jetzt banal erscheinende These vertrat Krishanitsch ein Jahrhundert vor den Physiokraten. „Wo der Staatsseckel gefüllt und das Volk arm ist, da ist es mit aller Machtstellung bald vorbei.“ „Der Fürst“, schreibt er an einer anderen Stelle, „soll nicht daran

denken, sich mit allen Mitteln zu bereichern, sondern er soll für das Wohl der Unterthanen Sorge tragen" u. s. w. Er nennt die Schmeichler und Höflinge „die Sirenen der Könige", welche zu den schändlichsten Mitteln raten, wenn es gilt die Staatskasse zu füllen, das Volk auszusaugen. Man vergegenwärtige sich, daß Krishanitsch unter dem Eindruck jener unsinnigen Kupfergeldemission schrieb, deren wir oben erwähnten und deren Folgen das ganze wirtschaftliche Leben des Reiches für Jahre zerrütteten. „Zu allen Zeiten", schreibt unser Serbe, „und bei allen Völkern waren die Fürsten, welche Erpressungen übten, verhaßt; sie haben nichts gewonnen als den Ruf von Tyrannen."

Krishanitsch scheint Fletchers Buch nicht gekannt zu haben. Aber aus anderen Quellen war er über Iwan IV. ausreichend unterrichtet. Er findet keine Worte, um die „Menschenschinderei" dieses Tyrannen nach Gebühr zu geißeln. Er tadelt nicht bloß den Blutdurst, sondern auch die Habsucht Iwans. Ebenso erwähnt er mit Entrüstung der Erpressungen, welche der Zar Boris Godunow geübt haben sollte. Ein noch lebhafteres Bild der nachteiligen Folgen einer derartigen Rücksichtslosigkeit bei Handhabung der Finanzen entrollt Krishanitsch, indem er an verschiedenen Stellen seiner Schriften den Abfall der Kleinrussen von dem Staate Moskau im Jahre 1659 den übermäßigen Steuern, der Brutalität der großrussischen Finanzbeamten zuschreibt; es habe sich da, schreibt er, die Geschichte von Rehabeam wiederholt. Dem bösen Beispiele Iwans IV. und Boris' folgend, habe man das System der Kronschenken in Kleinrußland eingeführt, und da sei es denn dahin gekommen, daß um dieser Schenken willen mehr Blut geflossen als Branntwein darin getrunken worden sei. Bei solchen Finanzmaßregeln seien stets Unruhen und Aufstände zu erwarten. Krishanitsch konnte sich auf seine eigene Anschauung berufen; er hatte auf der Reise nach Moskau in Kleinrußland die Folgen der Mißwirtschaft kennen gelernt und beurteilte dieselben, ausgestattet mit dem wissenschaftlichen und publizistischen

Rüstzeug eines hochgebildeten Westeuropäers [1]). Es war von Wert, daß solche Dinge mit in Rußland noch nie dagewesenem Freimut zur Sprache kamen, daß sich jemand fand, der es wagte, dem Zaren und deren Beamten ins Gewissen zu reden. Krishanitsch zeigt, daß die Mißbräuche auf finanziellem Gebiete dem Volke viel mehr Schaden zugefügt als dem Staatsschatze genützt hätten. „Wollte man", schreibt er, „alles Geld auf einen Haufen sammeln, das auf tyrannische Weise von Iwan IV. erpreßt wurde, so könnte man wahrnehmen, daß es nur den zehnten Teil des dem Volke zugemuteten Opfers beträgt."

Krishanitsch mochte von den Aufständen in verschiedenen Städten in der ersten Zeit der Regierung Alexeis erfahren haben. Der Haß des Volkes gegen hochstehende Beamte loderte zu heller Flamme empor. Männer wie Trachaniotow und Pleschtschejew, welche dem Zaren nahestanden, wurden damals Opfer der Volkswut. Sie hatten die Arbeiter um ihren Lohn gekürzt, den Salzpreis ins Ungemessene gesteigert, neue Abgaben ersonnen. Das Volk beschwerte sich über den Zaren, welcher nicht gehörig von derartigen Mißbräuchen unterrichtet war [2]).

Der gelehrte Serbe erhob seine Kassandrastimme und prophezeite einen allgemeinen Aufstand im ganzen Reiche, falls die Finanzpraktiken nicht aufhören würden. Sie hörten nicht auf, und in gewissem Sinne erfüllte sich Krishanitschs Prophezeiung; es folgten der Aufstand Stenka Rasins und die Ausbreitung des Sektenwesens. Sind auch beiderlei Rebellionen gegen den Staat und die Kirche mehrfachen Ursachen zuzuschreiben, so läßt sich doch nachweisen, daß wirtschaftliche Mißstände, Steuerdruck, Beamtenunfug einen bedeutenden Anteil an diesen Krisen gehabt haben.

1) Neuerdings hat Kostomarow in seiner trefflichen Monographie über Wygowski (S. 23 ff.) auf den Zusammenhang des Abfalls Kleinrußlands mit den Finanzmaßregeln hingewiesen.

2) S. das Genauere u. a. in meiner Abhandlung „Ein Finanzpolitiker in Rußland im 17. Jahrhundert" in der „Russischen Revue" (1891), Bd. XXX.

In den allerschärfsten Ausdrücken geißelt Krishanitsch die Bestechlichkeit der Beamten. Er spricht voll Entrüstung von der allzu geringen Besoldung der Richter, sodaß infolge dessen das Recht käuflich werde. Dadurch erklärt er die entsetzliche Kriminalität und Zuchtlosigkeit in Moskau. „Es ist nicht zu verwundern“, bemerkt der Serbe, „daß soviel Raub und Mord in Moskau vorkommt; dagegen ist es wunderbar, daß man überhaupt noch in Moskau leben kann. Die zahllosen Verbrechen kommen von der schlechten Besoldung der Beamten.“ Auch die Bestechlichkeit russischer Gesandter im Auslande erklärt Krishanitsch durch die schlechte Besoldung derselben.

Krishanitsch hat, wie bereits gelegentlich erwähnt wurde, für den Zaren Alexei eine Art Regierungsprogramm entworfen, eine Art Thronrede redigiert, in welcher ein ganzes System von Reformen in ähnlicher Weise erläutert wurde, wie Peter der Große dieses bei manchen umfassenderen legislativen Neuerungen zu thun pflegte [1]). Hier läßt der gelehrte Serbe den Zaren u. a. das Versprechen geben, daß die kostspieligen Feiertagskleider der Beamten abgeschafft werden würden; auch eine Verringerung der Beamtenzahl wird in Aussicht gestellt, ferner eine Abschaffung der Monopole, u. a. des Branntweinmonopols, welches allerdings die stärksten Durchstechereien veranlaßt hatte. Ausdrücklich läßt Krishanitsch den Zaren erklären, daß die Monopole der Krone für den Handel mit Salz, Fisch, Kaviar, Honig, Pottasche, Leder, Eisen u. s. w. aufhören und nie wieder eingeführt werden sollten.

Es fehlt nicht an Angaben über die Verwerflichkeit des Systems, gegen welches Krishanitsch seine Stimme erhob [2]). Es ist natürlich nicht seinem Einflusse zuzuschreiben, wenn die

1) Z. B. bei den langatmigen Einleitungen in das „Seereglement“ oder in das „Geistliche Reglement“ u. dgl. m.

2) S. u. a. manche Angaben bei Storch, Historisch-statistisches Gemälde des russischen Reiches, Bd. IV, S. 405—417, Kilburger, Kurzer Unterricht über den russischen Handel in Büschings Magazin, Bd. III, u. dgl. m.

Regierung des Zaren Alexei mancherlei Monopole aufhob und insbesondere Privilegien einzelner Korporationen beseitigte. Aber man darf annehmen, daß weder der Zar noch der Bojarenrat die Schädigung der Gesamtheit durch Privilegien und Monopole in ihrem ganzen Umfange so klar erkannte und so scharf zu formulieren imstande war, wie unser gelehrter Serbe dies that. Es bleibt sein Verdienst, tiefer geblickt und deutlicher gesprochen zu haben, als manche seiner Zeitgenossen es vermochten. Die Maßregeln der Regierung blieben bei dem einzelnen stehen: er verallgemeinerte die Erscheinungen auf wirtschaftlichem Gebiete; die Reformversuche Alexeis und Peters richteten sich auf wenige, besonders in die Augen fallende Mißstände; Krishanitsch stellte allgemeine Prinzipien auf; der unbeholfenen Empirie stand der Denker gegenüber, dem langsam auf dem Boden der Erfahrung fortkriechenden, schlecht funktionierenden Regierungsmechanismus — der Nationalökonom und Sozialphysiolog.

Als Geistesverwandter und Vorläufer Peters erscheint Krishanitsch in der Tabaksfrage. Staat und Kirche hatten das Rauchen und Schnupfen als eine fluchwürdige Sünde, als eine aus Westeuropa eingeschleppte moralische Seuche gebrandmarkt, verfolgt und gelegentlich mit Folter und Hinrichtung bestraft. Dann aber hat die Regierung Peters eine mildere Haltung behauptet. Man erkannte, daß hier eine Einnahmequelle für den Staat vorliege; die moralische und religiöse Entrüstung trat zurück; finanzielle Erwägungen kamen auf. Man weiß, daß Peter den Handel mit Tabak an ein Konsortium englischer Kapitalisten verpachtete. Als vonseiten des letzteren das Bedenken geäußert wurde, die russische Geistlichkeit werde dem Tabakshandel Schwierigkeiten bereiten, sagte Peter, er werde nicht gestatten, daß die Geistlichkeit sich in weltliche Dinge einmische; der Patriarch habe sich um den Glauben zu kümmern, sei aber nicht Zollinspektor [1]). Krishanitsch spricht nahezu ein Menschenalter vor Peter dieselben Ansichten aus. Indem er

1) Ssolowjew, Gesch. Rußlands, XV, S. 118.

die Grundsätze des Merkantilismus entwickelt, rät er, den Tabaksbau in Rußland zu fördern, vor allem aber die Verfolgung und Bestrafung der Raucher aufzugeben, weil dergleichen Rigorismus auf ganz absurden Vorurteilen beruhe und hier von irgendeiner Sünde gar keine Rede sei.

Sehr scharf äußert sich Krishanitsch über die durch das Branntweinmonopol geförderte Trunksucht des Volkes. Er schildert das Übel mit denselben Farben, wie wir das bei einer ganzen Reihe westeuropäischer Reisenden finden. Daher läßt er den Zaren Alexei in der fingierten Thronrede eine endgültige Abschaffung des Branntweinmonopols versprechen. Sehr rationell erörtert er, im Hinblick auf den im Münzwesen stattgehabten Unfug, die Grundlagen der Geldzirkulation. Er schreibt u. a.: „Es ist nicht bloß sündhaft und unredlich, sondern auch unklug, schlechte Münzen zu prägen. Der Vorteil dabei ist ein scheinbarer. Man hat hundertmal mehr Schaden als Gewinn davon. Der Schaden ist demjenigen zu vergleichen, welchen ein Patient leidet, dem die Ader geöffnet und nicht wieder geschlossen wird. Der Kranke stirbt an Blutverlust; ebenso büßt das Volk bei schlechten Münzen seinen ganzen Wohlstand ein, welcher sehr wohl mit dem Blute im menschlichen Körper verglichen werden kann." Daher läßt Krishanitsch in jener fingierten Thronrede das feierliche Versprechen geben, ein gutes Münzsystem einzuführen. Er macht inbetreff des letzteren sehr spezielle Vorschläge. Die neue Münzverfassung sollte, wie er beantragte, in einem gedruckten Buche zu jedermanns Orientierung zusammengestellt werden.

Man sieht, es sind ungemein liberale, den Verhältnissen Rußlands nicht entfernt entsprechende Doktrinen, welche der in Westeuropa geschulte Serbe hier vorbringt. Von einer praktischen Durchführung solcher Anträge konnte keine Rede sein. Auch erschienen dieselben angesichts der Kulturstufe, welche das damalige Rußland einnahm, in der That recht wunderlich. Wie konnte sich u. a. Krishanitsch von der Verbreitung eines offiziellen Münzbüchleins im ganzen Lande und in allen Klassen der Gesellschaft zu einer Zeit und in einem Staats-

gebiete großen Erfolg versprechen, da nur ein ganz verschwindend kleiner Teil der Bevölkerung lesen konnte? Aber es ist immerhin bedeutsam, daß Krishanitsch das Geldwesen für so wichtig hielt, daß er die Regelung desselben durch ein Staatsgrundgesetz sicherstellen zu müssen meinte.

Von der Erörterung finanzpolitischer Fragen ausgehend, langt der Publizist bei dem Gedanken einer Art Parlamentarismus an. Es soll, wie er meint, eine neue Steuerordnung auf dem Wege einer allgemeinen Beratung zustande kommen. Noch ehe man das Monopolwesen abschafft, sollen die Unterthanen ihre Ansichten darüber mitteilen, wie man es einrichten solle, daß die Staatsbedürfnisse gedeckt werden. Krishanitsch läßt hier den Zaren in jener fingierten Thronrede sich an den Mittelstand wenden. Die Vertreter der Städte sollen versprechen, daß die Staatskasse nie Mangel leiden werde. Jährlich sollen ein bis zwei Monate zu Budgetverhandlungen bestimmt sein. Die Abschaffung der Kronschenken und Monopole wird von der Bereitwilligkeit hinreichender Steuerzahlung abhängig gemacht. Es ist eine Art Vertragsverhältnis zwischen Regierenden und Regierten, wobei man von dem Gedanken einer Solidarität der beiderseitigen Interessen ausgeht.

Man sieht, daß Krishanitsch, auch wenn er Leser gehabt hätte, schwerlich auf einen Erfolg hätte rechnen dürfen. Seine Gedanken sind zu neu und zu überraschend, radikal. Selten sind Theorie und Praxis soweit voneinander getrennt gewesen, wie bei diesen Entwürfen des gelehrten Serben. Er war mit seinen Gedanken über Freiheit, Staatswohl, Gesetzgebung und Verfassung ein Vorläufer der französischen Schriftsteller der Aufklärungsepoche. In der Weise eines Montesquieu oder eines Filangieri erörterte er das Problem, wie gute Gesetze gegeben werden könnten. Wie konnte er da im 17. Jahrhundert in Rußland auf Erfolg rechnen?

Aber im wesentlichen entsprechen manche seiner Reformvorschläge der Art, wie Peter der Große in Rußland vorging. Krishanitsch sagt: „Will ein Herrscher nicht bloß für seine Lebenszeit sein Volk glücklich machen, sondern auch für die

spätere Zeit der Wohlthäter des letzteren werden, sich unsterblichen Ruhm erwerben, so muß er gute Gesetze geben." Nur durch eine Verfassung kann der Fürst die Verantwortlichkeit für die Verbrechen der blutsaugerischen und räuberischen Beamten mildern. Alle Gesetze müssen das Gemeinwohl und nicht ein privates Interesse zum Zweck haben. Um aber gute Gesetze zu geben, muß man diejenigen anderer Länder erforschen. In der Thronrede läßt Krishanitsch den Zaren Alexei sagen: „Wir haben die Gesetzgebung verschiedener Völker, der Franzosen, Spanier, Deutschen, Polen, studiert und das Gute daraus entlehnt."

Dabei vertritt Krishanitsch doch das Prinzip der Autokratie. Der Herrscher soll die Gesetze und Freiheiten aus seiner eigenen Initiative verleihen. „Was das Gefälle dem Flusse, die Wurzel dem Baume, das Fundament dem Hause", sagt er, „das ist die Monarchie für die Volkswohlfahrt." Krishanitsch wußte genug von den Zuständen in Deutschland, in Polen, in mancherlei Republiken, um die Mängel solcher Verfassungen hervorheben zu können. Auch aus der Geschichte Rußlands meinte er die Lehre entnehmen zu müssen, daß die Epoche der Teilfürstentümer ein politisches Unglück und die Monarchie eine Bedingung der Befreiung vom Tatarenjoch gewesen sei. Krishanitsch tritt gegen die Wahlmonarchie für die Erbmonarchie ein; er verlangt für Rußland eine Regelung der Thronfolge.

Dabei aber will unser Serbe das Volk vor aller Willkür des Herrschers durch Gesetze geschützt sehen. Er meint, daß Tyrannei, Folter und Hinrichtungen schlechte Mittel seien, den Thron zu stützen. Despotismus, sagt er, entvölkere das Land, wie das Beispiel der Türkei zeige. Man solle nicht den Sultan oder den Schah, welche Räuber und Mörder seien, zum Vorbilde nehmen; nicht der Staat sei um der Fürsten willen da, sondern umgekehrt; der Fürst müsse Gott Rechenschaft geben von seinen Handlungen; er dürfe niemand kränken, sonst sei er ein Räuber. Den Pflichten des Zaren sind sehr ausführliche Partieen der Schriften des Serben gewidmet;

allerdings sei die Macht des Zaren unbeschränkt, aber es gebe für ihn zwei Zuchtmittel: die Furcht vor der Strafe Gottes und die öffentliche Meinung, das Urteil der Nachwelt.

Sehr eingehend erläutert Krishanitsch den Begriff der Freiheit, die Unerläßlichkeit von Reformen im Geiste der Freiheit. Der Staat bedarf, wie er meint, einer steten Erneuerung, der Mittel, die Ursachen des Siechtums zu entfernen; der Herrscher darf sich nicht daran genügen lassen, den Staat in dem früheren Zustande zu erhalten; er muß unaufhörlich danach streben, denselben reicher, stärker, glücklicher zu machen. Stillstand ist Rückschritt. Der größte Ruhm eines Fürsten ist, sagen zu können: „Ich fand einen Staat mit schlechten Gesetzen und hinterlasse einen solchen mit guten Gesetzen." Krishanitsch ist so sehr von der Notwendigkeit von Reformen überzeugt, daß er verlangt, Alexei solle nicht bloß eine Verfassung geben, sondern eine periodisch wiederkehrende Revision der Verfassung als eine Art Staatsgrundgesetz proklamieren. Bei jedesmaligem Ableben eines Herrschers soll ein Reichstag Reformen vorschlagen dürfen; dann erst, nach Zustandekommen dieser Reformen, soll zuvor der Fürst den Eid auf die Verfassung leisten, worauf die Unterthanen dem Fürsten Treue schwören.

Dergleichen Ideen sind, wie man sieht, maßlos weitgehend. Wenn Krishanitsch in gewissem Sinne bei jedem Regierungswechsel die Gewalt auf eine Constituante überträgt, so wird er wohl schwerlich die Tragweite solcher Vorschläge erwogen haben. Damit ist der absoluten Monarchie, für welche der Serbe sonst eintritt, die Spitze abgebrochen. Auch findet sich bei ihm keine weitere Ausführung dieses Gedankens.

Bei weniger tiefgreifenden Reformen spricht aber Krishanitsch dasjenige aus, was Peter wirklich that, so wenn er das Bartscheren befürwortet, wenn er die Einführung eines neuen europäischen Kostüms, statt des orientalischen, vorschlägt [1]), wenn

1) S. meine Abhandlung „Ein Kleiderreformprojekt vor Peter dem Großen" in meinen „Beiträgen zur Kulturgeschichte Rußlands", Leipzig 1887, S. 189—213.

er verlangt, daß Edelleute ihren Namen in den an den Zaren gerichteten Schriftstücken nicht mehr im Diminutivum brauchen sollen u. dgl. m. Es sind das Neuerungen in spezifisch westeuropäischem Sinne. In der fingierten Thronrede läßt Krishanitsch den Zaren Alexei erklären, er wolle „den Schimmel der alten Barbarei abstreifen", allen Ständen in Rußland fast alle Freiheiten verleihen, welche die europäischen Völker genießen; jeder solle seine Wünsche und Klagen vorbringen dürfen u. s. w.

Es würde hier zu weit führen, die Ansichten Krishanitschs über Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege, der Verwaltung, des Heerwesens, der Wirtschaftspolizei zu erwähnen. Aber in allen Ausführungen des Serben begegnet uns eine klare Erkenntnis der Mängel russischer Zustände, eine Kritik der eingewurzelten Schäden, welche aus der mittelalterlich orientalischen Epoche der moskowitischen Geschichte stammten, der Wunsch, Rußland nach westeuropäischem Muster im Sinne und Geiste einer allgemein menschlichen Kultur umzuformen [1]).

Auch andere Westeuropäer hatten die Schäden und Mängel der Verhältnisse im Staate Moskau erkannt, den spezifisch orientalischen Charakter des russischen Gemeinwesens im 16. und 17. Jahrhundert nach Verdienst gewürdigt. Aber es war niemandem eingefallen, ein so ausführliches Reformprogramm für Rußland zu entwerfen, wie Krishanitsch es that. Wenn etwa Leibniz etwas später an eine Wandlung in Rußland zum Bessern glaubte und dafür zu wirken suchte, wenn etwa Lee auf Wunsch Peters einen Reformentwurf ausarbeitete, so waren diese Männer nie in Rußland gewesen, hatten kaum einen Begriff von diesem Reiche, während Krishanitsch durch langjährigen

1) Krishanitschs Schriften, von Bessonow 1859 und 1860 herausgegeben, sind zu schlecht und unsystematisch redigiert worden, als daß Hinweise auf die verschiedenen Bände und Seitenzahlen der noch dazu in einer halbserbischen Sprache geschriebenen Werke unsern Lesern nützen könnten. Wir entnehmen unsere Excerpte einem dreibändigen Manuskript, welches wir für ein eingehenderes Studium der Bedeutung des Mannes anfertigten.

Aufenthalt im Staate Moskau über die Zustände hier aus eigener Anschauung urteilen konnte. Mögen seine Ideen noch so doktrinär, seine Vorschläge noch so unpraktisch sein, sie zeigen, wie russische Patrioten als solche unwillkürlich an Reformen in westeuropäischem Sinne denken mußten. Solche Ideen lagen in der Luft; sie waren kontagiös. Wer überhaupt über die öffentlichen Angelegenheiten reflektierte, mußte zu ähnlichen Vergleichen Rußlands mit Europa, zu ähnlichen Reformvorschlägen gelangen, wie man u. a. auch an dem Beispiel der Schriften des Zeitgenossen Peters des Großen, des intelligenten und unternehmenden russischen Bauern, Iwan Possoschkow, ersehen kann [1]).

Possoschkow ist ein begeisterter Anhänger Peters; er gehörte zu der verschwindend kleinen Minorität im Volke, welche den Segen der von Peter vertretenen Richtung erkannte und drückte dieses in der Klage aus: „Unser Monarch zieht mit etwa zehn Menschen den Berg hinan; den Berg hinab aber ziehen Millionen; wie soll da seine Sache Erfolg haben?“ In den Schriften des Mannes aus dem Volke liegt eine Würdigung der Zustände Rußlands zur Zeit, als Peters durchgreifende Reformen begannen. Possoschkow war nicht bekannt mit der Litteratur und Publizistik Westeuropas; er war nie im Auslande gewesen; er war Autodidakt; die Geschäfte erzogen ihn; die alltäglichen Vorkommnisse vertraten ihm die Stelle der Bücher; das Reisen in Rußland war seine Schule, und Peter der Große, mit seiner ganzen Flut von Reformgesetzen, sein Lehrer. Dieser letztere dozierte ja vom hohen Katheder herab Millionen von Zuhörern eine Encyklopädie der Wissenschaften. Wie sollte nicht mancher davon angeregt werden, ähnliche Gedankenreihen zu verfolgen, ähnlichen Idealen nachzustreben?

Auch Possoschkows Schriften hatten, wie diejenigen Krishanitschs, keine Leser, keinen Erfolg; er blieb unbeachtet. Aber

1) S. mein Buch „Iwan Possoschkow. Ideen und Zustände in Rußland zur Zeit Peters des Großen“, Leipzig 1878.

die Reformvorschläge dieses Zeitgenossen Peters dienen als Symptom für das Befinden des sozialen Organismus Rußlands in jener Übergangszeit; sie sind ein durch nichts zu ersetzendes Medium für die Erforschung der Stimmungen und Wünsche, der Klagen und Hoffnungen in den breiten Schichten des eigentlichen Volkes, ein Beweis für die Intelligenz und Strebsamkeit wenigstens eines Teiles der Unterthanen Peters.

Die Gegensätze in den Anschauungen Possoschkows entsprechen dem Janusgesicht dieser Epoche. Er ist bald liberal, bald konservativ, bald beschränkt, bald aufgeklärt; Stumpfsinn und Chinesentum wechseln ab mit genialen, leuchtenden Geistesblitzen. Hier erscheint er als radikaler Fortschrittsmann, als Revolutionär, dort trägt er reaktionäre Ansichten vor. In manchen Stücken eilt er den Reformgedanken Peters voraus, in andern bleibt er weit hinter denselben zurück. Es treten uns da einzelne Züge entgegen, welche an die tatarische Epoche der Geschichte Rußlands erinnern, und dicht daneben andere, welche den Reformen des gegenwärtigen Jahrhunderts entsprechen. Dazwischen predigt er Milde und Humanität, und dann wieder erwartet er alles Heil von asiatisch-despotischer Strenge, von Körperstrafen und Foltern. Bald redet er der Freiheit das Wort, bald schlägt er bevormundende Maßregeln vor. Auf kirchlichem Gebiete vertritt er den Standpunkt früherer Jahrhunderte, auf politischem ahnt er den modernen Parlamentarismus. In Fragen der Moral und Pädagogik legt er eine mittelalterlich-mönchische Beschränktheit an den Tag; seine wirtschafts-polizeilichen Entwürfe entsprechen zum Teil den Anschauungen der modernen Wissenschaft.

Solche Gegensätze veranschaulichen die Wucht des Kampfes zwischen Altem und Neuem in jener Zeit. Sie finden sich gelegentlich auch in den Reformen und Verordnungen Peters des Großen [1]). Vieles aber zeigt sowohl in dem Vorgehen der Regierung als in den Vorschlägen Possoschkows, wie in Rußland

1) S. die Einleitung zu meinem Buche über „Possoschkow", S. 12—14.

im Anschluß an die höhere Kultur Westeuropas eine neue Zeit anbrach und anbrechen mußte.

Es genüge, auf einzelne Züge der publizistischen Thätigkeit Possoschkows hinzuweisen. Da ist es denn z. B. von Interesse zu sehen, wie dieser echte Russe, ein fanatischer Anhänger der orthodox-griechischen Kirche, ein Deutschenhasser, ein geschworener Gegner des Protestantismus, in mancher Hinsicht unbefangen und gerecht über den Mangel an Bildung der russischen Geistlichkeit spricht und es lebhaft beklagt, daß ein so roher und unwissender Klerus gänzlich außerstande sei, auf das Volk in heilsamer Weise zu wirken. Er verlangt, daß für die Ausbildung der Geistlichen Schulen errichtet, daß bei dem Eintritt in den Geistlichenstand strenge Prüfungen angeordnet würden. Er schreibt es der Ignoranz der Priester zu, wenn im Volke die einfachsten Grundzüge der Glaubenslehre unbekannt wären und kaum der hundertste Mensch wisse, worin die christliche Lehre bestehe. Wie eine Pflanze, ein Baum der Pflege bedürfe, um gut zu gedeihen, so bedürfe die Religion der Schulen, des Unterrichts; alle Irrlehren kämen von der Unwissenheit. Er macht auf die Notwendigkeit systematischer Studien für die Geistlichen aufmerksam: es gelte gut sprechen, lesen und schreiben zu lernen. Die Verbreitung geschickt abgefaßter Fibeln für das Volk erscheint ihm unerläßlich; er schlägt eine Vereinfachung des zu reich mit Buchstaben ausgestatteten slawischen Alphabets vor, ferner die Übersetzung mancher Bücher ins Russische, endlich die Gründung einer Akademie in Moskau für alle Wissenschaften. Wir müssen es dem hitzigen Ketzerrichter Possoschkow hoch anrechnen, daß er für eine solche Akademie, da es an russischen Gelehrten fehlte, selbst die Berufung von Lutheranern empfiehlt, mit der Einschränkung freilich, daß die Leitung des Instituts orthodox-griechischen Christen anvertraut werde.

Solche Gedanken eines bescheidenen Mannes aus dem Volke sind um so beachtenswerter, als selbst die vorwärtsstürmende Regierung Peters sich nicht ausreichend mit derartigen Entwürfen beschäftigte und es auch später mit der Hebung des

Bildungsniveaus der Geistlichen nicht recht gehen wollte. Das „Geistliche Reglement“ Peters und Feofan Prokopowitschs trat, wie Possoschkow, für die Notwendigkeit der Schulen ein. Aber es geschah sehr wenig für die Verwirklichung dieser Pläne. In den letzten Jahren der Regierung Peters dachte man an die Gründung eines geistlichen Seminars. Es wurden ein Haus und Geldsummen für diesen Zweck angewiesen. Der Tod Peters unterbrach diese Reformen. Jahrelang stand nachher das Haus leer und wurde endlich im Jahre 1743 der Kanzlei des Polizeimeisters überwiesen [1]).

Es ist nicht Zufall, daß alle Schriftsteller, welche die öffentlichen Fragen zum Gegenstande der Diskussion machten, später oder früher mit der Regierungsgewalt oder deren Organen in Kollision gerieten. Kotoschichin mußte flüchten, weil er unschuldig verfolgt wurde; Kurbskij wäre, wenn er in Rußland geblieben wäre, unzweifelhaft auf die qualvollste Weise hingerichtet worden; Krishanitsch verblieb anderthalb Jahrzehnte in der Verbannung in Sibirien; Possoschkow hatte mehrmals von der Verfolgung brutaler Militärs, ungerechter Richter, habsüchtiger Polizeibeamten zu leiden und starb — soviel wir wissen, ganz unschuldig — im Kerker. Die Erfahrungen, welche er selbst gemacht hatte, die Unbill, welche er täglich an den Staatsangehörigen vonseiten der Regierungsorgane verüben sah, veranlaßten ihn besonders nachdrücklich und ausführlich auf die Unerläßlichkeit des Rechtsschutzes, auf den Wert einer humanen Gesetzgebung hinzuweisen. Diese Partieen seiner Schriften gehören zu dem Wertvollsten der publizistischen Thätigkeit des merkwürdigen Mannes. Ähnlich wie Krishanitsch so findet auch Possoschkow keine Worte, um den Aberwitz, das Kulturfeindliche, die Grausamkeit willkürlicher Verhaftungen, verschleppter Prozesse, käuflicher Gerichtsbarkeit gebührend zu geißeln. Possoschkow führt zahlreiche Beispiele dafür an, daß vollkommen Unschuldige im Gefängnis

1) S. Tschistowitschs Biographie „Feofan Prokopowitschs“ (russisch), S. 136—137.

schmachten müßten und welch grenzenloses Unglück die Eigenmächtigkeit der Beamten und Richter anzurichten pflegten. Die beredten Ausführungen Possoschkows zeigen, was es bedeutete, daß Rußland durchaus Polizeistaat und nicht Rechtsstaat war, daß man bis dahin nicht den geringsten Versuch gemacht hatte, die Rechtspflege von der Verwaltung zu trennen, daß es an einer Codifikation fehlte, daß die Grausamkeit und Härte des Strafrechts in den Händen bestechlicher und gewissenloser Richter eine besonders gefährliche Waffe war. Ohne imstande zu sein, den Fortschritten des Auslandes auf dem Gebiete des Rechtslebens zu folgen, hatte Possoschkow inbezug auf manche einschlagende Fragen ein gesundes Urteil. Er kannte die Bedeutung des Rechts für die Volkswohlfahrt, die Nachteile des Zeitverlustes bei Prozessen für die Volkswirtschaft, die demoralisierende Wirkung ungerechter Urteilssprüche, die Notwendigkeit fester, allgemein geltender Rechtsnormen. „Ich halte“, schrieb er, „die Rechtspflege und Verwaltung höher als alle Künste und Wissenschaften auf Erden.“ Er meint, daß bei Reformen auf diesem Gebiete alle Menschen gewissermaßen durch gute Rechtsinstitute erzogen, die Lüge fliehen und die Wahrheit lieben würden. Er teilte bei Beurteilung der russischen Verhältnisse Peters Ansicht, welcher gelegentlich äußerte: „Nirgends in der Welt sucht das Böse die Festung der Wahrheit so stark zu unterhöhlen, wie dieses bei uns der Fall war und zum Teil noch ist“ [1]).

Possoschkow schreibt: „Es ist doch arg, daß nicht bloß in christlichen Staaten, sondern auch sogar bei den Türken ein gutes Gerichtswesen zu finden ist, während unsere Rechtspflege, obgleich wir den heiligsten, reinsten Glauben haben, gar nichts wert ist; und welche Gesetze Seine Kaiserliche Majestät auch erlassen mag, sie werden nicht beachtet; jeder handelt nur nach eigener Willkür.“ Erst wenn ein ordentliches Gerichtswesen bestehe, meint Possoschkow, könne Rußland auf Achtung bei anderen Nationen Anspruch machen, weil die schlechte Rechts-

1) Ssolowjew, Gesch. Rußlands, XVIII, S. 137.

pflege das Volk verderbe; alle Schlechtigkeit im Volkscharakter käme daher, und die Bauern verließen oft ihre Häuser und ergriffen die Flucht, um sich dem „ungesunden und verlogenen Gericht" zu entziehen, sodaß das russische Land in vielen Gegenden ganz verödet sei. „Alles Unheil", sagt Possoschkow, „kommt von der Ungerechtigkeit", oder an einer anderen Stelle: „Staat und Gesellschaft werden ganz anders gedeihen, wenn nur mit Gottes Hilfe die alte Leidenschaft der Lüge bei den Richtern und Beamten ausgerottet sein wird." Er verlangt eine völlige Unabhängigkeit der Richter, gleiches Gericht für alle und eine durchgreifende Codifikation. Die letzteren Ausführungen sind besonders beachtenswert. Possoschkow schreibt: „Will man ein gerechtes Gericht haben, so muß man die alten Gesetze und die neuen Verordnungen und die wichtigsten Entscheidungen, welche Lücken in der Uloshenije (Gesetzbuch von 1648) füllen, sammeln und einen vollständigen Codex zusammenstellen. Und zu den russischen Gesetzen kann man diejenigen ausländischen hinzufügen, welche für uns passen. Es würde selbst nicht schaden, das türkische Gesetzbuch übersetzen zu lassen, um auch daraus einiges zu entnehmen, da es doch heißt, daß manches bei den Türken noch besser sei als bei den Deutschen. Zu dem Ende muß man wählen: je zwei oder drei der gelehrtesten und befähigtesten Geistlichen, ferner Bürger, welche in Rechtssachen und Verwaltungsfragen erfahren sind, höhere Beamte, welche nicht stolz, sondern herablassend sind, geringere Beamte, welche die Geschäfte kennen, sodann vernünftige und wahrheitsliebende Edelleute, auch Kaufleute, welche in allerlei Geschäften erfahren sind, Soldaten mit gesundem Menschenverstande, welche mancherlei erlebt und durchgemacht haben; ja auch von den Bauern müßten, wie ich meine, solche hinzugezogen werden, welche Gemeindeämter bekleidet haben und durch klaren Verstand ausgezeichnet sind. Ich weiß, daß es selbst unter den Mordwinen kluge Leute giebt; wie soll es da unter den Bauern keine klugen Leute geben?"

Dergleichen Vorschläge erscheinen sehr fortschrittlich, modern, in Rußland unerhört. Possoschkow will eine ad hoc berufene

Versammlung von Volksvertretern, ein Parlament im Sinne der neuesten Zeit. Zug für Zug entsprechen seine Ideen der Versammlung, welche Katharina II. im Jahre 1767 berief, um ein neues Gesetzbuch auszuarbeiten. Aber der russische Publizist geht noch weiter und schreibt: „Ist das neue Gesetzbuch redigiert, so muß es von dem ganzen Volke ganz frei und ohne allen Zwang geprüft werden, damit niemand, weder Hohe noch Niedere, weder Reiche noch Arme, ja auch nicht einmal die Bauern dadurch irgendwie gekränkt werden, daß sie das neue Gesetz nicht kennen. Dem Kaiser aber müssen die Gesetze nach der Redaktion und allgemeinen Beratung vorgelegt werden, damit sein scharfer Geist dieselben prüfe. . . . Man wird sagen, daß ich die souveräne Gewalt Seiner Kaiserlichen Majestät durch das Mitraten des Volkes herabsetze; das ist aber nicht der Fall; die Gerechtigkeit verlangt es, daß jedermann, wes Standes er sei, zusehen müsse, ob die neuen Gesetze nichts Ungehöriges oder Ungerechtes enthalten. Wer aber etwas dergleichen entdeckt, muß ohne Bedenken und ohne alle Furcht seine Meinung über die Verbesserungen schriftlich aufsetzen und gehörigen Orts einreichen. Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt. So müssen alle an der Vollendung des Gesetzbuches teilnehmen. . . . Ein gutes und gerechtes Gesetz ist ein so hohes Ding und muß allseitig so sorgfältig erwogen sein, daß niemand daran zu rütteln vermag. Daher kann man es ohne gründliche Beratung und freie Meinungsäußerung nie und nimmer zustande bringen" u. s. w.

So haben wir denn in diesen Ausführungen eines bescheidenen bäuerlichen Industriellen aus der Zeit Peters des Großen Gedanken, welche an Montesquieu und Rousseau, an sehr liberale Phasen der Revolutionszeit erinnern. Dergleichen wäre nicht möglich gewesen ohne einen Einfluß Westeuropas, ohne das Zurücktreten byzantinischer oder tatarischer Anschauungen. Das bis dahin geknechtete Volk sollte im Interesse aller auch zu Worte kommen. Die Regierten empfanden endlich, daß der Staat um ihretwillen bestehe und erklärten sich bereit zur Mitarbeit an Gesetzgebung und Verwaltung. Es

trat damit ein neues Prinzip auf; es war ein Bruch mit der Tradition. Indem Possoschkow Militärreformen beantragt, bemerkt er gelegentlich: „Wenn der Zar sich noch soviel Mühe giebt, so kann er doch ohne im einzelnen ausgearbeitete Entwürfe nicht alles so genau wissen oder vorausbedenken, denn er ist ja doch nur ein Mensch. Darum muß man ihm helfen und ihm alles vor seinen Augen durch Beispiele veranschaulichen und ihm über alle Dinge die Wahrheit sagen; ohne treue Gehilfen läßt sich das Heerwesen schwerlich reformieren."

Solche Ideen lassen den Einfluß einer höheren Kultur des Abendlandes erkennen. Mochte Possoschkow auch den vielen in Rußland weilenden Ausländern grollen, weil sie die Russen für untergeordnet, unentwickelt hielten, so hatte er dem Verkehr mit ihnen, den von ihnen nach Rußland importierten Anschauungen unermeßlich viel zu verdanken. Wenn etwa Possoschkow die Grundsätze des Merkantilismus entwickelt, über die Bedeutung des Kaufmannsstandes reflektiert, von der Notwendigkeit der Einführung des Zunftwesens spricht, eine Patentgesetzgebung vorschlägt, die leibeigenen Bauern vor Willkür und Bedrückung geschützt sehen will, die Dringlichkeit der Herstellung eines Katasters hervorhebt u. s. w., so ist leicht zu erkennen, daß ein großer Teil solcher Gedanken und Vorschläge der Anregung Westeuropas verdankt wurde. Possoschkows mehrere hundert Seiten umfassendes Hauptwerk „Über Armut und Reichtum", worin Wahres mit Falschem, Scharfsinniges mit Einfältigem, hohe Wahrheiten mit Frivolitäten vermengt sind, erinnert stellenweise an Franklins populäre Schriften oder an Mirabeaus Gedankenblitze; es umfaßt wie die vorrevolutionären „cahiers" in Frankreich alle Seiten des Gesellschafts- und Staatslebens; es deutet die ersten Anfänge eines modernen Parlamentarismus an; es berührt das Prinzip der Volkssouveränität. Berücksichtigt man Zeit und Ort der Redaktion des merkwürdigen Buches und die bescheidene Stellung des Verfassers, so erscheint es als ein kühner Griff in die Zukunft, als ein Beitrag zur Aufklärungslitteratur, als ein in Rußland unerhörtes Wagstück. Die Einzelheiten der Katastrophe des

Publizisten, welcher verhaftet wurde, lassen vermuten, daß sein tragisches Schicksal mit dieser an die Regierung, an die Hohen und Mächtigen gerichteten Mahnung zusammenhing [1]). Ein derartiger Patriotismus erschien verfrüht. Der Gegensatz von Regierenden und Regierten, welchen der loyale Unterthan, der treue Anhänger Peters, überbrückt zu sehen wünschte, sollte noch lange bestehen bleiben. Dieselben Schattenseiten russisch-bureaukratischer Zustände werden auch in unserer Zeit, u. a. in der modernen Belletristik Rußlands mit besonderer Vorliebe und publizistischer Schärfe oft genug gegeißelt. Aber der Schüler Peters des Großen, Possoschkow, hatte recht, von Westeuropa lernen zu wollen, wie die Interessen des Volkes im Gegensatz zu tatarischer Rücksichtslosigkeit Beachtung verdienten und wie Bildung und freiheitliche Institutionen Rußlands Wohlfahrt und Rußlands Machtstellung gewährleisteten. Aussprüche wie jenes Wort Friedrich Wilhelms I.: „Nicht räsonnieren, maßen wir keine Räsonneurs zu Unterthanen haben wollen", Ansichten wie diejenige vom „beschränkten Unterthanenverstande" sollten in Rußland wie anderswo später oder früher zu den überwundenen Standpunkten zählen. Höhere Staatsformen, wie ein Peter sie anstrebte, waren ein Ergebnis der Kulturentwickelung des Gesamtvölkerlebens, welchem Rußland zu seinem Heil sich anschloß.

1) S. mein Buch über „Possoschkow", S. 60.

II. Peter der Große.

Die Ausführungen der vorhergehenden Abschnitte mögen den Beweis liefern, daß Peters Auftreten keineswegs unvermittelt war, daß er nicht als ein „Deus ex machina“ auf einem unvorbereiteten Boden erschien. Die von ihm ausgehenden, zum Teil verwirklichten Ideen waren nicht neu. Allerdings fand er ein ungeheueres Arbeitsfeld für die Reformen in westeuropäischem Sinne, für den Kampf um eine würdige Stellung Rußlands in dem europäischen Staatensystem. Aber er brauchte nicht eine neue Richtung einzuschlagen; sein Programm stand nicht im Widerspruch mit demjenigen seiner unmittelbaren Vorgänger. Er durfte nur an das vor ihm Geschehene anknüpfen, um, in den schon angedeuteten Bahnen weitergehend, den russischen Staat in eine höhere Phase zu rücken.

Freilich unterschied sich Peter von seinen Vorgängern durch eine unvergleichlich klarere Einsicht in die Aufgaben der Staatsgewalt und ferner durch eine phänomenale Willenskraft. Es war eine Diktatur, deren Rußland bedurfte, und kaum jemand konnte sich besser für eine solche Rolle eignen als Peter der Große. Berücksichtigt man die Umstände des Auftretens und Wirkens des genialen Reformers, weiß man, wie die Bühne beschaffen war, auf welcher der Hauptakteur der Geschichte Rußlands auftrat, so wird man geneigt sein, die Schranken des Heroentums zu erkennen und zuzugeben, daß nicht einzelne die Geschichte machen. Aber das Studium der Persönlichkeit

Peters führt zu der Erkenntnis, daß dieselbe das Zeitmaß der gewaltigen Veränderungen, welche in Rußland eintreten mußten, beschleunigt hat. Für das Verständnis der Vorgänge dieser Epoche ist die Wahrnehmung des Zusammenwirkens der Energie des Einzelnen mit den allgemeinen Bedingungen seines Handelns erforderlich.

Als im 16. Jahrhundert die geographische Entdeckung Rußlands erfolgte, als im 17. der Staat Moskau zur Teilnahme an einer gemeinsamen Aktion gegen die Türken aufgefordert wurde, konnte man nicht erwarten, daß das unbekannte, in allen Stücken von Westeuropa unterschiedene Land so bald schon unter Peter die Stellung einer Großmacht erwerben werde. Es geschah dies nicht dadurch, daß Peter ein völlig neues Programm auf dem Gebiete der auswärtigen Politik entworfen und ausgeführt hätte. Seine Vorgänger auf dem Throne hatten jahrhundertelang gegen die Nachbarn, d. h. gegen die Tataren und Türken, gegen die Polen, Balten und Schweden gekämpft. Die Notwendigkeit der Ausdehnung der Grenzen Rußlands nach allen Richtungen hin, insbesondere die Erwerbung einiger Küstenpunkte hatte schon seit Jahrhunderten auf der Tagesordnung gestanden; mancherlei war schon früher geschehen, um Peter dem Großen gewaltige Erfolge zu sichern; anderes hing dann allerdings von der Spannkraft und Zähigkeit im Verfolgen und Festhalten bestimmter Ziele vonseiten Peters ab; noch anderes begünstigte die Unternehmungen des Zaren, unabhängig von seinem Willen und seinen Anlagen. Iwan IV. hatte es in Polen mit Stephan Bathory zu thun gehabt; Peter hatte mit August dem Starken ein leichteres Spiel; statt eines Gustav Adolf hatte er nur einen Karl XII. zu bekämpfen; die Macht der Türkei war seit den früheren Konflikten mit dem Orient etwas zurückgegangen.

Zu den großen Erfolgen Peters auf dem Gebiete der auswärtigen Politik gehörte in erster Linie das Rüstzeug einer Armee, und eine Reform des russischen Heerwesens war lange vor ihm angebahnt worden. Unmöglich hätte er gegen Asow oder gegen Karl XII. etwas ausrichten können, wenn nicht

die Richtung auf eine Verbesserung der Wehrkraft in westeuropäischem Sinne schon von den früheren Zaren und Ministern angedeutet worden wäre. Auch hier trat nicht eigentlich ein Neues ein; Peter brauchte nur das früher Begonnene fortzusetzen, um, allerdings mit einem ungewöhnlichen Aufwande von Ausdauer und Energie, den Sieg bei Poltawa zu erfechten. Aller Mut, alle Genialität des Zaren hätte im Kampfe mit Schweden nicht ausgereicht, wenn nicht die allmähliche Umwandlung der Armee ein paar Jahrhunderte vor Peter bereits begonnen hätte. Die westeuropäische Kriegskunst mit ihren Feuerwaffen stand zu hoch, als daß eine Regierung oder die Vorbereitung weniger Jahre hätte genügen können, aus ungeordneten Reiterhaufen asiatischen Charakters, aus ungeschulten Bogenschützen eine Armee herzustellen, welche Festungen belagern, offene Schlachten wagen konnte. Es kam dem genialen Reformer zugute, daß man schon seit Jahrhunderten in Rußland die Wahl hatte, entweder in ähnlicher Weise wie die andern, etwa die Polen oder die Schweden ausgerüstet, d. h. nach europäischer Weise mit Flinten und Kanonen versehen zu sein oder von den feindlichen Nachbarstaaten besiegt zu werden. Wenn man von ultranationalem Standpunkte aus in Rußland gemeint hat, daß der enge Anschluß an Europa, das Nachahmen abendländischer Lebensformen dem Lande und Volke zum Schaden gereicht hätten, so übersieht man jene oben angedeutete Alternative. Verzichtete man auf die Aneignung fremder Mittel der Ausrüstung, auf eine Anpassung an die allgemeinen Verhältnisse, so konnte es leicht um die Existenz Rußlands geschehen sein. Handelte es sich um einen Kampf ums Dasein, so gab es keine Wahl. Um so thörichter erscheint es, Peter für eine angeblich unheilvolle Richtung der Politik verantwortlich zu machen, welche längst vor ihm durch die Verhältnisse mit zwingender Notwendigkeit vorgezeichnet war. Es zeugt von Gedankenlosigkeit seitens der russischen Nationalpolitiker, wenn sie mit größter Befriedigung die Gunst der Machtstellung Rußlands acceptieren und zugleich den Anschluß Peters an den westeuropäischen Habitus als einen Fehler,

als eine Art an dem Volkstum begangenen Verbrechens betrachten. Man hat immer wieder von der Notwendigkeit gesprochen, alles Fremde, Ausländische „im Tiegel der Nationalität umzuschmelzen“, als wenn es beim Kampf ums Dasein, im Wettbewerb der Völker, eine spezifisch russische Pulvermischung oder Dampfkraft geben könnte, als beruhten Flintenschlösser, Ladestöcke oder Panzerplatten auf nationalen Grundsätzen.

Man erinnere sich, wie die Berufung von Ausländern nach Rußland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts mit den Fragen von der Wehrkraft des Reiches zusammenhing. Man bedurfte der Kriegsingenieurs und Kanonengießer, der Artilleristen und Waffenschmiede, der Instruktoren und Drillmeister, der Chirurgen und der Feldprediger. Wie war es da möglich, daß diese Leute nicht auch über das Gebiet ihres beruflichen Wirkungskreises hinaus Einfluß übten und den Horizont der Russen erweiterten? Bedurfte man ausländischer Offiziere, so mußte man wenigstens einigermaßen ihre Sprache erlernen, ihnen den Gottesdienst gestatten. Die nationale und konfessionelle Einheit war durchbrochen. Wenn man den Ausländern so viel verdankte, wie Peter etwa einem Patrick Gordon oder einem Franz Lefort, welche als militärische Lehrmeister wirkten, so mußte man unwillkürlich in allen Stücken viel von ihnen lernen. Ein weltbürgerliches Element trat als ein neues Prinzip auf und ließ sich nicht wieder bannen.

Aber auch auf dem Gebiete des internationalen diplomatischen Verkehrs mußte es durchgreifende Wandlungen geben. Gab es einmal Berührungen, wenn auch zunächst meist feindliche, mit den Nachbarn, wechselten Krieg und Frieden fortwährend ab, so war man genötigt zu einem Austausch von Gesandten; die Maschen des Netzes solcher Beziehungen wurden enger, je zahlreicher die Berührungspunkte erschienen; aus außerordentlichen diplomatischen Missionen ad hoc wurden später oder früher ständige Residenten. Statt der ausnahmsweise im Westen auftretenden russischen Diplomaten erschien in Rußland ein diplomatisches Corps und schlossen sich russische

Gesandte in den Hauptstädten Europas den dort befindlichen diplomatischen Corps an. Die Bestimmungen und Usancen des allgemeinen Völkerrechts galten für Rußland so gut wie für alle andern Staaten. Es konnte kein spezifisch nationales Konsularrecht geben, kein besonderes russisches Zeremonial für die Behandlung ausländischer Diplomaten aufrechterhalten bleiben. Es setzte sich auch da, wie bei Flinten und Kanonen, bei Schanzkörben und Faschinen, bei der Schiffstakelage und bei der Konstruktion von Ankerketten ein allgemeiner Accomodationsprozeß durch. Je weniger die Mauer bestehen bleiben konnte, welche Rußland von Europa schied, je großartiger und komplizierter der Apparat solcher internationaler Konflikte und Beziehungen wurde, desto dringender erschien es überhaupt, bei dem Westen in die Schule zu gehen. Es waren nicht politische Gründe allgemeiner Art, welche Peters denkwürdige Reise ins Ausland veranlaßten; er gedachte nicht in Westeuropa systematische Studien auf dem Gebiete des Staatswesens zu machen; es war die orientalische Frage, welche ihn nötigte, in Holland und England den Schiffsbau zu erlernen, Waffen und Munition, Schiffsvorräte und Werkzeuge einzukaufen. Aber diese Reise wurde der Ausgangspunkt durchgreifender Reformen auf den mannigfaltigsten Gebieten. Die Kriegskunst und die Diplomatie hingen zu eng mit andern Erscheinungen zusammen, als daß die Geschäfte dieser Reisezwecke sich hätten isolieren lassen. Der Bischof Burnet hatte während Peters Aufenthalt in England den Eindruck, daß der junge Zar im Banausischen, in der Technik des Schiffsbaus aufgehe, während man bald darauf sich davon überzeugte, daß Peter als eine Art wandelnder Encyklopädie in seine Heimat zurückkehrte.

Das Mißverständnis war begreiflich. Hatte doch Peter in den ersten Jahren seiner Herrschaft sich um die innerpolitischen Angelegenheiten seines Landes sehr wenig gekümmert und nur mehr seiner Liebhaberei, der Entwickelung des Seewesens, gelebt. Aber dieser Sport sollte in so genialer Weise, mit so großen Mitteln betrieben, von der allergrößten politi-

schen Bedeutung werden. Auf diesem Gebiete bedurfte man noch mehr als auf irgendeinem andern der ausländischen Lehrmeister. Mochten die Russen inbetreff der Flußschiffahrt von den ältesten Zeiten her eine große Erfahrung aufweisen, so konnte man, wenn es galt, eine Kriegsflotte herzustellen, nicht an das in der Heimat Bestehende anknüpfen; es galt, etwas ganz Neues herstellen, sich in allen Stücken an dasjenige anlehnen, was die seefahrenden Nationen entwickelt hatten. Alles, was zum Bau und zur Ausrüstung der Schiffe nötig war, mußte importiert werden; es war ein Personal an Seeoffizieren, Lotsen, Schiffsärzten u. s. w. zu beschaffen, welches ausschließlich aus Engländern, Holländern, Norwegern u. s. w. bestand. So war denn der junge Herrscher mit seiner Leidenschaft für das Seewesen jahrelang unaufhörlich in der Gesellschaft von Fremden, in ihrer Schule. Man weiß, wie er schon in den Knabenjahren am liebsten mit den Handwerkern aus der deutschen Vorstadt, etwas später in Archangelsk mit den Schiffskapitänen der englischen und holländischen Handelsschiffe verkehrte, dort viel Technisches lernte, daneben allerlei Kurzweil trieb und sich dabei, noch in Rußland weilend, in gewissem Sinne schon im Auslande befand.

Aber selbst hier trat nicht ein unbedingt Neues ein: Peter knüpfte sogar auf dem Gebiete des Seewesens an dasjenige an, was vor ihm von seinem Vater Alexei begonnen worden war. Wir haben oben erwähnt [1]), daß bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts, mehrere Jahrzehnte vor der Gründung einer Flotte durch Peter, der Gedanke auftauchte, in Kurland einen Hafen zu erwerben, um dort ein russisches Seewesen zu begründen; um dieselbe Zeit wurden von der Regierung holländische Schiffsbauer nach Rußland berufen, um auf der Wolga ein größeres Schiff nach ausländischen Mustern zu erbauen. So entstand ein Fahrzeug „Orel“ (spr. „Ariol“), „der Adler“, welches von den rebellischen Kosaken unter Stenka Rasins Führung verbrannt wurde. Diese mehrere Jahrzehnte früher stattgehabten Anfänge

1) S. Seite 175.

eines Seewesens, welche allerdings zunächst erfolglos blieben, gaben den Anlaß zu der Liebhaberei Peters für den Wassersport. In einem Schuppen fand er zufällig unter allerlei Gegenständen, welche dem Vetter seines Großvaters, des Zaren Michail, dem Bojaren Nikita Romanow, gehört hatten, ein altes englisches Segelboot. Er war damals 16 Jahre alt und hatte keine Ahnung von der Möglichkeit, auf dem Wasser Segelfahrten zu unternehmen. Peter hat in der Einleitung zum Seereglement einfach und schmucklos und doch in fesselnder Weise über den Eindruck berichtet, welchen ihm diese Entdeckung machte, darüber, wie er sich erkundigte, ob sich nicht Schiffsbauer in der deutschen Vorstadt fänden, welche das Boot instand zu setzen vermöchten, und wie er dann mit den Schiffszimmerleuten Karsten Brant und Franz Timmermann bekannt geworden sei u. s. w. So hatte man denn von früheren Zeiten, von den im Sande verlaufenen Versuchen des Schiffbaues unter Alexei her ein Schiffsmodell, welches von allen russischen Fahrzeugen abwich, und ein Personal, welches dem jungen Zaren die nötige Anleitung zu geben vermochte. Hier wie sonst ist zu ersehen, daß die Richtung der Neuerungen schon früher angegeben war; aber auch hier wie sonst erkennt man, was es bedeutete, wenn eine Persönlichkeit, wie diejenige Peters, das Neue erfaßte und fortbildete. Bei dem trägen historischen Pulsschlag der früheren Regierung hatte man einen Anlauf genommen, um dann das Begonnene wieder aufzugeben. Für seine Person mochte der Zar Alexei dem Schiffsbau und dem Seewesen völlig gleichgültig gegenübergestanden haben, während Peter sich mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit, mit seiner phänomenalen Begabung der Sache annahm. So wurde der Wassersport zu einer europäischen Schule für den jungen Zaren; so entstand die Flotte, welche wesentlich dazu beitrug, dem russischen Reiche die bei Poltawa errungene Stellung einer Großmacht zu sichern. Die ganze Zeit der Regierung Peters hindurch haben ausländische Diplomaten dieser Spezialität als einem neuen Machtmittel des emporstrebenden Landes die größte Beachtung geschenkt. In den Tagebüchern,

Depeschen und Memoiren der Korb und Juel, der Weber, La-Vie, Campredon u. a. spielt das Wachsen und Gedeihen der russischen Flotte eine hervorragende Rolle. Daß die zweite Gemahlin Peters, Katharina, sich ebenfalls dafür interessierte und in ihren Schreiben an den Zaren oft der Fortschritte auf diesem Gebiete erwähnt, ist charakteristisch für beide und bildet einen Gegensatz zu der Gleichgültigkeit der Mutter und der ersten Gemahlin Peters, welche beide als Frauentypen früherer Zeiten völlig außerhalb der historischen Strömung blieben. Mochten die Russen im allgemeinen gegen alle und jede Entwickelung des Seewesens eingenommen sein, mochten auch wohl manche Ausländer, wie z. B. Vockerodt, die Gründung einer mächtigen Kriegsflotte in Rußland als einen Fehler bezeichnen [1]), so wären doch die endgültig und schwer errungenen Erfolge in dem nordischen Kriege ohne diese nautischen Bestrebungen nicht denkbar gewesen. Eine imposante Haltung Rußlands als Großmacht stand und fiel mit der Eroberung und Behauptung der Küstenlinien; ohne Flotte kein Petersburg, ohne Petersburg kein modernes Rußland.

Aus den Schriften Schmidts, Plothos, Wiskowatows, Brix', Steins u. a. über die Geschichte des Heerwesens in Rußland ist zu ersehen, wie die Europäisierung auf diesem Gebiete längst vor Peter begonnen hatte. Herberstein hatte in Rußland noch ein spezifisch asiatisches Militär vorgefunden; auch die Engländer, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Rußland kamen, hatten sich darüber geäußert, daß es kein Fußvolk, sondern nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Reiter gebe, welche „more Turcarum" kämpften [2]). Die Abbildungen in Herbersteins Werke veranschaulichen den Unterschied zwischen westeuropäischen und russischen Kriegern. Aber schon um jene Zeit begann die Einwanderung der ausländischen Spezialisten auf dem Gebiete der Feuerwaffen, was unfehlbar

1) S. Vockerodt, S. 53—55.

2) Anglorum navigatio von 1553 in der Edition Rerum moscoviticarum auctores varii, S. 149.

zu durchgreifenden Reformen auf dem Gebiete des Heerwesens führen mußte. Herberstein schreibt, es kamen „deutsche und welsche Büchsengießer, welche Feldgeschütz und Büchsen und etliche eiserne Kugeln gießen, wie unsere Fürsten in dem Gebrauch haben; doch können sie“, fügt der österreichische Diplomat hinzu, „diese in den Schlachten nicht brauchen, dieweil sie ihre Sachen auf die Eile gesetzet“ [1]). Auch berief man schon im 16. Jahrhundert ausländische Strategen, wie denn z. B. der Livländer Fahrensbach erfolgreich für die Russen gegen die Tataren kämpfte. Immerhin war die russische Armee auch noch im 17. Jahrhundert ihren Aufgaben nicht entfernt gewachsen. Nicht umsonst äußerten sich Fletcher, Margeret u. a. sehr ungünstig über die Wehrkraft der Moskowiter, welche fortwährend in den Kriegen gegen Tataren, Polen und Schweden geschlagen wurden. In der Defensive waren die Russen stärker als beim Angriff; aber bei der bunt zusammengewürfelten Masse gab es keine Schulung; es erscheint sehr naiv, wenn der russische Gesandte Tschemodanow in Italien behauptete, daß im Kampfe gegen das russische Heer kein anderes bestehen könne, und zugleich bemerkte „jeder kämpfe mit Armbrust und Feuerwaffe, wie er es verstehe“ [2]). Auch die Schilderung der meist hölzernen Festungen und der Mobilmachung bei Kotoschichin [3]) giebt uns keinen hohen Begriff von der russischen Wehrkraft. Man war genötigt, in allen Stücken von den Ausländern zu lernen. Kotoschichin berichtet, wie Kanonen und Flinten aus dem Auslande verschrieben wurden, wie man an den Pulvermühlen Ausländer anstellte, wie Ausländer die russischen Reiter unterrichteten [4]). Bockerodt bemerkt ausdrücklich, daß die Russen für ihre frühere Kriegs-

1) Herberstein, deutsche Ausgabe, S. 49a.

2) S. über die Zusammensetzung der russischen Armee, die Mängel derselben, den kolossalen Troß u. s. w. meine Abhandlung „Possoschkows Ansichten über das Heerwesen“ in der Baltischen Monatsschrift, Bd. VII, Heft 1.

3) Kap. VIII, § 10. 11; IX, § 1—12.

4) Kap. VII, § 11. 21; IX, § 12.

verfassung recht viel von den Tataren und Türken gelernt hätten [1]). Jetzt galt es, sich nach besseren Lehrmeistern umsehen. Im Jahre 1647 erschien in Rußland die Übersetzung eines deutschen Buches über die Kriegskunde. Wenigstens ein Teil der Armee wurde ganz nach ausländischen Mustern bewaffnet, gekleidet und dressiert. Rinhuber bemerkt bereits, der Krieg werde auf deutsche Art geführt, und die russischen Fußknechte kämpften nicht gern ohne deutsche Offiziere [2]). Es mußten manche spezifisch orientalische Unsitten abgeschafft werden. Den Ausländern fiel das barbarische Geschrei auf, mit welchem die Russen, ihre Feinde mit den unflätigsten Schimpfwörtern verhöhnend, sich in den Kampf zu stürzen pflegten [3]). Unter Peter ist dergleichen bei den allerstrengsten Strafen verboten worden. Es kam der Regierung Peters zugute, daß eines der allerschlimmsten Übel des russischen „ancien régime“ kurz vor seiner Thronbesteigung abgestellt worden war, nämlich die „Mestnitschestwo“, der Streit um Rang und Titel bei Besetzung der Ämter, auch der militärischen.

Aus zahllosen Quellen erfahren wir, wie schlecht es in Rußland mit der Mannszucht stand. Zu den schlimmsten Fehlern der russischen Offiziere gehörte die Unfähigkeit, sich einem höheren Willen unterzuordnen. Jeder Militär hielt sich für berechtigt, den Gehorsam zu verweigern, wenn seine Ernennung für irgendeinen Posten seinen Überzeugungen von den ihm seiner Vorfahren wegen zukommenden Vorrechten inbetreff der einzunehmenden dienstlichen Stellung nicht entsprach. Die zahllosen Streitigkeiten, welche der Anfang jedes Feldzugs aufwies und welche häufig den Beginn der militärischen Operationen hinausschoben und auch wohl in entscheidenden Augenblicken den Erfolg in Frage stellten, die Klagen, Rekriminationen und Denunziationen der Offiziere untereinander brachten die Regierung nicht selten schon während des 16. Jahr-

1) Bockerodt, S. 36.

2) Edition Rinhuber, S. 5 u. 11.

3) S. z. B. Schleissing, Die beiden Zaren Iwan und Peter, S. 19.

hunderts aus der Fassung. Oft erkannte man die Berechtigung solcher Klagen und Bitten an und ließ auf Grund der in den Archiven befindlichen Dienstbücher diese Personalfragen genau prüfen und entscheiden. Öfter aber sah die Regierung durch den dabei unvermeidlichen Zeitverlust den Erfolg des Feldzuges in Frage gestellt und half sich mit der kategorischen Erklärung, daß in dem gegebenen Falle jeder unweigerlich den ihm zugewiesenen Posten bekleiden sollte, ohne daß im Prinzip seinen Dienstrechten im Verhältnis zu Kollegen oder Vorgesetzten dabei zu nahe getreten würde. Solche Ernennungen „ohne Präjudiz", die formelle Erklärung, daß es sich hierbei um eine Art von „comment suspendu" handle, waren einerseits eine Anerkennung der Gesetzlichkeit des ganzen Mißstandes solchen endlosen Haders, anderseits ein kümmerlicher Notbehelf. Man mußte weitergehen und mit dem Prinzip brechen.

Während der Regierung des Zaren Feodor Alexejewitsch (1676—1682) machte eine aus Vertretern verschiedener Stände zusammengesetzte Kommission, welche über die Reform des Heerwesens zu beraten hatte, dem Unfug durch das Gutachten ein Ende, daß alle Rangstreitigkeiten verboten sein sollten. Man beschloß, das Archiv der Dienstregister zu verbrennen. Die Erkenntnis, daß ein im Prinzip den Staat schädigendes Institut beseitigt werden müsse, war allgemein. Die Initiative zu einer solchen durchgreifenden Reform hatte der obenerwähnte Fürst Wassilij Golizyn. Seine Idee entsprach dem Charakter der Zeit, in welcher das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Reformen immer klarer hervortrat [1]).

So gab es denn, noch ehe Peter die Zügel der Regierung ergriff, eine moderne Richtung inbetreff des Heerwesens. Aber auch hier kam das ganze Schwergewicht seiner Persönlichkeit

1) S. den Vorgang bei Ssolowjew, Gesch. Rußlands, Bd. XIII, S. 317—324, erwähnt in meiner Biographie Golizyns in den „Bildern aus Rußlands Vergangenheit", S. 288—291. Das Hauptwerk über „Mestnitschestwo" ist von dem Professor der Odessaer Universität Markewitsch im Jahre 1888 in einem sehr starken Bande herausgegeben worden.

zur Geltung, als er nun auf der angegebenen Bahn weiterging. Frühere Zaren hatten nie so unmittelbar mit den ausländischen Offizieren und Ingenieuren verkehrt. Peter war in der Lage, auf diesem Gebiete sehr viel mehr zu lernen als sonst jemand. Schon als Knabe genoß er in militärischen Spielen mancherlei Anregung durch die Bekanntschaft mit dem Livländer Mengden; nach der Staatsveränderung des Jahres 1689 verkehrte er fast täglich mit Patrick Gordon, welcher in allen Fragen des Kriegswesens bewandert war und bei den vom jungen Zaren veranstalteten Manövern den denkbar nützlichsten Lehrmeister abgab. Die pyrotechnischen Belustigungen, welche in dieser Zeit den jungen Herrscher vielfach in Anspruch nahmen, führten zu Studien auf dem Gebiete der Ballistik, des Artilleriewesens. In Gemeinschaft mit Peter prüfte Gordon neue Kanonen, eine Art Mörser, neue Bomben; der gelehrte Schotte, welcher mit der „Royal Society“ in London korrespondierte, Vaubans Schriften las, in allen Fragen der militärischen Technik auf dem Laufenden blieb, lieh dem Zaren Bücher über das Artilleriewesen; er zeigte ihm neue Waffen, welche er aus dem Auslande erhielt, einen nach neuer Art konstruierten Ladestock, einen Artilleriequadranten, einen Apparat für die Anfertigung von Granaten u. s. w. In diesen Dingen konnte Gordon dem Zaren unvergleichlich mehr nützen, als der weniger geschulte, unerfahrene und leichtlebige Lefort. Auch Winius, der Sohn eines holländischen Kaufmannes, konnte dem Zaren viel Anregung bieten. Er hatte Gesandtschaftsreisen ins Ausland gemacht, mehrere ausländische Bücher ins Russische übersetzt, ein geographisches Werk verfaßt, die Apothekerbehörde geleitet, in Kleinrußland als Regierungskommissar fungiert, und bekleidete zu Anfang der Regierung Peters die Stelle eines Postdirektors. Er war sehr oft in der Gesellschaft des jungen Zaren, welcher die vielseitigen technischen, den Berg- und Schiffsbau betreffenden Kenntnisse dieses Mannes benutzte, um durch ihn aus dem Auslande Modelle und Instrumente, Handwerker und Bücher zu verschreiben, holländische Werke ins Russische übersetzen, Pulver und Kanonen anfertigen, Waffen-

fabriken anlegen zu lassen [1]). Mit besonderem Eifer lernte Peter das Artilleriewesen; er führte den Titel eines „Bombardiers“ des Preobrashenskischen Regiments. Bei der ersten Belagerung Asows (1695) scheint er sich die Leitung der Artillerie vorbehalten zu haben. Er hat eigenhändig Bomben und Granaten füllen helfen. Aber die technische Leitung ließ zu wünschen übrig. Erst als neue österreichische Ingenieure verschrieben wurden, Borgsdorff, Krahe u. a., welche dem Zaren viel Anregung dargeboten haben mögen, hatte man größere Erfolge, und die türkische Festung wurde genommen. Der Nutzen dieser Lehr- und Wanderjahre für den Zaren war gerade durch den Verkehr mit westeuropäischen Spezialisten unberechenbar. Ohne die Ausländer wäre es nicht zu den großen Erfolgen des nordischen Krieges gekommen. Peter lernte bei Freund und Feind. Nach der Schlacht von Poltawa hat er, als er die gefangenen Schweden zur Tafel einlud, auf die Gesundheit seiner Lehrmeister getrunken. Als nach dem Friedensschluß von Nystadt (1721) einige Senatoren den Vorschlag machten, die teuer bezahlten ausländischen Militärs zu entlassen, erwiderte Peter, man verdanke den Erfolg in erster Linie den Ausländern und würde den Vorwurf des schnödesten Undanks verdienen, wenn man sie entließe [2]). Erinnert man sich der großen Verdienste der Münnich, Lacy, Keith, Manstein, Weißmann, Stoffel, Bauer u. a. auf dem Gebiete der russischen Kriegsgeschichte der folgenden Jahrzehnte; vergegenwärtigt man sich, daß erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts bedeutende russische Heerführer auftreten, so wird man zugeben, daß in der Geschichte des russischen Heerwesens die Regierung Peters nur eine Phase darstellt, daß die Reformen, welche viel früher be-

1) S. das Genauere über die Studien und Belustigungen Peters in dieser Zeit in meinem Buche über „Peter“, S. 95—115.

2) „que c'était aux étrangers à qui il en (den günstigen Friedensschluß) avait la principale obligation“. So die weiteren hübschen Äußerungen Peters, in der Depesche Campredons vom 24. November 1721, in dem „Magazin“ (Sbornik) der Histor. Gesellschaft zu St. Petersburg, Bd. XL, S. 365.

gonnen hatten, mit der Beendigung des nordischen Krieges unmöglich abschließen konnten.

Wer patriotisch dachte und empfand, mußte die Kläglichkeit der russischen Militärverfassung früherer Zeiten erkennen, und die Niederlagen, welche man in den Feldzügen gegen die Tataren, bei Asow oder bei Narwa erlitt, als eine nützliche Schule ansehen. Es ist von Interesse, zu sehen, wie der Volksmann Possoschkow in der Beurteilung der Verhältnisse durchaus mit Peter dem Großen übereinstimmt. Da giebt es kein Prahlen mit nationalen Vorzügen, sondern eine richtige Erkenntnis der Mängel als Hauptbedingung für anzubahnende Reformen.

Possoschkow schrieb im Jahre 1701: „Wenn man sich des früheren Kriegsdienstes erinnert; der Himmel weiß, wie es da herging! Man jagt eine ungeheure Menge Menschen zum Dienste zusammen, und wenn man diese Leute genauer betrachtet, so muß man begreifen, daß man mit ihnen nichts anderes ausrichten konnte, als Schande einernten. Das Fußvolk hatte schlechte Waffen, und dazu verstanden diese Leute gar nicht damit umzugehen. Bei den Russen gab es immer drei oder vier Tote auf einen getöteten Ausländer, statt daß es umgekehrt hätte sein müssen. Und wenn man gar die Reiterei ansah, so war es erst recht eine Schande, ohne daß man sie mit der ausländischen zu vergleichen brauchte. Erstens hatten sie jämmerliche Klepper, zweitens ganz stumpfe Säbel, und drittens waren die Reiter selbst ganz abgerissen, litten an allem Mangel und verstanden nicht mit den Waffen umzugehen. Wahrhaftig, ich habe gesehen, daß mancher Edelmann nicht einmal sein Gewehr zu laden verstand, geschweige denn, daß er ins Ziel schießen konnte. Wozu nützen solche Heere, auch wenn sie zahlreich sind? Womit soll man sie vergleichen? Es ist schrecklich, es zu sagen, aber man kann sie mit nichts anderem vergleichen als mit einer Viehherde."

Als die Niederlage bei Narwa (1700) erfolgte, schrieb Possoschkow: „Für uns ist nicht bloß diese Niederlage sehr nützlich; auch unserer Ahnen können wir uns nicht rühmen.

Wie man sagt, hatte Fürst Golizyn, als er (1689) nach Perekop ging, 300 000 Mann, und ihm entgegen kamen alles in allem 15 000 Tataren, und die Unsern konnten im Kampfe mit ihnen nicht bestehen. Es ist allen bekannt, wie die Tataren die russischen Verschanzungen anfielen und zerstörten und die Unsern knallen und klappern mit ihren Waffen, aber die Tataren beachten es gar nicht" u. s. w. Ähnlich schrieb Possoschkow über die Schlacht bei Narwa, über welche Peter sich nach dem nordischen Kriege, wie folgt, äußerte: „Es ist wahr: damals war diese Niederlage sehr empfindlich und betrübend, so daß man an aller Zukunft verzweifeln und dieses Unglück für eine Folge von Gottes Zorn betrachten konnte. Wenn man indessen jetzt darüber nachdenkt, so müssen wir es nicht für eine Folge von Gottes Zorn ansehen, sondern für eine Gnade" . . . „Was war es für eine Armee, welche von den Schweden überwunden wurde?" fragt Peter und schildert sehr drastisch die Mängel derselben, die Unerfahrenheit der Russen. „Mit einem Wort", bemerkt er, „es war einem Kinderspiel ähnlich. Man darf sich nicht wundern, daß gegen ein so altes, geübtes und wohlversuchtes Kriegsheer (wie das schwedische) diese Lehrlinge und Anfänger den Kürzeren zogen. Gleichwohl wurden die Schweden nach dem Siege bei Narwa durch die Schlacht bei Poltawa gedemütigt und sahen ihre großen Entwürfe scheitern. Als wir aber dieses Unglück oder vielmehr dieses Glück (bei Narwa) erlebten, machte uns die Not emsig, arbeitsam und erfahren, wie die Folge dieser Geschichte zeigen wird."

Nach der Schlacht bei Poltawa, nach der glücklichen Beendigung des nordischen Krieges war es leichter als unmittelbar nach der Katastrophe bei Narwa, so unbefangen und klug über dieses Ereignis zu reflektieren, auf die Resultate der Völkererziehung hinzuweisen. Es war eine Schule gewesen. Nach dem Empfang der Nachricht vom Friedensschlusse (1721) schrieb Peter an Apraxin: „Alle Schüler beendigen in der Regel ihre Studien in sieben Jahren; unsere Schule hat drei=

mal so lange gewährt, hat aber ein so gutes Ende genommen, daß es nicht besser hat sein können" [1]).

Wie eng die Erfolge auf dem Gebiete der auswärtigen Politik mit dem Fortgange der Reformen im Innern zusammenhingen, hat der englische Ingenieur Perry, welcher von 1698 bis 1714 in Rußland weilte, in folgenden Bemerkungen zusammengefaßt. „Hätte", sagt er, „bei Poltawa nicht Peter sondern Karl XII. gesiegt, so wäre unter den ohnehin zu Rebellionen geneigten Russen ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen, um den Zaren dahin zu bringen, daß er die Russen zu ihrem alten abergläubischen, einfältigen Wesen und Unwissenheit wieder brächte und die Fremden, mit welchen sie sich niemahlen vertragen konnten, aus dem Lande jagte" u. s. w. [2]).

Allerdings waren durch die militärischen Reformen und durch die Kriege dem Volke die allerschwersten Opfer zugemutet worden. Die vorwärtsstürmende Diktatur hatte es mit der an dem Hergebrachten festhaltenden Menge zu thun. Geistliche, Bojaren und Strelzy — die letzteren als die Mandatare der breiten Volksschichten — waren jeden Augenblick bereit, die errungenen Erfolge in Frage zu stellen. Die Stoglaw-Versammlung von 1551 hatte gegen das Bartscheren und die ausländische Kleidung protestiert; Peter setzte beides durch und sagte dem Patriarchen (1694), als dieser ihm wegen der europäischen Kleidung Vorwürfe machte, er solle, statt sich zum Advokaten der Schneider aufzuwerfen, sich als Haupt der Kirche um Wichtigeres kümmern als um Kleidungsunterschiede [3]). Die Bojaren wollten ihre Kinder religiöser Bedenken wegen nicht zu Studienzwecken ins Ausland senden [4]): Peter zwang sie dazu. Von den Zeiten des Demetrius an hatten die Pöbel-

1) S. meinen „Peter", S. 367—368 und S. 445.

2) S. Perry, Der jetzige Staat von Rußland, Leipzig 1717, S. 43—44.

3) S. Crull, The ancient and present state of Muscovy, 1698, S. 206.

4) S. Perry a. a. O., S. 238.

massen immer wieder die Ermordung der in Rußland weilenden Ausländer geplant: solche Aufstände nahmen in der Zeit Peters die größten Dimensionen an. Aber er wußte solchen Explosionen der Volkswut mit unerbittlicher Strenge und Konsequenz entgegenzutreten. Sowohl im Jahre 1682 als im Jahre 1689 war bei den Aufständen der Strelzy die Ausrottung der Fremden auf der Tagesordnung. 1606 kamen bei der Katastrophe des Pseudodemetrius die ausländischen Ärzte zu Schaden. Olearius erzählt, wie der Moskauer Pöbel einen Arzt, Quirinus Bremburg, beinahe gelyncht hätte, weil man bei ihm ein Skelett erblickt hatte, wie ein deutscher Maler Detersen nahe daran war, zusammen mit einem bei ihm entdeckten Totenkopfe in die Flammen geworfen zu werden [1]). Bei vielen Feuersbrünsten geschah es, daß Ausländer vom Pöbel verbrannt wurden [2]); die Katastrophe des Doktors Daniel v. Gaden und des Apothekers Gutmensch im Jahre 1682 zeugt von der Volkswut gegen die Ausländer. Rassenhaß veranlaßte die Verschwörungen der Militärs 1697 und 1698. Man wollte die deutsche Vorstadt vernichten, Lefort, als den angeblichen Urheber der Feldzüge nach Asow, umbringen. Man stellte dem Zaren nach dem Leben, weil er die „Deutschen" ehrte, „an die Deutschen glaube und mit ihnen zusammenstehe". Als Peter 1698 nach Rußland zurückkehrte, erzählte man, es sei nicht der Zar, sondern ein Fremder gekommen, während der eigentliche Peter von den Deutschen in ein Faß gesteckt und ins Meer hinausgerollt worden sei. Weil Peter es mit den Ausländern hielt, galt er in den Augen der Massen als ein untergeschobenes Kind, oder gar als der „Antichrist". Der Zar mußte eine ganze Reihe von Rebellionen niederwerfen, den Aufstand der Strelzy 1698, die Meuterei der Kosaken in Astrachan im Jahre 1705—1706, die Erhebung Bulawins am Don im Jahre 1707 und 1708; er mußte seinen Sohn Alexei und dessen Anhänger gewaltsam beseitigen, um das

1) S. Olearius, S. 185—186.
2) S. Korb, Diarium.

Regierungsprogramm im Sinne und Geiste des Anschlusses an Westeuropa zu retten.

Sehr begreiflich, daß bei so ungeheuern Anstrengungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, bei den innern Krisen die Aufgaben der Gesetzgebung und Verwaltung, einer eigentlichen Europäisierung des Volkes, weniger bedeutende Erfolge aufweisen. Die innere Politik bietet größere Schwierigkeiten dar als die auswärtige. Während die Armee und die Flotte durch die Berufung von Technikern, Schiffern, Instruktoren, Schiffsärzten in verhältnismäßig kurzer Zeit in stand gesetzt werden konnten, war man nicht in der Lage, für die Reformen auf dem Gebiete der materiellen und geistigen Interessen, der Rechtspflege, der Wirtschaftspolizei, der öffentlichen Sittlichkeit ausländische Spezialisten zu berufen und zu verwerten. Es zeugte von einer auffallenden Naivetät und Unerfahrenheit in innerpolitischen Angelegenheiten, wenn Peter bei seinem ersten Aufenthalte im Haag an einer Festtafel seinen Tischnachbar, den Staatssekretär Fagel, gesprächsweise bat, ihm eine geeignete Persönlichkeit für die Bildung und Leitung einer Staatskanzlei zu empfehlen [1]). Er schien zu meinen, daß man einen Premierminister ebenso aus dem Auslande kommen lassen könne, wie einen Artilleristen, oder einen Chirurgen, oder einen Schiffszimmermann, oder eine Primadonna. Allerdings war es von Nutzen, wenn er später von Männern, wie Lefort, Leibniz, Fick, Ljubras u. a. große Entwürfe für das Verwaltungswesen in Rußland auf allen Gebieten ausarbeiten ließ. Wenn es sich darum handelte, zum Zwecke der Einschränkung bureaukratischer Willkür und zur Einführung einer bessern Kontrolle das kollegialische System einzuführen, so mochte Peter gut thun, schwedische Einrichtungen zum Muster zu nehmen; wenn er eine Akademie der Wissenschaften und ein damit verbundenes System von Lehranstalten herzustellen gedachte, so bedurfte er der Vorbilder, wie sie in Westeuropa bestanden. Aber bei der Besetzung der Hauptstellen der Verwaltung, bei den Reformen

1) S. Scheltema, I, S. 175—183.

der Behörden und Gerichte handelte es sich neben den allgemein für alle Völker geltenden Grundsätzen um ein Anknüpfen an das Bestehende, um eine genaue Kenntnis der Landessprache und Volkssitten, um eine allmähliche Umgestaltung der Zustände und Einrichtungen. Rußlands Machtstellung nach außen hin konnte gelegentlich durch eine Schlacht von Poltawa sich ganz schnell zum Bessern ändern; die Volkswohlfahrt im gewöhnlichen Leben erforderte eine langsame, stetig fortgesetzte Volkserziehung durch Gesetze und Verordnungen, durch die Entwickelung eines allgemeinen Interesses an den öffentlichen Geschäften, durch die Hebung der politischen Sittlichkeit, durch die Förderung der Selbstverwaltung u. s. w.

Wie in Westeuropa so dachte man auch in Rußland früher an die Staatsmacht und erst später an das Volkswohl. Erst Machiavellis „Principe“, dann Montesquieus „Esprit des lois“ oder Rousseaus „Contrat social“. Die Nichtberücksichtigung der Volkswohlfahrt in Rußland entsprach dem orientalischen Charakter des Staates. Ausländer, welche den Versuch machten, die Geschichte des Staates Moskau in den letzten Zeiten vor Peter zu überblicken, hatten den Eindruck einer Vernachlässigung der Interessen der Massen, insbesondere in den entlegeneren Gebieten. Vockerodt bemerkt, die früheren Zaren hätten sich um das, was in den Provinzen vorging, nie gekümmert [1]). Die rechtshistorischen Werke der Russen, die Aktensammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts bestätigen in gewissem Sinne diese Behauptung. Wir haben oben [2]) anzudeuten versucht, wie eine heillose Satrapenwirtschaft dem Volke schadete und schaden mußte. Wenn nun auch derselbe Vockerodt Peter dem Großen den Vorwurf macht, er habe um seiner Liebhaberei für das Seewesen willen ebenfalls viele Regierungsangelegenheiten vernachlässigt und während der ersten dreißig Jahre seiner Regierung sich im Grunde nicht um Gesetzgebung und Verwaltung gekümmert [3]), so zeugt das von der Vorein-

1) S. Vockerodt, S. 33.
2) S. Seite 517 ff.
3) S. Vockerodt, S. 31.

genommenheit und Einseitigkeit, welche überhaupt die Urteile dieses Schriftstellers kennzeichnen. Man muß allerdings zugeben, daß die wichtigsten Reformen auf dem Gebiete der inneren Politik während der letzten anderthalb Jahrzehnte der Regierung Peters stattfanden, wie z. B. die Gründung des Senats, der Kollegien, Codifikationsversuche, der Kampf gegen Unterschleife und Bestechlichkeit u. dgl. m.; aber auch früher schon legen zahllose Zettel von Peters Hand, Tausende von Verordnungen und Manifestationen ein Zeugnis ab von der Rührigkeit und Strebsamkeit des Zaren auf allen Gebieten. Auf demjenigen der Verwaltung im allgemeinen war vor ihm weniger geschehen als etwa bei der Reform des Heerwesens. Dazu erschwerte die Unruhe und Hast des nordischen Krieges die Arbeit der innern Reform um so mehr, als gerade in dieser Zeit die Mittel des Volkes, Menschen und Geld, in rücksichtslosester Weise in Anspruch genommen werden mußten, weil man die Aufgaben der auswärtigen Politik mit beispielloser Energie zu lösen suchte.

Schon die Mannigfaltigkeit der Reisezwecke russischer Stipendiaten, welche in Anknüpfung an Peters erste Reise nach Westeuropa ins Ausland geschickt wurden, beweist, daß der Zar schon damals ein umfassendes Reformprogramm ins Auge faßte. Vergleicht man die Leistungen der Druckerpresse in ihren Anfängen unter Iwan IV. mit denjenigen in der Zeit Peters, so wird man erkennen, daß der letztere die Vorteile dieses Bildungs- und Verkehrsmittels in der ausgiebigsten Weise zu verwerten wußte. Aus Pekarskijs trefflichem Buche „die Wissenschaft und Litteratur unter Peter dem Großen“ [1]) mag man ersehen, welche Fülle von Werken, meist Übersetzungen, in jener Zeit erschien und wieviel Anregung solche Erfolge der Presse boten. Es werden gleich in den ersten Jahren nicht bloß „Navigatorenschulen“, sondern auch andere Bildungsanstalten gegründet. Ausländer, wie Weber, Perry, Leibniz u. a. hatten den Eindruck, daß gerade auf diesem Gebiete der Initiative

1) Russisch im Jahre 1862 erschienen, von der Akademie gekrönt.

des Zaren außerordentlich viel verdankt wurde. „Ich will aus Bestien Menschen machen", sagte Peter (1710) zu dem dänischen Gesandten Juel [1]). Freilich dachte Peter weder an eine Aufhebung der Leibeigenschaft, noch an Volksschulen und Schulzwang; die Brutalität des Umspringens der Staatsgewalt mit den breiten Schichten der Bevölkerung entsprach zu Peters Zeit den Traditionen des früheren Asiatentums; aber wenigstens eine Minorität der russischen Gesellschaft wurde denn doch, dank den Reformen Peters, gleichsam in eine höhere Klasse versetzt und hatte Gelegenheit viel zu lernen. An der Besserung der verrotteten bureaukratischen Verhältnisse hat Peter, freilich mit der ihm eigenen Härte und Grausamkeit, mit besonderer Energie gearbeitet und dadurch doch wenigstens das Streben bekundet, das Volk vor dessen Aussaugern und Peinigern zu schützen. Die „Inquisitionen", d. h. die Verfolgung der Mißbräuche im Staatshaushalt, in der Rechtspflege, in der Lokalverwaltung mögen, insofern Folter, Beil und Knute dabei eine große Rolle spielen, einen peinlichen Eindruck machen, aber ein solcher Terrorismus schien durch den Umfang des auszurottenden Übels geboten und entsprach den Sitten der Zeit und des Landes [2]). Ein System wie das traditionelle der „Kormlenije", d. h. der gesetzlichen Ausbeutung der Unterthanen durch die Verwaltungsbeamten, konnte nicht durch sanfte Mittel beseitigt werden, da selbst ein Peter nicht viel dagegen auszurichten vermochte. Gerade die in jüngster Zeit erschienenen Quellen zur Geschichte Peters, wie etwa die Depeschen Webers, La-Vies, Campredons, die Tagebücher Juels u. a. gewähren einen tiefen Einblick in die ungeheuere Leistungsfähigkeit Peters, in die Vielseitigkeit seiner Bestrebungen, in die Unermüdlichkeit, mit welcher er sich insbesondere während des letzten Jahrzehnts seiner Regierung in alle Einzelheiten des Verwaltungswesens versenkte. Weber staunte darüber, wie der Zar täglich

1) S. Groves Edition, S. 244.

2) S. namentlich Peters Anstrengungen während der letzten Zeit seiner Regierung bei Bockerodt, S. 34—36.

stundenlang die Sitzungen des Senats leitete, alle Behörden revidierte, sich über das Thun und Treiben aller Beamten zu informieren suchte. Diese Vielregiererei mochte gelegentlich in eine Art Spionage ausarten und von einer gewissen Kleinlichkeit zeugen [1]); aber es lag doch derselben das Gefühl der Verantwortlichkeit dem Staate und Volke gegenüber zugrunde. Der französische Diplomat La-Vie sandte im Jahre 1719 dem Minister Dubois das Konzept einer Rede, welche Peter vor seiner Abreise nach Olonez gehalten haben sollte. Hier handelt er von der Pflicht des Monarchen, das Volk vor jeder Ungerechtigkeit zu schützen und alle Unehrlichkeit und Schlechtigkeit der Bureaukratie mit den stärksten Mitteln auszurotten. Nachdem es gelungen sei, den Staat nach außen hin sicherzustellen, werde er, der Zar, alles thun, der Ausbeutung des Volkes durch gewaltthätige und käufliche Beamte und Richter ein Ziel zu setzen u. s. w. [2]). Campredon berichtete im Jahre 1728: „Der Zar hat sich vorgenommen, den Habitus seines Volkes gänzlich umzugestalten [3]). Er ist unermüdlich in allen Geschäften, welche er besser kennt als irgendeiner seiner Minister; er nimmt an allen Beratungen teil. Da er weiß, daß er unbeliebt ist, so ist er auf Mittel bedacht, die Geheimnisse seiner Gegner zu erfahren, in den Familien Spione zu unterhalten“ u. s. w.

Also auch hier wiederum ein Zug der Tücke und des Argwohns, welcher vielleicht der Gefahr entspricht, die dem Zaren drohte. Eine Schreckensherrschaft — und eine solche war die Diktatur Peters — bedurfte solcher Mittel, der Aufpasser und der Denunzianten. Man vergegenwärtige sich, daß Peter als aufrichtiger Fortschrittsmann und Patriot im Grunde allein stand. Er persönlich repräsentierte ein System, welches in anderen, selbst in dem Fürsten Menschikow keine Stütze fand.

1) S. z. B. Webers Depeschen, von Herrmann herausg., S. 25.

2) S. den „Sbornik“ der Historischen Gesellschaft, Bd. XL, S. 14—16.

3) „de changer entièrement du noir au blanc le génie, les moeurs et les coutumes de sa nation“, „Sbornik“, XL, S. 180.

Im Gespräch mit dem dänischen Gesandten Juel hat Peter geäußert, wie er die westeuropäischen Fürsten um deren Mitarbeiter beneide [1]). An seine Frau schrieb Peter 1712 aus Greifswald, es sei ein schweres Leben, da er alles allein machen müsse: „Ich kann", heißt es da, „mit der linken Hand nicht viel machen; in der rechten aber muß ich zugleich den Degen und die Feder halten; wie viel Gehilfen ich habe", fügt er ironisch hinzu, „weißt du selbst ganz gut" [2]). Es entging den ausländischen Diplomaten nicht, daß Peter mit seinen idealen Bestrebungen isoliert blieb, daß von ihm persönlich viel abhing, daß er selbst Wunder verrichtete, während seine Mitarbeiter nur widerwillig und nicht ohne Hintergedanken seinen Intentionen folgten [3]). „Turmhoch steht der Zar über allen Menschen in diesem Reiche", bemerkt der dänische Gesandte Westphalen kurz vor Peters Tode [4]). „Er ist ein Wunder von Weisheit, Gedankenschärfe, Wachsamkeit, Fertigkeit und Arbeitskraft. Ohne die Unterstützung etwaiger Mitarbeiter liefert er den Männern der Regierung allen Stoff zur Beratung, eine Menge von Entwürfen, welche den Staat und die Kirche betreffen. Täglich arbeitet er stundenlang mit dem Kopfe wie mit der Feder in den verschiedenen Kanzleien, im auswärtigen Amt, in der Militärbehörde, in den Kollegien der Justiz, der Admiralität, des Handels, der Manufakturen, des Bergbaus, der Sicherheitspolizei u. s. w." Welchen gewaltigen Eindruck die gigantische Leistungsfähigkeit und Gedankenfülle Peters auf die Zeitgenossen übte, ersieht man u. a. aus den Memoiren der Mutter Katharina II., der Fürstin Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst, welche der vielen Institutionen, der „Neuschöpfung

1) Edition Grove, S. 244.

2) S. die russische Edition „Briefe russischer Herrscher" u. s. w., Moskau 1861, S. 21.

3) S. u. a. Campredons Depeschen in dem „Sbornik", Bd. XLIX, S. 339. 356 und Bd. LII, S. 145.

4) „Son esprit est sans cesse dans une assiette de supériorité par dessus de tous les hommes vivants dans ce pays-ci". Archiv zu Kopenhagen.

des Reiches" erwähnend, Folgendes erzählt [1]): „Über alle Reformen haben sich schriftliche Aufzeichnungen von der Hand Peters erhalten. Ich habe selbst in den Räumen des Senats, des Synods und der Kollegien der inneren und äußeren Angelegenheiten große Blätter in Folio gesehen, welche sorgfältig aufbewahrt werden. Die höchsten Staatsbeamten und die angesehensten Männer der Nation haben mir gesagt, daß diese Blätter eigenhändige Entwürfe dieses Herrschers inbetreff der neuen Gesetze, Institutionen und Anstalten enthielten und der Stil dieser Ausführungen so klar und deutlich sei, daß selbst ein Kind alles zu verstehen vermöge. Peter that noch mehr, indem er alle noch in fernerer Zukunft vorzunehmenden Reformen in eigenhändigen Abhandlungen darlegte, auf die Umstände hinwies, unter denen man zu solchen Änderungen schreiten könne, und auf die Grundsätze, welche eine systematische Ausführung derselben gestatteten. Seinen Nachfolgern bahnte er die Wege, indem sie nur zu lesen und ein gesundes Urteil zu haben brauchten, um in gewissem Sinne ebenso Großes zu vollbringen wie er. Ich zweifle nicht daran, daß seine Nachfolger, wenn nicht jetzt schon, so doch dereinst diesen Bahnen folgen werden."

Ähnlich äußert sich der dänische Gesandte Juel, wenn er berichtet, wie Peter sich im Gespräch mit ihm darüber beklagt habe, es sei schwer, sich mit allem allein befassen zu müssen, und wenn er erzählt, wie der Zar einen ungemeinen Verstand habe. Alles, was er angreift, schreibt Juel, macht er geschickt und erfolgreich. Bald leitet er mit unnachahmlichem Geschick die Löscharbeiten bei einer Feuersbrunst, bald erfindet er eine neue Muskete, bald stellt er das Verzeichnis der Trinksprüche zusammen, die bei einer festlichen Gelegenheit ausgebracht werden sollen, bald prüft er die Offiziere und Soldaten und entläßt die Untüchtigen aus dem Dienst u. s. w. „Er thut, was es auch sei",

1) „Il fit une création à la lettre". Als Memoiren bezeichne ich die Briefe der Fürstin an Pouilly, welche Bilbassow als Beilage zur Gesch. Katharina II. mitteilte, s. die deutsche Ausgabe, Bd. I, 2. Abteil., S. 99.

bemerkt Juel, „mit einem Eifer und einem Sachverständnis, als habe er sonst nichts anderes zu schaffen, während doch alle Staatsgeschäfte, die Kriegführung, die geistlichen Angelegenheiten u. s. w. in seiner Hand vereinigt sind und von ihm ohne sonderliche Hilfe anderer bestellt werden“ [1]).

Aber weil Peter alles besser wußte und konnte als sonst jemand und dazu über eine schrankenlose Macht verfügte, mochte er oft genug den Personen seiner Umgebung unleidlich werden. Seine Roheit entsprach den Sitten jener Zeit; groß in seinen Vorzügen und Talenten, war er auch extravagant in seinen Fehlern und Lastern. Nervös, leidenschaftlich, aufbrausend und gewaltthätig, mußte er häufig genug Unheil anrichten. Seine Ausschweifungen, insbesondere die Völlerei, übten einen abstoßenden Eindruck. Despotisch pflegte er auch andere, Männer und Frauen, zum Trinken zu nötigen und wurde thätlich, wenn er hierin auf Widerspruch stieß. Seine Neigung zu rohen Späßen, das Raffinement der Maskenscherze, welche er anordnete, die Kombination aller Lustbarkeiten mit verschiedenen Exzessen — alles dieses macht eher den Eindruck einer grinsenden Fratze als des Humors. Es mußte eine Unsumme von Haß und Wut über die Strenge, Härte und Brutalität des Tyrannen geben. Seine Unterthanen hatten es schwer, die Notwendigkeit der Gründung Petersburgs einzusehen, welche Zehntausenden von Arbeitern das Leben kostete; man mußte es denn doch mehr für einen eigensinnigen Einfall als für eine von Weisheit zeugende Maßregel halten, wenn Peter den Gebrauch der Ruder beim Übersetzen über die Newa auf das Strengste verbot, um den Menschen die Kunst des Segelns beizubringen, wobei viele ertranken [2]). Es fehlte nicht an Ausfällen Peters gegen die Personen seiner Umgebung. Menschikows Leben ist wiederholt in Gefahr gewesen. Einige Monate vor Peters Tode gab es eine scharfe Dissonanz in dem sonst so vortrefflichen Verhältnis Peters zu Katharina. Wenn er

1) Groves Edition, S. 348.

2) Webers Depeschen, von Herrmann herausg., S. 19. 30—31.

selbst auf diese beiden Zöglinge und Mitarbeiter sich nicht verlassen zu können meinte, so muß das Gefühl der Vereinsamung, des Emporragens über alle ihm besonders peinlich gewesen sein. Juel erwähnt des häufig wahrnehmbaren Mißtrauens als einer hervorragenden und dabei, wie ihm scheinen wollte, spezifisch nationalen Eigenschaft des Zaren [1]). Auch sonst finden sich in Juels Charakteristik Peters manche ungünstige Züge; der dänische Diplomat hielt ihn für listig, verschlagen, kleinlich, habsüchtig [2]). Ebenso bemerkt Vockerodt, Peter wäre ein Meister in der Verstellungskunst gewesen, das Seufzen seiner Unterthanen wäre bei ihm „gar wenig in Konsideration gekommen", er habe gemeint „die Menschen seien lediglich zu seinem Plaisir gemacht" [3]); es sei kein Wunder, wenn er von sehr vielen gehaßt worden sei und wenn viele geneigt wären, sein Andenken zu schmähen. So scharfe Urteile, gelegentlich wohl auch Verleumdungen und Verdächtigungen entsprechen zum Teil dem Unbehagen, welche solche Übergangszustände, wie die Regierungsepoche Peters, mit sich zu bringen pflegen, der Furcht, welche der strenge Herrscher allen einflößte, den schweren Opfern, welche er von allen im Interesse des Staatswohls verlangte. Denn die Betonung des letzteren ist doch der Grundzug im Leben und Wirken Peters, die Bedingung seiner Größe, der rote Faden in seiner historischen Rolle. Er hatte in der Entwickelung Rußlands keine neue Richtung eingeschlagen, aber mit gigantischer Faust das Reich in der schon früher vorgezeichneten Bahn ein gewaltiges Stück weitergeführt. Das moskowitische Zartum war ein russisches Kaiserreich, das unbekannte orientalische Land zu einer europäischen Großmacht geworden. Mit Stolz und Genugthuung mochte er auf die Ergebnisse seiner Lebensarbeit zurückblicken.

Es fragte sich, wie Rußland ohne ihn auskommen werde. Die Ausländer hatten wiederholt die Wahrnehmung gemacht,

1) Juel, Groves Ausgabe, S. 236.
2) Juel, S. 359.
3) Vockerodt, S. 26. 49. 95—96. 107—108.

daß die Arbeit der Regierungsmaschine ins Stocken geriet, wenn der Zar abwesend war [1]). Oft und oft begegnen wir in den Kreisen der Ausländer der Vermutung, daß ein Regierungswechsel alle Errungenschaften des Lebens und Wirkens Peters in Frage stellen werde. Indem ein Zeitgenosse hervorhebt, daß die Russen alles nur aus Zwang thäten, fügt er, indem er der Bemühungen Peters, das Bildungsniveau des Volkes zu heben, erwähnt, hinzu: „Stirbt Peter, dann — Adieu Wissenschaft" [2]). Immer wieder bemerkten zeitgenössische Beobachter, daß Unzählige keinen sehnlicheren Wunsch hätten, als nach Peters Tode die neue Residenz zu verlassen und in Moskau die altrussischen Traditionen wieder aufzunehmen, wie Perry sagt, in den alten „Schlendrian" zu verfallen. Der preußische Diplomat Mardefeldt meinte im Jahre 1721, die Moskowiter ertrügen die Regierung Peters nur mit dem äußersten Widerwillen, und es gebe kaum jemand, welcher nicht den Wunsch hegte, sogleich nach dem Tode des Zaren, aller Dienstpflicht ledig, sich dem Privatleben zu widmen, alle neuen Anstalten zu verlassen, welche nur durch die Strenge des Zaren instand gehalten würden und einen Nachfolger mit entgegengesetzten Regierungsgrundsätzen auf den Thron zu erheben [3]).

Peters Nachfolger war im Grunde der Fürst Menschikow. Nun aber wurde im Jahre 1719 erzählt, wie Peter, als er einst eine Reise antrat, zu Apraxin und Menschikow gesagt habe, daß ihm wohl bekannt sei, wie sie im Grunde seine Regierungshandlungen und Reformen mißbilligten und nach seinem Tode geneigt sein würden, die eroberten Provinzen und Petersburg aufzugeben und die Flotte, welche soviel Arbeit, Blut und Geld gekostet habe, verkommen zu lassen [4]). „Die Russen werden", schreibt La-Vie, „da sie alle Neuerungen

1) S. z. B. Camprebons Depeschen, Bd. XLIX, S. 24 u. 283.

2) S. Pekarskij, Die Wissenschaft und Litteratur unter Peter dem Großen, I, S. 12—13.

3) S. Camprebons Depesche im „Sbornik", Bd. XL, S. 211.

4) Ebenda S. 38.

hassen, nach Peters Tode alle Reformen umwerfen und den Ausländern, denen sie diese Veränderungen schuldgeben, nach dem Leben stellen" [1]).

Das Emporkommen Rußlands war in Europa als eine unliebsame Neuerung im allgemeinen politischen System empfunden worden. Daher teilte man im Westen die Hoffnung der Altrussen, daß nach Peters Tode die neue Großmacht ihre plötzlich errungene Stellung wieder verlieren, daß Rußland in die frühere Bedeutungslosigkeit zurücksinken werde. In Stockholm, in Kopenhagen, in Warschau atmete man förmlich auf, als man von Peters Tode erfuhr. Man erwartete alsbald, Rußland wieder in der früheren Barbarei zu erblicken.

Es war ein Irrtum. Wenn es eines Beweises bedarf, daß nicht einzelne Menschen die Geschichte machen, daß große Entwickelungsreihen, wie die Europäisierung Rußlands, sich unabhängig von dem Wollen und Wirken selbst eines Peter abspielen, so legt die Geschichte der folgenden Jahrzehnte ein Zeugnis dafür ab. Es hatten viele Bedingungen dazu mitgewirkt, um Rußland den Eintritt in die westeuropäische Kulturwelt zu ermöglichen; die Ausdehnung der letzteren nach Osten war eine geschichtliche Notwendigkeit gewesen; die Fortschritte der beiden Jahrhunderte, welche seit der geographischen Entdeckung Rußlands verflossen waren, konnten nicht rückgängig gemacht werden. Der Anschluß an Europa war unverlierbar, der Gewinn für Rußland wie für die Welt ein bleibender.

1) „Sbornik", Bd. LX, S. 5.

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.